
NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 07079441 1





1. O.K



Leben und ausgewählte Schriften

der

Väter und Begründer

der

reformirten Kirche.

Herausgegeben von

Dr. J. W. Baum, Professor in Straßburg, **R. Christoffel**, Pfarrer in Wintersingen, **Dr. K. R. Hagenbach**, Professor in Basel, **Dr. H. Heppe**, Professor in Marburg, **C. Pestalozzi**, Pfarrer in Zürich, **Dr. C. Schmidt**, Professor in Straßburg, **Lic. E. Stähelin**, Pfarrer in Basel, **Lic. K. Sudhoff**, Pfarrer in Frankfurt a. M., u. A.

Eingeleitet von

Dr. K. R. Hagenbach.

X. (2. Supplement-) Theil:

John Knox.



Elberfeld.

Verlag von R. L. Friderichs.

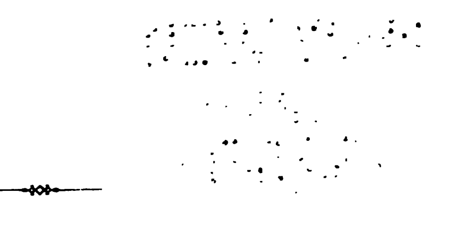
1862.

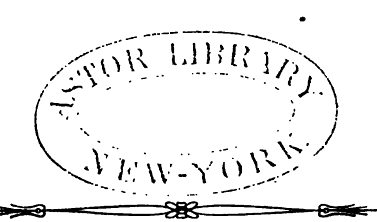
John Knox,

der Reformator Schottlands.

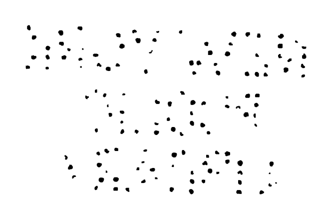
Von

Friedrich Brandes,
reformirtem Pfarrer zu Göttingen.





Elberfeld.
Verlag von R. L. Friderichs.
1862.



Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Vorrede.

Der Reformator Schottlands durfte in der Reihe der Väter und Begründer der reformirten Kirche nicht fehlen, und der Herr Verleger hat sich deßhalb gern bereit finden lassen, ein Lebensbild dieses Mannes dem Gesammtwerke noch hinzuzufügen. Möge dasselbe denn eine günstige Aufnahme finden.

Die Schwierigkeiten, ein Leben Knox' zu zeichnen, waren nicht gering, nicht sowohl wegen Mangel an Material und Vorarbeiten, als vielmehr was die Verarbeitung des Materials anbetrifft. Namentlich ist die Darstellung der politischen Verhältnisse Schottlands in jener Zeit schwierig gewesen. Das Leben des Reformators ist so sehr in diese Händel mit verflochten, daß sie mit Nothwendigkeit in die Erzählung hineingezogen werden mußten, und doch war es auch nothwendig, ihnen nicht einen allzubreiten Raum zu verstatten, sondern sie nur so weit zu berühren, als es zum Verständniß für deutsche Leser nothwendig war.

Die gebrauchten Quellen sind, so weit es thunlich schien, unter dem Texte angegeben. Es sei nur bemerkt, daß der Verf. neben dem Werke von Mignet auch die im 29. Bande von Meyers Geschichtsbibliothek enthaltene Uebersetzung desselben mit angeführt hat.

Möge das Buch dazu mithelfen, der reformirten Kirche ihre große Vergangenheit vor Augen zu stellen zur Kräftigung für die Zukunft.

Br.

Inhaltsverzeichniß.



Erstes Kapitel.

Schottland vor der Reformation.

Die Kunde von der auf dem Festlande begonnenen Kirchenverbesserung, namentlich von dem kühnen Auftreten Luthers gegen die Mißbräuche und Verirrungen der Papstkirche, scheint schon frühzeitig auch nach Schottland gedrungen zu sein. Denn schon im Sommer des Jahres 1525 sah sich das Parlament von Edinburg, in welchem damals die hohe römische Geistlichkeit den größten Einfluß hatte, veranlaßt, einen strengen Befehl gegen die sogenannte lutherische Ketzerei[1]) zu erlassen und überhaupt das Reden von ihr zu verbieten[2]) — nur den Geistlichen sollte gestattet sein, davon zu sprechen, sobald sie es thäten der Widerlegung halber. Es ist diese schnelle Verbreitung der reformatorischen Bewegung bis in den nördlichen Theil der britischen Insel hinauf doch auch keineswegs zu verwundern. Aller Herzen in Deutschland waren ja von diesem Ereignisse voll, das für alle kommenden Zeiten von der höchsten Bedeutung sein sollte, und — Schottland stand durch seinen Handelsverkehr mit den Seestädten unseres Vaterlandes schon damals in fortwährender, unmittelbarer Verbindung. So waren durch Seefahrer und Kaufleute sowohl Nachrichten von dem, was da im Herzen von Deutschland geschah, als auch namentlich mancherlei Schriften Luthers und seiner

---

1) Es würde natürlich eine Thorheit sein, wollten wir annehmen, weil der Name Luthers in den ersten Zeiten in Schottland genannt wird, so habe die dortige Reformation auch Anfangs einen specifisch lutherischen Charakter gehabt. Das specifische Lutherthum schied sich ja selbst erst viel später von der allgemeinen evangelisch-reformirten Kirche ab. Vgl. unter Anderem Heppe's Schrift über den Namen der reformirten Kirche. Dasselbe ist auch gegen Polenz zu sagen, der in seiner Geschichte des französischen Calvinismus Bd. I. der reformirten Kirche Frankreichs in ihren Anfängen einen specifisch lutherischen Charakter vindicirt. Luther galt damals lediglich als Repräsentant evangelischer Richtungen, und der Name „Lutherien" ist gleichbedeutend mit „evangelisch."

2) Parlamentsakte vom 17. Juli 1525. Vgl. M'Crie, life of J. Knox, I, pag. 37.

Freunde nach Schottland gekommen, weßhalb denn auch der eben erwähnte Parlamentsbeschluß vor Allem das Einbringen solcher Bücher verboten hat[1]).

Auch ist es ebenfalls leicht erklärlich, daß solche Nachrichten nach Schottland nicht kommen konnten, ohne auch sofort die Gemüther zu ergreifen und eine ähnliche Bewegung gegen die dortige Geistlichkeit zu erregen, da ja der kirchlichen Mißbräuche und Verkehrtheiten in jenem Lande nicht weniger waren, als anderwärts. Ueberhaupt war Schottland in mehr als einer Weise darauf vorbereitet, das römische Joch abzuschütteln, und sowohl die politischen Verhältnisse des Volkes trieben dazu an, als auch ein längst schon erwachtes Bedürfniß nach einer reineren Verkündigung des Evangeliums, als wie dieselbe von der damaligen Geistlichkeit geboten wurde. Der Same des durch die Reformation wieder auf den Leuchter gestellten göttlichen Wortes fiel auch in Schottland auf einen längst zubereiteten Boden, und es konnte deßhalb nicht fehlen, daß er auch aufging und Früchte trug, wenn auch die Schotten, wie kaum ein anderes Volk, darum haben leiden und kämpfen müssen[2]). Zunächst die politischen Verhältnisse Schottlands waren in der That eigenthümlicher Art und recht geeignet, eine Veränderung in den kirchlichen Dingen erwünscht erscheinen zu lassen, wenn damit auch keineswegs gesagt werden soll, daß, wie es die Römischen freilich stets behauptet haben, diese Triebfedern die einzigen oder auch nur die hauptsächlichsten gewesen seien. Schottland nämlich stand damals zwar unter einem Könige, der als das Oberhaupt des ganzen Staatswesens galt, aber gleichwohl war die Gewalt dieses Königs doch eine im höchsten Grade beschränkte[3]). Die eigentliche Macht besaß nicht er, sondern vielmehr die großen Barone des Reiches, die als die Landesherren über weite Territorien zu gebieten hatten, und auf deren guten Willen es daher ankam, ob sie dem Könige Hilfe leisten und sich seinen Befehlen unterwerfen wollten. In Zeiten des Kriegs waren sie es, die das Heer aus den ihnen unterthänigen Leuten zu gestellen hatten, oft genug kam es daher vor, daß sie den Kriegsdienst verweigerten, und die Angelegenheiten des Friedens hingen auch von ihren Beschlüssen im Parlamente ab, sodaß dem Könige oft nichts Anderes übrig blieb, als der Name und höchstens der Glanz, den dieser Name verleiht. Zwar hatten die Könige, und namentlich die aus dem Hause der Stuarts, welche damals

1) Es heißt dort ausdrücklich: „na maner of persoun, Strangear, that happinis to arrive with thare schip within ony part of this realme, bring with thame ony bukis or workis of the said Luther, his discipulis or servandis, disputis or rehersis his hereseis etc., underthe pane of escheting of thare schipis or guidis, and putting of thaire personis in presoun.“ (cf. l. c.)

2) Nicht weniger, als fast 200 Jahre lang (1525 — 1689), und oft auf das Allerheftigste.

3) Vgl. Rudloff, Gesch. der Reformation in Schottland, I, 25 ff.

den Thron inne hatten, wiederholt versucht, ob ihnen nicht auch gelingen wollte, was die Monarchen von England und Frankreich allmälig durchgesetzt hatten, nämlich die Selbstständigkeit der Barone unter den einen Willen des Staatsoberhauptes zu beugen; aber das war in diesem Lande vergeblich gewesen. Sie hatten Nichts davon gehabt, als lange und blutige Kriege mit den Großen ihres Reiches, in denen sie meistens die Unterliegenden waren, und ihr Streben nach Alleinherrschaft wohl gar mit dem Leben bezahlen mußten [1]). Die Barone, welche oft über viel größere Bezirke zu gebieten hatten, als diejenigen, welche den Inhabern der Krone unmittelbar unterworfen waren, waren den Königen mit einem Worte zu mächtig und zeigten sich auch stets so eifersüchtig auf ihre Unabhängigkeit, daß sie Alles thaten, um die Macht des Reichsoberhauptes in jeder Weise zu beschränken und zu brechen. Die Könige waren ja selbst vor dem Nichts, als Barone gewesen, welche dann, durch diesen oder jenen Umstand begünstigt, sich zu Oberherren gemacht hatten — die Stuarts durch eine Heirath mit der Enkelin des Robert Bruce — was Wunder, daß die Barone sie immer nur noch als Ihresgleichen betrachteten und sich weigerten, denen zu dienen, die vordem nichts mehr gewesen waren, als sie selbst? So zeigt uns die ganze Geschichte Schottlands, welche der Reformationszeit vorherging, denn auch immerfort diesen Widerstreit zwischen dem Königthum und der Baronie, der bald im Parlamente, bald aber auch auf dem Schlachtfelde ausgefochten wurde.

In solcher Lage war es nun aber natürlich, daß die Könige sich nach Bundesgenossen umsahen, welche im Stande waren, sie den Baronen gegenüber zu unterstützen. Sie selbst und besonders die Könige aus dem Hause der Stuarts hatten verhältnißmäßig nur über eine geringe Hausmacht zu gebieten, welche noch dazu durch die stets zu führenden Kriege gar bedeutend vermindert und mit Schulden belastet war, sodaß sie in der That oft dem einzelnen Barone nicht die Spitze zu bieten vermochten. Daher wandten sie ihre Gunst denn der hohen Geistlichkeit zu und suchten diese an das Interesse der Krone zu fesseln. Durch alle ihnen zu Gebote stehenden Mittel förderten die Könige den Glanz, das Ansehn und den Einfluß der Prälaten auf die Staatsangelegenheiten, durch Schenkungen und Vorrechte, die sie den Geistlichen ertheilten, machten sie dieselben reich, während sie selbst dann freilich nur ärmer dadurch wurden, und ebenso wußten sie die Prälaten in das Par-

1) Fast sämmtliche Könige aus dem Hause Stuart starben eines gewaltsamen Todes: Jakob I. wurde zu Perth von seinen Baronen getödtet (1437), Jakob II. verlor vor Roxburgh das Leben, durch das Zerspringen einer Kanone erschlagen, im Kampfe mit seinen Baronen (1460), Jakob III. kam durch die Hand der Barone um, als er aus der Schlacht bei Sanchie floh (1488), und Jakob IV. fiel bei Flodden gegen die Engländer (1513), diesmal freilich von den Baronen unterstützt. Mignet, hist. de Mar. Stuart, I, 7 ff.

lament und in die übrigen hohen Staatsbehörden zu bringen, wie sie denn namentlich auch das Amt des Reichskanzlers, des obersten Staatsbeamten, am liebsten in die Hände eines Erzbischofs zu legen suchten[1]). So geschah es denn, daß die Prälaten immer mehr an Reichthum zunahmen und daß sie am Ende ihre Hand nicht blos in allen weltlichen Händeln des Volkes hatten, sondern sogar diejenigen waren, deren Einfluß auch den der Barone weit übertraf. Sie aber standen nun auch auf Seiten der Könige den Baronen gegenüber, und für den Augenblick hatten die Könige also bei der großen Gunst, die sie den Geistlichen erwiesen, ihre Rechnung gefunden.

Doch mußte auf diese Weise nun auch ein Gegenstreit zwischen Baronie und Prälatenthum entstehen, der nicht nur diesem, sondern auch der Krone selbst unter Umständen gefährlich werden konnte. Die Barone sahen sich von den Geistlichen in Allem überflügelt. Während sie selbst durch die fortwährenden Kriege, die sie theils mit den Königen, theils auch unter sich führten, doch auch ärmer geworden waren, sahen sie die Besitzthümer des hohen Klerus im Laufe der Zeiten immermehr herangewachsen, so daß wenigstens die Hälfte des gesammten Nationalvermögens zuletzt in den Händen der Kirche war[2]), und während sie selbst auch alle Mühe hatten, um das Umsichgreifen der königlichen Macht zu verhindern, mußten sie sehen, wie die Geschäfte des Staates und damit auch die eigentliche Macht den Priestern zufielen, die am Ende gar Miene machten, sie selbst, wie die Könige, zu beherrschen. Dazu kam dann eben das offenkundige Bündniß zwischen Krone und Geistlichkeit, sowie auch, daß die Prälaten auf alle Weise die Barone fühlen ließen, welchen Vorrang sie vor denselben gewonnen hätten. Nicht nur in der Pracht und Ueppigkeit des Lebens thaten sie es ihnen zuvor, auch mit einem Hochmuthe, den sie kaum zu verhüllen für nöthig fanden, betrugen sie sich als die Herren des Landes den Baronen gegenüber. Die Priester waren reich und mächtig geworden, und wie es in solchem Falle immer geschieht, wo nicht der Herr ist und zur Demuth beugt, so zeigten sie sich auch trotzigen Herzens und hochmüthigen Sinnes bei jeder Gelegenheit. Da fehlte es denn auch nicht an Neid und Mißgunst, sowie auch an tiefer Erbitterung gegen die Vertreter der römischen Kirche auf der andern Seite. Waren die Barone auch unter sich uneinig genug, um gegen die in der festen Einheit des kirchlichen Wesens ihnen gegenüberstehende Geistlichkeit Nichts ausrichten zu können, und sorgten die Prälaten durch mancherlei Mittel auch selbst dafür, daß ein ihnen heilsam dünkender Zwiespalt unter den weltlichen Großen erhalten blieb, ein geheimer Groll nagte doch an den Herzen des Adels gegen diejenigen, welche ihnen in allen weltlichen Dingen so weit zuvor gekommen waren und eine Macht ausübten, auf welche sie selbst Anspruch

1) Vgl. Robertson, hist. of Scotland, I, 123.

2) M'Crie, life of J. Knox, I, 15.

erhoben. Daß die Barone deßhalb schon aus politischen Gründen der Reformation günstig sein mußten, liegt auf der Hand.

Aber es kamen nun auch noch andre Gründe hinzu, und der politische Beweggrund war noch nicht einmal der hauptsächlichste. Am meisten zu dem innerlichen Widerstreben gegen die römische Priesterschaft, wie es in Adel und Volk sich bald nach dem Empfange jener Nachrichten von den Thaten Luthers kund gab, trug ohne Zweifel die innerliche Versunkenheit und das ganze ungeistliche Wesen derer selbst bei, die sich Geistliche nannten. Stand es in dieser Beziehung überall um die Vertreter und Diener der Kirche schlimm, so in Schottland nicht weniger, ja, hier vielleicht noch viel schlimmer, als irgendwo. Ein Zeitgenosse rühmt der schottischen Geistlichkeit mancherlei Kenntnisse und Geschicklichkeiten nach[1]), doch bezogen sich diese eben nur auf die weltlichen Dinge, mit denen sie sich meistens befaßten. Klugheit und Gewandtheit in der Behandlung der Staatsgeschäfte fehlten ihnen allerdings nicht, und weil sie es gerade darin dem in seinen fortwährenden Kriegen roh gebliebenen oder verwilderten Adel zuvor thaten, deßhalb konnte es ihnen auch nur gelingen, diesem das Heft aus den Händen zu winden und sich in der hohen Stellung zu erhalten, die sie den Baronen gegenüber einnahmen, deßhalb waren alle Anstrengungen der Barone in den Parlamenten, wo es denn doch auf das kluge Wort mehr, als auf das tapfere Schwert ankam, vergeblich, die Priester um ihren Einfluß zu bringen, und deßhalb waren sie, wie man doch auch sagen muß, den Königen als Berather und Helfer in gewissem Sinne unentbehrlich. Aber auf diese Dinge beschränkte sich denn auch ihr Wissen und Können, wie alle ihre Gedanken von denselben in Anspruch genommen wurden — ihr Leben überhaupt ging auf in Staatsgeschäften und Staatsintriguen, wobei sie sich selten scheuten, sowohl unehrenhafte List, als auch grausame Gewaltthat anzuwenden, sobald es ein Erreichen ihres Vortheils galt — dagegen mit alle dem, was ihr eigentliches Geschäft und ihre ganze Sorge hätte sein sollen, mit der geistlichen Pflege der ihnen anvertrauten Kirche stand es eben so kläglich, wie mit ihrem eigenen christlichen oder vielmehr unchristlichen Leben und selbst mit ihrer Kenntniß des Christenthums. Sie waren eben Weltleute geworden und sie dienten nun auch dem Herrn, dem sie sich ergeben hatten, dem, den der Apostel den Fürsten dieser Welt nennt und von welchem er sagt, daß er in der Finsterniß dieser Welt sein Wesen treibe. „Habsucht, Ehrgeiz und Liebe zu weltlicher Pracht," sagt ein Geschichtschreiber über diese Zeit[2]), „herrschten unter den höheren Klassen der Geistlichkeit, Bischöfe und Aebte wetteiferten mit dem ersten Adel in Pracht und übertrafen ihn an allerlei

1) Ralph Sadler, State Papers I, 47 f. nennt die Prälaten the only men of learning about the court of James V.

2) M'Crie, I, 15 f.

weltlichen Ehren. Sie waren Geheimräthe, Mitglieder des obersten Gerichtshofes und des Parlamentes, und hatten längst die höchsten Staatsämter in Beschlag genommen. Ein erledigter Bischofssitz oder eine vakante Abtei rief die mächtigsten Bewerber herbei, welche darum stritten, wie um ein Fürstenthum oder ein Königreich, und nicht selten wurden dabei die Schwerter angewandt[1]). Dagegen wurden unbedeutendere Pfründen offen verkauft oder an die unwissenden und unwürdigen Creaturen der Hofleute, an Würfelspieler, fahrende Sänger und an die unehelichen Söhne der Bischöfe vergeben." In der That, ein entsetzliches Bild von einer Geistlichkeit, die sich eine Stellvertreterin Jesu Christi nannte, desjenigen, dessen Reich nicht von dieser Welt ist.

Von wirklicher Sorge für das Seelenheil der ihnen anvertrauten Gemeinden, von Predigt der Buße und des Glaubens war bei diesen Leuten nicht mehr die Rede. Was sie trieben, war Aberglaube und religiöse Betrügerei mit wunderthätigen Heiligenbildern und dergl., meistens in der allergraffesten Gestalt, und dadurch suchten sie dem unwissenden Volke, das noch für solche Dinge empfänglich war, das Geld aus der Tasche zu locken, um sich dadurch zu bereichern. Von einer ordentlichen Predigt des Gotteswortes war kaum eine Spur, und daß ein Bischof jemals die Kanzel bestiegen habe, war etwas so Seltenes, daß der oben erwähnte Geschichtsschreiber versichern kann, er habe in der Geschichte Schottlands seit Errichtung der ordentlichen Bischofssitze bis zur Zeit der Reformation keinen solchen Fall erwähnt gefunden[2]). Die ganze ordentliche Geistlichkeit war des Predigens durchaus ungewohnt geworden, und nur „verlogene Mönche" gaben sich noch damit ab, in der einzigen Absicht, Geld damit zu verdienen, ja, es war etwas ganz Gewöhnliches, daß Kirchspiele ein oder mehre Menschenalter hindurch ganz ohne Geistliche blieben, weil die Bischöfe es vorzogen, die Einkünfte der Pfarren für sich zu behalten.

Und was hätten sie Alle dem Volke auch verkündigen sollen? Nach einer Kenntniß des Evangeliums suchte man bei ihnen vergebens, und so gewandt und erfahren sie waren in Allem, was den Staat anbetraf, eben so unwissend waren sie in den Sachen des Glaubens. Selbst Bischöfe schämten sich nicht, zu bekennen, daß sie von dem Glaubensbekenntniß Nichts wüßten, und noch viel weniger Etwas von der heiligen Schrift gelesen hätten, mit Ausnahme dessen, was davon in ihren Meßbüchern stände, ja, es ging so weit mit der Unwissenheit der Geistlichen, in den gewöhnlichsten, den christ-

1) Während der Minderjährigkeit Jakobs V. wurde Gawin Douglas zum Erzbischof von St. Andrews ernannt, aber Joh. Hepburn bemächtigte sich des erzbischöflichen Stuhles mit Gewalt. Später belagerte Douglas die Kathedrale von Dunkeld und nahm sie mit Sturm ein. Buchanan, hist., XIII, 44.

2) M'Crie, I, 16.

lichen Glauben betreffenden Dingen, daß einst eine Anzahl von Ordensbrüdern, als von dem Neuen Testamente die Rede war, erklärten: „sie wollten kein neues, sie wollten lieber beim alten bleiben!" Da kann man sich denn nicht wundern, wenn vom Christenthum kaum Etwas mehr, als der bloße Name übrig geblieben war. Ach! anstatt Gott den Herrn anzubeten, wurde das arme nnd unwissende Volk gelehrt, zu einer Anzahl von sogenannten Heiligen seine Zuflucht zu nehmen, und statt das „einen Mittlers zwischen Gott und den Menschen" wies man es auf eine große Menge von Mittelspersonen hin, die ja doch alle für sich selbst noch der Vergebung bedurft hatten. Da war Heiligendienst und Mariendienst, aber kein Christenthum mehr. Und die Messe wurde benutzt als eine gute Einnahmequelle für die Geistlichkeit, wie denn auch die Absolutionen, Ablässe u. dergl. in reichlichstem und einträglichstem Maße im Schwange gingen. Statt aber zu einem rechtschaffenen Lebenswandel anzuleiten, lehrte man das Volk, es sei hinreichend, seine Ave's und Credo's zu singen, Messen zu bezahlen, Ohrenbeichte zu thun, Wallfahrten zu machen, am Freitage kein Fleisch zu essen, oder auch mit Kasteiungen seinen Leib zu quälen, ja, wer seine Zehnten und Abgaben an die Priester pünktlich zahlte, wer womöglich Kirchen und Kapellen und Altäre baute und die Priester bedachte, der, verkündigte man, dürfe seiner Seligkeit hinreichend gewiß sein. Legenden der Heiligen und Ordensstifter, ihre wunderbare Heiligkeit, ihre vollbrachten Wunder und Thaten, ihre Kämpfe mit dem Teufel, ihr Wachen, Fasten und Kasteien, ferner die Wirkungen des Weihwassers, des Chrisams, des Kreuzschlagens und Beschwörens, die Schrecken des Fegfeuers, nebst den zahllosen Erlösungen aus demselben durch die Fürbitten der Heiligen — das waren die Dinge, welche die predigenden Mönche vorzutragen pflegten, vermischt mit Possen, Witzen und selbst unflätigen Redensarten [1]). Fürwahr, ein beklagenswerthes Volk, das solche Hirten hatte!

Dazu kam dann das ärgerlichste Leben der Geistlichen selbst; Reichthum ohne Glauben, verbunden sogar noch mit der ärgsten Unwissenheit in religiösen Dingen, mußte ja der faule Baum sein, der auch nur faule Früchte bringen konnte. Ueppigkeit in jeder Weise war unter den Prälaten eingerissen, und mit der Prachtliebe und Schlemmerei wetteiferte die Unzucht [2]). Die Bischöfe gingen darin voran, und es war nicht zu verwundern, wenn auch die untere Geistlichkeit diesem Beispiele folgte. Oeffentlich traten sie mit ihren Dirnen auf, und wenn in andern Ländern wohl auch dergleichen vorkam, so hielt man es doch verborgen, hier aber war alle Scham verschwun-

1) Vgl. Knox, history of the reformation of religion in Scotl., ed. 1732, pag. 14 — 16.

2) Das Concubinat war die Regel und wurde kaum verheimlicht. Erzbischof Beaton verheirathete nicht blos seine Tochter mit dem Grafen Crawford, sondern gab ihr auch im Ehekontrakt seinen Namen. Robertson, I, 126.

den. Ihren natürlichen Söhnen gaben die Bischöfe Pfründen, und ihre Töchter verheiratheten sie mit den Söhnen des Adels und Bürgerstandes, diese anlockend mit der reichlichen Aussteuer, welche sie gaben. Mußte ein solcher Zustand nicht Entrüstung bei allen Besseren hervorrufen, und hatten die Barone nicht Recht, wenn sie solchen Menschen die Güter und Ehren nicht gönnten, die sie doch nur besaßen im Namen einer Religion, welche sie selbst mit Füßen traten und an den Pranger stellten?

Hatte nicht blos der Adel, sondern auch das ganze Land doch schwer genug an dieser Last zu tragen! Nicht blos, daß ein ganz bedeutender Theil des Grundbesitzes in den Händen der Geistlichkeit war, und Zehnten und Abgaben in Menge an sie entrichtet werden mußten, ihr hauptsächlichstes Bestreben ging auch dahin, diesen ihren Besitz noch auf allerlei Art und Weise zu vermehren. Das Einzige, wodurch diese Priester sich ein Ansehen zu geben und zu bewahren vermochten, war ja der Reichthum: so wandten sie denn auch alle Mittel an, um sich neue Güter zuzuwenden. „Die Lager der Sterbenden wurden durch die habsüchtigen Priester umringt und ihre letzten Augenblicke beunruhigt, nur zu dem Zwecke, um ihnen Schenkungen für Kirche und Geistlichkeit abzupressen. Nicht zufrieden mit den bedeutenden Abgaben, die sie von den Lebenden bezogen, setzten sie auch noch die Todten in Contribution. Kaum hatte ein armer Landmann seinen letzten Athem ausgehaucht, so erschien auch schon der räuberische Pfarrer und verlangte seine Gebühr, welche er so oft begehrte, so oft der Tod in einem Hause einkehrte. Kirchliche Bannflüche wurden gegen diejenigen geschleudert, welche mit ihren Zehnten im Rückstande blieben, und um ein Paar Groschen willen wurden die Leute bei der geringfügigsten Veranlassung an den Pranger gestellt"[1]). Dazu kam denn noch diese Menge von Mönchs- und Nonnenklöstern, in denen die Trägheit von dem Schweiße des Volkes lebte und deren Bewohner bettelnd und Almosen fordernd durch das Land zogen[2]), dazu kamen endlich noch die bedeutenden Summen, welche jährlich nach Rom gingen und für die das Volk Nichts zurück bekam, als „hölzerne Bilder, alte Heiligenknochen und andere kostbare Dinge des geheiligten Betruges."

Und mit welcher Strenge suchten die Priester auch Alles abzuwehren, was ihrem Ansehen hätte schädlich werden können! Ihr eigenes böses Ge-

1) M'Crie, I, 23. Vgl. Knox, hist., 14.
2) M'Crie, I, 18 zählt folgende Arten von Mönchen und Nonnen auf: „Friars, white, black, and grey, canons regular, and of St. Anthony, Carmelites, Carthusians, Cordeliers, Dominicans, Franciscans, Conventuales and Observantines, Jacobines, Praemonstratensians, monks of Tyrone, and of Vallis Caulium, Hospitellers, or Holy Knights of St. John of Jerusalem; nuns of St. Austin, St. Clare, St. Scholastica, and St. Catharine of Sienna, with canonesses of various clans."

wissen mochte ihnen ja sagen, daß es um sie geschehen sei, sobald das Volk zur Einsicht käme, was eigentlich unter ihren schimmernden Gewändern verborgen sei. Jedes freie Denken suchten sie deßhalb mit Gewalt zu unterdrücken, und wo nur ein Anzeichen kund that, daß Jemand sie durchschaut, wo nur ein Verlangen nach Besserem sich regte, da waren sie sofort auch mit den blutigsten Maßregeln bei der Hand. Ihre eigenen Schulen, die sie zu St. Andrews, Glasgow und an anderen Orten errichtet hatten, waren in einem Zustande, daß kein Lichtstrahl der Wahrheit von da ausgehen konnte — was man dort trieb, war jene mittelalterliche Mönchsgelehrsamkeit, Scholastik genannt, die nur darauf ausging, die Mißbräuche der Kirche als göttliche Gebote zu rechtfertigen, aber vom Worte Gottes hörte man auch dort Nichts, selbst die Sprache, in der das neue Testament geschrieben ist, wurde von Keinem verstanden — und eben so suchte man das ganze Volk in Unwissenheit und Verblendung zu erhalten. Jeder Weg, auf dem die Erkenntniß hätte eindringen können, ward sorgfältig bewacht, und Wissenschaft galt als Ketzerei. Es war keine Marter so grausam, die man nicht denen bereitete, welche dennoch es wagten, ihr Mißfallen mit der herrschenden Versunkenheit an den Tag zu legen, und nur die Flucht konnte Solche vor Kerker und Scheiterhaufen bewahren. Und alle diese Schändlichkeiten wagten diese Priester im Namen Jesu Christi und seiner Kirche auszuüben. Die Schotten hätten müssen nicht Menschen sein, wenn sie solche Zustände auf die Dauer hätten ertragen wollen!

Auch war längst mancherlei Widerstreben gegen das priesterliche Unwesen im Volke lebendig geworden und mancherlei Verlangen nach einer gereinigteren Kirche. Nicht zwar, daß die Barone darauf hinaus gegangen wären. Die hatten zu viel mit ihren Fehden zu thun, als daß sie um das Evangelium und um die von den Priestern vergrabenen Schätze sich hätten bekümmern mögen. Aber im Volke selbst traten solche Regungen hervor, zum Theil vielleicht noch herstammend von der alten Sekte der Culdeer, welche ein freieres Christenthum gehabt hatten und bei der Einführung der römischen Kirche in Schottland unterdrückt worden waren, zum Theil aber auch veranlaßt durch Schüler Wickliffe's, die die Lehren ihres Meisters auch in Schottland verbreiteten.

Die Culdeer, ein Name, der erst während der römischen Zeit aufkam und vermuthlich so viel, wie „Gottesverehrer“ bedeutet (colidei)[1]), waren ursprünglich nicht etwa eine besondere Sekte in der schottischen Kirche, wie man wohl früher gemeint hat, sondern vielmehr Niemand anders, als die altschottische Geistlichkeit selbst, bevor das Kirchenwesen des Landes dem sogenannten Stuhle Petri unterworfen wurde. Denn dieß geschah erst in

1) Vgl. den Artikel in Herzog's Real-Encyklopädie, Bd. III.; auch Rudloff, I, 21 f. Cook, hist. of the Reform in Sc., I, 2 ff.

bedeutend später Zeit, im zwölften Jahrhundert, und vorher war die Kirche von Schottland weder dem römischen Stuhle unterworfen, noch auch von den Irrthümern und Mißbräuchen desselben verdorben gewesen. Das kann freilich nicht mehr ausgemacht werden, wann die ersten Samenkörner des Evangeliums unter den alten Pikten und Skoten ausgestreut worden sind, und wenn ältere Schriftsteller behaupten, es seien schon unmittelbare Schüler der Apostel nach Schottland gekommen, welche dort die ersten Grundlagen der Kirche gelegt hätten[1]), so ist das wohl unter allen Umständen als eine Uebertreibung zu betrachten. Aber das dürfte doch als feststehend angenommen werden, daß das Christenthum schon frühzeitig in diesem Lande verbreitet worden ist und zwar nicht von Rom, sondern im Gegentheil von Asien aus, wie denn ja überhaupt die britischen Inseln schon eine christliche Bildung zeigen[2]), noch ehe Rom vermochte, seine Schlingen auch ihnen um den Nacken zu legen. Da gab es denn keine Bischöfe und Prälaten in Schottland, die selbst vom Glauben Nichts wissend, sich doch als die Herren des Glaubens betrugen, und da gab es eben so wenig dies Heer von äußerlichen Gebräuchen, unter denen das innerliche Leben im Geist und in der Wahrheit des Herrn erstickt worden wäre, sondern Alles war mehr einfach und innerlich, mehr dem Charakter der alten apostolischen Kirche gemäß, und wenn es auch wohl sein mag, daß, wie überhaupt bei Menschen, auch damals nicht Alles ganz rein und ungetrübt bei den Schotten war, so war es doch immer das Licht des Evangeliums, das damals dort auf dem Leuchter stand. Einfacher christlicher Glaube, einfache Gottesdienste und eben so einfache Sitten mögen damals den Charakter der schottischen Kirche gebildet haben, und daß von jener verkehrten Heiligkeit der Römlinge, die dann immer wieder so stark in das Fleisch umschlug, dort noch nicht die Rede war, das sehen wir schon aus dem Umstande, daß die Geistlichen damals noch nicht gezwungen wurden, dem ehelichen Leben zu entsagen[3]).

1) Buchanan, in der Preface zu Knox' hist., pag. 1: In few Years after the Ascension of our Saviour Jesus Christ, the Apostles and Disciples being constrained to leave Jerusalem and Judea, by Reason of the Persecutions raised against them by the Jews, according to the Dispensation of the All wise God, went up and down the World, and speaking to every People in their own Language, declared unto them the glad Tydings of Salvation in Christ Jesus. Those who came into our Northern Parts, to wit, into Scotland, and first made known unto our Fathers the Mysteries of Heaven, were of the disciples of John the Apostle.“ Vgl. Lingard, hist. of Engl., I, 64 ff.

2) Tertullian, adr. Jud. 7 sagt freilich, daß zu seiner Zeit das Christenthum bereits über die Grenzen der römischen Herrschaft in Britannien hinaus vorgedrungen sei.

3) Auch in andern Gebräuchen, namentlich auch in der Feier des Osterfestes war die schottische Kirche ursprünglich von der römischen verschieden.

Aber Rom konnte nun einmal nicht ruhen, bis die Welt ihm als kirchlichem Oberhaupte unterworfen und in die Zwangsjacke seiner gleichförmigen Gebräuche gepreßt wäre, und anstatt, wie der Apostel, sich darüber zu freuen, wenn nur Christus verkündigt würde, es sei nach seiner oder nach einer andern Weise, genug, wenn es nur wirklich der Herr sei, dem man diente, zeigte es sich als den falschen Nachfolger der Apostel auch darin, daß ihm alles Christenthum ein Dorn im Auge war, welches nicht in seinen Regeln einherginge und seinen Befehlen gehorchte. Ueber alle Länder der Christenheit suchte es deßhalb die Netze seiner Herrschaft zu ziehen, und ließ es sich angelegen sein, auch die Schotten zum Gehorsam zu bringen. Lange Zeit hindurch war das jedoch ein vergebliches Bemühen. Die Schotten liebten ihre natürliche und christliche Freiheit zu sehr, als daß sie sich ein fremdes Joch sobald hätten gefallen lassen sollen, und erst nachdem in England während des 7. Jahrhunderts das römische Wesen völlig Eingang gefunden hatte, gelang es den Päpsten allmälig, auch weiter in den Norden der Insel vorzudringen.

Der erste König, der durch seine römisch gesinnte Frau Margarethe, eine Enkelin des Edmund Eisenseite bewogen, dem Papstthum Eingang verstattete, war Malcolm III. (1057), und erst in der Mitte des 12. Jahrhunderts konnten die Römlinge festen Fuß in dem Lande fassen, das so lange Zeit ohne ihre Beihülfe dem Herrn gedient hatte. Die Könige mochten schon damals hoffen, in der römischen Geistlichkeit eine feste Stütze für ihre oft so zweifelhafte Herrschaft zu gewinnen, weßhalb sie dieselbe denn auch auf alle Weise hegten und pflegten, und ihr durch Zuwenden von reichlichen irdischen Besitzthümern Ansehen bei dem Volke zu verschaffen suchten. Aber das Volk war doch nicht, wie seine Könige, gesinnt, und hatte auch nicht dasselbe Interesse, wie sie, an der Einführung der papistischen Herrlichkeiten. Sein einfaches Kirchenwesen nach apostolischer Weise war ihm zu lieb, als daß es ohne Weiteres Willens gewesen wäre, dasselbe den fremden Eindringlingen für den Preis von allerlei äußerlichem Pomp und Tand zu überliefern, und namentlich die Geistlichen zogen es vor, nach bisheriger Art in Freiheit dem Herrn zu dienen, anstatt sich den fremden Tyrannen zu unterwerfen. So gab es denn vielfachen Widerstand gegen die neu eingeführten Bischöfe und Prälaten, sowie gegen die neuen Gottesdienste, die da aufkommen sollten, und es hatte Rom zuerst einen harten Stand unter den Schotten, nur freilich, daß es denn doch für einige Jahrhunderte am Ende den Sieg davon trug [1]).

Rom ging auch hier mit gewohnter Klugheit und List zu Werke. Da es die alte Geistlichkeit, die von nun an unter dem Namen der Culdeer als eine besondere Sekte bezeichnet wurde, nicht sofort zu überwinden vermochte, so duldete es dieselbe Anfangs, so lange ihre gewaltsame Unterdrückung

---

1) Herzog, l. c. Cook, hist., I, 14 ff. Neander, KG. III, 45 ff. u. A.

für seine eigene Herrschaft gefährlich schien, um sie dann allmälig immer mehr zu verdrängen und ihr zuletzt mit einem Schlage ein Ende zu machen. Anfangs wurden den Culdeern einzelne Kirchen und Klosterschulen gelassen, aber je länger, je mehr bemächtigten sich die Römischen dieser Besitzthümer der Kirche und schränkten die Culdeer auf einen immer kleineren Raum ein, bis sie dann zuletzt im Stande waren, sie ganz zu beseitigen. Die anfänglich Geduldeten wurden allmälig gezwungen, sich römische Befehle gefallen zu lassen, und zuletzt gestattete man ihnen kein anderes Recht, als das man den „Ketzern" überhaupt gestattete, nämlich gar keins. Man verfolgte sie wie eine vom Christenthum abgefallene Sekte, wo sie noch wagten, sich hervor zu thun, und ebenso verfolgte man Alles, was an die früheren Zeiten eines freien christlichen Lebens erinnerte, vor Allem die christliche Wissenschaft[1]).

Die alte Kirche des britischen Nordens hatte sich durch eine schöne Blüthe wissenschaftlichen Strebens ausgezeichnet. Es gab dort manche Schulen, namentlich in den Klöstern, welche sich ein Studium der Schrift recht angelegen sein ließen, und vor allen Dingen ist als eine solche Pflegestätte christlicher Erkenntniß in jenen frühen Tagen das auf der Insel Hy oder Jona von Columba gegründete Kloster zu nennen[2]). Davon wollten nun aber die Römischen Nichts mehr wissen, denn einmal konnten sie, die an ihren Meßbüchern genug hatten, solche Dinge nicht brauchen und schätzen, und das andre Mal mußte ihnen die Wissenschaft der alten Kirche ja auch gefährlich erscheinen: was da gepflegt wurde, war ja doch der Geist, der ihnen im Wege stand, der Geist einfachen, biblischen Christenthums — wie hätten sie den dulden sollen? So war es denn auch ihre Sorge, diese Pflanzstätten der Bildung zu zerstören, und statt dessen ein System der Verdummung und Verdunkelung einzuführen, das im Volke auch die letzte Erinnerung an die frühere, bessere Zeit auslöschen sollte. Mit argwöhnischem Auge blickte man auf jede Regung christlichen Sinnes, und hatte nichts Eiligeres zu thun, als sie sofort wieder zu ersticken, wenn eine solche einmal sich zeigte, ja, diese ganze Feindschaft gegen Alles, was auf tiefere Erkenntniß des Christenthums gerichtet war, dieser ganze Haß gegen alle Wissenschaft und christliche Gelehrsamkeit, wodurch die schottische Geistlichkeit von jenen Zeiten her sich auszeichnete, er hatte seine Wurzel blos in dieser Furcht, mit welcher sie ihre Herrschaft gegen den zwar erdrückten, aber doch noch keineswegs ganz getödteten Geist der alten Kirche meinte vertheidigen zu müssen[3]).

Ganz scheinen wenigstens die Culdeer nie unterdrückt gewesen zu sein.

---

1) Vgl. Herzog, Real=Encycl. III. Bd. Art. Culdeer.

2) Vgl. Neander, KGesch. III, Anf. Hetherington, hist. of the Church of Sc., 9 ff.

3) Vgl. M'Crie, I, 23 f.

Mindestens noch im 14. Jahrhundert finden wir dieselben erwähnt, nämlich in einem Briefe des Papstes Johann XXII. an den König Robert[1]) (1324), in welchem der so genannte Statthalter Christi den König auffordert, sie als Ketzer verfolgen zu lassen, und wenn auch seit jener Zeit die Culdeer nicht mehr genannt werden, so möchte doch die Vermuthung nahe liegen, daß jene Lollards, welche in den späteren Zeiten so oft die Verfolgung Seitens der Prälaten auf sich zogen, nur die Nachkommen der alten Culdeer gewesen sind. Gerade in den Gegenden, wo die Culdeer ihre letzten Zufluchtsörter gefunden hatten, treten auch diese Lollards vorzüglich hervor, nämlich in den Grafschaften Kyle, Carrick und Cunningham, und ebenso war ein einfach auf die Schrift gegründetes Christenthum ja auch dasjenige, worauf diese hinaus gingen, verbunden mit einem Widerstande gegen eine Geistlichkeit, welche der Verachtung in so hohem Grade werth war. Die ganze Zeit bis zur Reformation hin scheinen die Lollards auch unter den Schotten, wenn auch meistens im Verborgenen, ihr Wesen getrieben und so das Volk auf die künftige Verbesserung der Kirche vorbereitet zu haben, und wenn sie auch um der Gefahren willen, die ihnen Seitens derer drohten, welche mit Schwert und Scheiterhaufen sofort bei der Hand waren, nicht wagen durften, sich öffentlich zu zeigen, so finden wir dieselben doch oft genug erwähnt. Einzelne Anklagen und Hinrichtungen der Lollards kommen zu verschiedenen Zeiten vor, und so sollen denn auch bei Gelegenheit der Verbrennung des ersten Märtyrers der Reformation, des Patrick Hamilton, von dem wir später zu berichten haben, zahlreiche Anhänger dieser Sekte in der Grafschaft Fife daran gedacht haben, diesen Mann aus den Händen seiner Verfolger zu befreien. Im Jahre 1494 wurden an 30 Personen aus der Grafschaft Kyle unter der Anklage, daß sie Lollards seien, von dem Erzbischofe Blackater vor Gericht gezogen, und nur der muthigen Vertheidigung, welche von einem der Angeklagten, einem jungen Manne, Namens David Reid, geführt wurde und welcher der Prälat Nichts zu antworten wußte, gelang es, den König günstig für sie zu stimmen, so daß er sie mit einem Scherze wieder entließ[2]).

Dazu kamen denn aber auch noch die Einflüsse, welche John Wickliffe durch einzelne seiner Schüler auf das schottische Volk ausgeübt hat[3]). So kam im Jahre 1406 John Resby, ein Anhänger Wickliffe's, nach Schottland und fand bei den Lollards in Kyle, Carrick und Cunningham freundliche Aufnahme, und ebenso wird von einem Böhmen (Hussiten) Namens Paul Craw[4]) erzählt, daß er für die Reinigung des kirchlichen Wesens zu wirken gesucht habe. Freilich trachtete die Geistlichkeit sofort mit allem

1) Vgl. Herzogs Real=Encycl. l. c. p. 200.

2) Knox, hist., 2 ff.

3) Ebendas. 1.

4) Knox (l. c.) nennt ihn „a Boheme", doch deutet der Name auf britischen Ursprung, Böhme wohl nur so viel als Anhänger des Huß.

Eifer danach, solche Bestrebungen im Keime zu unterdrücken, wie denn auch Resby ebensowohl, wie Craw verbrannt worden sind, der letztere zu St. Andrews im Jahre 1432. Aber ganz ohne Erfolg werden auch diese Bestrebungen nicht gewesen sein, und so viel ist gewiß, daß eine Ahnung des Besseren und ein Verlangen danach auch in den finstersten Zeiten noch im Volke von Schottland lebendig war, welches der Reformation dann freudig entgegen kam. Jener strenge Parlamentsbeschluß vom Jahre 1525, welcher die „lutherische Ketzerei" verbietet, ist ein Beweis, wie begierig das Volk die Kunde von dem, was auf dem Festlande geschah, aufgenommen haben wird, zumal sich das Parlament bewogen fand, diesen Beschluß zwei Jahre darauf in noch schärferer Strenge zu wiederholen. War in dem ersten Beschluß vornehmlich den „Fremden" verboten, jene sogenannte Ketzerei weiter zu verbreiten, so wurde dies Verbot nun mit allem Nachdruck auch auf die Eingebornen ausgedehnt[1]), ein Zeichen, daß der gute Same auch einen bereiten Boden gefunden hatte.

Zweites Kapitel.

Die ersten reformatorischen Bewegungen in Schottland.

Ein genaues Bild von der Bewegung zu geben, welche die Nachrichten von Luthers Auftreten im schottischen Volke hervorriefen, als sie zuerst dort eintrafen, ist nun freilich unmöglich. Dergleichen Anfänge einer neuen Entwickelung der Dinge pflegen ja eben so im Verborgenen vor sich zu gehen, als ihr Fortschritt ein allmäliger ist, bis dann endlich der neue Geist auch zum offenen Durchbruche kommt und Kunde davon giebt, daß die Flamme bereits längere Zeit unter der Asche gebrannt hat. Und namentlich hatten diejenigen in Schottland, welche die Thaten des deutschen Reformators mit Freuden begrüßten, ja auch Ursache, nur im Geheimen ihre Gesinnungen kund zu thun. So erfahren wir von den gleichzeitigen Schriftstellern denn nur, daß wirklich eine Bewegung zu Gunsten der Reformation vorhanden gewesen ist, und die erwähnten Parlamentsbeschlüsse lassen auch kaum daran zweifeln.

Doch waren es zuerst wohl immer nur Einzelne, welche die Sache des Evangeliums mit Eifer ergriffen und an eine Reinigung auch ihrer vaterländischen Kirche dachten. Daß sich sofort eine reformatorische Partei in Schottland gebildet habe, ist durchaus nicht wahrscheinlich, vielmehr nur allmälig durchdrang das Bewußtsein von der Nothwendigkeit einer kirch-

---

1) M'Crie, I, 38. Anm.

lichen Reform das schottische Volk, und erst nach Jahrzehenden kam es auch dahin, daß nun wirklich eine Partei sich zusammen that, die sich zur Aufgabe stellte, das Wort Gottes und die von diesem vorgeschriebenen Ordnungen wieder in der Kirche zur Geltung zu bringen, erst nachdem schon eine ganze Anzahl Einzelner es gewagt hatten, der übermächtigen Geistlichkeit den Krieg anzukündigen, und in solchem Wagniß meistens ihr Leben hatten lassen oder ihr Heil auf der Flucht suchen müssen.

Das erste dieser Opfer, die also der Reformation durch die blutige Hand ihrer Gegner gebracht wurden, war ein junger Mann aus königlichem Geblüt, Patrick Hamilton, der sogar in doppelter Weise mit den Stuarts verwandt war[1]). Geboren im Jahre 1504, war er bereits in seiner Kindheit zum Abt von Ferne ernannt worden, und gerade ihm stand von selbst der Weg zu den höchsten Ehren der Kirche offen. Gleichwohl gab er sich sofort mit warmem Eifer an die Sache der Kirchenverbesserung hin, und jung und eifrig, wie er war, ließ er es auch nicht fehlen, seine Gesinnung öffentlich an den Tag zu legen und die Gebrechen der Kirche mit dem rechten Namen zu bezeichnen, so daß er schon damals den Verdacht der Prälaten, namentlich des damaligen Primas von Schottland, des Erzbischofs Jakob Beaton von St. Andrews auf sich zog. Ihn kümmerte das nicht, vielmehr, da ihm doch noch die volle Einsicht in dasjenige fehlen mochte, was zum Heile der Kirche nothwendig sei, so entschloß er sich, selbst nach Deutschland zu reisen, um in persönlichem Verkehr mit den dortigen Vorkämpfern der kirchlichen Befreiung zu treten. Mit drei Begleitern machte er sich auf nach Wittenberg, von wo er dann weiter nach der kürzlich vom Landgrafen Philipp von Hessen gestifteten Universität Marburg zog, um hier unter der Leitung des Lambert von Avignon seine Erkenntniß des Christenthums zu fördern. Ueberall legte er den regsten Eifer für die Sache des gereinigten Glaubens an den Tag, so daß nicht blos Luther und Melanchthon des jungen Mannes sich freuten, sondern auch Lambert mit inniger Liebe ihm zugethan wurde. Sorgfalt von Seiten des Lehrers und Eifer von Seiten des Schülers zusammen mußten natürlich dazu dienen, daß Hamilton rasch in der Erkenntniß der Wahrheit Fortschritte machte[2]).

Doch lange ließ es ihn in Marburg nicht. Je mehr sich ihm die Herrlichkeit des christlichen Glaubens erschloß und je mehr daher auch die gänzliche Versunkenheit seiner vaterländischen Kirche ihm klar werden mußte, desto mehr trieb es ihn nun auch, in die Heimath zurückzukehren und

1) Sein Vater, Patrick Hamilton von Kincavil, war ein Sohn Lord Hamilton's, der eine Schwester König Jakobs III. heirathete. Seine Mutter war eine Tochter des Herzogs Johann von Albany, eines Bruders desselben Königs. Vgl. Pinkerton, hist. of Scotl., II, 45 f. 289.

2) Vergl. über ihn Franc. Lamberti Avenion. Comment. in Apocalypsin, Praefat., 1528. Beza, Icones Ff. i. Knox, hist., 4 ff.

seinem Volke das zu bringen, wovon er sah, daß es darum auf so schmähliche Weise betrogen worden war. Zwar stellte ihm Lambert die Gefahren vor, denen er sich aussetzen würde, und auch andere Freunde riethen ihm angelegentlich, noch zu warten [1]) — es war umsonst. Von nur einem Gefährten begleitet, verließ er Marburg und kehrte nach Schottland zurück, das Evangelium predigend, wohin er kam.

Daß er damit Anklang bei seinem Volke fand, war nur natürlich. Sein Eifer auf der einen, sein frisches, jugendliches Wesen auf der andern Seite — er stand im 24. Lebensjahre — mußten ihm von selbst schon die Herzen gewinnen, und wenn auch seine hohe Geburt ihm nicht wenig zur Empfehlung gereichte, so konnten ihm die Leute auch schon deßhalb nicht widerstehen, weil sie ja täglich fühlten und vor Augen sahen, daß er Recht hatte mit dem, was er sagte. Es schien wirklich, als sollte durch ihn dem Evangelium die Bahn gebrochen werden, und Manche mochten deßhalb um aller seiner Eigenschaften willen schon den Mann in ihm erkennen, der geeignet sei, das Werk des Herrn in Schottland zu fördern. Aber gerade dasjenige, was ihm bei dem Volke zur Empfehlung gereichte, machte ihn den Prälaten gefährlich, und Jakob Beaton, der Erzbischof von St. Andrews, der schon damals unter dem Einflusse seines zwar talentvollen und klugen, aber eben so herrschsüchtigen und grausamen Neffen, des späteren Cardinals David Beaton, stand, beschloß ihn zu verderben. Selbst die hohe königliche Geburt schreckte den Kirchenfürsten nicht davon zurück, an Hamilton die Hand zu legen, ja, man darf sogar vermuthen, daß diese ihn noch vielmehr antrieb, den jungen Verkündiger des Evangeliums zu vernichten, weil derselbe offenbar seinem Neffen in Zukunft den Stuhl von St. Andrews streitig zu machen im Stande war. Es liegt ganz in dem Charakter der Beaton, so ihr persönliches Interesse zugleich mit dem ihrer Kirche zu verbinden.

Hamilton empfing daher eine Einladung von dem Erzbischofe nach St. Andrews. Da es mißlich war, sich eines so hochgestellten Mannes mit Gewalt zu bemächtigen, so nahm man zur List seine Zuflucht, und Beaton versicherte, er beabsichtige Nichts, als eine freie Unterredung über die streitigen Punkte mit ihm zu halten, nicht aber, ihm Etwas zu Leide zu thun. Hamilton leistete der Einladung Folge, sei es aus Arglosigkeit, weil er den Versprechungen des Prälaten vertraute und sich am Ende auch auf den Schutz des Königs verließ, der doch sein eigenes Blut durch die Priester nicht werde vergießen lassen, sei es auch, weil er es für seine Schuldigkeit hielt, sich der Verantwortung wegen seines Glaubens nicht zu entziehen. Doch sollte er bald die Treue eines Priesterwortes kennen lernen. Nach der ersten Unterredung wurde er in's Gefängniß geworfen, und nach kurzem Prozeß zum Tode durch das Feuer verurtheilt, nachdem man ihm durch den Dominicaner-Prior Alex. Campbell,

1) Lambert, l. c.

der sich stellen mußte, als ob er mit Hamilton einer Meinung sei, alle seine Ueberzeugungen entlockt hatte.

Auch wußte der Prälat die Hindernisse zu beseitigen, welche der Ausführung des Urtheils im Wege stehen könnten. Er hatte den König beredet — oder hatte sich der König absichtlich bereden lassen? — eine Wallfahrt nach dem fern gelegenen St. Dothes in der Grafschaft Roß zu unternehmen, und so war derjenige entfernt, den seine Pflicht als Verwandter und als König hätte antreiben sollen, des Priesters Hände von dem Unglücklichen abzuwehren. An demselben Tage, an welchem das Urtheil gesprochen war [1]), wurde es deßhalb auch schon vollstreckt; der Bischof mußte ja eilen, bevor der natürliche Beschützer Hamiltons zurückkehrte. Vor der Stadt war ein Scheiterhaufen errichtet, und Hamilton wurde hinausgeführt mit dem ganzen traurigen Pomp, mit welchem man „Ketzer" auf ihrem letzten Gange zu umgeben pflegte. Eine Anzahl von Mönchen, unter diesen jener Prior Campbell, gaben ihm das Geleit, noch fortwährend Versuche machend, ihn zum Wiederrufe zu bewegen, und ihn auffordernd, die Heiligen, besonders die Maria, anzurufen [2]). Hamilton blieb Dem getreu, in welchem er seinen einigen Trost im Leben und im Sterben gefunden hatte. Seine Kleider schenkte er seinem Diener, der ihn begleitete, und wies den Klagenden auf die Herrlichkeit hin, in die er nun eingehen werde, dagegen den Prior Campbell, der selbst noch, als der Holzstoß schon brannte, nicht nachließ, ihm zuzurufen, daß er wiederrufen solle, lud er vor den Richterstuhl Christi, wo er werde Rechenschaft geben müssen. So fiel das erste Opfer für das neu erwachte Licht des Evangeliums [3]). Es wird erzählt, daß in Fife eine Anzahl von Lollards Willens gewesen sei, den Unglücklichen den Händen des Erzbischofes zu entreißen, doch sei ihnen Beaton durch die Schnelligkeit, mit der er die Hinrichtung vollzog, zuvorgekommen. Wie dem aber auch sei, das Blut Hamiltons sollte nicht verloren sein, und eine andere Saat ging aus demselben auf, als diejenigen gehofft hatten, die es vergossen [4]).

Zwar der König fragte nach der Hinrichtung seines Verwandten nicht,

1) Knox, hist., 5 sagt: „The Artickles for the whiche he sufferit, war bot of Pilgramage, Purgatorie, Prayer to Sancts, and for the Deid, and suche Triffels."

2) Campbell rief ihm unausgesetzt zu: „Convert, Heretyk, call upon our Ladie, say, Salve Regina." (Vgl. Knox, hist., 6.)

3) Hamiltons letzte Worte zu seinem Diener waren, als er ihm seine Kleider übergab: „Diese werden mir im Feuer Nichts nützen; nach diesen wirst du von mir Nichts mehr erhalten, ausgenommen das Beispiel meines Todes, und das, bitte ich dich, behalte im Gedächtniß. Denn obgleich er dem Fleische schmerzlich und dem Menschen schrecklich ist, so ist er doch der Eingang in das ewige Leben, welches Niemand ererben wird, der Christum vor diesem gottlosen Geschlechte verleugnet." Vgl. Knox, hist., 5.

4) Das einfache Glaubensbekenntniß des Märtyrers s. Knox, hist., 6 ff.

und so hatte sich Beaton denn in dieser Beziehung nicht verrechnet, wenn er erwartet hatte, Jakob V. werde sein Thun gutheißen, sobald es geschehen sei — vielleicht war er auch schon vorher der Billigung des Königs gewiß — aber auf das Volk, sowohl die Adligen, als den Bürgerstand, machte dieser Gewaltstreich doch einen ganz andern, als den beabsichtigten Eindruck[1]). Dadurch, daß der Prälat die Hand auch an königliches Geblüt zu legen wagte, hatte er zeigen wollen, daß Niemand, er sei noch so hoch gestellt, vor der Rache der Kirche gesichert sei, und namentlich auch der König hatte wohl um deßwillen seinen Vetter geopfert, weil er gemeint hatte, ein solches Warnungszeichen könne dem auf seine Selbstständigkeit stolzen Adel eben so wenig schaden, wie dem nach dem reinen Evangelium verlangenden Bürgerthum. Mit einem Schlage hatte man in Hamilton die „Ketzerei" zu vernichten und nebenbei auch noch den Baronen zu zeigen gedacht, was man überhaupt vermöge; aber — die Wirkung war eine ganz entgegengesetzte. Gerade jetzt wurde die Aufmerksamkeit des Volkes nur um so mehr auf die Sache hingelenkt, für die der kühne Jüngling gestorben war, und die Sache seiner Gegner mußte nur in einem um so blutigern und deßhalb auch um so abscheulicheren Lichte erscheinen. Dazu sahen ja nun die Lords, wem auch sie ausgesetzt wären, wenn es den Priestern gefiele, die Hand nach ihrem Leben auszustrecken, und der Wunsch, sich der Herrschaft dieser Priester entledigt zu sehen, mußte in ihnen nur um so lebendiger werden. Auch trat bald hernach ein Ereigniß ein, das die That des Erzbischofs in einem noch schrecklicheren Lichte erscheinen ließ und gleichsam wie ein Gottesgericht die Gemüther der Leute traf.

Jener Dominikaner Campbell nämlich, der erst Hamilton verrathen hatte und dann von ihm vor den Richterstuhl Christi geladen war, verfiel bald darauf in eine Art Geisteszerrüttung, als deren Ursache das böse Gewissen sich unschwer erkennen läßt. Immerfort klang ihm die Ladung Hamiltons vor den Ohren, immerfort wiederholte er selbst die letzten Worte, die der Verbrannte ihm zugerufen hatte, und nachdem er so Wochen lang von den heftigsten inneren Qualen gemartert worden war, gab er endlich unter Verwünschungen seiner selbst und der Priester den Geist auf. Es war offenbar der Judaslohn, den er davon trug, und ein solcher Ausgang des Dominikaners, eine so rasche Erfüllung der Weissagung des Märtyrers über ihn konnte nicht verfehlen, die Ueberzeugung der Leute noch mehr für das Evangelium zu gewinnen[2]).

So geschah es denn auch, daß bald eine Anzahl von Stimmen laut wurden, die nicht nur die Grausamkeit des Erzbischofes bitter tadelten, sondern die auch ihre Zuneigung zu der Sache zu erkennen gaben, für die Hamilton gestorben war. Wie unter dem Adel und Bürgerstande, so traten auch selbst

1) Knox, hist., 13 f. Knox war damals zu St. Andrews, also Augenzeuge.
2) Ebendas. 6.

unter den Geistlichen und Mönchen Einzelne hervor, die mit mehr oder weniger Entschiedenheit evangelische Grundsätze bekannten, ja selbst anfingen, öffentlich für die Wahrheit zu zeugen. Unter diesen ist besonders zu nennen Gawin Logie, Principal des St. Leonhardskollegs zu St. Andrews[1]), und Johann Winram, Subprior daselbst[2]). Beide verbreiteten, so gut sie es ohne Gefahr thun konnten, evangelische Ueberzeugungen, der Eine unter seinen Zuhörern, der Andere unter seinen Mönchen, und wenn Beide auch nicht den Muth hatten, öffentlich mit der römischen Kirche zu brechen[3]), so sehen wir doch an ihnen, welchen Eindruck der Tod Hamiltons selbst auf zaghafte Gemüther hervorgebracht hatte. Selbst der Beichtvater des Königs, Alex. Seaton, vom Orden der Dominikaner, fing an, ganz im Sinne der heiligen Schrift von dem alleinigen Verdienste Jesu Christi zu zeugen, und würde ohne Zweifel dem Schicksale Hamiltons nicht entgangen sein, wenn nicht die Gunst des Königs ihn vor der Verurtheilung, die ihm bevorstand, gerettet hätte. Da er jedoch ein ernst gesinnter Mann war und es nicht leicht nahm mit den Leichtfertigkeiten Jakobs, sondern ihn deßhalb strenge in das Gewissen redete, so wurde es dem Erzbischofe leicht, hernachmals den König gegen seinen Beichtvater einzunehmen, und Seaton zog es vor, nach England zu fliehen, wo damals schon den Evangelischen durch Heinrich XIII. Schutz gewährt wurde[4]). Dahin mußten denn auch noch Andre ihre Zuflucht nehmen, welche ihre bessere Ueberzeugung zu laut an den Tag zu legen wagten, so ein Alex. Aleß, ein John Macbee, John Fife, John Macdowal, John Mackbray, George Buchanan, James Harrisson und Robert Richardson, von denen eine Anzahl dem schottischen Namen als tüchtige Gelehrte im Auslande alle Ehre gemacht haben[5]).

Eben so zeigte sich auch unter den weltlichen Ständen eine große Anzahl von Personen der Reformation gewogen, unter denen, weil sie auch später thätlich mit in die kirchlichen Veränderungen eingegriffen haben, hauptsächlich die folgenden zu nennen sind: Wilhelm Graf von Glencairn und sein Sohn Alexander Lord Kilmaurs, Wilhelm Graf von Errol, Wilhelm Lord Ruthven nebst seiner Tochter, der Frau des Herrn von Drummond, Johann Stewart, der Sohn des Lords Methven, Sir Jakob Sandilands, Sir David Lindsay, Melville von Raith, Balnaves von Hallhill, Straiton von Lauriston, die

1) Knox, hist., 13.

2) M'Crie, I, 30 f. Winram war später (nach 1560) ganz dem Evangelium zugethan.

3) „Es wurde sprüchwörtlich," sagt M'Crie (l. c.), von Jedem, der des Lutherthums verdächtig war, zu sagen: „he had drunk of St. Leonard's well."

4) Knox, hist., 16 ff.

5) Vgl. M'Crie, I, p. 355 ff., Note 7, wo Nachrichten über diese Männer zu finden sind.

beiden Advokaten Wilhelm Johnston und Robert Alexander, endlich Erskine von Dun, sämmtlich in den folgenden Jahren sich als Freunde der Reformation bekennend. Namentlich der Letztgenannte zeigte sich sehr thätig für die Ausbreitung des Evangeliums, und wie er zu Montrose eine Schule gegründet hatte, in welcher zum ersten Male wieder in Schottland die griechische Sprache gelehrt wurde[1]), so war er es auch, der an den geheimen Versammlungen, in denen die Bibel und die Schriften der Reformatoren gelesen wurden, einen gar thätigen Antheil nahm.

Ganz öffentlich durfte sich ja noch Niemand zu dem Evangelium bekennen; dazu waren die Augen der Prälaten zu wachsam, und mit aller Strenge sorgten diese dafür, daß die Befehle gegen die „lutherische Ketzerei" auch vollzogen wurden. Wo man eine Bibel oder ein anderes von den verbotenen Büchern fand, da erfolgte bald auch die härteste Strafe[2]). Aber so groß war bereits der Drang nach dem neu wieder aufgegangenen Lichte bei den Schotten, daß man auch durch solche Gefahren sich nicht abschrecken ließ, in die Erkenntniß desselben immermehr einzudringen, und da man bei Tage nicht durfte, so wählte man die Stille der Nacht, um sich um das Wort Gottes zu versammeln. An abgelegenen Orten trafen sich die Bekenner, und da wurde dann das theure Wort, das man bei Tage in einem Baumstamme oder unter einem Felsenstück verborgen gehalten hatte, hervorgeholt, gelesen und erklärt, oder es wurden auch die Schriften der Reformatoren des Festlandes mitgetheilt, welche durch Kaufleute und Seefahrer heimlich in's Land gebracht wurden[3]). So gewann die evangelische Ueberzeugung denn immermehr Anhänger, und aller Eifer der Priester, all' ihr Schelten und Drohen, alle ihre blutigen Thaten konnten nicht verhindern, daß auch diesem Volke das Heil immermehr aufging, zu dem es mit berufen war, aber so groß war auch die Anhänglichkeit dieser Leute an den alten und ihnen nun doch so neuen Glauben unseres Herrn, daß ein Verrathen solcher Zusammenkünfte zu den größten Seltenheiten gehörte.

Was dann aber auch noch dazu beitrug, das Ansehen der Priesterschaft und den Glauben, wie an ihre eigene besondere Heiligkeit, so auch an die Heiligkeit der von ihnen verkündigten Menschenlehren zu untergraben, das waren die mancherlei Spottgedichte auf die römische Geistlichkeit, die unter dem Volke in Umlauf kamen. Es ist bekannt, daß zur Zeit der Reformation auch auf dem Festlande, namentlich auch in Deutschland, die römischen Priester eine Zielscheibe für den Witz der Poeten geworden waren, und so auch in Schottland. Das konnte auch gar nicht ausbleiben. Zu sehr hatten sich die Priester verächtlich

1) M'Crie, I, 6.

2) Knox, hist., 19. Ein gewisser Forres von Linlithgow wurde verbrannt, „wegen keines andren Verbrechens, als weil er ein englisches N. Testament hatte."

3) Ebendas. 22.

gemacht, und da man sich bei alledem ihrer nicht entledigen konnte, so rächte sich das beleidigte Gefühl für Recht und Sitte im Volke wenigstens dadurch, daß es seinen Spott über sie ausgoß, ja durch allerlei Spott in Liedern, Balladen und selbst in Dramen wurden die Priester dem Gelächter Preis gegeben, und da sich solche Verse leicht auswendig lernen lassen, so fanden sie auch leicht eine weite Verbreitung im Volke[1]). Auch durften die Geistlichen dagegen nicht einmal einschreiten, da derjenige, der sonst ihr großer Freund war und selbst seinen Verwandten ihnen Preis gegeben hatte, diesen Poesien seine besondere Gunst zuwandte. Jakob V. war überhaupt ein leichtfertiger Mensch, und es unterhielt ihn, die Prälaten, die sich sonst ein so ehrwürdiges Ansehen zu geben liebten, nun in ihrer wahren Gestalt dargestellt zu sehen, wie es ihn denn auch freuen mochte, wenn er wahrnahm, daß sie sich darüber ärgerten. So geschah es, während das ernste Wort der Wahrheit, öffentlich gesprochen, unfehlbar zum Scheiterhaufen führte, diese leichtfertigen Lieder frei ausgingen, aber doch auch der Wahrheit dienten nach ihrem Theil. Namentlich war es einer der Gefährten des Königs, David Lindsay, der sich in solchen Spottgedichten hervorthat und darunter den Ernst verbarg, der doch auch seiner Seele nicht fremd war[2]).

---

1) Es ist bekannt, wie auch in anderen Ländern die schöne Literatur vor und gleichzeitig mit der Reformation den Kampf gegen die römische Kirche geführt hat. Wir erinnern an Dante, Boccacio, Rabelais u. A. So auch in Schottland, wenn auch den dortigen Erzeugnissen der Muse die italienische Eleganz fehlen mochte. Graf Glencairn schrieb so ein satirisches Gedicht gegen die Mönche „the Hermit of Lareit, das Knox, hist., 25 mittheilt. Kyllor, der deshalb verbrannt wurde, hatte Das Leiden des Herrn mit untermischten Ausfällen gegen die Geistlichkeit dramatisch bearbeitet, Knox hist., 22, und Kennedy, ein junger Mann aus Glasgow, ebenfalls verbrannt, hatte duch Verse gemacht (ibid.). Am bedeutendsten waren jedoch die Satyren Buchanan's und David Lindsay's, die letzteren gesammelt von Chalmers: „Sir David Lindsay's Works.“

2) Die bedeutendsten Satyren Lindsay's sind: „Satyre on the three Estates“ und die „Monarchies“. Die erstere stellt die Habsucht, Ueppigkeit und Sittenlosigkeit der Geistlichkeit in's Licht, während die letztere darstellt, wie die Macht des Papstthums entstanden sei. Sie wurden von Jedermann gelesen. — In der Zeit zwischen 1550 und 1558, erzählt Row, hist., 3 f., predigte ein Mönch zu Perth, und die Schüler von Andreas Simson waren zugegen. Im Laufe der Rede, nachdem er verschiedene Mirakel der Heiligen erzählt hatte, fing er an, heftig gegen die Lutheraner loszuziehen und den römischen Glauben zu vertheidigen, aber da entstand ein lautes Gelächter unter den Schülern und der Mönch mußte die Kanzel verlassen. Simson stellte eine Untersuchung an und fand, daß der Sohn eines Handwerkers der Urheber der Störung sei, welcher eine Abschrift der Monarchie Lindsay's besaß und diese seinen Mitschülern vorgelesen hatte. Simson las das Buch dann selbst, wurde von der Wahrheit desselben überführt und rieth den sich beklagenden Mönchen, künftig die Wunderlegenden von der Kanzel zu lassen. Vgl. M'Crie, I, 363.

Zwar gelang es den Prälaten, auch gegen diese Angriffe am Ende eine Parlamentsacte zu erwirken, aber einestheils kam diese Maßregel viel zu spät, und anderen Theils — was halfen solche Verbote, wo sie selbst dem Gespötte immerfort so reichlichen Stoff darboten, und — wo der Feind, gegen den es galt, unsichtbar, wie die Luft, umher ging, verbreitet durch das alle solche Dinge begierig auffassende Gedächtniß ihrer Gegner!

Doch, wie gesagt, die Prälaten schliefen keineswegs und unterschätzten nicht die Gefahr, die ihnen von solchen Bewegungen drohte. Aber anstatt durch den mißlichen Erfolg ihres ersten Gewaltstreiches gegen einen offenen Bekenner des Evangeliums sich belehren und zu vorsichtigem Einlenken treiben zu lassen, schritten sie vielmehr auf dem einmal eingeschlagenen Wege fort, theils vielleicht, weil sie sich selbst sagten, daß an keinen Vertrag zwischen ihnen und dem Worte Gottes Gottes zu denken sei, theils aber auch, weil sie zu sehr gewohnt waren, durch Intriguen und Gewaltthat, anstatt durch Milde und Versöhnlichkeit ihre Sachen zu führen. Daher hatten sie denn überall ihre Spione, und jede, auch die leiseste Aeußerung gegen ihr Regiment, wenn sie ihnen hinterbracht wurde, entging auch ihrer Ahndung nicht. So wurde z. B. ein Küster zur Rechenschaft gezogen, blos weil er im Traum eine unehrerbietige Aeußerung gegen die Priester gethan haben sollte, und so wurden Leute sogar zum Tode gebracht um ähnlicher Geringfügigkeiten willen. Es war eine blutige Zeit, die über Schottland hereingebrochen war, und mehr als einmal wiederholte sich das Schauspiel, das in Patrick Hamilton war gegeben worden. Hier nur einzelne Beispiele:

An der Küste von Argus lebte ein Gutsbesitzer, David Straiton mit Namen, ein durchaus roher nnd unwissender Mensch, der damals gewiß wenig daran dachte, um des Evangeliums willen der Kirche entgegen zu treten: er kannte es nicht einmal. Von diesem verlangte jedoch der Bischof von Murray den Zehnten von dem Ertrage des Fischfanges, den er trieb, und da Straiton sich dessen weigerte, vielmehr dem Bischofe zum Spott jeden zehnten Fisch wieder in's Meer warf, sprecheud, der Bischof möge sich seinen Antheil nun selbst holen, so bedrohte ihn dieser mit der Anklage auf Ketzerei. Das bewog Straiton zu fliehen. Er mochte das Wort wohl schon gehört und erfahren haben, daß man deßhalb verbrannt werde, aber — was es bedeute, wußte er nicht. Daher wandte er sich um Auskunft an Erskine von Dun, und dieser nahm ihn mit in eine der nächtlichen Versammlungen, um ihm dort zu zeigen, welches die Ketzerei sei, die der Bischof meine. Straiton wurde von da an ein eifriger Besucher der Zusammenkünfte, immer mehr ging ihm die Erkenntniß des Heiles in Christo auf, und als einmal die Worte des Herrn verlesen werden: „Wer sich meiner und meiner Worte schämt u. s. w.", da wird Straiton davon so ergriffen, daß er sich anklagt, mit seinem Glauben bisher noch geheim gehalten zu haben, und den Herrn bittet um Treue und Standhaftigkeit im Bekenntniß zu ihm. Aller Orten

sprach er es nun frei und offen aus, wen er als seinen alleinigen Herrn und Heiland erfunden habe, aber — er mußte für seinen Muth auch bezahlen. Am 17. August 1534 brachte das Feuer des Scheiterhaufens seine Seele zu dem, dem er angehörte[1]).

Ein Paar andre Blutzeugen der Wahrheit waren Alex. Kennedy und Hieronymus Russel von Glasgow. Der Letztere gehörte dem Orden der Kapuziner an, und der erste war aus einer angesehenen Familie des Bürgerstandes, 18 Jahre alt, und soll mit schönen dichterischen Anlagen begabt gewesen sein. „Um dem Erzbischofe von St. Andrews in der Unterdrückung des Lichtes von Gott nicht nachzustehen," sagt Knox[2]), „ließ sie der von Glasgow ergreifen" und er erzählt dann ihr Ende in folgender Weise: „Kennedy war Anfangs schwach und hätte beinahe wiederrufen, aber da diese Komödie ihm verweigert wurde, so begann der Geist Gottes, welcher der Geist alles Trostes ist, in ihm zu wirken, ja, der inwendige Trost fing an hervorzubrechen, sowohl in seinen Mienen, als auch in Worten und im Ausdruck der Stimme, denn sein Aussehen wurde so freundlich, und mit freudigem Tone auf seine Knie sich werfend, sagte er: „O ewiger Gott, wie wunderbar ist deine Liebe und Gnade, die du gegen die Menschenkinder erweist, und gegen mich arme und verworfene Creatur vor allen Anderen! Denn eben jetzt, wo ich nahe daran war, dich und deinen Sohn, unsern Herrn Jesus Christus, meinen alleinigen Seligmacher, zu verleugnen, und so mich selbst in ewiges Verderben zu stürzen, jetzt hast du durch deine eigene Hand die wahrhafte Angst der Hölle von mir genommen und läßt mich den himmlischen Trost schmecken, der von mir nimmt das ungöttliche Feuer, von dem ich vorhin befallen war. Jetzt verachte ich den Tod! thut, was ihr wollt! Ich lobe meinen Gott, ich bin bereit!" Und der fromme und gelehrte Hieronymus, von den gottlosen Tyrannen aufgerufen, antwortete: „Dieß ist eure Stunde und die Macht der Finsterniß, jetzt seid ihr die Richter und wir stehen da, angeklagt und im Begriff, verurtheilt zu werden, aber — der Tag wird kommen, wo unsre Unschuld an's Licht kommen wird, und wo ihr in eurer eigenen Blindheit in euer ewiges Verderben versinken werdet. Auf denn und erfüllet das Maß eurer Bosheit." Während dessen entstand ein Streit zwischen dem Bischofe und den Bestien, welche vom Cardinal Beaton gesandt waren, den Bischof zu unterstützen, denn der Bischof sagte: „Ich halte es für besser, diese Leute zu verschonen, als sie zu tödten!" worauf die einfältigen Doctoren beleidigt erwiderten: „Was wollen Sie thun, Herr? wollen Sie alles das verdammen, was unser Herr, der Cardinal und die andern Bischöfe und wir selbst gethan haben? Wenn Sie so thun, so sind Sie selbst ein Feind der Kirche und wir werden's Ihnen gedenken, seien Sie versichert!" Der Bischof gab

1) Knox, hist., 21.
2) Ebendas. 22.

nach, und die beiden Opfer wurden zum Tode geführt, wobei Hieronymus seinen Gefährten mit den Worten tröstete: „Der Tod kann uns nicht überwinden, denn er ist selbst schon überwunden durch den, für dessen Sache wir leiden!"

Gar schrecklich verfuhr man auch mit einer Frau, Helene Stark mit Namen, und mit ihrem Manne, Robert Lamb. Sie hatte während ihrer Entbindung sich geweigert, den Namen der Jungfrau Maria anzurufen, und ihr Mann sich unehrerbietige Aeußerungen über die Heiligen erlaubt. Und welche Strafe legte man ihnen dafür auf! Der Mann sollte erhängt, die Frau aber sollte den Fluthen übergeben werden. Herzzerreißend war der Jammer der armen Gattin und Mutter, aber das Herz des Erzbischofs von St. Andrews kannte kein Erbarmen. Nachdem die Frau der Hinrichtung ihres Mannes hatte zusehen müssen, schleppte man sie selbst an das Ufer des Meeres. Da schloß sie ihre Kinder noch einmal in die Arme, legte den kaum gebornen Säugling noch einmal an die Brust, dann wurde sie fortgerissen, in einen Sack gesteckt und den Wellen übergeben — unsere Feder eilt mit Entsetzen über dergleichen Scenen hinweg [1])!

Und so ging es fort die ganze Zeit von Hamiltons Tode bis in die vierziger Jahre hinein. Von Zeit zu Zeit ließen die Prälaten immer wieder die Scheiterhaufen auflodern zum Warnungszeichen für ihre Gegner. So wurde Norman Gourlay zugleich mit David Straiton zu Edinburg und in demselben Jahre Heinrich Forrest zu St. Andrews verbrannt, so hatten dasselbe Schicksal der Gutsbesitzer Robert Forrester, der Priester Dunkan Simson, die Klosterbrüder Kyllor und Beridge, der Vikar Thomas Forrest und Andre. Kyllor hatte die Leidensgeschichte des Herrn zu einem Schauspiele bearbeitet und dieses zu Stirling öffentlich aufführen lassen; dafür mußte er sterben, doch nicht weil die Richter etwa gemeint hätten, es sei eine Beleidigung Christi, ihn zum Gegenstande eines Schauspiels zu machen, sondern weil Kyllor evangelische Gesinnungen an den Tag gelegt hatte. Und das war die Schuld aller Andern. Thomas Forrest wurde vor den Bischof von Dunkeld geladen, angeklagt, das Evangelium gepredigt zu haben, und als sich der Vikar für das, was er verkündigt, auf die Bibel berufen wollte, diese hervorziehend, sagte der Bischof, das sei ein ketzerisches Buch und er danke Gott, nie eine Seite in demselben gelesen zu haben. So hatten denn die evangelisch Gesinnten Ursache, sich verborgen zu halten, und für manche war es ein Glück, daß England in der Nähe war. Dorthin flohen nicht Wenige, wenn sie merkten, daß sie in Schottland nicht mehr sicher seien. So außer den oben bereits Genannten auch noch der Capitain Heinr. Borthwick, der dann aber abwesend verurtheilt und wenigstens im Bilde verbrannt wurde, da man seine Person nicht mehr haben konnte [2]). Andre, welche in die Hände der lauernden

1) Knox, hist., 40. Vgl. Rudloff, I, 43.

2) Ebendas. 22.

Priester gerathen waren, zeigten dann freilich die Standhaftigkeit der Märtyrer nicht, sondern ließen sich bewegen, ihre Meinungen abzuschwören. So eine Anzahl von Einwohnern von Leith und Andre [1]). Doch konnte dieser Triumph, den die Priester davon trugen, ihrer Sache nicht nützen und der Sache des Evangeliums nicht schaden. Im Verborgenen griff die Erkenntniß der Wahrheit immer mehr um sich, und jeder Scheiterhaufen entzündete auch neue Herzen zu dem Bekenntniß zu dem, der da stark macht auch zum Tode.

Derjenige jedoch, der alle diese Grausamkeiten in Ausführung brachte oder doch wenigstens dazu anfeuerte, war der Erzbischof Beaton und sein Neffe, der spätere Cardinal. Jakob V. lebte seinem Leichtsinn und fand es bequem, daß derjenige, der während seiner Minderjährigkeit bereits die Geschäfte des Reichs als Vormund und Regent geführt hatte, sie auch fernerhin führe, ohne daß er sich selbst dadurch in seinem Lebensgenuß stören zu lassen brauchte. So hatte der Prälat in Allem freie Hand. Die Lage der Evangelischen schien, diesem Manne und der ihm zu Gebote stehenden Macht gegenüber, in der That hoffnungslos.

Doch sollte er für eine Zeit lang Widerstand von einer Seite her finden, von der er ihn wohl kaum gefürchtet hatte: von Seiten des Königs selbst; nicht zwar, weil der König doch am Ende des Blutvergießens überdrüssig geworden wäre, sondern weil er eine Zeit lang schwankend geworden war, ob nicht doch sein weltlicher Vortheil durch eine Begünstigung des Evangeliums gefördert werden könne.

Heinrich VIII. von England hatte eine Reformation in seinem Lande eingeführt, allerdings auch nicht durch Liebe zu Christo und seinem Heile bewogen, sondern vielmehr aus Beweggründen, welche mit dem Evangelium Nichts zu schaffen haben. Der Papst hatte, aus Rücksicht auf den deutschen Kaiser, dessen Tante die Frau Heinrichs war, sich geweigert, in eine Ehescheidung des Königs von der Katharine von Arragonien zu willigen, und da Heinrich, von Liebe zu einem Hoffräulein, Anna Bolleyn, entbrannt, unter allen Umständen von seiner Frau los sein wollte, so trennte er sich und sein Land von dem römischen Stuhle und machte sich selbst zu dem obersten Herrn der Kirche von England, indem er sich zugleich der Güter der Kirche bemächtigte. Sonst freilich ließ er das kirchliche Wesen im Ganzen, wie es war, nur daß er sich selbst an die Stelle des Papstes setzte, und von einer wirklichen Reformation auf dem Grunde des Evangeliums konnte damals in England noch keinesweges die Rede sein.

Dennoch aber, und wiewohl wir kaum ein Ergriffensein von der Wahrheit des Evangeliums bei dem englischen Könige voraussetzen dürfen, mußte ihm daran liegen, auch in Schottland eine Aenderung im kirchlichen Wesen nach seinem Vorgange und namentlich eine Lossagung von Rom zu bewirken.

---

1) Knox, hist., 21.

Schon die Nähe des stammverwandten Volkes, welches nur durch einen schmalen Fluß von seinem Lande getrennt war, und mit seinen Unterthanen in mannigfaltigstem Verkehre stand, mußte ihm den Wunsch nahe legen, daß auch beide Völker im Betreff der Religion mit einander übereinstimmten. Dazu kamen dann aber auch noch bestimmte politische Absichten, die ihn bewogen, dem Könige Jakob in Ansehung der Kirche zu ähnlichen Schritten zu rathen, wie er selbst sie gethan.

Die Könige von England, vor allen die Plantagenets hatten Jahrhunderte lang dahin gestrebt, den nördlichen Theil der britischen Insel mit ihrem Königreiche zu vereinigen, und die blutigsten Kriege zwischen Schottland und England waren die Folge davon gewesen. Die Schotten — und darin waren die Barone mit den Königen einig — vertheidigten ihre Selbstständigkeit gegen die englischen Eroberungsgelüste mit aller Unerschütterlichkeit, und da zwischen England und Frankreich eine ähnliche Feindschaft bestand, so war es natürlich, daß ihnen die Franzosen als ihre Bundesgenossen gegen den gemeinsamen Feind erscheinen mußten. In einem Bundesverhältniß zu Frankreich hat deßhalb Schottland die ganze Zeit der Stuarts hindurch gestanden, und die Engländer, theils durch die Kriege, die sie jenseits des Kanals zu führen hatten, theils auch durch die Kämpfe im eigenen Lande in Anspruch genommen, erreichten ihren Zweck keineswegs. Heinrich VII., mit welchem die Tudors auf den Thron von England kamen, schlug daher Schottland gegenüber eine andere Politik ein. Die Unmöglichkeit einer gewaltsamen Einverleibung erkennend, dachte er vielmehr daran, ein friedliches Verhältniß mit dem Nachbar herzustellen und ihn vor allen Dingen von dem französischen Bündnisse abzuziehen, eine Einverleibung späteren Zeiten anheim gebend. Er hatte deßhalb seine Tochter Margarethe dem Könige Jakob IV. zur Frau gegeben und ein Schutz- und Trutzbündniß mit seinem Schwiegersohne geschlossen.

Dieser Politik blieb Heinrich VIII. im Ganzen treu. Nicht durch Gewalt der Waffen wollte auch er sich Schottland erobern, wohl aber war's ihm darum zu thun, in einem Bundesverhältniß zu seinem Nachbar zu stehen, und zugleich dachte er daran, daß Schottland einmal durch Erbschaft mit seinem Reiche vereinigt werden könnte. Deßhalb aber mußte ihm nun auch Alles daran liegen, eine kirchliche Gleichförmigkeit in beiden Reichen hergestellt zu sehen. In jenen Zeiten übte die Religion noch einen gar bedeutenden Einfluß auf die Politik aus, und es war zu erwarten, daß Schottland dem Reiche sich anschließen werde, mit welchem es hinsichtlich seines kirchlichen Wesens übereinstimmte. Blieb es römisch, so war Frankreich, wurde es protestantisch, so war England sein natürlicher Bundesgenosse.

Daher suchte Heinrich auf seinen Neffen, den König Jakob, all seinen Einfluß geltend zu machen. Er bot ihm seine Tochter Maria zur Frau an,

er forderte ihn auf, in seinem Lande einen gleichem Wechsel des Glaubens vorzunehmen, wie er ihn soeben in dem eigenen Königreiche eingeführt hatte, und — machte ihn namentlich darauf aufmerksam, welche finanzielle Vortheile er davon haben würde, wenn er, gleich ihm, sich der Kirchengüter bemächtige. Jakob V. gerieth dadurch in Ungewißheit, was er thun sollte. Von einer wirklichen Anhänglichkeit an die römische Kirche und ihre verdorbene Priesterschaft war bei ihm nicht die Rede — nur als die unentbehrlichen Stützen seines Thrones hatte er sie betrachtet und die Gewalt ihr deßhalb in den Händen gelassen, die sie auf so grausame Weise gebrauchte — nun bot sich ihm eine andere Aussicht dar, wie er die Macht seines Hauses stützen könnte: durch die Einziehung der Kirchengüter geriethen Reichthümer in seine Hände, die ihn zugleich mächtiger machen würden, als irgend einen seiner Barone und selbst als diese zusammen genommen. Das waren jedenfalls sehr verlockende Aussichten für ihn, und die Prälaten sanken für eine Zeit lang sehr in seiner Gunst[1]). Dazu kam, daß während der mit England über diese Dinge gepflogenen Verhandlungen es offenbar auch den König Heinrich geheißen hätte beleidigen, wenn man in der bisherigen Weise die Anhänger des Evangeliums hätte verfolgen wollen, und so genossen diese denn eine Zeit lang Ruhe, die freilich bald genug wieder gestört werden sollte, die aber doch auch wieder dazu diente, die reformatorischen Grundsätze nur noch weiter im Volke zu verbreiten.

Drittes Kapitel.

Johann Knox' Jugendjahre.

Unter diesen Begebenheiten war nun aber der Mann herangereift, der ersehen war, nicht blos einen bedeutenden Einfluß auf die fernere Entwickelung seines Volkes zu üben, sondern geradezu die reformatorische Bewegung zum Siege zu führen: Johann Knox. Ueber den Gang, den sein eigenes äußerliches, wie innerliches Leben in diesen Zeiten genommen, erfahren wir jedoch nur wenig. Er selbst hat freilich eine Geschichte seiner Zeit geschrieben, aber von seiner eigenen ersten Entwicklung und davon, wie er zum Evangelium gekommen, erzählt er uns Nichts. Denn so groß war dieses Mannes Seele geartet, daß er über den allgemeiuen Angelegenheiten seines Herrn und seines Volkes immer sich selber vergaß. —

1) Vgl. Mignet, Gesch. der Maria Stuart, I, 13 ff.; im Auszuge bei Meyer, XXIX, I, 11 ff.

Er war geboren im Jahre 1505, wobei es ungewiß bleibt, welches sein eigentlicher Geburtsort gewesen ist. Gewöhnlich nennt man Gifford, ein Dorf in Ost-Lothian, einer Gegend, wo die Lollards ihr Wesen hatten, doch Andere meinen, es sei Haddington, die Hauptstadt dieser Grafschaft, selbst gewesen. Allerdings ist dies letztere die volksthümliche Ueberlieferung und man zeigt in einer der Vorstädte von Haddington, das Gifford-Thor genannt, noch das Haus, in welchem der Reformator das Licht der Welt erblickt haben soll. Wer Recht hat, läßt sich nicht mehr entscheiden. Das eben genannte Haus nebst einigen daran grenzenden Ländereien hat noch lange Zeit hernach einer Familie Knox gehört, so daß dadurch die letztere Tradition bestätigt werden könnte, und wenn ihn ältere Schriftsteller, z. B. Beza, als in Gifford geboren bezeichnen, so möchte es ja sein, daß diese Angabe nur auf einer Verwechslung des Namens jener Vorstadt mit dem des Dorfes beruhte. Doch aber haben Andere behauptet, es sei jenes Haus erst später in den Besitz der gleichnamigen Familie gekommen, und es sei deßhalb vor Allen den ältesten Nachrichten zu glauben, welche alle das Dorf Gifford als Knox' Geburtsort bezeichnen. Jedenfalls gehörte er aber der Grafschaft Ost-Lothian an, und zu Haddington hat er auch den ersten Unterricht empfangen [1]).

Sein Vater stammte aus einer alten und angesehenen Familie in Renfrew-Shire, welche die Ländereien von Knock, Ranferly und Craigends besaß, und aus der auch ein Paar Bischöfe, der eine von Raphoe, der andere von den Inseln, hervorgegangen waren [2]), doch sind keine Nachrichten darüber vorhanden, wann seine Vorfahren ihren ursprünglichen Wohnsitz verlassen haben und nach Lothian übergesiedelt sind. Nach einer von Knox selbst gegebenen Andeutung haben sie in den Diensten des Grafen Bothwell gestanden und mehrfach unter dessen Fahnen gefochten [3]). Die Mutter des Reformators war jedoch eine geborene Sinclair, aus einem Geschlechte, das ebenfalls angesehen in Schottland war, und in Zeiten der Verfolgung, wenn Knox verhüten wollte, entdeckt zu werden, nannte er sich selbst wohl mit diesem Namen seiner Mutter [4]). Glücksgüter scheinen den Eltern Knox' in nur bescheidenem Maße zu Theil geworden zu sein, doch sind sie jedenfalls auch nicht geradezu arm gewesen. So viel besaßen sie wenigstens, daß sie ihrem Sohne eine wissenschaftliche Bildung geben lassen konnten, und das war in jenen Zeiten nichts Gewöhnliches. Haddington besaß eine lateinische Schule, und hier empfing der Knabe seinen ersten Unterricht, worauf ihn der Vater nach St. Andrews sandte, der damals berühmtesten Universität des Königreiches, etwa gegen das Jahr 1524.

---

1) Vgl. M'Crie, I, 1 f. u. Note A. I, 337 ff.

2) Knox, hist., das vorgedruckte Life of the Anthor, pag. 2.

3) Ebendas. 306.

4) M'Crie, I, 2. Anm.

Die Vorkenntnisse, welche Knox sich zu Haddington erworben hatte, mögen nach unseren Begriffen jedoch gering genug gewesen sein. Ueberhaupt stand es um das Schulwesen ja damals schlimm in Schottland. Was etwa von wirklich wissenschaftlicher Bildung gefunden wurde, das hatten diejenigen, die es besaßen, meist aus dem Auslande geholt, aus den Schulen in Italien, Frankreich und Deutschland, wo die Wissenschaften einen neuen Aufschwung durch die griechischen Philosophen und Dichter gewonnen hatten, dagegen in Schottland selbst war dergleichen nicht zu erlangen. Während auf den Universitäten Nichts getrieben wurde, als die auf den mißverstandenen Aristoteles gegründete scholastische Philosophie, lagen auch die unteren Schulen gar sehr darnieder. Latein war Alles, wozu man die Zöglinge anhielt, denn das war ja die Sprache Roms und zum Dienst der Kirche unentbehrlich, aber auch der Unterricht in dieser Sprache war meist nothdürftig genug. Erst im Anfang des 16. Jahrhunderts thaten sich die Schulen von Aberdeen und Perth wieder durch besseren Latein-Unterricht hervor, indem auf der einen Johann Vaus und auf der anderen Andreas Simson, beide tüchtige Lateiner, diesen Lehrgegenstand mit Vorliebe pflegten. Dagegen von den Sprachen, in denen der Grund alles Heiles selbst überliefert worden ist, von der griechischen und vollends von der hebräischen war durchaus nicht die Rede, so daß es denn auch nicht zu verwundern ist, wenn die Priesterschaft selbst nichts Anderes mehr kannte, als ihre römischen Liturgieen und Dekretalen. Griechisch wurde zuerst wieder gelehrt auf der bereits erwähnten Schule zu Montrose, welche der Baron Erskine von Dun gegründet hatte, und die ersten Lehrer kamen aus Frankreich dahin; doch wurden diejenigen, die sich mit dieser Sprache befaßten, von den Prälaten meist mit argwöhnischen Blicken betrachtet und nicht selten geradezu als „Ketzer" verfolgt, was ja auch nicht anders sein konnte, da das Studium des neuen Testamentes in der Ursprache bald zu der Einsicht führen mußte, wie sehr die gegenwärtige Kirche entartet war. Hebräisch wurde erst viel später noch wieder zu einem Gegenstande des Unterrichts gemacht. Knox selbst kam erst im mittleren Lebensalter zu einer Kenntniß der griechischen Sprache, und in Betreff des Hebräischen bekennt er selbst noch im Jahre 1550, daß er es nicht verstehe [1]). Doch hat er auch diesen Mangel während seines Aufenthaltes auf dem Festlande noch gut zu machen gewußt.

In St. Andrews wurde dem jungen Manne denn auch nicht viel gesunde Geistesnahrung geboten. Herrschend war hier, wie überall auf den römischen Universitäten, das System des Duns Scotus, des Vaters der Scholastik, der eben die Lehren, Gebräuche und Ordnungen der römischen Kirche in ein System gebracht hatte, sie mit allerlei subtilen und oft lächerlichen Gründen zu beweisen und zu rechtfertigen suchend. Dieses wurde immer und

1) Vgl. M'Crie, I, 6.

immer wieder den jungen Leuten vorgetragen, und im Grunde bestand der ganze Unterricht meistens darin, daß man ihnen einzulernen suchte, was in der Kirche hergebracht war. Die Schrift blieb auch hier ganz aus dem Spiele.

Nur einer von den damaligen Lehrern der Universität nahm einen etwas anderen und freieren Standpunkt ein: Johann Mair, gewöhnlich Mayor genannt [1]). Er war Professor der Philosophie und Theologie zu St. Andrews, und hatte zu Paris studirt, wo er auch eine Zeit lang gelehrt hatte. Dieser Mann theilte deßhalb auch die Grundsätze, welche in den Zeiten vor der Reformation von der Pariser Universität vertreten wurden, namentlich von dem berühmten Kanzler derselben, Johann Gerson, und von Peter d'Ailly, von denen ja bekannt ist, daß sie die Autorität der Concilien gegenüber der des Papstes aufrecht zu erhalten gesucht haben. So lehrte auch Mair, daß ein Concil über dem Papste stehe und das Recht habe, nicht blos die Befehle des Papstes zu verwerfen, sondern auch ihn selbst zu richten und abzusetzen. Er leugnete die weltliche Oberherrschaft des römischen Bischofs und sprach ihm das Recht ab, das derselbe sich so oft angemaßt hatte, die Fürsten einzusetzen oder zu entthronen. Auch meinte er, die Bannsprüche Seitens der Kirche und des Papstes könnten keine Giltigkeit haben, wenn sie nicht auf zureichende Gründe gestützt wären, und eben so hielt er dafür, daß Zehnten und andre der Geistlichkeit zu leistende Abgaben nicht auf göttlichem Rechte beruhten, sondern lediglich menschliche Einrichtungen seien, wie er denn namentlich auch den Geiz, die Ehrsucht und den weltlichen Pomp des päpstlichen Hofes und der Prälaten tadelte und überhaupt sich keineswegs als einen Freund der Geistlichkeit aussprach. Von den Klöstern und Heiligentagen meinte er, sie seien auf ein mehr entsprechendes Maß zurückzubringen, vor Allem aber solle man sich hüten, sie noch zu vermehren. Doch wenn in diesen Grundsätzen auch schon ein freierer Sinn sich ausspricht, so war Mair doch noch weit entfernt, bis zur vollen Erkenntniß des Evangeliums als des allein rechten Grundes alles kirchlichen Wesens und aller Wahrheit hindurchgedrungen zu sein. Es ging ihm vielmehr, wie seinen französischen Vorgängern überhaupt: wenn auch in einzelnen Stücken von den hergebrachten Meinungen abweichend, war er doch im Ganzen noch durchaus in die Schlingen des römischen Wesens gefangen, und seine freieren Ansichten waren auch keineswegs auf dem Grunde erwachsen, aus dem allein die rechte Freiheit vom priesterlichen Joche kommen konnte, auf dem Grunde des Wortes Gottes, sondern sie gingen lediglich aus der Philosophie hervor,

1) Knox, hist., 14 sagt von ihm: „whose Word than was haldin as ane Oracle in Matteris of Religioune,“ und erzählt, wie er von den Predigten des Freir William Ayrth, der gegen das lockere Leben der Bischöfe geredet, geurtheilt habe, es sei nichts Ketzerisches darin.

welche damals überhaupt in der Kirche galt und durch die man die kirchlichen Einrichtungen zu rechtfertigen suchte. Daher wich er denn wohl im Einzelnen ab, stimmte aber doch im Ganzen noch immer bei, und es fehlte ihm die Einsicht in das Verderben, weil ihm die Einsicht in die Wahrheit fehlte. Von denen, welche Mairs Schriften eingesehen haben, ward gesagt, daß dieselben doch im Ganzen noch immer den damals herrschenden Geist der kirchlichen Philosophie verriethen. „Viele von den Fragen, welche er behandelt, waren äußerst nutzlos und kleinlich, und das Meiste ward ungenießbar durch die sklavische Anhänglichkeit an die Kleinigkeitskrämerei der scholastischen Methode. Der Leser seiner Werke muß zufrieden sein, wenn er mühevoll ein Körnchen Wahrheit auf vielen Seiten von Spreu auffinden kann[1])." Die ganze Stellung dieser Leute, die blos an der Außenseite des kirchlichen Wesens Etwas bessern wollten, ohne auf den rechten Grund zu gehen, brachte das so mit sich, und es ist nicht zu verwundern, wenn denen die Reformation der Kirche nicht gelang, die selbst noch von der Verkehrtheit umstrickt waren, wenn ihren frommen Wünschen nach Besserung diejenigen spotteten, denen auch das Schlimmste als heilig galt, weil es ihren schlimmen Gelüsten Vorschub leistete[2]).

Dieser Mann übte jedoch auf Knox, sowie auf einzelne andre junge Leute, unter denen der gelehrte Freund des Reformators, George Buchanan zu nennen ist, ohne Zweifel einen anregenden Einfluß aus, und gewiß darf angenommen werden, daß er es war, welcher den ersten Anstoß dazu gab, daß Knox an dem herrschenden Kirchenwesen irre wurde. Führte er seine Schüler auch noch nicht zu der allein lauteren Quelle der Wahrheit und des Heiles, so rüttelte er doch an den Grundfesten des Irrthums und des Verderbens, und schärfte so den Blick derselben für eine tiefere Erkenntniß, indem er zuerst die Decke lüftete, die vor ihren Augen hing. Er brachte sie zuerst auf den Gedanken, daß in der bestehenden Kirche doch nicht Alles sein möchte, wie es sollte, und dadurch war ihnen der Weg zu weiteren, eigenen Untersuchungen geöffnet.

---

1) M'Crie, I, 9.

2) Die politischen Grundsätze Mairs waren seinen kirchlichen verwandt. Er lehrte, die Autorität der Könige und Fürsten stamme ursprünglich vom Volke her, und es seien die Monarchen an den Willen der Parlamente gebunden. Wenn Fürsten ihre Macht zu Gewaltthätigkeiten gegen ihre Unterthanen mißbrauchten, so sei es Recht, daß das Parlament dagegen auftrete, auch dürften die Fürsten, wenn sie sich als unverbesserlich erwiesen, durch die Vertretung des Volkes abgesetzt und selbst bestraft werden. M'Crie, I, 8 meint, Knox sei durch Mairs Einfluß zu seinen politischen Grundsätzen gekommen. Doch ist auch zu bemerken, daß Knox seine Grundsätze auf das Evangelium stützte und — daß er nur dann die Stände aufforderte, gegen Maria einzuschreiten, wenn es sich darum handelte, die reformirte Kirche zu schützen.

Doch dürfen wir nun nicht meinen, als habe Knox sofort oder auch nur in kurzer Zeit die Wolken des Irrthums durchbrochen, welche damals noch die Gemüther umhüllten. Wie sein Lehrer Mair selbst, so hielt auch er noch eine lange Zeit an dem fest, was die Kirche und ihre Scholastik als Wahrheit verkündigten. Es lag ja auch etwas in dieser „Weisheit," das im Stande war, die ehrgeizigen Gemüther der Jugend zu fesseln. Schon die Masse des so schwerfälligen Stoffes zu überwältigen und sich in all den Windungen und Irrgängen dieser Philosophie zurecht zu finden, erschien als etwas Großes, das des Fleißes und der Ehre würdig wäre, und da die Gewandtheit, in all' den aufgestellten Fragen eine Entscheidung zu treffen und mit Scharfsinn zu vertheidigen, was oft so wenig stichhaltige Gründe für sich hatte, einen Schein von hoher Gelehrsamkeit verlieh, so wurde dadurch der Eitelkeit der jungen Leute nicht wenig geschmeichelt. Jedenfalls war es schwer, sich aus diesem Labyrinthe wieder heraus zu finden, wenn man einmal hineingerathen war, zumal der Leitstern, der allein den Ausweg hätte zeigen können, das Wort Gottes noch immer unzugänglich blieb. Knox ging daher eine Zeitlang auch in diesen Wegen, sowohl mit großem Eifer, als auch mit großem Erfolge. Er wurde bald zum Magister der freieren Künste ernannt und fing an, in einem der Collegien zu St. Andrews die Philosophie mit vielem Beifall zu lehren. Er wurde berühmt als Einer, der auch die größten Subtilitäten der Dialektik mit Scharfsinn zu lösen verstände[1]). Auch wurde er bald in den geistlichen Stand aufgenommen und noch ehe er das gesetzliche Alter erreicht hatte, zum Priester geweiht[2]). Es konnte nicht fehlen, daß er zu hohen Würden in der Kirche nach und nach emporsteigen mußte.

Allmälig sollte er jedoch auf andere Wege kommen, und sich andre, ewige Aussichten vor ihm eröffnen. Daß ein Geist, wie er, in den Spitzfindigkeiten der hergebrachten Schulweisheit keine dauernde Befriedigung finden konnte, war nur natürlich, und dazu kamen die Anregungen von Seiten Mairs, welche ihn antrieben, weiter nach den Gründen zu suchen. Er ging daher zuvörderst in die kirchliche Vorzeit zurück und studirte die Schriften des Hieronymus und Augustinus, auf welche auch Meister Duns sich ja zu berufen gewohnt war. Hier aber fand er es vielfach anders. Anstatt an den Papst und an kirchliche Satzungen, sah er sich durch Hieronymus an die heilige Schrift als an die allein lautere Quelle der Wahrheit verwiesen, und in den Werken Augustins fand er religiöse Gedanken, welche dem, was

1) Vgl. Verheiden, Effigies et Elogia Praestant. Theolog. p. 69 ed. 1725.

2) S. darüber die Belegstellen bei M'Crie, I, 346 ff. (Note E). Knox hat auf seine papistische Ordination jedoch später nie ein Gewicht gelegt, sondern er datirt sein Amt von seiner Berufung in St. Andrews (s. unten Kap. 5).

die römische Kirche lehrte, durchaus entgegengesetzt waren. Da gab es keine Gerechtigkeit aus den Werken, sondern die Gnade Gottes in Christo war der Grund alles Heiles, und wenn Augustin auch der Kirche als der Gemeinschaft der Heiligen Autorität beilegte, so mußte doch klar werden, daß damit die römische Kirche in all' ihrem Verderben nicht könne gemeint sein. Mehr und mehr wurde dem suchenden Geiste des Knox daher die scholastische Weisheit verdächtig und zuwider, mehr und mehr ging ein anderes Licht in seiner Seele auf, sowohl über das eigentliche Wesen Dessen, was sich damals die Kirche Christi nannte, als auch über den rechten Grund des Heiles selbst, und wenn er auch nicht gleich von allen Irrthümern sich losmachen konnte, so fiel doch eine Schuppe nach der andern von seinen Augen. Es war etwa im Jahre 1535, als diese Veränderung in ihm vorging, doch bedächtig und gewissenhaft, wie er war, kam er zu einem offenen Bekenntniß des Christenthums erst im Jahre 1542. Man kann daher gewiß nicht sagen, daß er leichtsinnig und voreilig die Wahrheit, die ihm immer herrlicher aufging, ergriffen habe.

Viel zu seiner innerlichen Umwandlung mögen auch die Grausamkeiten beigetragen haben, deren Zeuge er war. Schon als Hamilton verbrannt wurde, war er in St. Andrews, und so hat er gewiß auch noch manchen anderen Märtyrertod mit angesehen. Er sagt freilich Nichts darüber, aber die Genauigkeit, mit welcher er in seiner Geschichte diese Begebenheiten uns erzählt, läßt schließen, daß er ein Augenzeuge gewesen ist, und die Entrüstung, mit welcher er die Thaten der Prälaten schildert, bekundet, wie sehr auch seine Seele davon ergriffen gewesen ist. Da sah er die blinde Wuth der Feinde des Evangeliums, wie sie auch vor dem Härtesten und Unmenschlichsten nicht zurückbebten, da sah er aber auch den freudigen Todesmuth der Märtyer, wie sie zu Christo allein sich bekannten und so voll seines Trostes waren auch mitten unter den grausamsten Qualen, und — da kam er denn am Ende auch dahin, lieber in ihren Reihen sterben, als mit den Feinden Gottes herrschen zu wollen. Lange Zeit mochte auch da Verzagen seine Seele gefesselt halten, lange mochte er um solcher Verzagtheit willen sich vielleicht gar bemühen, noch vor sich zu rechtfertigen, was er doch bereits von dem Worte Gottes gerichtet sah — er war ja ein Mensch, und das Menschenherz ist ja so leicht verzagt, wenn es gilt, um des Herrn willen die Straße der Trübsale zu ziehen — aber am Ende siegte auch darin der Herr in seiner Seele. Sein offenes Bekenntniß zu Christo trieb ihn am Ende von St. Andrews hinweg, aber jedenfalls steht er deßhalb von nun an als dieser feste, unerschütterlich in Christo gegründete Charakter da, der Alles, was nicht aus dem Herrn ist, mit aller Entschiedenheit und Klarheit durchschaut und von sich stößt, weil er diesen langen und bedächtigen Weg von der Finsterniß zum Lichte hatte gehen müssen, gleichsam ein Bollwerk des Lügengeistes nach dem andren hinweg zu räumen gezwungen, bevor das

volle Licht ihm scheinen konnte. Knox ist mit eiserner Unerbittlichkeit von da an gegangen den einen ebenen Weg des Herrn, von keiner Verlockung, aber auch von keinen Drohungen mehr beirrt, und gerade das machte ihn fähig, zu sein, wozu ihn der Herr erwählt hatte: der Wiederhersteller der Kirche von Schottland.

Zu St. Andrews war von nun an sein Bleiben nicht mehr. Seit langer Zeit hatten seine philosophischen Vorträge bereits die Veränderungen, die in seiner Ueberzeugung vorgingen, zu erkennen gegeben, denn statt des ausgetretenen Pfades der scholastischen Methode wies er seine Schüler auf einen andern vernünftigeren und heilsameren Weg. Aber eben dadurch wurde er der „Ketzerei" denn auch bald verdächtig, und als er am Ende die kirchlichen Mißbräuche offen anzugreifen begann, war zu St. Andrews, wo ein Beaton gebot, keine Sicherheit für ihn mehr zu finden. Er verließ daher diesen Ort und begab sich in den Süden des Landes, wo er sich offen zum Evangelium bekannte. Daß dadurch die Verfolgung gegen ihn nur noch mehr wachgerufen wurde, konnte nicht fehlen. Gerade er mit seinen Gaben war ja ein gefährlicher Gegner, und Beaton erließ deßhalb einen Richterspruch gegen ihn, der ihn für einen Ketzer und des priesterlichen Charakters für verlustig erklärte. Auch wird erzählt, daß der Prälat Leute abgeschickt habe, die Knox tödten sollten, denen er jedoch, durch des Herrn gnädige Fürsorge bewahrt, nicht in die Hände fiel[1]).

Knox fand eine Stelle als Hauslehrer bei einem Edelmanne in Ost-Lothian, in der Nähe von Haddington, dem Laird Hugh Douglas von Langniddrie, der selbst dem Evangelium zugethan und bereit war, den Verfolgten gegen die Nachstellungen des Prälaten zu verbergen. Zugleich mit den Söhnen Langniddrie's Franz und Georg unterrichtete Knox auch noch den des Lairds Johann Kockburn von Ormiston, Alexander, der in der Nachbarschaft wohnte, und sorgte außerdem auch dafür, daß die Familien der beiden Lairds nicht nur, sondern auch die umwohnende Bevölkerung mehr und mehr mit dem Evangelium bekannt gemacht wurden. Er gab den Religionsunterricht seinen Zöglingen in einer Kapelle zu Langniddrie, deren Trümmer noch jetzt Johann Knox' Kirche heißen, und Jedermann hatte Zutritt zu demselben. Auch las er dort zu bestimmten Zeiten ein Kapitel aus der heiligen Schrift vor und gab eine Auslegung dazu[2]).

Eine wesentliche Förderung in seiner evangelischen Ueberzeugung sollte Knox selbst nun aber noch durch den Mann empfangen, der um diese Zeit Schottland mit seinen Predigten durchzog und, wohin er kam, den Samen der Wahrheit auszustreuen suchte, durch Georg Wishart.

1) Beza, Icones, Ee. iij.

2) Knox, hist., 67. Vgl. Chalmers, Caledonia, II, 526.

Viertes Kapitel.

Georg Wishart.

Als jene Verhandlungen mit Heinrich VIII. von England im Gange waren und König Jakob nicht übel Lust hatte, mit Hilfe der Kirchengüter seine Finanzen zu verbessern, war ein Stillstand in den Verfolgungen der Evangelischen eingetreten. Doch währte das nicht lange. Natürlich boten die Prälaten Alles auf, um dem Könige die Vorschläge Heinrichs in einem für ihn gefährlichen Lichte erscheinen zu lassen. Sie stellten ihm vor, daß durch Einführung der Reformation nicht er, sondern die Barone Vortheil haben würden, denn da die Güter der Kirche in ihren Territorien lägen, so würden sie dieselben einziehen und dadurch eine Macht gewinnen, die es ihm für immer unmöglich machen würde, sie der Oberherrschaft der Krone zu unterwerfen. Dazu boten sie ihm eine Beisteuer von 50,000 Kronen jährlich an, falls Heinrich VIII. ihn mit Krieg überziehen würde.

Jakob ließ sich dadurch bestimmen, und da er die Freundschaft Englands zurück wies, so blieb ihm nichts Andres übrig, als sich an Frankreich anzuschließen. Er vermählte sich daher zuerst mit Magdalena, einer Tochter Franz' I., und als diese bald darauf starb, mit Marie von Lothringen, der Wittwe des Herzogs von Longueville und der Schwester der Guisen. So waren die Prälaten wieder in dem ungefährdeten Besitze ihrer Macht, ja, das Bündniß mit Frankreich und die Vermählung mit einer Tochter aus jenem Hause, das in Frankreich die hauptsächlichste Stütze der römischen Kirche war, gaben ihnen einen neuen Rückhalt. Die Verfolgungen begannen auf's Neue, und manches Opfer fiel wieder der priesterlichen Grausamkeit[1]).

Namentlich war es nun David Beaton, der Neffe, der die evangelisch Gesinnten seinen Zorn empfinden ließ. Sein Oheim war im Jahre 1539 gestorben und er der Nachfolger desselben geworden, wie im Erzbisthum, so auch im Reichskanzleramt. Auch hatte ihn der Papst auf Verwenden des Königs und der Guisen, die ihren Mann in ihm erkennen mochten, zum Cardinal ernannt. In des Königs Gunst stand er vor Allen sehr hoch. Er war es gewesen, der die Heirath mit der Herzogin von Lothringen hauptsächlich zu Stande gebracht hatte, er hatte den König von der englischen Politik abwendig zu machen gewußt, er war überhaupt bereits Jahre lang die Seele alles Dessen gewesen, was da geschehen war, und wie er dem König ein seinen Leichtfertigkeiten Vorschub leistete, so stand er auch ganz auf Seiten der Krone gegenüber den Baronen. Dazu war er gewandt und erfahren in allen Geschäften des Staates, und allerdings auch mit jener Unerschrockenheit

1) Vgl. Knox, hist., 25 f., Mignet, I, 15; Meyer, I, 12 f.

der Seele begabt, die vor keinem, auch nicht vor dem grausamsten Mittel zurückbebt, sobald es die Erreichung ihrer Zwecke gilt, die aber eben deßhalb auch geeignet ist, schwächlichen Gemüthern, wie das des Königs war, zu imponiren. Der König hatte deßhalb in ihm den Mann gefunden, dem er die Lasten des Reichs dreist auf die Schultern meinte legen zu dürfen, und unbedenklich folgte er deßhalb nun auch den Rathschlägen dieses Mannes.

Des Cardinals vorzüglichstes Bedenken war jedoch, dem Evangelium die Wege zu versperren und die „Ketzerei" von Grund aus zu vertilgen. Wie die Krone mit dem Prälatenthum, so hatte die Baronie ja bereits mit der Reformation ein geheimes Bündniß geschlossen, und überhaupt war es klar, daß vor Allem erst die reformatorische Bewegung unterdrückt werden müsse, bevor an ein Erreichen weiterer Pläne gedacht werden könne. Erst sollte die Kirche wieder in ihrer unangefochtenen Autorität hergestellt werden und dann auf den Schultern der Kirche und von ihr getragen das unumschränkte Königthum. Der Cardinal ergriff daher auch sofort die energischsten Mittel. Ein Parlament wurde versammelt, neue und verschärfte Befehle gegen die „Ketzerei" erlassen, Widerspruch von Seiten Einzelner mit Drohungen niedergeschlagen, und — wieder loderten die Scheiterhaufen zu Edinburg und St. Andrews, so wie auch an andern Orten.

Doch sollte auch wieder ein Zwischenfall diesem Wüthen Einhalt gebieten und zwar für eine längere Zeit. Heinrich VIII. hatte den Korb, den Jakob seiner Schwester gegeben, keineswegs gleichgültig hingenommen. Er war überhaupt der Mann nicht, der sich ohne Zorn in seinen Plänen durchkreuzen ließ, und vollends die erneuerten Verfolgungen der Gegner Roms in dem Nachbarlande ließen ihm nicht Ruhe. Daher forderte er seinen Neffen nochmals auf, seinem Beispiele zu folgen und das Regiment des römischen Bischofs in Schottland zu stürzen, und als Jakob, wie voraus zu sehen war, sich weigerte, auch zu einer Zusammenkunft, zu der ihn Heinrich eingeladen und er versprochen hatte, zu kommen, nicht erschien, sondern den Oheim vergeblich zu York sechs Tage lang auf sich warten ließ, so erfolgte von Seiten Englands die Kriegserklärung. Zugleich brach Heinrich verheerend in Schottland ein und brachte den König Jakob auf diese Weise in nicht geringe Verlegenheit.

Die schottische Wehrmacht bestand in der Macht des Adels. Aber die Barone waren keineswegs geneigt, für die französische Politik ihres Königs und für Alles, was damit zusammenhing, ihre Truppen marschiren zu lassen. Jetzt ihrem Könige zum Siege verhelfen, hieß ihm eine Macht in die Hände geben, die er und der Cardinal gegen Alles gebrauchen könnte, was ihnen theuer war, wie gegen ihre Selbstständigkeit, so auch gegen das Evangelium, dem die Meisten von ihnen bereits zugethan waren. Als daher der König von England — wohl nicht ohne Einverständniß mit einzelnen Baronen — seine Truppen wieder über die Gränzen zurückzog, weigerte sich

der Adel, noch in das Feld zu ziehen, und erklärte, der Krieg sei unnütz geworden, wie er denn auch den Interessen des Reiches widerstreite.

Jakob jedoch ließ sich dadurch nicht abhalten, an dem Engländer Vergeltung zu üben, und leicht war es, ihn zu überzeugen, daß er auch ohne den Adel den Krieg weiter fortführen könne, ja, daß es möglich sei, dadurch grade den Baronen gegenüber eine Macht zu gewinnen, denen sie nicht mehr zu widerstehen vermöchten. Mit dem Gelde der Geistlichkeit rüstete er daher ein Heer von 10,000 Mann, dessen Leitung er dem Oliver Sinclair übertrug, einem seiner Günstlinge, der zugleich ein Freund der Prälaten war. Dieser rückte über die Westgrenze vor und der Cardinal verhieß Sieg und Ehre. Doch war es anders beschlossen. Da auch jetzt noch in der Armee der Adel stark vertreten war, so ließ sich dieser von 500 Engländern bei Solway-Moß lieber schlagen, als daß er dem Könige einen Zuwachs an Macht hätte verschaffen mögen, und von dieser schimpflichen Niederlage wurde Jakob V, so erschüttert, daß er am 14. Dec. 1543 im Schlosse zu Falkland starb. Kurz vor seinem Tode wurde ihm die Nachricht gebracht, daß ihm eine Tochter geboren sei. Traurig brach er in die Worte aus: „Durch ein Weib ist die Krone gekommen, durch ein Weib wird sie wieder gehen!" Das neugeborene Kind war Maria Stuart, Königin in einem Alter von sechs Tagen[1]).

So waren die Pläne des Cardinals, der wohl an nichts Geringeres, als an ein Zurückbringen Englands unter die römische Gewalt gedacht hatte, vereitelt, und — sie sollten noch mehr vereitelt werden. Nach dem Tode des Königs brachte er ein Testament desselben zum Vorschein[2]), welches ihn selbst, nebst den Grafen Huntly, Argyle und Murray, zu Regenten ernannte. War dies Testament gefälscht oder nicht, genug, es erregte in der sofort in Edinburg zusammengetretenen Versammlung der Stände den heftigsten Widerstand. Zu dem allgemeinen Haß, den sich der Cardinal bereits zugezogen hatte, kam noch ein besonderer Umstand hinzu. Man hatte in der Tasche des verstorbenen Königs eine Liste, von des Cardinals Hand geschrieben, gefunden, welche die Namen von nicht weniger, als 360 hochgestellten Personen enthielt, die der Ketzerei verdächtig und deßhalb bei passender Gelegenheit zu vernichten seien, darunter die ersten Barone des Reiches und selbst der Graf Hamilton von Arran, der nächste Agnat der Krone[3]). Das konnte die Versammlung nicht geneigt machen, dem angeblichen Testamente des Königs Folge zu geben. Die Regentschaft wurde dem Grafen

---

1) Vgl. über das Alles Knox, hist. 27 ff. Auch Mignet, l. c.

2) Knox, hist., 31.

3) Sadler, State Papers, I, 94. Knox, hist., 27 ff. Knox sagt, die Liste habe mehr als hundert Edelleute enthalten, außer Andren geringeren Standes. Sadler nennt 20 Stiegen Barone und Gentlemen, „alle dem Worte Gottes zugethan," unter ihnen die Grafen Arran, Cassilis und Marshal.

Arran übertragen, und der Cardinal als Gefangener nach dem Schlosse Dalkeith geführt. Nur die Krönung des königlichen Kindes, welche am 9. Sept. 1543 zu Stirling stattfand, ließ man den gedemüthigten Kirchenfürsten noch vollziehen, ein Act, der unter diesen Umständen selbst eine Demüthigung für ihn war.

Nun hatten die Bekenner des Evangeliums wieder Ruhe. Arran war selbst der Reformation geneigt, und das Parlament beschloß unter seiner Leitung ein förmliches Duldungsedikt. Die englische Uebersetzung der heiligen Schrift, welche damals bereits im Geheimen verbreitet war, sollte nun auch öffentlich gebraucht werden, und alle Einsprache, welche die Prälaten dagegen erhoben, war vergeblich. Nur so viel wurde ihnen zugestanden, daß diese Uebersetzung erlaubt sein solle, bis sie selbst eine bessere herstellten, was denn freilich bei ihrer gänzlichen Unkenntniß der Ursprachen gute Wege hatte. Das Wort Gottes wurde jetzt allgemein im Volke verbreitet [1]).

Auch that der Regent noch einen Schritt weiter. Er nahm selbst zwei evangelische Geistliche zu seinen Caplänen an, den einen, Thomas Williams mit Namen, der, früher ein Dominikaner, nach gewonnener besserer Erkenntniß sein Ordenskleid abgelegt hatte, und dessen klare Auslegung der Schrift gerühmt wird [2]), und den andern, Namens John Rough, der auch später für die Reformation von Bedeutung werden sollte [3]). Dazu kam, daß auch Heinrich VIII. vom schottischen Parlamente es erlangte, daß sein Sohn Eduard mit der jungen Marie verlobt wurde, so daß es in der That den Anschein gewann, als sollte es mit der römischen Kirche zu Ende sein. Cardinal Beaton war für den Augenblick so machtlos, wie die verwittwete Königin, die Schwester Guisen.

In dieser Friedenszeit kehrte nun auch ein Mann nach Schottland zurück, der ganz geeignet war, Aller Gemüther für das Evangelium zu entflammen. Dies war Georg Wishart [4]). Sohn eines Lairds, hatte er sich dem geistlichen Stande gewidmet und war dann eine Zeit lang Lehrer der griechischen Sprache an der Schule Erskine's zu Montrose gewesen, hatte jedoch wegen Verdachtes der „Ketzerei" vor dem Bischofe von Brechin die Flucht ergreifen müssen. Er war nach England gegangen und hatte zu Cambridge eine Reihe von Jahren den Studien gelebt. Jetzt aber kehrte er in Begleitung der Commissäre Heinrichs VIII., welche die Verlobung ver-

1) Knox, hist., 33 f.

2) Er hatte auch auf Knox Einfluß. Vgl. Life of the Author vor der Ausgabe von Knox' hist. von 1732.

3) Knox, hist., 33 nennt ihn „not so leirned (nämlich als Williams) yit mair simple and mair vehement aganis all Impietie."

4) Wishart, ob von Wisehart, weßhalb Buchanan ihn Sophocardius nennt, oder von Guiscard herzuleiten! Knox schreibt Wischart.

mitteln sollten, in sein Vaterland zurück (1544), und war der Erste, der es wagte, das Evangelium nun öffentlich zu verkündigen[1]).

Er war ein Mann, voll zugleich von evangelischer Milde und Kraft, und seine Predigten waren so gewaltig, daß jedes Herz davon erschüttert wurde. Ein Zeitgenosse schildert ihn als von der einfachsten Lebensart[2]), mit einem wollenen Mantel bekleidet und auf hartem Lager schlafend, viel fastend, weil das nicht blos in der Schrift geboten, sondern auch der Gesundheit zuträglich sei, und so allerdings einen Schein von Strenge abgebend, aber dabei freundlich, leutselig, voll Liebe gegen Jedermann und namentlich voll Barmherzigkeit gegen die Armen, dazu gelehrt und erfahren, im Worte Gottes wohl bewandert, und vor allen Dingen von einem glühenden Eifer für das Evangelium beseelt, der unwiderstehlich gewesen sei. So zog er nun in Schottland umher, von Ort zu Ort, und verkündigte überall die fröhliche, aber so lange verborgen gehaltene Botschaft des Heiles[3]).

Zuerst hielt er zu Dundee Vorträge über den Römerbrief, die eine große Wirkung hervorbrachten. Doch fehlte es ihm auch dort schon nicht an Gegnern und Widerspruch. Der Cardinal, der bereits aus seiner Haft wieder frei geworden war, hatte sofort ein aufmerksames Auge auf ihn, und wenn er ihn auch wegen der mißlichen Zeitumstände nicht offen anzugreifen wagte, so legte er ihm doch allerlei Hindernisse in den Weg. Ein Bürger der Stadt, Robert Mill, mußte ihn auffordern, Dundee nicht mehr zu belästigen[4]), und Wishart begab sich auch deßhalb hinweg, aber nicht ohne die Stadt darauf vorzubereiten, daß sie durch Vertreibung des Evangeliums sich schwere Trübsale zuziehen werde[5]).

Später finden wir ihn zu Ayr, wo er ebenfalls unter allgemeinem Zu-

1) Vgl. M'Crie, I, 41.

2) Fox, 1155. Vgl. M'Crie, I, 366 f. (Note L.)

3) Ueber das Folgende, vgl. Knox, hist., 43 ff. Knox war später (s. unten) mit Wishart zusammen, daher Augenzeuge.

4) Knox sagt ausdrücklich, es sei geschehen „be Procurment of the Cardinal" (l. c.).

5) Er sagte: Gott ist mein Zeuge, daß ich nicht euer Verderben, sondern euer Heil will, ja, euer Verderben ist mir schmerzlicher, als euch selbst. Aber ich bin gewiß, daß, wenn ihr Gottes Wort zurückweist und seinen Boten von euch stoßt, daß dieß euch nicht vor dem Verderben bewahren, sondern euch in dasselbe stürzen wird, denn Gott wird euch Boten senden, die sich vor euren Angriffen nicht fürchten. Ich habe euch das Wort des Heiles angeboten und bin mit Gefahr meines Lebens unter euch gewesen, jetzt aber weist ihr mich selbst hinweg und deßhalb bin ich überzeugt, Gott werde meine Unschuld schon an's Licht bringen. Wenn es lange gut mit euch geht, so leitet mich der heil. Geist nicht. Aber unvorhergesehene Trübsale werden über euch kommen, und dann merkt darauf und bekehrt euch zu Gott, denn er ist barmherzig. Aber wenn ihr nicht zu ihm euch bekehrt, wird er euch mit Feuer und Schwert heimsuchen. Knox, hist., 43.

lauf seine Predigten hält, doch auch hier trat ihm die römische Partei feindlich entgegen. Der Erzbischof von Glasgow, zu dessen Diöcese Ayr gehörte, war vom Cardinal beauftragt, Wishart zu verhaften, doch wagte er es nicht, sondern begnügte sich damit, sich der Kirche zu bemächtigen. Das gab heftige Auftritte. Der Graf von Glencairn und andre Edelleute eilten herbei, den Prediger zu schützen; sie wollten die Kirche mit Gewalt wieder in Besitz nehmen und bedrohten den Prälaten. Wishart hatte alle Mühe, die Ruhe herzustellen. „Des Bischofs Predigt," sagte er, „wird uns nicht schaden, und wir können uns eben so gut auf dem Markte versammeln [1])." So geschah's denn, und Wisharts Rede hatte den größten Erfolg, während der Erzbischof mit der seinigen zum Gelächter wurde. Er hatte gemeint, „wenn sie eine Predigt hören wollten, so könne er auch predigen, doch sei er nicht vorbereitet, und daher das nächste Mal mehr [2])." Mit diesen Worten hatte er die Kanzel, die er bestiegen, wieder eilends verlassen und sich eben so schnell wieder aus der Stadt gemacht. Die Römischen zogen eben überall den Kürzeren.

Am folgenden Sonntag wollte Wishart wieder zum Volke reden und eine große Menge war versammelt. Doch fand man dies Mal die Kirche vom Scheriff und von Soldaten besetzt. Da wollen die Freunde des Predigers wieder Gewalt brauchen, doch Wishart hindert es abermals. „Christus," sagt er, „ist allmächtig auch auf dem Felde [3])!" und dahin geht's nun mit allem Volke, dem er eine drei Stunden lange Predigt hält, so ergreifend, daß die Begeisterung für die Sache des Herrn kaum noch zu halten ist.

Zu Ayr vernimmt er, daß die Stadt Dundee von der Pest heimgesucht ist. Sofort eilt er hin und findet dieß Mal auch die freundlichste Aufnahme [4]). Täglich predigt er, und der Zudrang ist so groß, daß er keinen andern Rath weiß, als sich auf das Stadtthor zu stellen und von da herab zu dem Volke zu reden. Einmal predigt er über den 107. Psalm: „Er sandte sein Wort und machte sie gesund!" und die Wirkung ist unge-

---

1) „Lat him alane, his Sermon will not meikill hurt, lat us go to the Mercate-Cross." (Knox, l. c. 44.)

2) „They sey we sould preiche, yuhy not? Better lait thryve, nor never thryve: Had us still for your Bischope, and we sall provyde better the nixt Tyme!" (l. c.)

3) Er fügte noch hinzu: „Ich finde, daß der Herr selbst öfter in der Wüste, am Seeufer und an anderen für profan gehaltenen Orten, als im Tempel zu Jerusalem geredet hat. Es ist das Wort des Friedens, das Euch Gott durch mich sendet,' Blut soll deßhalb wegen des Predigers nicht vergossen werden." (l. c.)

4) Knox (l. c.) sagt: Keine Ueberredung konnte ihn zurückhalten, denn er sagte: „Sie sind jetzt in Trübsal und bedürfen Trostes, vielleicht werden sie jetzt, wo die Hand Gottes über ihnen ist, sein Wort ehren, welches sie früher aus Menschenfurcht verachteten."

heuer. Zugleich nimmt er sich der Kranken an, ist den ganzen Tag mit der Sorge für sie beschäftigt, sie tröstend und pflegend. Doch auch jetzt stellt ihm der Cardinal hier wieder nach. Ein von diesem bestochener Priester lauert am Thor auf ihn, um ihn zu tödten [1]). Wishart aber, der die Absicht zeitig genug merkt, ergreift ihn beim Arm und fragt ihn mit milde warnendem Ton: „Was willst du thun, mein Freund?“ worauf ihm der Priester sein Vorhaben bekennt und nur mit Mühe von Wishart vor dem wüthenden Volke gerettet wird. „Wer ihm Etwas zu Leide thut, spricht er, der thut es auch mir! Er hat mich nicht verletzt, aber er hat uns einen großen Dienst erwiesen, denn er hat uns zu verstehen gegeben, wessen wir ausgesetzt sind. In Zukunft wollen wir uns besser vorsehen!“

So in steter Lebensgefahr, immer von den Anschlägen des Cardinals bedroht, aber immer auch muthigen und getrosten Herzens und vertrauend auf den, in dessen Händen er sich wußte, suchte er sein Volk zu dem Herrn zu bekehren. Die Gestalt Wishart's gemahnt uns, wie Einer der Propheten des alten Bundes, die auch hingingen, wohin Gott sie sandte, unbekümmert um die ihnen drohenden Gefahren. Doch sollten diese für den Zeugen Christi auch in der That immer drohender werden.

Die Edelleute aus dem westlichen Theile des Königreiches hatten ihn gebeten, nach Edinburg selbst zu kommen, wo sie eine Disputation zwischen ihm und den Bischöfen veranstalten wollten. Unbekümmert um die Gefahr, war er sofort bereit, nur daß er sich erst noch eine Zeit lang in Montrose, seiner früheren Heimath, aufhielt, um auch dort das Heil zu verkündigen, und in der Stille sich auf die bevorstehende Disputation vorzubereiten. Hier wurde ihm ein Brief gebracht, angeblich von dem Laird von Kinnyre, der ihn zu sprechen wünsche, „weil er plötzlich sterbenskrank geworden sei.“ Wishard, mit einigen Begleitern, machte sich eiligst auf den Weg. Doch plötzlich hielt er inne und kehrte nach einiger Ueberlegung wieder um. Seine Begleiter wunderten sich, doch er sprach: „Ich will nicht gehen, denn Gott hat es mir verboten. Da ist ein Verrath! Gehen doch Einige von Euch dort hin und sagt, was Ihr findet!“ Wirklich fanden sie, daß hinter dem nächsten Hügel Bewaffnete versteckt waren, — der Brief war von dem Cardinal und enthielt eine Lüge. Wishart aber sprach: „Ich weiß, daß ich mein Leben durch den blutdürstigen Mann verlieren werde, aber nicht auf diese Art!“

Von Montrose machte er sich dann auf nach Edinburg [2]), wiewohl er selbst nicht anders dachte, als daß er in seinen Tod ginge. „Er kam, so erzählt uns Knox selbst [3]), zu dem Hause des gläubigen Bruders Jakob

1) Knox (l. c. 45) nennt den Priester Joh. Wichtone und sagt, er sei „corruptid be Money.“

2) Erskine of Dun widerrieth es ihm durchaus (Knox, l. c. 50.).

3) Knox, hist., 50.

Watson, welcher zu Innergowrie wohnte, und des Nachts ging er hinweg in den Garten. Watson und Wilhelm Spadone folgten ihm heimlich, und horchten, was er thue. Als er eine gute Strecke auf und ab gegangen war mit vielem und tiefem Seufzen, fiel er auf seine Kniee, und seine Seufzer nahmen immer mehr zu, und er fiel zuletzt auf sein Angesicht. Sie hörten ihn weinen und beten wohl eine Stunde lang, dann wurde er allmälig ruhig, stand auf und ging zu Bett. Die Andern kamen ihm zuvor und stellten sich, als hätten sie Nichts gesehen, indem sie ihn fragten, wo er gewesen sei. Aber in der Nacht wollte er ihnen Nichts antworten. Am andern Morgen drangen sie wieder in ihn, und als er noch nicht antworten wollte, sagten sie: „Herr Georg, seid offen mit uns! denn wir haben eure Seufzer gehört, ja, wir haben eure Betrübniß gesehen und wie ihr auf die Kniee und auf euer Angesicht gefallen seid." Mit niedergeschlagenen Blicken sagte er darauf: „Ich wollte lieber, ihr wärt in euren Betten geblieben, und es wäre besser für euch gewesen, denn ich war mit traurigen Dingen beschäftigt." Als sie dann herzlich in ihn drangen, ihnen Aufschluß zu geben, sprach er: „Ich will euch sagen, daß ich gewiß bin, daß meine Reise bald zu Ende geht, und daher ruft Gott mit mir an, daß ich nicht muthlos werde, wenn der Kampf heißer wird." Und als sie weinten und sagten: „Das war wenig tröstlich für uns!" antwortete er: „Gott wird euch Trost senden, wenn ich nicht mehr bin. Dieß Reich wird erleuchtet werden von dem Lichte des Evangeliums Christi, so hell, wie es jemals ein Königreich gewesen ist seit den Tagen der Apostel; das Haus Gottes wird in ihm gebauet werden, ja, es soll, wie auch die Feinde dagegen streiten, des rechten Eckfteines nicht entbehren. Auch wird das nicht lange mehr dauern, es werden nicht Viele mehr nach mir zu dulden haben, bis die Herrlichkeit Gottes sichtbar hervorleuchten und über alle Ränke des Bösen triumphiren wird. Aber ach! wenn das Volk hernach undankbar sein wird, dann werden die Plagen schrecklich sein, die darauf folgen."

Dann kam er nach Leith. Hier hatten der Graf von Cassilis und die Edelleute von Kyle und Kunningham, die ihn nach Edinburg berufen hatten, versprochen, mit ihm zusammen zu treffen, aber er fand Niemanden vor, weßhalb er sich einige Tage verborgen hielt. Es war der Cardinal, der (s. unten) sich bereits mit dem Regenten Arran wieder vertragen solle, nach Edinburg gekommen, und man wagte deßhalb nicht, die beabsichtigte Disputation zu halten. Doch ließ es ihn nicht lange in solcher Unthätigkeit. Er machte sich selbst Vorwürfe, daß er sich verstecke, und — am nächsten Sonntage hielt er in Leith eine Predigt über die Parabel vom Säemann. Da er jedoch dort nicht sicher war, so nahmen ihn die Edelleute von Lothian, lauter evangelisch gesinnte Männer, mit sich, und so kam er nach Langniddrie, wo er mit Knox zusammentraf.

Knox hielt sich von da an zu ihm. Zu seiner Sicherheit hatte sich eine

Anzahl junger Leute zusammengethan, die ihn in Waffen begleiteten, um so einen plötzlichen Ueberfall abwehren zu können. Diesen schloß sich Knox an, wie er selbst sagt, daß er ihn mit einem Schwerte begleitet habe[1]). Ueberhaupt scheint Knox, wie es auch kaum anders zu denken ist, in einem sehr innigen Verhältniß zu diesem Bekenner gestanden zu haben. Knox zeigt sich von Bewunderung gegen diesen Mann noch in seinen späten Tagen erfüllt, und Wishard setzte auf seinen jüngern Gefährten so große Hoffnungen für das Reich Gottes, daß er ihn vor Allem zu schonen wünschte.

Mittlerweile waren nun aber Veränderungen am politischen Himmel Schottlands eingetreten, die in der That im Stande waren, die Sache des kühnen Predigers bedenklich zu machen und sein Leben mehr als je in Gefahr scheinen zu lassen. Wenn Wishart sagt, er wisse, daß er durch den Cardinal umkommen werde, so war diese Furcht auch gegründet, denn — Graf Arran, der Regent, hatte sich zu der französisch-römischen Partei hinüberziehen lassen und befand sich ganz in den Schlingen des Cardinals.

Dazu hatten verschiedene Ursachen mitgewirkt. Zunächst war der Regent ein Charakter, dem es an eigener und entschiedener Festigkeit durchaus gebrach, und der noch dazu mehr von kleinlichen und selbstsüchtigen politischen Interessen geleitet wurde, als von wirklicher Liebe zum Evangelium und zu seinem Volke[2]). Als es galt, die Regenschaft für sich zu gewinnen und deßhalb dem Adel, der seiner Mehrzahl nach bereits evangelisch gesinnt war, zu schmeicheln, war er auch ein Anhänger der Reformation, aber als dann hernach andre eigensüchtige Interessen ihm seinen Vortheil auf der andern Seite zeigten, da fiel er auch ebenso leicht wieder ab und verband sich mit dem Cardinal zur Verfolgung der „Ketzerei."

Namentlich war es der Heirathsvertrag mit England, was ihn zu der Gegenpartei hinüberzog. Er war der nächste Agnat der Krone und hätte am liebsten seinen eigenen Sohn mit der jungen Königin verheirathet. Diese Aussichten und Pläne wurden durch das Verlöbniß zwischen Eduard und Maria durchaus vereitelt, und hatte er im Anfang auch nothgedrungen den Anträgen Heinrichs seine Zustimmung gegeben, so war's ihm doch ganz erwünscht, wenn der Vertrag wieder gebrochen wurde. Dazu kam dann das ungestüme und unkluge Drängen des englischen Königs, daß ihm das königliche Kind ausgeliefert würde, um es an seinem Hofe erziehen zu lassen, ein Verlangen, wodurch das schottische Nationalgefühl und besonders auch der Stolz Arrans beleidigt wurde, der begreiflicher Weise um seiner eigenen Interessen willen nie von der englischen Partei gewesen war und Nichts

---

1) Knox, hist., 52.

2) Der Cardinal sagt einmal selbst von ihm: wer weiß nicht, daß die „Hamiltons — stolz, geizig, doppelzüngig und falsch sind." (Knox, hist., 32.) Er kannte also seinen Mann und wußte ihn zu nehmen.

weniger wünschte, als eine Vereinigung der beiden Königreiche. So hatte der Cardinal, dem es darauf ankam, zunächst den Regenten wieder für sich zu gewinnen, denn leichtes Spiel [1]), und seiner Gewandtheit konnte es nicht fehlen, einen Mann umzustimmen, der ihm eigentlich schon auf halbem Wege entgegenkam. Unterstützt wurde der Cardinal durch den Abt von Paisley, einen Bastardbruder des Regenten, und durch den späteren Bischof von Roß, David Panter, welche, von Frankreich gekommen, auch im französischen Interesse zu wirken suchten. Durch Versprechungen und Drohungen wußten sie den schwachen Mann bald dahin zu bringen, seine bisherige Stellung aufzugeben und in das Lager seiner Gegner überzugehen.

So kam ein Vertrag zu Stande, in welchem sich der Regent ganz an den Cardinal und an die französische Partei, deren Seele die Königin Mutter war, hingab und zum Pfande seiner Treue seinen ältesten Sohn dem Cardinal als Geisel überlieferte, der diesen dann in St. Andrews gefangen hielt. Der Vertrag mit Heinrich wurde gebrochen, worüber dann freilich ein für Schottland ungünstiger Krieg mit England entstand, und — die Evangelischen wurden der Grausamkeit des Cardinals wieder überliefert. Die beiden Capläne des Regenten, Williams und Rough, flohen, der Eine nach England [2]), der Andre in die Grafschaft Kyle, wo er sich verborgen hielt, und die bisherigen Räthe Arrans, unter ihnen David Lindsay, Kirkaldy von Grange, Heinrich Balnave von Hallhill u. A. wurden gezwungen, den Staatsrath zu verlassen. Der Cardinal selbst aber unternahm eine Reise durch das Land, auf welcher ihn der Regent begleiten mußte, und — die er mit dem Blute der Evangelischen bezeichnete. Zu Perth [3]), ebenso in den Grafschaften Angus und Mearns wurden wieder die strengsten Strafen über die Anhänger des Evangeliums verhängt [4]).

Vor Allen dachte der Cardinal nun aber darauf, den Mann zu verderben, der damals der bedeutendste Verkündiger des Wortes Gottes und deßhalb auch sein gefährlichster Gegner und der hauptsächlichste Gegenstand seines Hasses war.

Wishard war, nachdem jene Disputation zu Edinburg durch die ungünstig gewordenen Zeitumstände verhindert worden war, in die Grafschaft Ost-Lothian gegangen. Hier, wo das Evangelium viele Anhänger hatte, mochte er noch am meisten Sicherheit finden. Doch ließ es ihn auch da nicht ruhen. Er predigte an verschiedenen Orten der Grafschaft auch jetzt

1) Knox sagt (p. 37): Die Gottlosen riefen ihm immer in die Ohren: „Was wollt Ihr thun? Ihr werdet Euch selbst und Euer Haus für immer verderben!“

2) Was aus Williams später geworden ist, ist nicht bekannt. Vgl. M'Crie, I, 41.

3) Sie hatten am Freitag eine Gans gegessen. Pitscottie. hist., 188.

4) Vgl. Knox, hist., 35 ff.

noch, zwar stets unter starker Bedeckung. So zu Inverneß bei Musselburg, wo er zwei Capucinern, welche die Predigt zu stören suchten, ankündigte, daß „Gott ihre Heuchelei in diesem Königreiche bald aufdecken und vernichten werde," und zu Tranent vor großen Haufen Volks. Immer ermahnte er zur Treue und Standhaftigkeit im Bekennen der Wahrheit, aber zugleich redete er auch viel von der Kürze der Zeit, die ihm noch übrig sei, und von seinem Tode, dessen Tag sich immer mehr nahe.

Als er (um die Mitte des Juli) zu Haddington predigen wollte, fand er wider Erwarten die Kirche leer. Nur Wenige hatten sich eingefunden, ihn zu hören. Denn von dem Grafen Bothwell, einem Schildträger der Prälaten, der später eine so schlimme Berühmtheit erlangen sollte, war verboten worden, Wishards Predigten zu besuchen. Darüber betrübte sich der muthige Mann nicht wenig. Er warf den Einwohnern von Haddington ihre Lässigkeit vor, verkündigte ihnen, daß dieselbe nicht ohne ernstes Strafgericht bleiben werde und ermahnte sie zur Geduld, zur Furcht Gottes und zu Werken der Barmherzigkeit [1]). Das war seine letzte Rede, die er öffentlich hielt. Von Haddington ging er nach Ormiston, wo er bei dem dortigen Laird gastliche Aufnahme fand, aber — schon in der nächsten Nacht wurde er von dem Grafen Bothwell gefangen genommen.

Knox [2]) erzählt uns diese Begebenheit in folgender Weise: „Als er von Haddington fortging, sagte er, wie es denn auch war, für immer all' seinen Bekannten Lebewohl, namentlich dem Hugh Douglas von Langniddrie. Johann Knox bat ihn, ihn begleiten zu dürfen, aber er sagte: „Nein! geh' du nach Hause! und Gott segne dich! Einer ist genug zum Opfer." Und er nahm ihm das zweihändige Schwert, welches Knox zu tragen pflegte, ab, und dieser kehrte, wenn auch wider Willen, mit Hugh Douglas nach Langniddrie zurück. Meister Georg aber, von dem Laird von Ormiston, Johann Sandilands von Calder dem Jüngern, dem Laird von Brounston und Andern nebst ihren Dienern begleitet, ging zu Fuß nach Ormiston. Nach dem Abendessen hielt er eine trostreiche Rede über den Tod der Kinder Gottes und sagte freudig: „Ich wünsche recht herzlich zu schlafen!" Darauf sagte er: „Laßt uns einen Psalm singen," und so begann er den 51. Psalm, der in schottische Verse gebracht war, folgender Maßen: „Hab Dank von mir, du Herr mein Heil, für deine große Gnade." Als das Lied zu Ende war, ging er in die Kammer und legte sich schneller, als gewöhnlich, zu Bett, indem er sprach: „Gott gebe eine ruhige Rast!"

„Gegen Mitternacht wurde jedoch der Ort von Außen umzingelt, so

1) „Ich habe von dir gehört, o Haddington, daß sonst bei einem eitlen Priesterschauspiel an 2 bis 3000 Menschen zusammen gekommen sind, und jetzt, wo dir das Evangelium verkündigt wird, sind kaum 100 Personen da" ꝛc. Knox, hist., 48.

2) Knox, hist., 48 f.

daß Niemand hinaus gelangen konnte, um die Freunde zu benachrichtigen. Der Graf Bothwell kam, rief den Laird und erklärte, „es würde ihm unmöglich sein, sein Haus zu vertheidigen, denn der Regent und der Cardinal würden mit all ihrer Macht selbst kommen," und in der That befand sich der Cardinal damals zu Elphingston, etwa eine Meile von Ormiston entfernt. „Aber, sagte Bothwell, wenn ihr mir den Mann ausliefern wollt, so verspreche ich auf Ehrenwort, daß er sicher sein und daß er der Gewalt des Cardinals nicht übergeben werden soll, um ihm irgend Etwas zu Leide zu thun." Durch diese Worte bewogen, berieth sich der Laird mit Wishart, welcher sogleich sagte: „Oeffnet die Thüren! der heilige Wille meines Gottes geschehe!" und sich zu Bothwell wendend, den einige Edelleute umgaben, sprach er: „Ich danke Gott, daß ein so ehrenvoller Mann, wie Ihr, Mylord, mich diese Nacht in dem Beisein dieser Edlen gefangen nimmt, denn nun bin ich versichert, daß Ihr um Eurer eignen Ehre willen nicht leiden werdet, daß mir irgend Etwas geschähe, das nicht gesetzlich wäre. Ich weiß allerdings wohl, daß ihre Gesetze verdorben sind und nur darauf berechnet, der Heiligen Blut zu vergießen, aber ich will lieber öffentlich sterben, als heimlich ermordet werden!" Bothwell antwortete darauf: „Ich werde nicht nur Euren Leib vor aller Gewalt beschützen, die man Euch gegen das Gesetz könnte anthun wollen, sondern ich verspreche auch hier in Gegenwart dieser edlen Herren, daß Euch weder der Regent, noch der Cardinal in die Hände bekommen sollen. Ich will Euch in meinen eigenen Händen und auf meinem Schlosse bewahren, bis ich Euch entweder frei lasse oder Euch an denselben Ort zurück bringe, wo ich Euch jetzt gefangen nehme."

„Als diese Versprechungen mit Schwur und Handschlag besiegelt waren, wurde Wishart in die Hände Bothwells überliefert, welcher sogleich mit ihm davon zog und — zwar nach Elphingston zu dem Cardinal." Dieser ließ dann auch noch den Laird von Calder und von Ormiston in dem Schloß von Edinburg gefangen setzen, welcher letztere jedoch wieder zu entkommen wußte.

So hatte Verrath den treuen Zeugen in die Hände seiner Feinde gebracht. Zwar führte Bothwell den Gefangenen von Edinburg, wohin er gebracht war, Anfangs wieder auf sein Schloß, das Versprechen vorschützend, das er gegeben hatte. Doch das Geld des Cardinals, sowie auch die Versprechungen der Königin Mutter, um deren Liebe Bothwell damals buhlte, bewogen ihn bald, das Opfer ganz der Willkür des Prälaten Preis zu geben [1]). Wishart wurde zuerst nach Edinburg und dann nach St. Andrews gebracht, wo der Cardinal alsbald ein Gericht, bestehend aus Würdenträgern der

1) For the Cardinall gave Gold and that lairgiie, and the Quein, with quhome the said Erle was than in the Glonders, promeisit Favours in all his lawfull Suitis to Wemen, gif he wald deliver the said Mr. George to be keipit in the Castell of Edinburghe.' Knox, l. c. 50.

Kirche[1]), über ihn versammelte. Dieß fand am 27. Februar 1546 statt, nachdem Tags zuvor bereits ein Verhör mit dem Gefangenen gehalten war[2]).

Der Cardinal hatte die Kirche, in welcher Wishart gerichtet werden sollte, mit vielen Bewaffneten umgeben lassen, jedenfalls weil er fürchtete, daß die Anhänger des Unglücklichen den Versuch machen könnten, ihn zu befreien. Wishart wurde mit Ketten belastet hereingeführt. Man legte ihm 18 Klageartikel vor[3]), welche alle darauf hinausgingen, daß er Messe, Ohrenbeichte, besonderes Priesterthum, Fegfeuer, Anbetung der Heiligen und was sonst noch zum römischen Cultus gehörte, gelästert haben solle. Auch warf man ihm vor, er habe den freien Willen des Menschen geleugnet und behauptet, daß die Seele nach dem Tode zuerst in einen Zustand des Schlafes versinke. Wishart antwortete auf alle diese Punkte mit der größten Ruhe und Klarheit, theils den Ungrund der römischen Lehren aus der Schrift darthuend, theils von sich abwehrend, daß er nicht schriftgemäße Lehren, wie die vom Seelenschlaf, vorgetragen habe. Seine Vertheidigung half ihm wenig. Sein Tod war von vornherein beschlossen, und wie man ihn mit den größten Schmähungen empfing, so mußte er solche auch bei Allem, was er sagte, sich gefallen lassen. Man schalt ihn einen Ketzer, Renegaten und Dieb, und enthielt sich selbst der Mißhandlungen nicht[4]). Daß er gegenüber dem Cardinal, der päpstlicher Legat und mit allen hohen Würden der Kirche bekleidet sei, noch den Mund aufzuthun wagte, wurde ihm schon zum Verbrechen angerechnet[5]), und namentlich warf man ihm vor, daß er gewagt habe zu predigen, wo er doch nicht dazu berufen, noch zum

1) Der Erzbischof von St. Andrews und der von Glasgow hatten sich darüber gestritten, wer den Vorrang unter ihnen habe — es war darüber sogar zu Schlägereien zwischen ihren Leuten gekommen, wobei diese mit den Kreuzen auf einander eingehauen hatten — jetzt vertrugen sie sich. Knox, 51.

2) Winram hielt vorher eine Predigt, in welcher er sagte, daß Alles nach dem Worte Gottes gerichtet werden müsse. „Heresie is ane fals Opinione defendit with Pertinacitie, clirlie repugning to the Word of God.“ Doch hörte man nicht auf ihn, er wurde vielmehr durch den Cardinal eingeschüchtert.

3) S. dieselben ausführlich mitgetheilt bei Knox l. c. 54 ff., wo auch die Antworten Wisharts.

4) Namentlich ein Mönch, Joh. Lauder, „ladin full of Cursingis, Threatningis, Maledictiounis, and Wordis of devilische Spyit and Malice“ behandelte den Angeklagten übel. „He spat at Mr. George's Face, saying, Quhat answeris thou to thes Sayings, thow Rennigate, Tratour and Theif, whiche we have dewlie provit by sufficient Witnefs aganis the.““ (Knox, l. c. 53.)

5) Joh. Lauder sagte: „Is not my Lord the Cardinall the second Persoun within this Realme, Chancellar of Scotland, Archbischope of St. Androis, Bischope of Meripois, comandatour of Abirbrothe, legatus natus, legatus a latere“ etc. (l. c. 54.)

Priester geweiht sei. Gegenüber dieser Anklage berief er sich auf das Beispiel der Apostel, und als man ihm Ungehorsam gegen die Obrigkeit vorwarf, sprach er mit Petrus: „Man muß Gott mehr gehorchen, als den Menschen!" Das Alles waren natürlich vergebliche Worte für Diejenigen, die schon so lange nach seinem Leben gestanden hatten und nun frohlockten, ihren Haß endlich an ihm auslassen zu können.

Nachdem das Volk, das während des Verhörs zugegen war, aus der Kirche hinausgeschafft worden, wurde über Wishart das längst beschlossene Urtheil gefällt: es lautete auf den Tod durch Feuer. Als es dem Angeklagten verkündigt wurde, fiel er auf seine Kniee und betete für die Ausbreitung des Evangeliums in seinem Vaterlande. Dann wurde er hinausgeführt. Knox hat wohl Recht, wenn er die Richter Wisharts mit Herodes und Pilatus vergleicht, die über den Herrn zu Gerichte gesessen. Christus wurde in Wishart ja auch mit gerichtet[1]).

Der Regent, dem doch bei dem ganzen Handel nicht wohl zu Muthe sein mochte, namentlich weil er wußte, welchen Anhang der Angeklagte unter den Großen des Reiches besaß, hatte eine ordentliche Untersuchung verlangt und gedroht, er werde im andern Falle das Blut Wisharts von dem Cardinal fordern. Doch dieser wußte ja, wie er mit dem Grafen Arran daran war. Ohne ihm das Urtheil auch nur zur Bestätigung vorzulegen, ließ er es vollstrecken.

Um vor jedem Ueberfall bei der Execution gesichert zu sein, ließ er die Kanonen des Schlosses von St. Andrews auf den Richtplatz kehren und traf überhaupt die stärksten Sicherheitsmaßregeln. Sich selbst aber ließ er auf einem der Thürme seiner Burg ein Fenster glänzend herstellen, indem er es mit Kissen belegen und mit Teppichen behängen ließ. Von da aus wollte er dem Schauspiele, das ihm einen Triumph über die Sache des Evangeliums bedeutete, in allem Glanze seiner kirchenfürstlichen Würde zuschauen.

Wishart bereitete sich unterdessen mit ruhiger Fassung auf seinen Heimgang vor. Er erbat sich von dem Cardinal, daß er das Abendmahl feiern dürfe, doch das wurde ihm begreiflicher Weise abgeschlagen. Da lud ihn der Hauptmann, der ihn zu bewachen hatte, ein, am Tage vor der Hinrichtung mit seiner Familie zu frühstücken. Wishart fand hier Brod und Wein vor, und so hielt er mit seinem Kerkermeister und dessen Angehörigen das Abendmahl. „Für mich, sprach er, bleibt nun noch ein andrer Kelch zu trinken[2])!" Als er dann auf den Richtplatz geführt und an den Pfahl gebunden war, redete er noch einmal zu dem Volke, ermahnte es, bei dem Worte Gottes zu

1) Knox, hist., 61, weist hin auf Joh. 16, 2.

2) Buchanan, hist., 293 f. Pitscottie, hist., 189. Rudloff, I, 56.

bleiben und nicht an demselben irre zu werden [1]), und betete dann für Schottland, wie auch für seine Feinde. Dann trat der Scharfrichter herzu, aber auch der hatte Thränen in den Augen, fiel ihm zu Füßen und bat ihn um Verzeihung für das, was er ihm anthun müsse. Wishart küßte und segnete ihn. Als er dann aber von dem nahen Thurme das Hohngelächter des Cardinals vernahm, da richtete er sich hoch auf und weissagte ihm, es werde nicht lange währen, so werde er, der jetzt in allem Prunk dort sitze, als der Elendeste der Menschen an demselben Orte gesehen werden. Der Cardinal meinte freilich, diese Weissagung verachten zu dürfen, doch wir werden sehen, wie sie nur zu bald in Erfüllung ging.

Wishart war der Erste gewesen, der es nach Hamiltons Tode wieder gewagt hatte, das Evangelium öffentlich in Schottland zu verkündigen, und jedenfalls ist es ihm zu danken, wenn die Reformation, als sie endlich eingeführt wurde, im Volke den bereitetsten Boden fand. In ihm sprach sich das schon aus, was der Charakter der schottischen Kirche durch alle Zeiten gewesen ist: diese tiefe, allein in dem Herrn wurzelnde Frömmigkeit, verbunden mit diesem klaren Blick der Unterscheidung, der Alles, was nicht aus dem Herrn und seinem Worte ist, auch mit aller Entschiedenheit von sich abwehrt. Der Erbe Wisharts aber und der Vollender seines Werkes sollte kein Anderer sein, als derjenige, der ihm vordem das Schwert getragen und den er selbst vorsichtig vor den Händen des Cardinals gerettet hatte: Johann Knox, welchem durch Wishart die letzte Weihe gegeben worden war, so daß er von nun an mit festem Sinne und unbeweglich das eine Ziel verfolgte: daß Christus wieder werde der alleinige Herr in seiner Kirche.

Fünftes Kapitel.

Knox in St. Andrews.

Die blutige That wurde natürlich von den Anhängern Roms nur gebilligt. Je mehr sie mit innerlichem Verdruß gesehen hatten, daß Wishart es wagen durfte, ungestraft öffentlich das Evangelium zu verkündigen, desto mehr nahmen sie seine Hinrichtung mit Befriedigung auf. Auch der Regent mußte gut heißen, was zwar gegen seinen ausdrücklichen Willen geschehen war, was er aber doch nicht ändern konnte, denn er hatte seinen Willen ja

1) Er sagte auch: „Ich bitte Euch, Brüder und Schwestern, Eure Prälaten zu ermahnen, daß sie das Wort Gottes lernen, damit sie beschämt werden und lernen Gutes thun, und wenn sie sich nicht von ihren bösen Irrthümern bekehren wollen, so wird zuletzt der Zorn Gottes über sie kommen, dem sie nicht entrinnen werden.“ (l. c. 63.)

an den Cardinal und dessen Partei verpfändet, und sein Sohn diente als Geisel, daß er billigen werde, was diese thaten. Mit um so größeren Unwillen wurde dagegen die grausame That von denen aufgenommen, die auf der Seite des Evangeliums standen, und Wishart hatte mehr Freunde als der Cardinal doch am Ende gefürchtet hatte. Wie eine Schreckenskunde lief die Nachricht durch das Land, und überall wurden Verwünschungen gegen diejenigen laut, auf deren Rechnung man mit Recht diese That schreiben durfte, gegen den „blutigen Wolf," wie Knox den Cardinal nennt, und überhaupt gegen die Prälaten [1]).

Ueberhaupt war die Stellung des Cardinals und die Gesinnung des Volkes gegen ihn und die Seinen bereits eine solche geworden, daß ein weniger gewaltthätiger und trotziger Mann wohl hätte auf den Gedanken kommen mögen, es sei Zeit einzulenken, anstatt immer neue Erbitterung hervorzurufen. Im schottischen Volke, sowohl unter dem Adel, als auch unter dem Bürger- und Bauernstande, zählte die römische Kirche und ihr erster Vertreter nur noch sehr wenige Anhänger. Höchstens daß die Einzelnen, die durch irgend ein persönliches Interesse an die Prälaten und an den Hof gefesselt waren, noch auf ihrer Seite standen. Die Mehrzahl dagegen war entweder gleichgiltig oder den Prälaten feindselig gesinnt, und Wishart hatte zu tüchtig gewirkt, als daß den Unbefangenen nicht längst wären die Augen aufgegangen über die wahre Natur derer, die im Namen der Religion sich zu den Tyrannen des Landes aufgeworfen hatten.

Aller Haß wandte sich jedoch vornehmlich auf die Person des Cardinals. Von ihm wußte man, wie er sowohl die übrigen Prälaten, als auch den Hof und den Regenten an seinen Fäden zu lenken verstand, ihn klagte man an, daß er Arran von dem zuerst von diesem eingeschlagenen Wege abgebracht und neue Verfolgungen über die Bekenner des Evangeliums verhängt habe, ihn machte man verantwortlich für den mannigfachen Schaden, den das Land durch die Feindseligkeiten Englands erlitt, welche durch den Bruch des Heirathsvertrages hervorgerufen waren, und wie man noch nicht vergessen hatte, daß er eine große Anzahl der hervorragendsten Leute auf die Proscriptionsliste gesetzt, so sah man in der Hinrichtung Wisharts nun auch, wozu dieser Mann fähig sei. Daß er vor keiner Gewaltthat zurückbeben werde, davon glaubte man überzeugt sein zu dürfen, und Niemand, der dem Evangelium anhing oder auch nur den absolutistischen Gelüsten des Hofes widerstrebte, durfte sich einbilden, seines Lebens sicher zu sein, so lange dieser Mann am Ruder wäre.

Dazu kamen dann auch noch nationale Interessen. Es war augenscheinlich, daß der Cardinal in französischem Solde stand oder doch wenigstens mit den Franzosen, deren Vertreterin die Königin Mutter war, gemeinsame

1) Knox, hist., 63.

Sache machte zur Unterdrückung der Freiheiten des Landes. Zwar waren diese am Ende auch durch die Vereinigung mit England bedroht. Aber eines Theils waren die Engländer ja die stammverwandte Nation, und anderen Theils durfte man auch hoffen, durch Verträge gegen Uebergriffe von Seiten Heinrichs sich sichern, namentlich die hergebrachten Rechte sich verbürgen lassen zu können, wie denn ja auch von Seiten Englands dem Evangelium keine Gefahr drohte. Dagegen die französische Partei ging offenbar mit Unterdrückung, wie der Landesfreiheiten, so auch des Evangeliums um, und — da man zwischen zwei Uebeln zu wählen hatte, so wählten die Einsichtigeren natürlich das kleinste. Sollte die nationale Selbstständigkeit einmal verloren gehen, so war es vorzuziehen, daß sie an England verloren ginge.

Beaton glaubte jedoch all' diesen mannigfaltigen Haß verachten zu dürfen. Er stützte sich auf die französische Freundschaft und hoffte, auf seine eigene Klugheit sich verlassend[1]), die ihm Widerstrebenden auch von einer Vereinigung zu seinem Sturze abhalten zu können. Dazu kam denn auch wohl noch das böse Gewissen. Was hätte es ihm auch helfen können, noch einzulenken? Ein Vertrag zwischen ihm und der Gegenpartei war längst nicht mehr möglich. Und so hüllte er sich denn in seine Sicherheit ein, und wenn sich Befürchtungen in seiner Seele regen mochten, da suchte er sie durch hochmüthigen Trotz, in den er sich selbst hineinzwang, zu unterdrücken. Als ob seine Gegner durchaus verächtlich wären, so redete er von ihnen, und betrug sich ihnen gegenüber wie ein Mann, der das Bewußtsein habe, zu hoch zu stehen und in seiner Stellung zu gesichert zu sein, um von ihnen irgend Etwas fürchten zu müssen. An Beleidigungen und Drohungen seinen Gegnern gegenüber ließ er es nicht fehlen, und ebensowenig an heimlichen Intriguen, durch welche er den Einen auf den Andern zu hetzen und sie so durch einander zu verderben suchte.

So grub er sich denn aber doch nur die eigene Grube. Eine Anzahl Edelleute, unter denen Johann und Norman Lesly, Bruder und Sohn des Grafen Rothes, Wilhelm Kirkaldy von Grange, Peter Carmichael und Jakob Melville aus dem Hause der Carnbees die hauptsächlichsten waren, verabredeten sich, den blutdürstigen und gefährlichen Mann aus dem Wege zu räumen. Doch ob sie mit diesem Plane keineswegs heimlich thaten, sondern an offener Tafel davon sprachen, daß das Blut Wisharts an dem Cardinal gerächt werden sollte[2]), so glaubte der Cardinal auch diese Drohungen verachten zu dürfen, vielmehr ging er damit um, ihnen zuvor zu kommen. Er hatte die Edelleute von Fife, zu denen namentlich die Lesly's gehörten, auf Montag den 31. Mai (1546) nach Falkland entboten, und ging, wie

1) Knox, hist., 63.
2) Ebendas. 63.

auch später seine Papiere ergaben, mit nichts Geringerem um, als seine Gegner unter denselben entweder zu tödten oder doch sich ihrer Personen zu bemächtigen[1]). Sie aber, die seine Absicht doch wohl merken mochten, kamen ihm zuvor.

Am Abend des 28. Mai kamen die Verschworenen einzeln in die Stadt von St. Andrews, mit keiner anderen Absicht, als in die Burg des Cardinals einzudringen und ihn zu tödten. Dieß war um so leichter, als der Prälat gerade damals damit beschäftigt war, das Castell stark zu befestigen, um so gegen jeden Ueberfall sicher zu sein, und als deßhalb schon früh Morgens der Zugang für die Arbeiter geöffnet wurde. Mit diesen kamen sie denn auch wirklich in die Burg. Kirkaldy war der Erste, der hinein gelangte. Er fragte den Pförtner, ob der Cardinal schon wach sei, und als dieser ihm sagte, er schlafe noch, suchte er denselben in eine Unterredung über den Bau und die Arbeiter zu verwickeln, um so seine Aufmerksamkeit abzulenken. Allmälig kamen dann auch die Uebrigen, zuletzt Johann Lesly mit noch vier Andern, und als der Pförtner endlich aufmerksam wurde und die Zugbrücke niederlassen wollte, schlug ihn Lesly zu Boden und nahm ihm die Schlüssel ab. Dann drangen sie in das Schloß vor, ohne von Jemandem aufgehalten zu werden, da die Arbeiter, nicht wissend, was das Alles zu bedeuten habe, rathlos umher liefen. Der Cardinal war jedoch von dem Lärm erwacht und fragte, was vorgehe? Als ihm geantwortet wurde, Norman Lesly habe das Schloß genommen, gerieth er in große Angst. Er lief zu der Hinterthür, und als er diese verschlossen fand (von Kirkaldy), rannte er in seine Kammer zurück, ergriff ein zweihändig Schwert und verrammelte die Thür durch Kisten und andere Geräthe. Johann Lesly verlangte, daß er öffne, und als der Cardinal sich weigerte, fing man an, die Thür gewaltsam zu erbrechen. Endlich versprach der Prälat, die Verschworenen einzulassen, wenn sie ihm mit einem Eide versprächen, sein Leben zu verschonen. Das wurde natürlich verweigert. Die Verschworenen drangen ein und der Cardinal, sich auf einen Stuhl werfend, schrie in seiner Todesangst immerfort: „Ich bin ein Priester! ich bin ein Priester! ihr werdet mich nicht tödten!" Doch diese Erinnerung an sein heiliges Amt kam zu spät. Johann Lesly und Peter Carmichael schlugen auf den Unglücklichen ein und sie würden ihn sogleich getödtet haben, wenn nicht Melville, ein Verwandter Wisharts, sie noch einen Augenblick zurück gehalten hätte. „Das Werk und Gericht Gottes, sagte er, muß mit mehr Ernst und Ruhe vollbracht werden." Dann, dem Cardinal das Schwert auf die Brust setzend, forderte er ihn auf, seine Thaten zu bereuen, indem er ihn an das von ihm vergossene Blut Wisharts erinnerte, „das Blut dieses Mannes", sprach er, „schreit um Rache wider dich, und wir sind von Gott gesandt, es zu rächen, denn hier vor Gott bezeuge ich, daß weder Haß gegen dich, noch

1) Knox, hist., 63.

Begier nach deinen Schätzen, noch auch Furcht vor irgend welchem Schaden, den du mir thun könntest, mich angetrieben hat, dich zu tödten, sondern allein, weil du gewesen bist und noch bist ein hartnäckiger Feind Jesu Christi und seines heiligen Evangeliums!" Damit stieß er dem Cardinal sein Schwert durch die Brust, und so fiel derselbe, indem er Nichts mehr sprach, als: „Ich bin ein Priester! ich bin ein Priester! weh! weh! Alles ist aus[1])."

So war des Cardinals Laufbahn zu Ende. Blutig, wie sie gewesen war, und gewaltthätig, hatte sie auch mit Blut und Gewaltthat geendet. Man hat über diese That der Verschwornen meistens ein strenges Urtheil gefällt, und wer möchte sie gut heißen? Gleichwohl war es doch auch eine That der Nothwehr, sowohl was ihr eigenes Leben, als auch das Leben ihrer Glaubensgenossen und am Ende auch das Wohl ihres Vaterlandes betrifft, was die Verschworenen begingen, und wie es immer geschieht, so geschah es auch hier: gesetzlose Zustände bringen auch ein gesetzloses Verhalten hervor. Die den Cardinal tödteten, hatten wenigstens das Bewußtsein, ein Gottesgericht auszuüben, und wenn Knox die That aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, ohne dabei der Schuld der Menschen, die die Werkzeuge waren, zu gedenken, so muß man ihm doch Recht geben[2]): der Cardinal hatte verdient, was ihm zu Theil wurde, und es war nur das Unglück, auch der Verschwornen, daß keine gesetzliche Gewalt zu finden war, die den bluttriefenden Händen dieses Priesters Einhalt that. Daß der Cardinal damit umgegangen war, sie selbst wenige Tage darauf entweder dem Tode oder dem Gefängniß zu überliefern, das erfuhren die Verschworenen aus den Papieren, die sie in der Burg vorfanden, mit Gewißheit[3]). —

---

1) Knox, hist., 64 f.

2) Knox wird oft dafür in Anspruch genommen, daß er diese That der Gewaltsamkeit gebilligt habe, so noch von Köstlin im Art. Knox in Herzogs Real-Encykl., Bd. VII., doch sagt er wörtlich: „These Thingis we wrytte merrille, bot we would, that the Reidar sould observe God's just Judgmentis, and how that he can deprehend the warldie Wyis in thair awin Wisdome, mak thair Tabill to be a Snair to trappe thair awin Feit, and thair awin presuppoisit Strenth to be thair awin Destructioun. These ar the Warkis of our God, wherby he wald admonisch the Tirrantis of this Earthe, that in the End he will be revengit of thair crueltie, quhat Strenth so evir they mak in the contrair" (hist., 65). Daß Knox zwischen der That Gottes und der der Menschen aber wohl zu unterscheiden wußte, lesen wir p. 88, wo es von Arran heißt, er sei abgesetzt: „justlie by God, but maist injustlie by Men." — Auch ist zu bedenken, daß damals, wie überhaupt in den Feudalstaaten, so auch in Schottland, solche Fehden der Mächtigen unter einander auf hergebrachtem Gewohnheitsrecht beruhten. Vgl. M'Crie, I, 46 ff.

3) Knox, hist., 64. „This Interpryis was discloisit efter his Slauchter, partelie be Letteris and Memoriallis found in his Chalmer, bot planelie affirmit by such as ware of the counsaill."

In St. Andrews war nun aber die That bald ruchbar geworden und die Einwohner, den Schultheißen an der Spitze, kamen heran und begehrten Auskunft. Sie verlangten den Cardinal zu sehen, und als die Verschwornen ihnen sagten, daß er nicht mehr am Leben sei, blieben sie doch dabei, sie würden nicht fortgehen, bis sie den Cardinal gesehen hätten. Da stellten die Verschworenen den Leichnam in demselben Thurmfenster zur Schau aus, von welchem aus der stolze Priester noch vor Kurzem der Hinrichtung Wisharts zugesehen hatte, so daß dessen Weissagung denn also wörtlich in Erfüllung gegangen war. Die Menge wurde davon so getroffen, daß sie sich bald verlief, ohne „Requiem und Quiescat in pace", wie Knox hinzufügt, und daß sie den Verschworenen die Burg ungestört überließ[1]).

Doch nicht so leicht wurden die Anhänger des Getödteten, namentlich auch der Regent und vor allen Dingen die verwittwete Königin beruhigt, vielmehr der Eindruck, den die That in dem gegnerischen Lager hervorrief, war Anfangs der des Schreckens und hernach des Verlangens nach Rache. Plötzlich tauchte vor den Augen dieser Leute eine Verschwörung auf, die rücksichtslos einzuschreiten begann, und wer konnte sagen, wie weit sie verbreitet war und wie weit ihre Pläne gingen? Das Gefühl der eigenen Unsicherheit in Mitten einer aufständigen Bevölkerung mußte bei dem ersten Empfange der Nachrichten ein allgemeines sein. Namentlich sahen sich die Prälaten bedroht. Um so mehr riefen gerade sie denn auch den Regenten um Schutz und Rache an, und unter ihnen besonders der Bastardbruder Arrans, der bisherige Abt von Paisley, der, zum Nachfolger Beatons im Erzbisthum ernannt, nun vor allen Dingen ein Interesse daran hatte, seine Residenz den Verschworenen wieder entrissen zu sehen[2]).

Der Regent schien freilich nicht recht Lust zu haben, etwas Gewaltsames gegen die Edelleute zu unternehmen. War doch sein Sohn, den der Cardinal als Pfand für die Treue des Vaters bei sich gehabt hatte, in die Hände der Verschworenen gefallen, und mußte Arran deßhalb doch fürchten, man werde es diesen entgelten lassen, wenn er sich anschickte, den Landfriedensbruch zu rächen. Doch hatte er auch nicht den Muth, dem Andringen der Prälaten und der Königin Mutter zu widerstehen. Er zog deßhalb Truppen zusammen und in der Mitte des August begann er die Burg von St. Andrews zu belagern.

Das war nun aber kein so leichtes Unternehmen, wie es die Prälaten gemeint haben mochten. Zwar bestand die Zahl der Verschwornen Anfangs nur aus 16 Personen und war dann hernach durch hinzugezogene Freunde aus

1) Knox, hist., 65. Vgl. Rudloff, I, 60.

2) Knox sagt (66): „The Bischope, to declair the Zeall that he had to revinge the Deithe of him, that was his Predecessor (and yit for his Wische he wuld not have had him leving agane) still blew the coalles."

der Grafschaft Fife auf nicht mehr als 150 Bewaffnete herangewachsen [1]), aber eines Theils kam ihnen zu Gute, daß der Cardinal die Burg, die seine Gegner nun inne hatten, so eben auf das Beste hatten befestigen lassen und anderen Theils war die Kriegskunst der Belagerer auch nicht der Art, daß sie gegen einen solchen Platz Großes hätten ausrichten können, zumal es ihnen nicht einmal möglich war, die Stadt gänzlich einzuschließen. Da sie ohne Schiffe waren, so stand den Verschworenen der Verkehr nach der Seeseite hin immerfort offen, so daß dann auch an kein Aushungern der Besatzung zu denken war, zumal England sie stets mit Munition und Lebensmitteln versorgte [2]).

Ueberhaupt scheint ein geheimes Einvernehmen zwischen Heinrich VIII. und den Verschworenen schon vor der That bestanden zu haben, und wenn dasselbe auch nicht genau nachgewiesen werden kann, so treten sie doch wenigstens jetzt zu einander in Beziehung. Heinrich Balnaves und Wilh. Kirkaldy von Grange werden von St. Andrews aus nach London geschickt und durch sie ein Vertrag mit dem Könige von England abgeschlossen, durch welchen dieser den Verschwornen seinen Schutz verhieß und sie dagegen sich verpflichteten, den Vertrag wegen der Heirath zwischen Marie und dem Sohne Heinrichs VIII. mit allen Mitteln aufrecht zu erhalten [3]). Englische Schiffe kreisten deshalb fortwährend in dem Hafen der belagerten Stadt, ihr zuführend, wessen sie bedürftig war, so daß die Verschworenen an eine Uebergabe nicht zu denken brauchten.

Der Regent sah deshalb auch bald ein, daß er Mühe und Zeit verlieren würde, so lange ihm nicht auch eine Flotte zu Gebote stände, die hinreichend sei, die Engländer abzuhalten und die Stadt auch von der Seeseite her zu blockiren. Er ließ sich deßhalb bereit finden, einen Waffenstillstand unter für die Belagerten sehr günstigen Bedingungen abzuschließen und das Unternehmen gegen die Stadt vorläufig aufzugeben. Die Verschwornen erboten sich die Burg zu überliefern, wenn ihnen und ihren Angehörigen völlige Straflosigkeit zugesichert und ihnen zugleich eine vollkommne Absolution Seitens des Papstes ausgewirkt würde. Bis dahin verlangten sie, die Burg sowohl, als auch den Sohn des Regenten in ihrer Gewalt zu behalten [4]). Arran gestand ihnen dies zu und zog ab, freilich nicht ohne daß er und die Prälaten den Gedanken im Hinterhalte gehabt hätten, bei gelegener Zeit diesen Vertrag zu brechen und gleichwohl Rache zu nehmen.

So hatten die Verschworenen nun eine Zeit lang Ruhe. Sie sahen sich im ungestörten Besitze, wie der Festung, so auch der Stadt von St. Andrews, und — diese Zwischenzeit wurde benutzt, das Evangelium in der Stadt öffentlich verkündigen zu lassen. Unter denen, die aus der Grafschaft Fife

1) Tytler, hist. of Scotl., VI, 2. Anm.

2) Knox, hist., 66. Vgl. Robertson, I, 97.

3) Ebendas. 66. Tytler, hist. of Scotl., VI, 2. 6 f.

4) S. die Artikel des Vertrags bei Knox l. c.

herzugezogen waren, befand sich auch der ehemalige Kaplan des Regenten, Johann Rough, ein Mann, dem zwar, was die Wissenschaft anbetrifft, Manches abging [1]), der aber doch einen regen Eifer für die Sache des Evangeliums hegte. Dieser wurde zum Prediger bestellt und fing an, das Wort Gottes wie der Besatzung, so auch den Einwohnern der Stadt zu verkündigen, allerdings nicht ohne Widerspruch Seitens der römischen Geistlichkeit zu erfahren, die noch in der Stadt geblieben war.

Vorzüglich war es ein Dominikaner-Mönch, Johann Annan, gewöhnlich der Dechant Annan genannt, der dem Prediger entgegen trat [2]). Er bot demselben eine öffentliche Disputation an, in welcher er sich anheischig machte, die Gewalt des römischen Stuhles zu vertheidigen, und da Rough fürchtete, dem gewandten Gegner in Betreff der Gelehrsamkeit nicht gewachsen zu sein, so sah er sich nach einem Beistande um, der fähig wäre, es mit dem Mönche aufzunehmen. Diesen aber fand er in Johann Knox, der nun zum ersten Male öffentlich als ein Vertreter der Kirchenverbesserung auftrat und dem es von da an beschieden war, überhaupt als der Mittelpunkt der reformatorischen Bewegung in Schottland dazustehen.

Knox war nach Wisharts Gefangennahme wieder zu dem Laird von Langniddrie zurückgekehrt und beabsichtigte, da er sich vor Verfolgungen nicht mehr sicher sah, sein Vaterland zu verlassen und über England nach Deutschland zu gehen, um die dortigen Universitäten zu besuchen [3]). Er wollte dort warten, bis bessere Zeiten über Schottland aufgehen würden. Doch bewog ihn der Laird von Langniddrie, der sich nach der Ermordung Beatons ebenfalls veranlaßt sah, in dem Schlosse von St. Andrews Schutz zu suchen, mit ihm dorthin zu gehen und wenigstens die Dinge zu erwarten, die aus dem Unternehmen der Verschworenen hervorgehen würden. Knox willigte ein und setzte den Unterricht seiner Zöglinge in der bisherigen Weise fort, auch zu St. Andrews den Religionsunterricht in der Kapelle der Burg ertheilend, während er aber auch in der Pfarrkirche der Stadt öffentliche Katechisationen mit seinen Schülern hielt. Er nahm das Evangelium Johannes mit ihnen durch, und fand sofort zahlreichen Zuspruch Seitens der Besatzung und der Einwohner der Stadt. Die Zeit seiner Ankunft zu St. Andrews war Ostern 1547 [4]).

---

1) Knox, hist., 67: „he was not the moist leirned, yit was his Doctrine without corruptioun, and thairfore weill lyked of the Pepill."

2) Ebendas. 68.

3) Knox sagt (l. c. 67), und das ist charakteristisch für seine Richtung: „Of Jngland than he had no Plesour, be Ressone that the Popis Name being surpressed, his Laws and corruptiounis remainit in full Vigor." Dieser Meinung über die Hochkirche ist er stets treu geblieben.

4) Tytler, VI, 3. sagt: Knox habe sich dadurch, daß er nach St. Andrews gegangen, öffentlich zu den Grundsätzen bekannt, nach denen die Verschworenen gehandelt, wie derselbe denn auch (pag. 9) die Sache so darstellt, als

Rough nun wandte sofort sein Augenmerk auf ihn und forderte ihn auf, zugleich mit ihm das Predigtamt zu übernehmen. Knox trug jedoch Anfangs Bedenken, nicht aus Furcht vor den zu übernehmenden Gefahren, sondern wie er selbst sagt, weil er sich nicht für berechtigt hielt, ein öffentliches Predigtamt zu übernehmen, es sei denn, daß er auch ordentlich berufen wäre[1], ein Grundsatz der kirchlichen Ordnung, den Knox stets aufrecht erhalten hat und durch welchen sich die von ihm gegründete Presbyterianer-Kirche von den independentischen Sekten unterscheidet, welche das Amt des Wortes in der Gemeinde dem Belieben eines jeden Einzelnen Preis geben. So prägte sich schon früh der Charakter seiner Kirche, welcher die Ordnung und die Zucht ist, in Knox aus, und wir sehen, daß er solche Zucht auch an sich selbst zu üben wußte.

Aber Rough gab gleichwohl nicht nach. Er hatte in Knox den Mann erkannt, dessen die Evangelischen bedürftig wären, sollten ihre Bestrebungen gelingen, und so gab er ihn denn keineswegs auf. Er beredete sich vielmehr mit einigen hervorragenden Häuptern der Besatzung, namentlich mit Heinr. Balnaves[2] und David Lindsay[3], welcher Letztere gleichfalls Schutz in der Festung hatte suchen müssen, und diese kamen denn zu dem Beschluß, daß die Gemeinde es sei, welche das alleinige Recht habe, ihre Prediger zu berufen, und daß man eben deßhalb einen solchen Ruf durch die Gemeinde an Knox ergehen lassen wolle — ein Grundsatz, der ebenfalls für die Pres-

---

habe Knox den Laird von Langniddrie mit nach der Festung genommen. Dieß Letztere war umgekehrt, und in St. Andrews suchte Knox Zuflucht, weil er vom Erzbischof Hamilton verfolgt wurde. (M'Crie, I, 44.)

1) Er sagte, „that he wald not rin (run) quhair God had not callit him. l. c. 67.

2) Heinrich Balnaves von Hallhill war von niedrer Geburt, aber von großen Talenten und deshalb zu hohem Ansehn gelangt. Er war, noch sehr jung, auf dem Festlande gewesen, hatte zu Cöln studirt und war in Deutschland mit dem Evangelium bekannt geworden. Nach seiner Rückkehr war er beim erzbischöflichen Gericht zu St. Andrews als Advokat beschäftigt gewesen und hatte dann bald einen Sitz im obersten Gerichtshof und im Parlamente erlangt. Schon Jakob V. hatte ihn bei wichtigen Geschäften verwandt, Arran machte ihn zum Staatssekretär, eine Stelle, die er aber wieder verlor, als der Regent sich wieder den Prälaten anschloß. Er suchte Zuflucht in St. Andrews. M'Crie, I, 51.

3) Sir David Lindsay of the Mount, Wappenherold Jakobs IV., war ein Günstling dieses Königs, wie auch seines Sohnes Jakobs V. Er ist derselbe, den wir schon seiner Poesien wegen erwähnt haben. Er war von ernster Sinnesart und ging auf eine Sittenverbesserung der Zeit hinaus, namentlich auch der Geistlichkeit. Jakob V. schützte ihn, und auch Arran zog ihn Anfangs in seinen Dienst, wo sich Lindsay eifrig der kirchlichen Reform annahm. Später sah sich der Dichter der Rache der so oft von ihm bloßgestellten Priester ausgesetzt und floh ebenfalls nach St. Andrews. M'Crie, I, 50.

byterianer-Kirche charakterisch ist und in allen ihren Ordnungen später die Sanktion empfangen hat[1]).

Rough hielt deßhalb an einem dazu bestimmten Tage eine Predigt über die Berufung der Diener am Wort und setzte in derselben auseinander, daß eine jede Gemeinde, sie sei klein oder groß, das Recht habe, einen Jeden, in welchem sie die nöthigen Gaben vorfände, zu diesem Amte zu berufen, und daß wiederum Niemand, bei Gefahr seiner Seligkeit, einen solchen Ruf ablehnen dürfe, welche leiblichen Gefahren ihm aus der Annahme desselben auch erwachsen möchten. Am Schluß der Predigt wandte er sich dann an den anwesenden Knox persönlich mit folgenden Worten: „Bruder! Laß es dich nicht befremden, wenn ich dir nun sage, wozu ich von Allen, die hier anwesend sind, beauftragt bin! Dies aber ist Folgendes: Im Namen Gottes und seines Sohnes Jesu Christi und im Namen aller hier Gegenwärtigen berufe ich dich und verpflichte dich, daß du dieser heiligen Berufung nicht widerstehest, sondern daß du vielmehr, gleich wie dir die Ehre Gottes, das Wachsthum des Reiches Christi, die Erbauung deiner Brüder und auch meine Tröstung, von dem du wohl weißt, daß ich durch die Menge der Arbeiten erdrückt werde, am Herzen liegt, daß du so auch dieß öffentliche Predigtamt übernimmst, so gewiß du hoffest auf die himmlische Seligkeit und wünschest, daß die Gnade Gottes groß über dir sei.“ Dann sich an die Versammlung wendend, fragte er sie: „War das nicht der Auftrag, den ihr mir gegeben habt, und seid ihr mit dieser Berufung nicht zufrieden?“ Die Versammelten antworteten: „Es ist so und wir sind es zufrieden!“ So war das Schicksal Knox bestimmt. Ueberwältigt von dieser unerwarteten und feierlichen Aufforderung, versuchte er vergebens, die Versammlung anzureden, er brach in Thränen aus, stürzte fort und verschloß sich in seinem Zimmer. Schwere Kämpfe hatte er noch zu bestehen, aber eine Weigerung war nicht mehr möglich. Er sagt selbst[2]): „Sein Aussehen von diesem Tage an bis dahin, wo er einwilligte, das Amt zu übernehmen, legte hinreichend die Sorge und die Unruhe seines Herzens an den Tag, denn Niemand sah ein Zeichen von Frohsinn an ihm, noch ging er in den Tagen mit irgend Jemandem um.“ In Stille und Einsamkeit überdachte er den an ihn ergangenen Ruf, und wir sehen, wie wenig Diejenigen Recht haben, die in Knox blos den rasch und unbesonnen zufahrenden Mann erblicken möchten, der nur von seinen heftigen Leidenschaften sich habe leiten lassen. Aber als er in dem Rufe einmal den Willen Gottes erkannt hatte, da blieb er auch fest und ließ sich nicht mehr irre machen auf der nun betretenen Bahn. Von dieser Berufung, nicht von seiner früheren durch die römische Kirche empfangenen Ordination, leitete er sein Recht und seine Pflicht ab, das Wort Gottes zu verkündigen. Oft blickte er mit innigster Gemüths-

1) Vgl. darüber The first book of Discipline von 1560.

2) Knox, hist., 67 f.

bewegung auf diese Zeit seines Lebens zurück und bereute niemals, auch nicht unter den größten Gefahren, den Entschluß, den er unter so ernsten Kämpfen gefaßt hatte.

Knox nahm sich nun auch sofort seines Amtes auf das Eifrigste an. Er fing an, sowohl in der Festung, als auch in der Stadt das Evangelium zu predigen, und nahm vor allen Dingen auch den Streit mit dem Mönche auf, der schon gehofft hatte, mit dem wenig gelehrten Rough leichtes Spiel zu haben. Ein Tag zur Disputation wurde festgesetzt, und hier zeigte sich denn bald, daß es um den Triumph Annans geschehen sei. Knox that dar, daß die römische Kirche weder vor der Vernunft, noch vor den Kirchenvätern, noch auch vor der heiligen Schrift zu bestehen vermöge. Zuletzt wurde der Mönch dahin gebracht, seine Zuflucht zu der „Unfehlbarkeit der Kirche“ zu nehmen, indem er sagte, weil die Kirche die lutherische Ketzerei verdammt habe, so sei jedes fernere Disputiren darüber überflüssig. Aber da erwiderte Knox: ehe man der Autorität der Kirche sich unterwerfe, sei es nöthig, erst zu untersuchen, welches denn die wahre Kirche sei, und zwar nach den in der Schrift darüber angegebenen Kennzeichen, damit man nicht etwa, wie er sich ausdrückte, eine H— als seine geistige Mutter anerkenne, anstatt der unbefleckten Braut Jesu Christi. „Denn was die jetzt so verdorbene römische Kirche anbetrifft, sagte er, auf die ihr die Hoffnung eures Sieges baut, so zweifle ich gar nicht, daß sie die Synagoge des Satans ist und daß ihr Oberhaupt, der Papst, nichts Andres ist, als jener „Mann der Sünde“, von welchem der Apostel spricht, ebenso wenig wie ich auch zweifle, daß Jesus Christus durch die sichtbare Kirche von Jerusalem an's Kreuz geschlagen worden ist.“ Mit diesen Worten hatte denn Knox den Bruch mit der römischen Kirche vollendet, an ein Vertragen mit derselben war nun nicht mehr zu denken, und er erbot sich denn auch noch am Schluß, „durch Wort oder Schrift öffentlich darzuthun, daß die römische Kirche zur Zeit mehr von der Reinheit der apostolichen Kirche abgewichen sei, als die Kirche der Juden von dem Gesetze Moses zu der Zeit, als sie den Tod Christi beschloß.“ So war der Handschuh offen hingeworfen[1]).

Eine große Menge Volks war bei der Disputation zugegen, und sie alle forderten, daß Knox den versprochenen Beweis liefern solle. „Ist das wahr, was Du sagst, riefen sie, dann sind wir elend betrogen!“ Man verlangte, Knox solle die Kanzel besteigen, damit Alle, auch die des Lesens Unkundigen, hören könnten, wie es sich mit der römischen Kirche verhalte, und der unerschrockene Mann konnte und wollte diesem Verlangen nicht widerstreben. Der nächste Sonntag wurde für die Predigt festgesetzt, in welcher er dem Volke die Gebrechen der römischen Kirche vor die Augen malen sollte.

Wieder hatte sich eine zahlreiche Versammlung an dem Tage eingefunden, und Knox bestieg die Kanzel. Zum Texte seiner Rede hatte er die Stelle

---

1) Knox, hist., 68 f.

aus Daniel 7, 24 f. gewählt, in welcher von den vier Reichen der Welt die Rede ist und von dem Fürsten, der sie alle beherrschen wird, bis auch über diesen das Gericht kommt. Dieß deutete er von dem Reiche des Papstes, welches auf das vierte, das römische Kaiserreich, gefolgt sei. Er verglich mit dieser Stelle dann andre des neuen Testamentes, in welchem der fünfte Herrscher, von dem Daniel rede, der „Mann der Sünde", der „Antichrist" und die „babylonische H—" genannt werde, und sagte, das sei wieder nur die römische Kirche. Dieß suchte er dann auch nachzuweisen, indem er die Papstkirche unter den drei Gesichtspunkten ihres Lebens, ihrer Lehre und ihrer Gesetze betrachtete und darthat, wie sie in Allem die Zeichen des Antichrists zur Schau trage. Er schilderte das schändliche Leben der Päpste, indem er sich dabei auf die römischen Schriftsteller selbst berief, und zeigte, wie ihre Lehren und Gesetze mit denen des neuen Testamentes durchaus im Widerspruch ständen, namentlich in Betreff der Rechtfertigung, aber auch der Heiligen-Tage, der Fasten und des ehelosen Lebens der Priester. Er führte aus dem kanonischen Recht die gotteslästerlichen Titel und angemaßten Vorrechte des Papstes an als einen hinlänglichen Beweis, daß dieser in dem Texte bezeichnet sei. Am Schluß forderte er die Zuhörer auf, daß, wenn Jemand meine, er habe die von ihm angeführten Stellen der Schrift, sowie die Zeugnisse der Kirchengeschichte und der Väter verkehrt gebraucht, daß der dann zu ihm kommen möge, in welchem Falle er bereit sei, einem Solchen vor Zeugen Rede zu stehen[1]).

Diese Predigt, mit jener volksthümlichen Beredtsamkeit vorgetragen, die Knox eigen war, verfehlte nun auch ihren Eindruck keineswegs. Zwar die anwesenden römischen Geistlichen und Mitglieder der Universität — unter ihnen der frühere Lehrer Knox', Johann Mair, und der Subprior Winram[2]) — ließen sich nicht dadurch überzeugen, aber unter dem Volke wurden die mannigfaltigsten Fragen in Betreff des hergebrachten Kirchenwesens laut. So entschieden hatte noch Niemand vorher die römische Kirche bei ihrem rechten Namen gerufen, selbst Wishart hatte sich doch nur erst mehr gegen einzelne Mißbräuche, als gegen die Kirche als solche gerichtet: Knox legte zuerst die Axt an die Wurzeln des Papstthums selbst, indem er den römischen Bischof offen als den Antichristen und das ganze kirchliche System als irrthümlich, verdorben und schriftwidrig bezeichnete, und — die Bedeutung dieses entschiedenen Schrittes wurde von den Zuhörern auch empfunden. „Einige sagten, die Uebrigen hieben blos die Aeste von dem Baume, er aber macht sich an die Wurzel und wirft ihn ganz um, während Andre der Meinung waren, daß wenn die Doctoren und Magister, in deren Gegenwart die Autorität des

1) Knox, hist., 68 f.
2) Winram scheint um diese Zeit noch vor den Consequenzen evangelischer Lehre zurückgeschreckt zu sein (s. unten).

Papstes so offen angegriffen sei, sie nicht zu vertheidigen wüßten, so möge die ganze Wirthschaft der T— holen"[1]). Zwar gab es auch wohl ängstliche Gemüther, welche für Knox dasselbe Schicksal fürchteten, das seine Vorgänger betroffen habe, zumal er noch entschiedener rede, als sie; aber im Ganzen war man doch darüber einverstanden, daß die römische Kirche unhaltbar sei und daß es nun andrer Waffen für sie bedürfe, als Feuer und Schwert, da, wie der Laird von Langniddrie sagte, den Leuten die Augen jetzt erst recht geöffnet seien. — Von dieser Predigt des Knox an datirt sich erst der vollständige Bruch Schottlands mit der römischen Kirche, und der Reformator hatte damit die Wege gewiesen, die von nun an zu gehen wären. Wie er hinter sich selbst die Brücken abgebrochen hatte, so kamen die Anhänger des Evangeliums nun auch immer mehr zu der Ansicht, daß da kein Vertragen mehr möglich sei.

Natürlich empfand auch die römische Partei den ihr versetzten Schlag auf das Bitterste. Aber was sollte sie machen? Mit ihren gewöhnlichen Gewaltmitteln war gegen Knox Nichts auszurichten, denn er stand unter dem Schutze der Besatzung von St. Andrews, die Schloß und Stadt beherrschte, und auf dem Felde der Debatte, das fühlten sie, war ihre Sache von vorn herein verloren. Dennoch wagten sie sich nochmals auf dasselbe, nur daß sie dieß Mal die ihnen so gefährliche Oeffentlichkeit vermieden. Auch wurden sie dazu nur durch einen Befehl von außen her getrieben. Der neu erwählte Erzbischof von St. Andrews schrieb nämlich an seinen einstweiligen Stellvertreter, den Subprior Winram, einen zornigen Brief, in welchem er ihm darüber Vorwürfe machte, daß er solche ketzerische und kirchenfeindliche Lehren öffentlich dulde, und ihn zugleich daran erinnerte, daß der Subprior alle Ursache habe, sich von dem Verdachte des Einverständnisses mit Knox rein zu halten[2]). Winram kam dadurch ohne Zweifel in eine peinliche Lage. Er war früher selbst evangelischen Meinungen geneigt gewesen und hatte dann aber, wohl mehr aus Furcht, als aus Ueberzeugung, sich dem alten System wieder unterworfen — der Verdacht neuen Abfalles konnte ihn daher leicht genug treffen, und Winram war nicht der Mann, der zu einem Märtyrer das Zeug gehabt hätte. — Gleichwohl sah gerade er auch am Besten ein, wie wenig man gegen die evangelischen Prediger vorzubringen im Stande sei, wie vielmehr die römische Kirche ihnen gegenüber längst wie ein verlorner Posten dastehe.

Dennoch meinte er, dem Erzbischofe Genüge leisten zu müssen. Er rief deßhalb eine Convention von den Gelehrten der Abtei und der Universität zusammen und lud die beiden Prediger Knox und Rough vor dieselbe, damit sie sich verantworten sollten.

---

1) Knox, hist., 70.

2) Schon bei Wisharts Verurtheilung, als Winram für den Angeklagten zu sprechen gewagt, hatte ihm Beaton geantwortet: „Well, Sir, and you, we know what a man you are, seven years ago.“ Pitscottie, hist., 189.

Die Versammlung fand im St. Leonhards-Colleg statt. Neun Artikel waren aus den Vorträgen der Prediger entnommen, wegen welcher man sie zur Rede stellen wollte[1]). Doch was man von diesem Verfahren auch gehofft haben mochte, es fiel nur zu erneuerter Bloßstellung der Kirche aus. Knox vertheidigte sich mit eben so viel Geistesschärfe, als Bescheidenheit. Er bezeugte Winram seine Achtung und sagte, wie er sich freue, vor einem so ehrenwerthen Zuhörerkreise seine Meinungen an den Tag legen zu dürfen. Zugleich ermahnte er aber auch die Versammlung und Winram in's Besondere, der Wahrheit offen die Ehre zu geben. Das Volk, sagte er, dürfe nicht betrogen und in der Finsterniß gelassen werden, und wenn er und sein Genosse Etwas gesagt hätten, das gegen die Schrift wäre, so bäte er den Subprior sehr, es ihm zu sagen; aber wenn derselbe im Gegentheil überzeugt sei, daß die von ihnen gelehrten Dinge mit der Wahrheit übereinstimmten, so sei es auch seine Pflicht, dieß offen anzuerkennen, zumal Winrams Wort von Gewicht sein werde.

Der Subprior war jedoch vorsichtig genug, sich nicht bloßzustellen. Er erwiderte, er sei nicht als Richter hergekommen und wolle weder Etwas billigen, noch verdammen; er wünsche eine freie Unterredung zu halten und wenn es Knox recht wäre, so wolle er ein wenig mit ihm disputiren.

Knox war's zufrieden, und deshalb begann Winram damit, gegen die Meinungen des Predigers einzelne Einwendungen vorzubringen. Knox hatte gesagt, der Gottesdienst und namentlich die Verwaltung der Sakramente müsse nach Maßgabe der Schrift geschehen, ohne daß Etwas dazu oder davon gethan würde, und die Kirche habe nicht das Recht, neue Ceremonien aufzubringen. Nachdem nun Winram eine kurze Zeit darüber gesprochen hatte, ohne eigentlich Etwas gegen die Behauptung des Reformators vorgebracht zu haben, wollte er den Gegenstand wieder fallen lassen, wahrscheinlich in der Meinung, so wenigstens den Schein für sich zu retten, als habe er Knox zurechtgewiesen, und eine wirkliche Debatte zu vermeiden.

Das aber sollte ihm vereitelt werden. Ein Dominikaner, Arbugkill mit Namen, griff den Gegenstand rasch wieder auf, mit allerlei großsprecherischen Worten zwar, aber doch bald auch von Knox gründlichst zurechtgewiesen. Er wollte darthun, daß die kirchlichen Gebräuche göttlicher Einrichtung seien, aber da ihm Knox diese Behauptung aus der Schrift widerlegte, ihn von Evangelium zu Evangelium und von Epistel zu Epistel führend, wurde er zuletzt dahin gebracht, die Meinung aufzustellen: „die Apostel hätten damals, als sie die Episteln geschrieben, den heiligen Geist noch gar nicht empfangen gehabt, sondern dieser sei ihnen erst später verliehen und, von ihm geleitet, hätten sie dann die römischen Kirchengebräuche eingerichtet."

1) Der erste Artikel lautete: „No mortall Man can be the Head of the Churche." Knox, hist., 70. Knox hat diesen Grundsatz stets aufrecht erhalten.

Durch diese ungeheuerliche Behauptung hatte Knox gewonnenes Feld, und er lächelte deßhalb auch blos dazu. Winram aber rief voll Schreckens aus: „Vater, was sagt ihr? Gott verhüte, daß ihr das sagt! denn dann fahre hin der Grund unseres Glaubens!" Vergebens suchte der Mönch seinen Mißgriff zu verbessern, und zuletzt zog er sich ganz auf die Autorität der Kirche zurück, die über Alles zu bestimmen habe. Als ihm dann Knox darauf einfach erwiderte, die Kirche könne keine Autorität der Schrift gegenüber haben, und diese verwerfe die römischen Ceremonien, rief Arbugkill: „dann werdet ihr uns keine Kirche übrig lassen!" „Nein," sprach Knox, „mit David spreche ich, ich hasse die Kirche der Uebelthäter (odi ecclesiam malignantium)! Eine solche Kirche mögt ihr haben, wenn ihr das Wort Gottes ausschließt und verfolgt. Wollt ihr von dieser Kirche sein, so kann ich euch nicht hindern, aber was mich anbetrifft, so will ich von keiner andren Kirche sein, als die Jesum Christum zum Hirten hat. Seine Stimme will ich hören, aber nicht die eines Miethlings!"

Noch andre Streitpunkte wurden verhandelt, wie der über das Fegefeuer, bei welcher Gelegenheit sich der Mönch auf das sechste Buch der Aeneide berief, wo vom Fegfeuer die Rede sei, und dasselbe mit der Ehe, die Jemand mit einem bösen Weibe eingegangen, verglich. Doch war nun einmal gegen Knox Nichts auszurichten. Man mußte ihn und seinen Collegen ruhig entlassen, und — auf andre Mittel denken, durch die man dem Umsichgreifen des Evangeliums wehren könnte[1]).

Das Mittel, welches man in Anwendung brachte, war allerdings klug genug ausgedacht. Von jeder weiteren Disputation stand man ab. Man hatte gesehen, daß man dabei stets nur den Kürzern zog und die Sache der römischen Kirche nur lächerlich machte. Deßhalb dachte man daran, den evangelischen Predigern das fernere Reden zum Volke unmöglich zu machen, und da dieß mit Gewalt nicht ging, so versuchte man es mit List. Sämmtlichen dazu fähigen Geistlichen der Stadt wurde befohlen, Sonntags wechselweise in der Pfarrkirche zu predigen, so daß dadurch Knox und Rough an diesen Tagen von den Kanzeln ausgeschlossen waren. Auch verordnete Winram, die Redner sollten vorsichtig alle streitigen Lehrpunkte vermeiden und sich einfach an das vorgeschriebene Schriftstück halten. Doch auch damit war wenig geholfen. Einmal wurden dadurch die römischen Geistlichen ja dazu bewogen, das Evangelium zu predigen, so daß sie damit eigentlich doch den Reformatoren Recht gaben, wenn diese verlangten, daß das Wort Gott allein in der Kirche gelten solle, und zum andern Male fing Knox und sein Gefährte nun an, in den Wochentagen ihre Vorträge zu halten, wo sie dann eine nicht minder zahlreiche Zuhörerschaft hatten. Knox freute sich selbst über diese Maßregel der Geistlichkeit, denn nun, sagte er, zeigten sie sich doch da thätig, wo ihre

1) Knox, hist., 70—74, wo die Verhandlungen ausführlich zu lesen.

Arbeit am Meisten nothwendig sei, und es sei gut, daß nun Christus gepredigt und Nichts wider die Wahrheit geredet werde. Sollte jedoch etwas Schriftwidriges vorkommen, so bittet er das Volk, es möge nicht eher sich ein Urtheil bilden, als bis es auch ihn über den Gegenstand gehört habe[1]).

Evangelische Gesinnung griff so in der erzbischöflichen Stadt immer mehr um sich, und zwar nicht blos bei denen, welche die Besatzung bildeten, sondern auch bei den Einwohnern selbst. Ein großer Theil derselben sagte sich von der römischen Kirche los, und nahm an dem Abendmahl Theil, welches Knox in schriftgemäßer Weise austheilte, und zwar zum ersten Male in Schottland, wenn man nicht das das erste protestantische Abendmahl nennen will, welches Wishart vor seinem Tode feierte[2]).

So konnte der kühne Mann mit seinem Erfolge denn wohl zufrieden sein. Doch freilich blieb auch mancher Kummer nicht aus. Die Besatzung, wie das unter solchen Verhältnissen ja leider zu geschehen pflegt, ergab sich allerlei Ausschweifungen und übte selbst manche Gewaltthätigkeiten an den Bürgern von St. Andrews aus. Aber auch da zeigte Knox, daß es ihm nicht um Menschengunst, sondern allein um das Reich Gottes zu thun war. In der schärfsten Weise rügte er alle die Unordnungen, ohne irgend Jemanden zu schonen, und sprach auf das Eindringlichste von den göttlichen Strafgerichten, die bei einer solchen Aufführung nicht ausbleiben könnten. Ueberhaupt hatte Knox, klaren und umsichtigen Geistes, wie er war, wenig Vertrauen zu der Möglichkeit, daß die Stadt auf die Dauer könnte gehalten werden, und unter den Siegesjubel der Besatzung mischte er sich meistens mit seiner warnenden Stimme, wohl voraus sehend, daß die Feinde vor der Hand doch noch einmal den Sieg behalten würden. Von dem Bekenntniß der Wahrheit wich er aber gleichwohl keinen Schritt[3]).

Sechstes Kapitel.

Knox auf den Galeeren.

Die trüben Ahnungen sollten auch bald genug in Erfüllung gehen. Wie die Castellauer — so nannte man die Verschworenen auch wohl[4]) — jenen Waffenstillstand nur geschlossen hatten, um Zeit zu gewinnen, so auch der Regent und die römische Partei, um mehr Kräfte zur Belagerung der

1) Knox, hist., 74 f.
2) S. oben S. 48.
3) Knox, hist., 76. Buchanan, Opera, I, 296.
4) Tytler, hist. of Scotland, VI, 6.

Stadt zusammen zu ziehen. Das hatte sich klar herausgestellt, daß an eine Eroberung durch Sturm nicht zu denken sei, da der Platz zu fest war, um den damaligen Kriegswaffen nicht den hartnäckigsten Widerstand leisten zu können, und daß man deßhalb nur Hoffnung auf Erfolg habe, wenn man die Besatzung aushungern könnte. Dazu war denn aber nöthig, die Stadt auch von der Seeseite her fest einzuschließen, weil ohne das immer neue Zufuhr hineingebracht werden konnte, und — dazu fehlten die Schiffe. Man suchte deßhalb einen Vertrag mit Frankreich zu schließen. Der Geheimsecretär der Königin, David Parter, wurde nach Paris gesandt, und erlangte auch eine Hilfe sowohl an Geld, Waffen und Artillerie, als auch namentlich an Kriegsschiffen. Zugleich wurden auch erfahrene Ingenieure nach Schottland gesandt, und eben so hatte der Regent ein verstärktes Heer aus dem eigenen Volke zu werben gesucht [1]).

So konnte auf's Neue die Belagerung beginnen. Ende Juni 1547 erschien eine französische Flotte unter Anführung des Admirals Leo Strozzi vor der Stadt, und eben so schloß der Regent die Festung von der Landseite her ein. Die Belagerten geriethen dadurch in die größte Bedrängniß. Was vordem der schottischen Artillerie nicht möglich gewesen war, das gelang den besser bedienten Geschützen des französischen Commandeurs: die Mauern gaben nach, es entstanden Breschen, die nur mit Mühe ausgebessert werden konnten, und immer mehr mußte man einsehen, daß man sich nicht werde halten können. Dazu kam, daß allmälig Hunger und Krankheit in der Stadt ausbrach, daß auch die erwartete englische Hilfe ausblieb — kurz, die Lage der Besatzung schien mehr und mehr hoffnungslos. Ein versuchter Ausfall, bei dem sie gehofft hatte, sich durchschlagen zu können, mißlang. Sie mußte sich endlich zur Uebergabe entschließen. Es wurde bestimmt, daß das Leben Aller, die in der Festung wären, geschont, und daß sie nicht den Händen ihrer schottischen Feinde überliefert werden sollten. Ein Schiff vielmehr sollte sie nach Frankreich bringen, und wenn sie dann nicht vorziehen würden, in die Dienste der Franzosen zu treten, so sollte ihnen gestattet sein, hinzugehen, wohin sie wollten, nur nicht nach Schottland [2]). Auf diese Bedingungen hin ergaben sich die Verschworenen an den französischen Admiral, und die Stadt kam wieder in die Hände des Regenten (Ende Juli 1547). Die Sache des Evangeliums war, wie es Knox vorausgesehen hatte, abermals in Schottland unterlegen, und Knox selbst mußte für eine lange Zeit sein Vaterland verlassen.

Er theilte das Schicksal der Besatzung. Rough, sein Mitprediger, hatte sich vor der Zeit aus der Stadt gemacht und war nach England ge-

1) Tytler, VI, 8. Ob Tytler Recht hat, wenn er (p. 1) die mit England verbündeten Lords allein beschuldigt, die nationale Freiheit gefährdet zu haben?

2) Knox, hist., 76.

flüchtet[1]), aber Knox, obgleich er auf keinen Sieg hoffte, wollte doch den Platz nicht im Stich lassen, auf den er einmal gestellt war: sah er doch ein, daß die Bedrohten gerade jetzt seines Zuspruchs vor Allem bedürftig wären. So theilte er die Gefahren der Belagerung und so auch die Gefangenschaft, in welche sie geriethen. Auch er wurde an Bord der französischen Flotte gebracht, welche sofort Schottland verließ und vor Rouen Anker warf[2]).

Doch mußten die Gefangenen bald erfahren, daß die ihnen zugesicherten Bedingungen nicht gehalten wurden. Ihr Leben blieb zwar verschont, aber auf Antrieb des Papstes und der schottischen Geistlichkeit hielt man sie in Frankreich als Gefangene zurück[3]). Der größte Theil der schottischen Edelleute wurde auf französische Festungen gebracht, während ein andrer Theil, und unter diesen Knox, auf den Galeeren festgehalten wurde, die dann nach Nantes segelten und auf der Loire Anker warfen.

Das war eine Zeit des Leidens und der Prüfung für den Verkündiger des Evangeliums. Nicht nur, daß die Gefangenen mit Ketten beladen und auch sonst wie gewöhnliche Sträflinge gehalten wurden, auch all der unwürdigen Behandlung sahen sie sich ausgesetzt, mit denen die Römischen diejenigen heimzusuchen pflegten, die sie „Ketzer" nannten.

Man wandte alle Mittel der Ueberredung und Gewalt an, um die Gefangenen zum Abfall von ihrem Glauben oder wenigstens dahin zu bringen, daß sie am römischen Gottesdienste Theil nähmen, aber so groß war die Standhaftigkeit und der Glaubensmuth der Schotten, daß auch, aller Mißhandlungen ungeachtet, sich nicht ein Einziger dazu verstand, solchem Verlangen zu willfahren. Knox selbst giebt uns darüber folgenden Bericht[4]):

„Diejenigen, welche auf den Galeeren waren, wurden auf die härteste Weise gedrängt, der Messe ihre Ehrfurcht zu bezeugen, denn zu bestimmten Zeiten wurde auch auf den Galeeren Messe gelesen oder sonst nahe am Ufer in Gegenwart der Gefangenen, aber sie konnten nicht im Geringsten erreichen, daß die Genossen das Idol hätten verehren sollen, ja, wenn sie am Sonnabend ihr Salve sangen, setzten alle Schotten ihre Mützen und Hüte auf oder was ihnen sonst als Kopfbedeckung diente, und wenn die Anderen angehalten wurden, ein bemaltes Brett zu küssen, welches sie „unsre liebe Frau" nann-

1) Rough blieb in England bis zum Tode Eduards VI., dann zog er sich nach Norden in Ostfriesland zurück, wo er sich durch Handarbeiten nährte. Als er zur Zeit der blutigen Maria in Handelsgeschäften nach London kam, erwählte ihn eine verborgene Protestanten-Gemeinde zu ihrem Prediger, doch wurde er bald entdeckt und von Bonner verbrannt (22. Dec. 1557). Vgl. Fox, 1840 ff.

2) Knox, hist., 77 sagt: die Priester hätten jetzt gesungen:
„Preistis content yow now, Preistis content yow now,
„For Normond and his campanie hes fillet the Gallayis fow."

3) Ebendas. 77.

4) Ebendas. 83.

ten, so ließ sich auch nicht ein Einziger von uns darauf ein. Bald nach ihrer Ankunft zu Nantes wurde das große Salve gesungen und ein prächtig angestrichenes Marienbild herbeigebracht, damit es geküßt werden sollte. Unter Andern wurde es auch einem der gefesselten Schotten hingereicht. Der aber sagte entschieden: „Laßt mich in Ruhe, solch Götzenbild ist verflucht! und deßhalb werde ich es nicht berühren." Der Schiffscapitän nebst dem Leutnant und zwei anderen Officieren, welche hauptsächlich den Auftrag hatten, so zu verfahren, sagten: „Du sollst es anfassen!" und damit stießen sie es ihm heftig in's Gesicht und drückten es ihm in die Hände. Als er daher sah, daß er nicht widerstehen konnte, nahm er das Bild und, indem er es lachend ansah, warf er es in den Fluß, indem er sagte: „Laßt unsre liebe Frau nun sich selbst helfen! sie ist leicht genug! sie mag denn einmal schwimmen lernen!" Hernach wurde kein Schotte mehr mit dem Götzendienst gequält."

Nicht besser erging es aber auch denen, die auf die Festungen gebracht waren. Ueber sie berichtet uns Knox[1]): „Große Anstrengungen wurden gemacht, ihnen eine gute Meinung von der Messe beizubringen, aber hauptsächlich quälte man Norman Lesly, den Laird von Grange, und den Laird von Pitwilly damit, welche in der Festung von Cherbourg saßen. Man wollte sie mit aller Gewalt bewegen, mit dem Commandanten zur Messe zu gehen, aber sie antworteten: „Der Commandant habe Gewalt über ihre Leiber, aber keine über ihr Gewissen!" Der Commandant erwiderte: „Er habe Gewalt und Macht, sie zu treiben, wohin er wolle!" worauf sie aber versetzten: „sie würden sich durchaus nicht weigern, mit ihm zu gehen, wohin es ihnen erlaubt sei, aber Etwas zu thun, was gegen ihr Gewissen wäre, das wollten sie durchaus nicht, ob er oder ob es der König ihnen befehle!" Als darauf der Commandant sagte: „Wollt ihr nicht in die Messe gehen?" antworteten sie: „Nein! und wenn ihr uns dazu zwingen wollt, so werden wir es euch schon verleiden, denn wir werden uns dort so betragen, daß Alle die gegenwärtig sind, sehen sollen, wie wir sie verachten!"

„Dieselbe Antwort, nur noch ein wenig schärfer, gab auch Wilhelm Kirkaldy, Peter Carmichael und diejenigen, welche mit ihnen auf dem Berge St. Michael saßen, ihrem Commandanten, denn sie sagten: „sie würden nicht allein jeden Tag die Messe hören, sondern sie würden auch helfen, sie zu lesen, denn sie hätten vor, die Priester zum Stocken zu bringen, sonst aber würden sie nicht kommen[2])!"

1) Knox, hist., 83.

2) Knox fügt (l. c. 84) hinzu: „Dieß sind Dinge, die nicht von großer Wichtigkeit zu sein scheinen, und doch, wenn wir sie recht bedenken, so sind sie ein Ausdruck desselben Gehorsams, den Gott von seinem Volke Israel forderte, als es nach Babylon geführt werden sollte; denn er befahl ihnen, daß, wenn sie den babylonischen Götzendienst, ihre Götter von Gold, Silber, Metall und Holz sehen würden, daß sie dann sagen sollten: Die

„Mr. Heinrich Balnaves, der in der Citadelle von Rouen gefangen saß, wurde am härtesten von Allen heimgesucht, denn weil er für einen Gelehrten galt (was er in der That auch war und ist), so waren auch gelehrte Leute beauftragt worden, sich an ihn zu machen, und mit diesen hatte er manchen Kampf zu bestehen. Aber Gott stand ihm stets so bei, daß sie verlegen von dannen gingen und er, durch die Kraft des Geistes Gottes, standhaft in der Wahrheit und in dem Bekenntniß derselben blieb, ohne irgend wie auch nur Miene zu machen, sich zu dem Götzendienste hinzuneigen. In der Gefangenschaft schrieb er eine sehr belehrende Abhandlung über die „Rechtfertigung und über die Werke und den Lebenswandel der Gerechtfertigten", aber ich weiß nicht, wie dieselbe verloren gegangen ist[1])."

Knox selbst bewies sich nicht weniger standhaft, als alle Anderen, ja, er war es, der auch jetzt noch das Amt des Trostes verwaltete, wozu er von seinen Mitgefangenen berufen war. Zwar im Anfang fehlte es auch ihm nicht an Niedergeschlagenheit und an allerlei zagenden Gedanken, wie er denn gewiß diese Zeit im Auge hat, wenn er in einer von ihm herausgegebenen Abhandlung über das Gebet[2]) sagt: „Ich kenne die heimlichen und murrenden Klagen des Fleisches, ich kenne den Kummer, die Sorge und den Unwillen, der selbst an Gott irre wird und alle seine Verheißungen in Zweifel zieht, ja, in manchen Stunden bereit ist, ganz von Gott abzufallen." Die erneute Unterdrückung des Evangeliums im Vaterlande, der Gedanke an die Gefahren, denen die in den Händen der Römischen dort zurückgebliebenen Freunde ausgesetzt waren, verbunden mit den eigenen schweren Bedrängnissen waren gewiß geeignet, gerade den Muth des starken Mannes zu erschüttern. Aber Knox erfuhr auch, was er ebenfalls in der erwähnten Abhandlung sagt, daß „gegen alle solche Beängstigungen Nichts als der Glaube übrig bleibt, der ernstlich zu Gott hinaufruft und ihn um den Beistand seines Geistes bittet," und daß „wenn wir darin nur beharren, unsre verzweifeltesten Lagen in Freudigkeit verwandelt und zu einem guten Ausgange geführt werden." „Wenn mein Unglück am größten und meine Qualen am grausamsten waren," schreibt er in demselben Buche, „so wollte die Weisheit Gottes doch, daß meine Hände immer das Gegentheil von dem schreiben mußten, was dem Fleisch in den Sinn kam, nämlich: „Gesegnet sei dein heiliger Name,"

Götter, die Himmel und Erde nicht gemacht haben, sollen vertilgt werden aus Himmel und Erde."

1) Das Werk erschien 1584 zu Edinburg unter dem Titel: **Confession of Faith, conteining how the troubled man should seche refuge at his God; compiled by Mr. Henry Balnaves of Halhill, and one of the Lords of Session of Scotland, being a prisoner within the old pallaice of Roane, in the year 1548.** S. Auszüge daraus bei M'Crie, I, Note O.

2) Vgl. M'Crie, **life of Knox, I, 372.**

und seine Gnade hat sich mir dann immer auch als treu erwiesen. Deßhalb wage ich nun auch, mich stützend auf die Wahrheit des Wortes Gottes, zu versprechen, daß, ungeachtet aller noch so heftigen Trübsale, und ob dieselben noch so lange dauern mögen, Gott dennoch von der Verzweiflung, der Furcht, den Gefahren, den Schmerzen, der Angst unsrer eignen Herzen, wenn wir ihn nur unablässig anrufen, uns wider alles Erwarten erlösen wird." Schwer genug trug er gewiß das eigene und das fremde Leiden und am schwersten ohne Zweifel die Niederlage der Sache des Herrn, dem er sich so ganz ergeben hatte; aber allmälig kam doch auch wieder Trost und Frieden in seine Seele und mit neuem freudigen Muthe blickte er in die Zukunft hinein, vertrauend, daß das Reich des Herrn doch am Ende werde den Sieg erlangen. Und ob die Arbeit an den Ruderbänken ihn erschöpfte, ob Krankheit und Fieber ihn heimsuchte, er blieb doch festen und unbeweglichen Sinnes, nicht etwa mit dem Trotz des natürlichen Menschen, der wider Gott und Menschen gehadert hätte, sondern mit jener festen Zuversicht, die zu dem hinaufblickte und auf den sich verließ, dessen Sache zu führen er sich bewußt sein durfte. So tröstete er denn auch seine Genossen, indem er sie immer hinaufwies zu dem Herrn, der ihre Hilfe sein werde. Wenn sie ihn wohl ungeduldig fragten, ob er glaube, daß sie jemals wieder loskommen würden, antwortete er stets: „Gott wird uns zu seiner Herrlichkeit aushelfen, und gewiß noch in diesem Leben [1])!"

Davon ließ er sich nicht abbringen, daß das Evangelium doch einmal in Schottland festen Fuß fassen werde. Als die Galeeren einst an der schottischen Küste zwischen Dundee und St. Andrews lagen — Knox war gerade vom Fieber heimgesucht —, fragte ihn Jakob Balfour, welcher in demselben Schiffe mit ihm gefangen saß, indem er nach den Thurmspitzen von St. Andrews wies, ob er den Ort wohl kenne. „Ja," erwiederte er, „ich kenne ihn wohl, denn ich sehe den Thurm des Ortes, wo Gott zuerst meinen Mund geöffnet hat, um öffentlich seine Ehre zu verkündigen, und ich bin vollkommen überzeugt, wie elend ich jetzt auch bin, daß ich nicht aus diesem Leben scheiden werde, bis meine Zunge noch einmal den Namen des Herrn in der nämlichen Stadt preisen wird [2])!"

Wenn er vom Fieber frei war, benutzte er die Zeit, ein Glaubensbekenntniß aufzusetzen, welches den Hauptinhalt dessen enthielt, was er zu St. Andrews gepredigt hatte, zugleich mit einem genauen Berichte über die mit Winram

---

1) Einer seiner erbittertsten Gegner sagt von ihm: „Ubi longo maris taedio, et laboris molestia extenuatum quidem, et subactum corpus fuit; sed animi elatio eum subinde rerum magnarum spe extimulans, nihilo magis tunc quam prius quiescere potuit." Hamiltonii Dialogus de Confusione Calvinianae Sectae apud Scotos, pag. 64, 6. Vgl. M'Crie, I, 69.

2) Knox, hist., 84.

gehaltene Disputation. Auch schaffte er sich Gelegenheit, diese Abhandlungen an seine Bekannten in Schottland zu senden, begleitet mit einer ernstlichen Ermahnung, im Glauben treu zu bleiben und sich durch die Verfolgungen, die sie leiden müßten, nicht irre machen zu lassen. Eben so beschäftigte er sich auch mit der oben genannten Abhandlung Balnaves' über die Rechtfertigung, welche ihm heimlich zugestellt worden war. Er theilte dieselbe in Capitel ein, schrieb Randbemerkungen dazu und verfaßte eine Vorrede nebst einem Inhaltsverzeichniß derselben, in der Absicht, sie in Schottland drucken zu lassen, und gewiß, wenn wir die Umstände des Mannes bedenken, in welchen er sich damals befand, so müssen wir sowohl das Gottvertrauen, als auch die Unerschrockenheit bewundern, die in dieser Vorrede sich ausspricht.

„Johann Knox," so heißt es da, „der Gebundene Jesu Christi, an seine geliebtesten Brüder von der Gemeinde zu St. Andrews und an alle Bekenner des wahren Evangeliums, Gnade, Barmherzigkeit und Friede von Gott dem Vater nebst ewigem Trost des heiligen Geistes," und nachdem er eine Anzahl von Beispielen angeführt hat, wie der Name Gottes verherrlicht und die Sache des Glaubens gefördert worden ist gerade durch die Verbannung derer, welche durch die Tyrannei aus ihrem Vaterlande vertrieben worden sind, z. B. Josef, Moses, Daniel und die ersten Christen, fährt er so fort: „Dieß Alles wird in dem nachfolgenden gottseligen Werke offen in's Licht gestellt. Die Rathschläge des Satans, als er uns verfolgte, gingen zuerst darauf hinaus, das heilsame Wehen des Evangeliums Jesu Christi zu verhindern, daß es nicht die Gegenden erquicke, wo wir wohnen und uns aufhalten, sodann aber uns selbst durch leibliche Noth und irdische Drangsale zu unterdrücken, damit wir nicht im Stande wäreu, das Reich Gottes auszubreiten. Aber durch die große Gnade und unbegrenzte Güte Gottes, unsers Vaters, werden diese Rathschläge vereitelt werden. Denn ungeachtet des Satans und aller seiner schändlichen Genossen wird doch dasselbe Wort (O Herr, dieß rede ich, vertrauend auf deine heilige Verheißung!) öffentlich in demselben Lande verkündigt werden. Und wie nun unser gnädiger Vater unter all' den heftigen Stürmen wider aller Menschen Erwarten uns einige Ruhe vergönnt hat, davon mag dieß gegenwärtige Werk Zeuge sein, welches wir nach Rouen, wo ich in Eisen liege und von körperlicher Schwäche sehr geplagt bin, in einer Galeere, Namens „Unsre Frau," von dem ehrenwerthen Bruder Heinrich Balnaves von Hallhill, ebenfalls jetzt gefangen gehalten (wenn auch ungerechter Weise) in der alten Burg von Rouen, gesandt worden ist. Dieß Werk habe ich, nachdem ich es zum zweiten Male zu meinem größten Trost gelesen, nach dem Rath und Wunsch des genannten edlen und treuen Mannes, des Verfassers dieses Werkes, in Kapitel eintheilen wollen 2c., was ich denn auch gethan habe, soweit geistige Schwäche und Ungunst des Orts es erlauben wollten, nicht sowohl um das Werk zu erläutern, denn es ist an sich selbst gottselig und vollkommen, als vielmehr um zusammen mit dem genannten

Edelmann und gläubigen Bruder auch mein Bekenntniß über den Artikel von der Rechtfertigung, den es enthält, abzulegen. Und ich ersuche euch, geliebte Brüder, recht ernstlich zu bedenken, ob wir gegenwärtig Etwas leugnen (oder verschweigen und verbergen), was wir früher über diesen Gegenstand bekannt haben. Und jetzt haben wir nicht das Schloß von St. Andrews zu unsrer Vertheidigung, wie einige unsrer Feinde uns fälschlich angeklagt haben, als sie sagten: wenn wir unsre Wälle entbehrten, würden wir nicht mehr so kühn reden — sondern gesegnet sei der Herr, dessen unbegrenzte Güte und Weisheit uns die Veranlassung zu jener Verleumdung genommen und uns gezeigt hat, daß die Schlange nur Macht hat, in die Fersen zu stechen, d. h. das Fleisch zu belästigen und zu quälen, aber nicht den Geist von der standhaften Anhänglichkeit an Jesus Christus abzubringen, noch von dem öffentlichen Bekenntniß seines wahrhaftigen Wortes. O, gepriesen seist du, ewiger Vater, der du allein nach deiner Gnade uns bis auf diesen Tag behütet hast, und hast dafür gesorgt, daß das Bekenntniß unsers Glaubens (von dem wir wünschten, daß ihn alle Menschen kennten) durch dieß Werk offen an den Tag kommen sollte. Fahre fort, o Herr, und verleihe uns, daß wir wie jetzt mit Feder und Tinte, so bald auch mit Mund und Wort dasselbe bekennen mögen vor deiner Gemeinde, auf welche du, o Herr unser Gott, blicken wollest mit Augen voll Gnade und nicht leiden, daß die Finsterniß länger herrsche. Ich bitte euch um Vergebung, geliebte Brüder, daß ich also rede: der Eifer meiner Seele (der Herr weiß, ich lüge nicht) treibt mich dazu[1])!"

In der That hatten die Glaubensgenossen in Schottland der Tröstungen und Ermunterungen aber auch nöthig. Kaum oft ein besseres Loos war ihnen gefallen, als denen, die auf den französischen Galeeren gefangen saßen. Sie mußten jetzt bezahlen, wie für den Tod des Cardinals, so auch für die mannigfache Unruhe und Angst, die sie den Römischen bereitet hatten. Wieder gab es Einkerkerungen und Hinrichtungen, und selbst der bloße Verdacht evangelischer Gesinnung brachte Verfolgung. Wie der Regent die Festung von St. Andrews hatte schleifen lassen[2]), so dachten die Priester wieder nur darauf, den festen Grund Jesu Christi in den Herzen der Menschen zu vertilgen, und — nur Verleugnung oder Flucht und unzugängliches Versteck konnte vor den Händen schützen, die schon so viel Blut vergossen hatten[3]).

Dazu kam dann auch viel öffentliche Noth. Heinrich VIII. von England war zwar (1547) gestorben und sein zehnjähriger Sohn als Eduard VI. ihm in der Regierung gefolgt, aber — der Vormund desselben, der in seinem Namen einstweilen die Regierung von England führte, der Protektor Herzog Somerset, verfolgte die alten Pläne des Vaters. Auch er verlangte Maria

---

1) Vgl. M'Crie, I, 73 ff.
2) Knox, hist., 77.
3) Ebendas. 82 f.

zur Ehe für den jungen König, und als die nun wieder in Schottland am Ruder befindliche Partei der römisch und französisch Gesinnten dieß Verlangen abschlugen, unternahm er einen Kriegszug gegen das Nachbarreich, um mit Gewalt die Aufrechthaltung des Vertrags zu erzwingen. Unterhandlungen führten zu keinem Ziele. Somerset versprach, seine Armee zurückzuziehen, wenn die Schotten versprächen, über ihre Königin bis zum Alter der Vermählung zu wachen, ohne sie, wie sie vor hatten, nach Frankreich zu senden, und wenn sie überhaupt alle Verbindungen mit dem französischen Hofe aufgeben wollten. Das war aber weder im Sinne der Königin Mutter, die ihre Tochter bereits für den Dauphin bestimmt hatte, noch auch im Sinne der Priesterpartei, die vor Allem fürchtete, sich dem Einflusse Englands Preis gegeben und damit dem Evangelium die Wege auf's Neue geöffnet zu sehen. Man wollte es daher lieber auf eine Schlacht ankommen lassen, und — so kostete das unglückliche Treffen bei Pinkey dem Lande denn nicht allein mehr als 10,000 seiner Söhne, sondern brachte dasselbe auch in die Gewalt eines Feindes, der nach der Weise der damaligen grausamen Kriegsführung in demselben, namentlich im südlichen Theile, hauste, wozu dann auch noch kam, daß die Partei der Priester neue französische Hilfe in's Land rief, welche den Engländern in der Bedrückung der Schotten nicht nach gab[1]).

Ueber Maria Stuart wurde nun endlich auch eine Bestimmung getroffen: sie wurde nach Frankreich gesandt und wirklich mit dem Dauphin verlobt[2]). So erlangte Frankreich einen festen Fuß in den schottischen Angelegenheiten und — mit der Verbesserung der Kirche schien es auf immer zu Ende zu sein. Doch die Wege Gottes sind ja meistens andre, als der Menschen Wege sind, und — was sich auf den ersten Blick so schlimm anließ, das mußte doch am Ende nur auch dienen zur Förderung des Reiches Gottes.

Knox indessen war während dieser Vorgänge in Schottland seiner Haft entkommen, wie auch schon vor ihm eine Anzahl seiner Leidensgefährten die Gelegenheit benutzt hatten, sich in Freiheit zu setzen. Diese hatten bei ihm angefragt, ob es recht sei, aus dem Gefängniß von Mont St. Michel, wo sie saßen, zu entfliehen und besonders, ob sie nicht berücksichtigen müßten, daß sie dadurch ihren zurück bleibenden Brüdern vielleicht eine noch strengere Behandlung zuziehen würden. Knox' Antwort ging dahin, daß solche Befürchtungen kein hinreichender Grund seien, dieß Unternehmen aufzugeben, und daß sie mit gutem Gewissen sich davon machen dürften, wenn es geschehen könne, „ohne irgend Jemandes Blut zu vergießen, denn das der Befreiung wegen zu thun, könne er niemals billigen." So geschah es denn auch. Sie kamen

1) Vgl. Tytler, hist., VI., 18 ff. Knox, hist., 77 ff.

2) Somerset hatte den Schiffen, welche das königliche Kind nach Frankreich bringen sollten, aufgelauert, doch entkamen sie glücklich. Tytler, hist. VI, 44 ff.

davon, wie Knox sagt [1]), „ohne Jemanden ein Leid zu thun und ohne irgend Etwas, das dem Könige, dem Commandanten oder sonst Einem gehörte, zu beschädigen," und — er selbst wurde nach neunzehnmonatlicher Gefangenschaft ebenfalls in Freiheit gesetzt (etwa im Februar 1549). Die Art und Weise seines Entkommens wird verschieden angegeben. Die Einen sagen, die Galeere, auf der er gesessen, sei von den Engländern genommen worden, die Andern, der König von Frankreich habe ihn in Freiheit setzen lassen, weil eine nähere Untersuchung ergeben habe, daß er weder am Tode des Cardinals Beaton, noch an den Vergehungen der Besatzung von St. Andrews mitschuldig sei, und nach einer dritten Angabe verdankte er seine Befreiung den Verwendungen von Freunden, welche ihre Hoffnungen auf ihn gesetzt und gefürchtet hätten, er könne bei seinem kränklichen Zustande durch die Mühseligkeiten der Gefangenschaft zu Grunde gehen. Vielleicht aber wurde er auch deßhalb entlassen, weil der französische Hof nach der Verlobung Maria's mit dem Dauphin erlangt hatte, was er wollte, und nun nicht mehr zu befürchten brauchte, es könnte durch Knox und seine Genossen dem französischen Interesse in Schottland entgegen gearbeitet werden [2]).

Genug, Knox erlangte seine Freiheit wieder, und nicht ohne Nutzen war ihm ohne Zweifel die Gefangenschaft gewesen. Wie der Herr alle Diejenigen, die er zu den Werkzeugen seiner Gnade in besonderer Weise ausersehen hat, erst durch mancherlei Trübsale führt, damit sie um so fester in dem Einen werden, was noth ist, so auch diesen Mann, und eben auf den Galeeren hatte er Zeit, fern von den Kämpfen des offenen Feldes, sich in das nur noch mehr zu vertiefen, was er zu St. Andrews zu verkündigen angefangen hatte, so wie in seine auf das Evangelium gegründeten Ueberzeugungen nur noch mehr Ordnung und Klarheit zu bringen. So verstehen wir es, wenn er, zurückblickend auf diese Zeit, wo „er und seine Freunde selbst ihre Sache für verloren hätten ansehen mögen," in jener Abhandlung über das Gebet sagt, daß er „gerade unter den größten Trübsalen gelernt habe, den Herrn zu preisen."

Vorläufig ging Knox nach England, wo unter der Regierung Eduard's VI. und des Protektors Somerset den Evangelischen Schottlands eine Zufluchtsstätte bereitet war, und wo auch er vor der Hand einen Wirkungskreis finden sollte für die Sache seines Herrn.

---

1) Knox, hist., 84 f.
2) Dieß die Ansicht M'Crie's, life of Knox, I, 77.

Siebentes Kapitel.

Knox in England.

Knox hatte sich ohne Zweifel nach England begeben, weil er dort seinem Vaterlande am nächsten war und am leichtesten Gelegenheit fand, mit den eigenen Landsleuten in Verbindung zu treten, um so an der Durchführung der Reformation in Schottland, von nun an dem höchsten Zwecke seines Lebens, zu arbeiten. Doch sollte er bald genug auch in England eine Wirksamkeit für das Reich Gottes finden, welche für die Verbesserung der Kirche in diesem Lande von Bedeutung war.

Wir haben schon darauf hingedeutet, daß die Aenderung, welche Heinrich VIII. mit dem englischen Kirchenwesen vorgenommen hatte, kaum eine Reformation zu nennen war. Er hatte das Regiment verändert, sofern er sich an der Stelle des römischen Bischofs zum Oberhaupte der Kirche machte, und war dann auch zur Aufhebung der Klöster vorgeschritten, weil er darin ein Mittel sah, seinen Staatsschatz zu bereichern, sonst aber war Alles beim Alten geblieben. Ja, wenn es im Anfang schien, als ob doch auch in Lehre und Gebräuchen Einzelnes schriftgemäß gebessert werden sollte, so hatte die römische Partei, hauptsächlich durch die Bemühungen der beiden Bischöfe Gardiner und Bonner, doch bald wieder so viel Einfluß auf den König gewonnen, daß auch die äußersten Verirrungen der Papstkirche, selbst die Wandlungslehre und die Kelchentziehung beim Abendmahl, die Ehelosigkeit der Priester und die Unauflösbarkeit des Keuschheitsgelübdes, die Seelenmessen und die Ohrenbeichte, unter Androhung der strengsten Strafen wieder zu Glaubensartikeln erhoben worden waren. Eben so hatte man die römischen Liturgieen und Ceremonien fast unverändert beibehalten, und was das Lesen der Bibel in der Landessprache betrifft, so sollte es, ebenfalls unter Androhung strenger Strafen, nur den Vornehmen erlaubt sein. — Daß um deßwillen Knox früher Bedenken getragen hatte, seine Zuflucht in diesem Lande zu suchen, war bei seinen streng auf die Schrift gegründeten Ueberzeugungen nur natürlich.

Jetzt aber waren in England Veränderungen zu Gunsten des Evangeliums eingetreten. Heinrich VIII. war (28. Januar 1547) gestorben, und diejenigen, welche er zu Vormündern seines Sohnes Eduard bestellt hatte, vor Allen der Lord Protektor Somerset selbst, waren der römischen Partei abgeneigt und dem Evangelium zugethan. Namentlich war es der Erzbischof Cranmer, der nun zu bedeutendem Einfluß gelangte und denselben zu weiterer Durchführung der Reformation zu benutzen suchte. Zwar ging derselbe keineswegs so entschieden zu Werke, wie Knox und überhaupt die Reformatoren der reformirten Kirche, vielmehr um eines Theils die Römischen zu versöhnen und anderen Theils den schwärmerischen, namentlich anabaptistischen

Sekten nicht Raum zu geben, suchte er von dem Ueberlieferten so viel beizubehalten, als ihm irgend mit dem Evangelium verträglich schien, wodurch er denn auch der englischen Kirche ihren eigenthümlichen Charakter aufgeprägt hat; aber es war ihm doch um eine Beseitigung der Mißbräuche und darum zu thun, daß das Evangelium wirklich in den von ihm beibehaltenen Formen zur Geltung gelange. In diesem Sinne hatte er bereits unter Heinrich VIII., wenn auch vergeblich, zu wirken gesucht, und jetzt dachte er vollends daran, seine Absichten durchzuführen und dem erneuten Umsichgreifen der Römlinge entgegenzutreten.

Mancherlei Hindernisse standen ihm jedoch dabei im Wege, die theils in der Unwissenheit des Volkes, theils aber auch in der Unwissenheit und dem widerstrebenden Willen Derer lagen, die das Evangelium dem Volke verkündigen sollten. Die so genannte Reformation Heinrichs war ja keineswegs aus dem Volke, sondern vielmehr aus einer Laune des Monarchen hervorgegangen, und im Großen und Ganzen war das englische Volk noch von dem Aberglauben umfangen, den die Römischen Christenthum nannten. Sollte hier das Evangelium Eingang gewinnen, so bedurfte es erst noch einer langen und durchgreifenden Arbeit an den Seelen der Bevölkerung selbst, und — wer sollte die nun vollbringen? Es fehlte dazu fast durchgehends an den nöthigen Kräften, denn die Geistlichen, wie die Lehrer an den Universitäten hatten zwar dem Könige sich gefügt, als er dem römischen Stuhle die Kirche seines Landes entriß, und waren bereitwillig gewesen, Heinrich als den geistlichen Oberherrn anzuerkennen, aber an den besonderen Lehren und Gebräuchen Roms hingen sie doch fast sämmtlich mit um so größerer Hartnäckigkeit, als sie von dem Evangelium Nichts wußten. Dazu kam, daß Heinrich einen großen Theil der Pfarren mit Leuten besetzt hatte, welche die Allerunfähigsten zur Führung eines geistlichen Amtes waren und namentlich zur Verkündigung des lauteren Wortes Gottes: mit unwissenden und abergläubischen Mönchen. Als er nämlich die Klöster aufgehoben, hatte er den bisherigen Bewohnern derselben Anfangs ein Jahrgehalt ausgesetzt, von welchem sie ihr Leben fristen sollten, aber — da ihm die Auszahlung dieses Geldes als eine unangenehme Last des Staatsschatzes erschienen war, so hatte er hernach vorgezogen, diesen ehemaligen Mönchen statt der Pensionen erledigte Pfarren zu verleihen, so daß nun die Unfähigkeit und Unwissenheit auch der gewöhnlichen Geistlichkeit in England um die Zeit seines Todes groß genug war [1]). Weder von den Universitäten, welche mit Leuten besetzt waren,

[1]) Vgl. Petri Martyri Epist. apud Loc. Commun. pag. 760. Gen. 1624: „Doleo plus quam dici possit, tanta ubique in Anglia verbi Dei penuria laborari; et eos qui oves Christi doctrina pascere tenentur, cum usque eo remisse agant, ut officium facere prorsus recusent, nescio quo fletu, quibusve lachrimis deplorari possit. Verum confido, fore, ut meliora simus visuri.“ Vgl. Burnet, hist. of the Reformation, II, 24.

die sämmtlich noch an dem alten Kirchenwesen hingen, noch auch von der Geistlichkeit überhaupt konnte daher Cranmer eine Förderung des Evangeliums erwarten.

Er mußte sich deshalb nach auswärtiger Hilfe umsehen, und was er vordem Heinrich VIII. bereits erfolglos vorgeschlagen hatte, das brachte er nun in Ausführung: er berief tüchtige Theologen des Auslandes als Lehrer nach Oxford und Cambridge, so den Martin Butzer, Peter Martyr, Paul Fagius, Emanuel Tremellius u. A.[1]), und sorgte außerdem dafür, daß tüchtige Reiseprediger angestellt wurden, welche das Land durchziehen und die Augen der Leute für die Wahrheit des Heiles öffnen sollten. Besonders in den Gegenden des Landes sollten diese ihren Wirkungskreis haben, wo die Geistlichkeit noch am meisten den römischen Irrthümern zugethan war und wo man auch unter dem Volke noch die geringste oder gar durchaus keine Erkenntniß des Evangeliums fand.

Zu einem solchen Reiseprediger wurde denn auch Knox bestellt. Durch seine Wirksamkeit in St. Andrews, wie auch durch die dafür erduldete Gefangenschaft war er ohne Zweifel den Evangelischen in England bereits bekannt geworden, und — bald nachdem er in London angekommen war, sandte ihn Cranmer deßhalb auch schon nach Berwick[2]), welches seine Hauptstation sein sollte, ja, er sorgte auch dafür, daß Knox mit unter die Zahl der acht Capläne des Königs aufgenommen wurde, welche den Auftrag bekamen, abwechselnd je zu Zweien das Land zu durchreisen und den Samen des Evangeliums unter der Bevölkerung auszustreuen[3]).

So hatte Knox denn also bald wieder einen Wirkungskreis, wie er seinen Wünschen angemessen war, und was er vorläufig nicht in dem eignen Vaterlande auszurichten vermochte, das war ihm nun wenigstens in England verstattet: „die Verherrlichung des Namens Jesu Christi!“ Auch gab er sich mit all' dem Eifer seiner glühenden Seele an das neue Amt dahin, und widmete alle seine Zeit und Arbeit dem ihm übertragenen Werke. Nicht blos Sonntags, sondern auch an den Wochentagen zog er predigend in den umliegenden Landschaften umher, und kaum daß er sich Ruhe verstattete, auch wenn sein durch die frühere Gefangenschaft, wie durch die jetzige mühevolle Beschäftigung angegriffener Körper der Erholung auf das Dringendste bedurfte. Manche seiner Briefe aus dieser Zeit stellen ihn uns dar, wie seine ganze Seele von seinem Amte voll ist, aber auch wie er mit vollem, zweifellosem Vertrauen auf den Herrn dasselbe ausrichtet und eben darin seinen Muth und seine Kraft findet auch unter den schwierigsten Verhältnissen. Auch waren

---

1) Vgl. Schmidt, Peter Martyr, 73 ff., und Baum, Capito und Butzer, 547 ff.

2) Knox, hist., 85. 289. Strype, Memorials of the Reformation, III, 235.

3) Strype, l. c. II, 297. Burnet, hist. of the Reform., III, 212.

seine Anstrengungen mit dem besten Erfolge gekrönt. Nicht nur, daß die Einwohner des ihm überwiesenen Bezirkes immer klarer und freudiger das Evangelium ergriffen, auch auf ihre Sitten übte er einen wohlthätigen Einfluß aus, und selbst die Soldaten der Garnison von Berwick ließen mehr und mehr von ihrem rohen und ausschweifenden Leben[1]).

Freilich aber blieb denn auch hier mannigfacher Widerspruch und selbst Verfolgung nicht aus. Nicht nur daß er noch in viel entschiednerer Weise mit dem aus der Papstkirche Ueberlieferten gebrochen hatte, als Cranmer und der geheime Staatsrath, der ihn angestellt, und daß er hier wie auch schon in St. Andrews, nicht etwa blos „einzelne Zweige von dem faulen Baume, sondern den Baum selbst mit der Wurzel umzuhauen" sich bestrebte, woraus denn allerlei Mißhelligkeiten zwischen ihm und den Häuptern in London hervorgingen — gerade in den nördlichen Theilen des Königreichs hatte die römische Gesinnung noch die meisten und eifrigsten Vertreter, und diese ließen es denn auch an Angriffen gegen den kühnen Mann und an den Versuchen nicht fehlen, sich seiner, wenn möglich, zu entledigen.

Der erste Angriff ging von dem Bischofe Tonstal von Durham aus, der bereits unter Heinrich VIII. mit Gardiner und Bonner Anstrengungen gemacht hatte, den hergebrachten Bestand des kirchlichen Wesens aufrecht zu erhalten. Tonstal war zwar nicht gerade ein unwissender und roher Mensch, wie so viele der damaligen Würdenträger der Kirche, vielmehr wird von ihm gerühmt, daß er in mancherlei Kenntnissen und Künsten wohl bewandert gewesen sei[2]). Er war ein Freund der schönen Wissenschaften, und sein Haus wird als ein solches dargestellt, in welchem die Heiterkeit der Musen geherrscht habe. Aber er gehörte zu dieser Klasse von Menschen, wie sie in damaligen Zeiten so oft vorkommen und wie sie in den Kreisen der Gelehrten von Erasmus, in denen der Geistlichkeit von dem Papste Leo X. selbst repräsentirt werden: bei aller Freiheit im eigenen Denken und bei allem Sinn für Kunst und Wissenschaft fehlte ihm doch das Verständniß für Alles, was dem Evangelium eigenthümlich ist, und deßhalb auch für diese große Geistesbewegung, die um ihn her vorging. Seine Genossen durch allerlei Kenntnisse übertreffend, schützte er doch gleichwohl, wie sie, den Aberglauben und die Mißbräuche im hergebrachten Kirchenwesen, und wenn auch selbst von freundlicher und milder Gesinnung, billigte er doch die Maßregeln voll Grausamkeit, welche gegen die Widersacher der bestehenden Kirche angewandt wurden. Er hatte überhaupt keinen Begriff von dem, um was es sich bei der damaligen Bewegung handelte, und wie er, ohne vom Evangelium ergriffen zu sein, vielmehr durchaus nur den verfeinerten Genüssen hingegeben

1) Knox, hist., 289.
2) M'Crie, I, 82.

war[1]), welche die bloße literarische Bildung darbot, so war er denn auch ein heftiger Gegner derer, welche durch ihre Angriffe gegen die Kirche auch ihn in solchen Genüssen zu stören drohten. Aus diesen Gründen hatte er sich schon früher im Parlamente allen Aenderungen widersetzt und war durch den erfahrenen Widerspruch, wie das denn zu geschehen pflegt, in seiner Anhänglichkeit an das römische Wesen nur immer eifriger und leidenschaftlicher geworden, je entschiedener ihm auch der Widerspruch entgegengetreten war. Sogar ein Buch zur Vertheidigung des Grunddogma's der Römischen, der Messe und der ihr zu Grunde liegenden Wandlungslehre, hatte er geschrieben, zwar in einem höchst eleganten Style, wie ihn damals Leute seiner Art zu schreiben wußten, aber von dem doch ein späterer Beurtheiler sagt, daß „das Latein in demselben besser sei, als die Erkenntniß göttlicher Dinge."

Daß dieser Mann an den Predigten Knox', welcher die Messe geradezu als Götzendienst zu bezeichnen pflegte, keinen Gefallen finden könnte, war voraus zusehen, und es blieb denn auch nicht aus, daß der Gegner vor das bischöfliche Gericht zur Verantwortung geladen wurde. Knox hatte zu Newcastle gepredigt und war auch dort der Messe in gewohnter Weise zu Leibe gegangen, und da der Bischof unter den obwaltenden Zeitverhältnissen nicht mit Gewalt gegen ihn einschreiten durfte, so forderte er ihn wenigstens auf, die Gründe für seine Meinungen ihm öffentlich anzugeben.

Am 4. April 1550 kam deßhalb zu Newcastle eine zahlreiche Versammlung zu Stande, an der außer dem Bischof und seiner Kathedralgeistlichkeit auch die Mitglieder des Rathes Theil nahmen, welcher von der Regierung zur Wahrnehmung der kirchlichen Interessen des Nordens niedergesetzt worden war (the Council of the North). Knox wurde verstattet, wohl eben auf Verlangen der gegenwärtigen Rathsmitglieder, seine Meinungen mit aller Freimüthigkeit darzulegen, und dieß that er denn auch mit der ihm eigenen Entschiedenheit[2]).

„Ich erscheine heute vor euch, verehrte Anwesende," so begann er seinen Vortrag, „um Rechenschaft darüber abzulegen, weßhalb ich so standhaft behaupte, daß die Messe Götzendienst und zu allen Zeiten auch ein Frevel vor Gott gewesen ist, und weil hochgebildete Leute unter euch das Gegentheil behaupten, so wünschte ich von Herzen, sie möchten hier gegenwärtig sein, um entweder selbst oder durch ihre Gelehrten die Gründe zu prüfen, welche mich dazu bewogen haben. Denn wenn ich vollkommen überzeugt werde, daß meine Meinung dem Worte Gottes widerstreitet, so bin ich bereit, sie als eine verkehrte Lehre zu widerrufen und mich selbst als schwerer Strafe

---

1) Thomas More schildert ihn in einem Briefe an Erasmus so: „Ut nemo est omibus bonis literis instructior, nemo vita moribusque severior, ita nemo est usquam in convictu jucundor." Vgl. M'Crie, l. c.

2) Wir folgen dem Auszuge, den M'Crie aus einem ihm zugänglichen Manuscripte gemacht hat. Vgl. M'Crie, I, 379, Note P.

würdig zu bekennen. Wie schwer es jedoch ist, Meinungen, welche als geheiligt gelten, aus den Herzen der Leute zu reißen, darüber giebt uns der große Lärm und Aufruhr Aufschluß, welcher gegen Paulus durch Demetrius und seine Gesellen erregt wurde, die durch den Götzendienst in derselben Weise, wie unsre Priester vordem von der Messe, große Vortheile genossen. Denn als das Volk hörte, daß die Ehre ihrer großen Göttin Diana auf dem Spiele stände, rief es mit wüthender Stimme: „Groß ist die Diana der Epheser!" und — dazu wurden sie durch ihre lange Gewohnheit und verkehrte Meinung bewogen. Ich weiß, daß man die Messe nicht nur für besonders heilig und für eine große Ehre gehalten hat, die man Gott darbrächte, sondern daß man sie auch für den Grund und das Fundament unsrer Religion ansieht, so daß nach der Meinung Vieler die Messe abschaffen nichts Anderes heißen soll, als alle wahre Gottesverehrung von der Erde vertilgen. Je tiefer sie von den Herzen der Menschen Besitz genommen hat, desto mehr hat sie sich auch an die Stelle des letzten und geheimnißvollen Mahles unsers Herrn Jesu gedrängt. Aber wenn ich durch klare und überzeugende Schriftstellen beweisen werde, daß die Messe in ihrer höchsten Ausschmückung doch nur ein Götzendienst vor Gott und eine Lästerung des Todes und des Leidens Jesu Christi gewesen ist und daß sie ganz und gar dem Mahle des Herrn widerspricht, so habe ich die gute Hoffnung, verehrte Anwesende und geliebte Brüder, daß die Furcht Gottes, so wie die Liebe und der Gehorsam gegen ihn, der in seinem Worte alle zu unserm Heil nothwendige Wahrheit offenbart hat, euch bewegen wird, dem Worte Gottes auch Gehör zu geben. O ewiger Herr! bewege und regiere du selbst meine Zunge, die Wahrheit zu reden, und die Herzen deines Volkes, sie zu verstehen und ihr zu gehorchen."

Nach diesem Eingange suchte der Redner dann seine Meinung dadurch zu vertheidigen und in's Licht zu stellen, daß er folgende zwei Syllogismen aufstellte: „1) Aller Gottesdienst, von Menschen aufgebracht, ohne einen ausdrücklichen Befehl im Worte Gottes, ist Götzendienst; die Messe ist von Menschen erfunden ohne Befehl Gottes; also ist sie Götzendienst. 2) Aller Gottesdienst, dem eine verkehrte und sündige Lehre zu Grunde liegt, ist ein Frevel; der Messe liegt eine solche Lehre zu Grunde; also sie ist ein Frevel." Für den ersten Syllogismus stützte er sich dann auf 1. Sam. 13, 11—14 und 15, 22 f., so wie auf 5. Mos. 4, 2; 12, 8. 32 und 1. Cor. 11, 23. „Wir dürfen uns," sagte er, „nicht für so frei und weise halten, daß wir meinten, zur Ehre Gottes thun zu dürfen, was uns gut dünkt. Nein, das Gegentheil ist von Gott geboten, indem er sagt: „Zu meinem Worte sollt ihr Nichts hinzuthun, noch Etwas davon thun, damit ihr die Befehle Gottes, eures Herrn, halten möget," welches Wort nicht allein von den zehn Geboten und dem Sittengesetz zu verstehen ist, sondern auch von den Gebräuchen und Ceremonien, denn Gott fordert den gleichen Gehorsam für

alle seine Gebote. Und zum Zeugniß dafür wurden Nadab und Abihu, welche ein anderes Feuer herbeibrachten, als ihnen von Gott aufgetragen war, allsogleich, als sie es brachten, durch Feuer getödtet. Bei der Strafe dieser hier Genannten ist zu bedenken, daß Nadab und Abihu die obersten Priester nächst ihrem Vater Aaron waren und daß sie weder im Ehebruch, noch in fleischlichen Gelüsten, noch in weltlicher Ehrsucht ergriffen waren, sondern daß der Eifer und die einfache Absicht, ein Opfer darzubringen, sie trieb, wobei sie keinen Vortheil beim Volke suchten, sondern die Ehre Gottes und die Besänftigung seines Zornes, und doch wurden sie bei diesem nämlichen Opfer durch Feuer hinweggerafft, woraus klar werden muß, daß weder die hohe Stellung dessen, der ohne Befehl Gottes einen Gottesdienst aufbringt, noch auch die Absicht, in der er es thut, vor Gott Etwas gilt: denn bei seiner Verehrung will er Nichts gelten lassen, als sein eigenes Wort, und Alles, was da hinzugethan wird, verabscheut er und straft Diejenigen, welche es erfinden und begehen, wie ihr es von Nadab und Abihu gehört habt."

Die römischen Lehren wußte er dann mit aller Ironie zu treffen. „Jesus Christus sagt: „Ich will euch keine andre Last auflegen, als ich euch schon aufgelegt habe," und „das, was ihr habt, das haltet (observe diligentlie)." O ewiger Gott! hast du keine andre Last auf unsre Schultern gelegt, als Jesus Christus gethan durch sein Wort, wer hat uns denn alle diese Gebräuche aufgebürdet: vorgeschriebenes Fasten, befohlene Ehelosigkeit, ungesetzliche Gelübde, Anrufung der Heiligen, nebst diesem Götzendienst der Messe. Der Teufel, der Teufel, Brüder, erfindet alle diese Lasten, um die unverständigen Leute zu verderben! — Ich will beweisen, daß in dem Meßkanon ein Haufen von unverdauten, barbarischen und närrischen Wörtern, verkehrte Meinungen, gottlose Gebete und teuflische Beschwörungen enthalten sind, und — das soll der heilige Canon sein, dessen Autorität alle Schrift übertrifft! O, er war so heilig, daß er nicht einmal laut zu Ende gelesen werden durfte, daß man befohlen hatte, ihn nur leise zu wispern! Das war keine üble Vorsicht! denn hätten ihn alle Leute gehört, so würden Manche gewiß seine Leerheit und Thorheit verachtet haben! Sie sagen: hoc est enim corpus meum! ich bitte sie, nur zu zeigen, wo sie denn dies „enim" finden? O, davon machen sie ein groß Wesen und (sprechen) hierin liegt ein tiefes Mysterium, ein geheimnißvoller Vorgang! denn in fünf Worten empfing, sagen sie, die Jungfrau Maria, als sie den Sohn Gottes empfing! Aber wie, wenn sie nun sieben oder zehn oder zwanzig Wörter gesprochen hätte? oder wenn auch nur drei Wörter? Würde deßhalb der vorbestimmte Rathschluß (Gottes) vereitelt worden sein? O ihr Papisten! ist denn Gott ein Gaukler? bedient er sich einer bestimmten Anzahl von Wörtern, um dadurch seine Zwecke zu erreichen!"

So und in ähnlicher Weise suchte Knox seine Meinung zu vertheidigen

und die Messe ihres falschen Heiligenscheines zu entkleiden, und durchaus trat auch in dieser Disputation hervor, wie er keineswegs blos an einzelnen hervorragenden Mißbräuchen zu bessern suchte, sondern wie er vielmehr dem Verderben gerade auf den Grund ging. Die Messe als solche gilt ihm als Götzendienst und als eine Lästerung des Opfertodes Christi, d. h. die ihr zu Grunde liegende Idee, als ob in derselben der Sohn Gottes auf's Neue für die Gläubigen geopfert werde, und mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln suchte er diesen Satz zur Geltung zu bringen, bald sich berufend auf das unzweideutige Wort der Schrift, bald mit gelehrten Beweisführungen, bald aber auch indem er mit Spott und Hohn die Thorheit des papistischen Aberglaubens zu geißeln verstand.

Am Sonntag vorher hatte ein andrer Prediger die Messe auf der Kanzel zu vertheidigen gesucht, und auch den griff der unerschrockene Streiter für das Wort Gottes noch an, doch bat er ihn zuvor, erst die Aufzeichnungen, die sich Knox über dessen Vortrag gemacht hatte, anzusehen, damit er sie verbesserte, wenn es nöthig wäre, denn „er wollte ja nicht einen Menschen bloßstellen, indem er Worte, welche dieser unvorsichtig gesprochen, aufgriffe, sondern ihm war es nur darum zu thun, daß die Wahrheit an's Licht käme und daß er seine Zuhörer vor Irrthümern warnte, die ihrer Seele gefährlich wären."

Der Erfolg dieser Disputation war, daß er seine Gegner zum Schweigen brachte, und daß sich sein Ruf im ganzen nördlichen Theile des Königreiches verbreitete. Er fuhr fort, in Berwick und dessen Umgegend das Evangelium zu verkundigen und wurde das Jahr darauf nach Newcastle versetzt, wo ihm ein noch größerer Wirkungskreis offen stand.

Während seines Aufenthaltes in Berwick fand er denn auch eine Lebensgefährtin, die ihm eine Reihe von Jahren hindurch durch die mannigfachen Kämpfe und Wechselfälle, die er zu bestehen hatte, zur Seite gestanden hat. Er machte die Bekanntschaft einer jungen Dame, Namens Marjory Bowes, die seinen Anträgen bereitwillig Gehör gab. Sie war von guter Familie, und einer ihrer Verwandten, Sir Robert Bowes, bekleidete ein Hofamt unter Heinrich VIII. und dessen Sohne. Aber eben deßhalb mochte der Vater und die Verwandten des Mädchens mit der Verheirathung derselben an einen Mann von so unsicheren Lebensverhältnissen wohl wenig einverstanden sein. Die Verbindung mußte deßhalb verschoben werden und kam erst später (nach dem Tode des Vaters) zu Stande. Nur die Mutter hielt viel auf Knox, und zwischen ihr und dem Schwiegersohn entspann sich ein Briefwechsel, der uns den sonst so eifrigen und strengen Mann auch von der Seite eines warm empfindenden Gemüthes zeigt, nur daß auch hier stets jene tiefe Frömmigkeit hervortritt, welche den Willen Gottes allein vor Augen hat und sich ihm in allen Stücken unterwirft. Knox sagt von dieser Frau, welche zu jenen ihres Geschlechts gehört zu haben scheint, die auch in der verborgensten Stellung

sich den Sinn für alles wahrhaft Große und Heilige bewahren: „Wie sie mich als ihren Sohn annahm, so liebte ich sie herzlich als meine Mutter“[1]).

Doch hielt ihn dieß Verhältniß keineswegs von der Verfolgung der Aufgabe ab, die ihm gegeben war, und ob er gleich selbst fürchtete, daß „die goldene Gelegenheit, das Evangelium zu predigen, der er sich jetzt erfreute, nicht lange dauern würde[2]),“ obgleich er die Gefahren, die der reformirten Kirche und damit ihm selbst noch immer drohten, wohl kannte, so wich er doch deßhalb keineswegs zurück, sondern ließ sich durch solche Befürchtungen nur bewegen, die ihm gegebene Zeit um so eifriger zu benutzen. Unermüdlich war er, wie in seinen Studien, so auch in der Verkündigung des Wortes Gottes, und an ein Nachlassen von seiner Seite war nicht zu denken.

Daher hatte er denn aber auch die Freude, daß er für seine Bemühungen Anerkennung fand. Nicht blos Privatleute wendeten sich zahlreich an ihn, um seinen Rath in religiösen Dingen zu erhalten, auch der geheime Rath des Königs erkannte, welch ein tüchtiges Rüstzeug Gottes er war. Wohin er ging, dahin gab ihm dieser Empfehlungsbriefe an die Obrigkeiten, wie an die Unterthanen mit, um ihm so eine günstige Aufnahme und Schutz gegen etwaige Nachstellungen zu bereiten[3]), und eben so setzte man ihm ein regelmäßiges Jahrgehalt (von 50 Pfund) aus, das er beziehen sollte, bis man ihm eine ordentliche Pfarrstelle geben könne[4]), ja, selbst seinen Verwandten wurden Vortheile gewährt, wie man z. B. seinem Bruder Wilhelm Knox ein Patent gab, für eine bestimmte Zeit frei nach den Häfen Englands Handel treiben zu dürfen[5]).

Als ein ganz besonderes Zeichen des Vertrauens, das er Seitens des geheimen Rathes genoß, haben wir es auch zu betrachten, daß man ihn bei der Revision des kirchlichen Gebetbuches (book of Common prayer), welche damals vorgenommen wurde, mit zu Rathe zog, und manche wichtige Bestimmungen in demselben, besonders was das Abendmahl anbetrifft, sind ohne Zweifel ihm zu verdanken. Wir haben schon gesagt, daß Heinrich VIII. eigentlich alle Gebräuche der römischen Kirche in die seinige mit herüber genommen hatte, und so denn auch alle die abergläubigen und schriftwidrigen Formeln ihrer Liturgieen. Diese sollten nun nach Maßgabe der Schrift umgestaltet werden, und Knox wurde nach London berufen, um dabei behilflich zu sein. Zwar gelang es ihm nicht, die gänzliche Umgestaltung des Kirchendienstes nach dem einfachen Vorbilde des Wortes Gottes, wie er sie

1) Knox, Answer to Tyrie the Jesuit.
2) M'Crie, I, 90.
3) Strype, Memorials of Cranmer, 292.
4) Derselbe, Memor. of Reform., II, 297. 533.
5) Derselbe, l. c. II, 299. Wilh. Knox wurde später Prediger zu Cockpen in Mittel-Lothian. Vgl. Scott, hist. of the Reformers in Scotl., 152.

für nöthig hielt, durchzusetzen, denn Cranmer ging nun einmal von der Ansicht aus, daß das Hergebrachte so viel wie möglich zu schonen sei, aber ohne Einfluß waren seine Vorstellungen doch keineswegs. Bis dahin stützte sich die englische Abendmahlsliturgie noch ganz auf die römische Wandlungslehre, und ebenso waren auch die äußerlichen Gebräuche noch die römischen geblieben, selbst die Elevation und Anbetung der Hostie hatte man beibehalten. Knox setzte durch, daß Alles, was auf eine angebliche leibliche Gegenwart des Herrn im Abendmahl Bezug hatte, durchweg ausgemerzt wurde, und daß auch die Anbetung des Brodes, wenn auch nicht das Knieen beim Empfang desselben, wegblieb. Er sagt davon selbst in seiner „Ermahnung an die Bekenner der Wahrheit in England": „Gott gab dem Parlamente, wie den Muth, so auch die Einsicht, den rundgeschnittenen Gott[1]) abzuthun, worin das ganze Heiligthum der Papisten besteht, und den Gebrauch gewöhnlichen Brodes beim Abendmahle einzuführen, und ebenso den größten Theil der abergläubischen Gebräuche (mit Ausnahme des Knieens) zu beseitigen, welche früher die wahre Religion Christi entheiligt haben." Daß aber Knox es gewesen ist, der diese Veränderungen durchgesetzt hat, geht auch daraus hervor, daß die Römischen sich später gerade darüber beklagt haben. —

Auch die Glaubensartikel der englischen Kirche (Articles of Religion) wurden später einer Revesion unterworfen, wobei Knox, nebst den übrigen Caplänen des Königs, ebenfalls um Rath gefragt wurde. Am 2. Oct. 1552 erging an alle Capläne die Aufforderung, gewisse Artikel, welche seiner Majestät vorgelegt und dann von allen Denen unterschrieben werden sollten, die im Dienste der Kirche zu stehen begehrten, durchzusehen und mit ihren Bemerkungen zurückzusenden[2]). So hat Knox denn auch auf die Gestaltung der englischen Kirche einen nicht geringen Einfluß ausgeübt und das Seinige dazu beigetragen, daß sie wenigstens in der Lehre reformirten Charakter angenommen hat.

Doch konnte es nun nicht ausbleiben, daß er sich auf diese Weise mehr und mehr den Haß Derer zuzog, welche noch an der römischen Kirche festhielten, besonders in den Gegenden, welche der Schauplatz seiner Wirksamkeit waren. Zu rücksichtslos und unbarmherzig griff er ja ihren Aberglauben an, als daß sie dabei ruhig hätten bleiben können, und da sie wohl einsahen, daß sie auf dem Felde der Debatte ihm nicht gewachsen waren, so gebrauchten sie das Mittel gegen ihn, das die Schwäche und das böse Gewissen gewöhnlich erwählt: heimliche Ränke. Nicht wegen seiner Lehren konnten sie ihn anklagen, denn damit wären sie nicht durchgekommen, sondern hätten nur sich selbst bloß gestellt, aber sie lauerten ihm auf, ob nicht in seinen

1) „round clipped God."
2) Strype, Cranmer, 273.

Reden oder in seinem Betragen doch Etwas vorkäme, das ihnen eine Handhabe böte, ihn bei der Regierung zu verdächtigen und so ihn zu stürzen. So Etwas glaubten sie denn auch am Ende gefunden zu haben.

Der bisherige Protektor Somerset war durch den Herzog von Northumberland, der sich in des Königs Gunst zu setzen gewußt hatte, nicht blos gestürzt, sondern auch dem Beile des Henkers überliefert worden, und darüber hatten die römisch Gesinnten, namentlich in den nördlichen Provinzen frohlockt, hoffend, daß nun die Aenderungen im Regiment eintreten würden, die für sie günstig wären und auf welche sie so lange gehofft hatten. Dadurch hatte sich Knox bewegen lassen, in einer gegen die Weihnachtszeit 1552 gehaltenen Predigt nicht blos den Tod des Protektors öffentlich zu beklagen, sondern auch den Papisten ihre Halsstarrigkeit vorzuwerfen und darauf hinzuweisen, daß diejenigen, welche dem Evangelium feindselig wären, zugleich auch heimliche Verräther an der Krone und am Gemeinwohl seien, die nach dem Tode seiner Majestät verlangten und Nichts darnach fragten, wer über sie herrsche, wenn nur ihr Aberglaube wieder aufgerichtet würde. Diese offene Sprache wurde von den Römischen nun nicht blos einzelnen Hofleuten hinterbracht, die es im Stillen mit ihnen hielten, sondern auch demjenigen, der den Tod Somerset's verschuldet hatte, dem Herzoge von Northumberland, welcher damals in den nördlichen Gegenden den Oberbefehl hatte, und die Folge war, daß Knox angeklagt und vor den geheimen Rath gefordert wurde.

Northumberland war ein Mann, der, innerlich gleichgiltig gegen das Evangelium, sich dasselbe nur aus politischen Gründen gefallen ließ und keineswegs geneigt war, seine eigene hohe Person unter das Gericht des göttlichen Wortes zu stellen. Wie sehr mußte er sich deßhalb durch die freie Sprache des Predigers gekränkt fühlen, der sich herausnahm, die göttliche Leuchte auch in die dunklen Irrgänge des Hoflebens scheinen zu lassen, zumal Knox durch die Erwähnung des Todes Somerset's auch die wundeste Stelle in dem Gewissen des neu ernannten Herzogs getroffen hatte. Dieser verlangte deßhalb auch von dem geheimen Rath, daß Knox aus den nördlichen Marken entfernt würde, und klagte ihn zugleich noch an, daß er mit Schotten, die sich zahlreich bei ihm einfänden, in geheimer Verbindung stände, ihn dadurch als einen für England gefährlichen Menschen darzustellen suchend. So wurde Knox denn nach London befohlen, damit er sich verantworte [1]).

Er begab sich sofort auf den Weg, nicht ohne Besorgniß, aber auch nicht ohne jene Zuversicht, die den Christen stets erfüllen soll. So schreibt er an seine Braut am Tage der Abreise: „Drängende Umstände verhindern mich, dir mein Herz auszuschütten. Lord Westmoreland hat mir am Mit-

1) M'Crie, I, 92 ff.

noch um sechs Uhr Morgens geschrieben, ich solle sofort zu ihm kommen und mich wegen einer gegen mich erhobenen Anklage verantworten. Ich konnte nicht einmal die Erlaubniß erlangen, die Predigt am Morgen noch halten zu dürfen. Gelobt sei Gott, der die Wahrheit seines Wortes von Zeit zu Zeit noch immer bestätigt, wie es unsre Schwachheit ja erfordert. Dein Gegner, Schwester[1]), giebt sich Mühe, dich zweifeln zu machen, ob das Wort Gottes Wahrheit sei oder nicht. Hätten wir auch kein Zeugniß von seiner unzweifelhaften Wahrheit vor unserer Zeit gehabt, müßten nicht solche Dinge, wie wir sie jetzt täglich vor Augen sehen, seine Wahrheit an's Licht bringen! Verheißt es nicht, daß es gepredigt und doch von Vielen verachtet werden soll? daß die treuen Bekenner desselben von Vater, Mutter und andern Gegnern gehaßt, daß die treusten sogar verfolgt werden sollen? und geschieht das Alles nicht an uns selber? Freue dich, Schwester, denn dasselbe Wort, das uns Trübsale verheißt, verheißt uns auch die zukünftige Herrlichkeit! Was mich anbetrifft, und wenn auch jetzt das Unglück über mich kommen sollte, so kommt es doch nicht unerwartet. Aber, ach! ich fürchte, daß ich weder reif, noch würdig bin, den Herrn schon jetzt durch meinen Tod zu preisen! Doch was noch fehlt, das wird Gott verleihen zu seiner Zeit! Sei gewiß, daß ich dich und die Deinen nie vergessen werde, so lange ein sterblicher Mensch sich eines irdischen Geschöpfes erinnern kann."

Die hier ausgesprochenen Befürchtungen sollten jedoch noch nicht in Erfüllung gehen. In London fand er freilich den geheimen Rath durch die Verleumdungen seiner Gegner sehr gegen ihn eingenommen, aber bald erkannte derselbe doch den Ungrund der Anklagen. Er mußte sogar vor dem Hofe predigen, und namentlich der König fand großes Gefallen an ihm, so daß derselbe wünschte, ihn zu einer höheren Stelle in der Kirche zu befördern[2]). Um jedoch auch dem Herzoge von Northumberland gefällig zu sein beschloß der geheime Rath, Knox solle während des kommenden Jahres in London und den südlichen Landestheilen predigen. Nur auf kurze Zeit sollte er nach Newcastle zurückkehren dürfen, um seine Angelegenheiten dort in Ordnung zu bringen, im Uebrigen aber wurde er freigesprochen. Auch darüber schreibt er an seine Braut (d. d. Newcastle, 23. März 1553): „Bedenke nun, was ich dir damals schrieb, als Viele glaubten, ich würde nie mehr eine Zeile an Jemanden richten! So viele Anklagen waren gegen mich gemacht und so viele Lügen an den geheimen Rath gelangt! Aber Gott wird einst alle lügnerischen Zungen verderben und seine Diener vom Unglück erretten. Ich fürchte aber doch, eines Tags in ihre Hände zu fallen, denn mehr und mehr wüthen die Kinder des Teufels gegen mich. Dieser Anlauf

1) Vgl. über diesen Ausdruck M'Crie, l. c. I, 94 f., wo auch dieser Brief.
2) Vgl. Melch. Adami, Vitae Theolog. Exter. 137.

des Satans ist zu seiner Beschämung und zur Ehre Gottes ausgeschlagen. Und deßhalb, Schwester, höre nicht auf Gott zu preisen und ihn für mich um seinen Trost anzurufen, denn groß ist die Menge der Feinde, welche der Herr alle zerstreuen möge. Ich beabsichtige, nicht vor Ostern von Newcastle fortzugehen." —

Außer diesen Angriffen von Seiten seiner Gegner hatte Knox auch mit körperlichen Leiden zu kämpfen, theils herrührend von seiner Gefangenschaft auf den französischen Schiffen, theils aber auch von den übermäßigen Anstrengungen, denen er sich in England unterzog. Im Sommer 1553 hatte er mehre Male ein hitziges Fieber, begleitet mit heftigen Kopf- und Leibschmerzen. Oefter beklagte er sich auch darüber in Briefen an Miß Bowes, sowie auch über die Seelenschmerzen, die er in solcher argen Zeit täglich zu erdulden habe, und er bittet die Braut, für ihn zu beten, zugleich aber auch guter Zuversicht zu sein, „denn," sagt er, „der Kopf der Schlange ist schon zertreten, sie kann uns nur noch in die Ferse stechen[1])." Ungebrochenes Gottvertrauen ist der Charakterzug, der uns überall in Knox entgegentritt, und in demselben auch der männliche Muth, der unbeirrt die Wege geht, die er als die Wege Gottes erkannt hat.

Solchen Muth bewies er stets auch Cranmer und dessen halben Maßregeln gegenüber, mit denen er oft gar nicht einverstanden war. So hatte ihm Cranmer die Pfarrstelle zu Allerheiligen in London angeboten, und zwar auf den ausdrücklichen Wunsch des Königs, der den Prediger in seiner Nähe haben wollte[2]), aber — Knox schlug das Anerbieten aus, nicht etwa, weil er wußte, daß Northumberland dagegen war, sondern weil er glaubte, in Uebereinstimmung mit den damaligen Ordnungen der englischen Kirche das Amt nicht mit gutem Gewissen verwalten zu können. Dieß bekannte er denn auch freimüthig und — wurde deßhalb auf's Neue vor den geheimen Rath gefordert, um sich deßhalb zu rechtfertigen. Aber auch hier verhehlte er seine Ueberzeugung nicht. Als man ihn fragte, ob er der Meinung wäre, daß Niemand mit gutem Gewissen ein Pfarramt nach den gegenwärtigen Gesetzen verwalten könne, antwortete er, es sei noch Manches in der englischen Kirche, das einer Reformation bedürfe, und so lange diese nicht stattgefunden habe, könnte nach seinem Dafürhalten ein Pfarrer sein Amt nicht mit gutem Gewissen verwalten, sobald er das Wort Gottes bedenke, denn kein Pfarrer habe nach den bestehenden Gesetzen das Recht, unwürdige Personen vom Abendmahle auszuschließen, und das sei doch ein hauptsächliches Stück des Amtes. Man that dann noch andre Fragen, z. B. ob Knieen beim Abendmahl etwas Gleichgiltiges sei, worauf er erwiderte: wie Christus selbst es gehalten, so sei es recht gewesen, und bei dem ersten Abendmahl habe man

1) M'Crie, I, 98.
2) Strype, Cranmer, 292.

nicht gekniet, deßhalb sei es aber auch jetzt noch gerathen, sich nach dem Beispiele des Herrn zu richten, zumal das Knieen nur eine menschliche Zuthat und Erfindung sei. Nach einigem Hin- und Herreden wurde er dann entlassen, indem man ihm die Versicherung gab, man habe nichts Böses gegen ihn im Sinn gehabt, aber man fürchte doch, daß er mit den bestehenden Gesetzen nicht übereinstimme, worauf er erwiderte, er fürchte, daß die bestehenden Gesetze dem Worte Gottes zuwider seien[1]). — Auch ein später ihm angebotenes Bisthum, vermuthlich das neu errichtete zu Newcastle, soll er ausgeschlagen haben[2]). Seine Aufgabe in England war die, dem Volke das Evangelium in die Herzen zu predigen, nicht aber kirchliche Gebräuche zu verwalten, und dieser ist er treu geblieben. Es zeugt aber auch von dem freien Sinne Cranmer's, daß er den aufrichtigen Mann darin nicht meinte stören zu müssen. Oder war Cranmer im Herzen mit Knox einverstanden, und war es nur die Ungunst der Verhältnisse, was ihn hinderte, auf dem Wege der Reformation mit mehr Entschiedenheit zu Werke zu gehen?

Jedenfalls hatten Manche von denen, die damals in England an der Spitze standen, namentlich Manche von den geistlichen Obern doch ein anderes Muster kirchlicher Ordnung vor Augen, als dies trübe Gemisch von evangelischen Bausteinen und von allerlei Trümmern aus der römischen Kirche, wie es die „hohe Kirche von England" bis auf den heutigen Tag darstellt, und zwar war es nicht sowohl die lutherische Reformation, was sie gern auch in ihrem Lande durchgesetzt hätten, als vielmehr das einfach-ernste, mit strengem und nüchternem, aber nicht weniger treuem und frommem Sinne rein auf die Schrift gegründete Wesen der Reformirten. Darüber liegen unzweifelhafte Zeugnisse vor. So schreibt Hooper an Bullinger (d. d. 8. Febr. 1556)[3]), „der Erzbischof von Canterbury (Cranmer), die Bischöfe von Rochester, Ely, St. Davids, Lincoln und Bath seien ernstlich bemüht, die Reinheit der Lehre herzustellen, indem sie in allen Stücken mit den schweizerischen Kirchen übereinstimmten," und Parkhurst, Bischof von Norwich, ruft in einem Briefe an Gualter (d. d. 4. Febr. 1573) aus[4]): „O wollte Gott, daß endlich einmal das ganze englische Volk sich im rechten Ernste dazu verstände, der Kirche von Zürich als dem besten (most absolute) Vorbilde zu folgen." Auch von Cranmer selbst haben wir Zeugnisse, daß er gern weiter gegangen wäre, als ihm die Umstände erlaubten. So sagt er geradezu, „die Bischöfe und Priester seien im Anfange der christlichen Kirche nicht zweierlei gewesen, sondern hätten blos ein und dasselbe Amt gehabt," und „im neuen Testamente trete es entschieden her-

1) Strype, Memor. of Reform., II, 400.
2) Vgl. Tytler, VII, 316. Tonstal war, wegen Verdachtes des Hochverraths, abgesetzt und sein Bisthum in zwei getheilt: Durham und Newcastle.
3) Burnet, hist., III, 201.
4) Strype, Annals, II, 286.

vor, daß Bischöfe und Priester keiner Consecration bedürften, sondern daß die Wahl oder Ernennung derselben hinreichend sei," und überhaupt scheint er sowohl hinsichtlich seiner Wünsche in Betreff der Kirchenverfassung, als auch in Betreff der kirchlichen Gebräuche von dem, was Knox wollte, nicht sehr abgewichen zu sein[1]). Ja, auch König Eduard selbst war einer gründlicheren Reform wohl geneigt. Er hat selbst einen Entwurf darüber aufgesetzt[2]), der von den Absichten, die Knox hegte und die derselbe später in der Kirche Schottlands zur Ausführung gebracht hat, nicht viel verschieden war. Namentlich was die kirchliche Zucht betrifft, deren Mangel in der englischen Kirche Knox am meisten anstößig war, so wünschte er dieselbe eingeführt zu sehen. „Was die Kirchenzucht angeht, sagt der König geradezu, so wünschte ich, daß den Bischöfen als solchen keine Autorität verliehen, sondern daß der Auftrag den Besten von ihnen gegeben würde, damit sie dieselbe in ihren Sprengeln ausübten."

Aber man muß sagen: die Umstände wollten es nicht leiden, und vielleicht auch das zaghafte Wesen derer nicht, die meinten, mit den Gegnern eine Vereinbarung eingehen zu können, wo sie sich doch selbst hätten sagen müssen, daß eine solche nicht möglich sei. Mancherlei Dinge mochten zusammen wirken, um die entschiednere Durchführung der evangelischen Grundsätze zu verhindern. So theils die Rücksicht auf die noch immer große Unwissenheit des Volkes, theils aber auch die auf die ebenso große Unwissenheit und Unbrauchbarkeit der Mehrzahl der Geistlichen. König Eduard sagt ganz offen: „Einige sind wegen ihres Papismus, Andre wegen ihrer Unwissenheit, noch Andre wegen ihres eigenen übeln Rufes, und endlich auch Manche wegen aller dieser Dinge zusammen genommen durchaus unfähig, Kirchenzucht auszuüben[3])." Dazu kam dann auch noch, daß ein großer Theil der Hofleute und höheren Staatsbeamten, welche auf die Gestaltung der kirchlichen Verhältnisse Einfluß hatten, entweder geradezu dem Papismus ergeben, oder doch gleichgiltig gegen das Evangelium waren und namentlich mit allen Mitteln zu verhindern suchten, daß nicht eine Ordnung in der Kirche Platz greife, welche auch ihnen in ihrem leichtfertigen Lebenswandel hätte störend und gefährlich werden können. Aus Heinrich's VIII. Zeit hatten sich noch viel lockere Sitten auch unter den Hofleuten Eduard's erhalten, und diesen mußte deßhalb die römische Kirche, die für solche Dinge ein Abkommen darbot, viel bequemer sein, als der strenge Ernst des Evangeliums, und wenn sie deßhalb auch Nichts dagegen hatten, daß dem Papste seine Autorität genommen würde, so trachteten sie doch sonst dahin, daß die Kirche in ihrem hergebrachten, sie so wenig wie möglich behindernden Zu-

1) S. die Belege dazu bei M'Crie, l. c. I, 385 ff.
2) Vergl. Strype, Memor. of Reform., II., 341 ff.
3) Burnet, II, Records, 69.

stande erhalten bliebe. Ihnen ist es deßhalb hauptsächlich zuzuschreiben, wenn Cranmer und seine Freunde sich die Hände gebunden sahen und sich dazu verstehen mußten, blos in einzelnen Stücken an dem Alten zu flicken und zu bessern, anstatt einen Neubau auf dem Grunde des göttlichen Wortes aufzuführen, wie sie es denn auch waren, welche hernach unter der „blutigen Maria" der römischen Kirche wieder die Wege bahnten.

Daß gerade diese Verhältnisse schwer auf den englischen Reformatoren lagen, geht daraus hervor, daß die Capläne des Königs, lauter entschiedene Anhänger des Evangeliums, sich gedrungen sahen, öffentlich in ihren Predigten am Hofe darauf hinzuweisen. Sie waren, sagt M'Crie[1]), sehr verschieden von denen, welche solche Plätze an den Höfen der Fürsten gewöhnlich inne haben. Sie waren nicht jene unterthänigen und süßzungigen Schmarotzer, welche die Zeit für sich zu benutzen suchen, sondern sie wagten es dreist, ohne Rücksicht auf den Verlust ihres Gehaltes, in die Gewissen zu reden und die empfindlichen Ohren ihrer königlichen und edlen Zuhörer zu verletzen, indem sie Laster, denen diese ergeben waren, offen bei Namen nannten und auf das Gericht Gottes hinwiesen, welchem sie sich aussetzten. Sie tadelten freimüthig den Ehrgeiz, die Habsucht, die Ueppigkeit, die Unterdrückung und die Gottlosigkeit, welche am Hofe herrschten, und — Knox war nicht derjenige, der am wenigsten entschieden und offen von den Dingen geredet hätte, welche einer Aufrichtung wirklich evangelischer Ordnung in England entgegenstanden.

Während seiner Anwesenheit in London hatte Knox Gelegenheit genug, zu sehen, wie es eigentlich am Hofe Eduards stände, und er wurde dadurch nicht wenig besorgt und entrüstet. Zwar an dem guten Willen des Königs zweifelte er keinen Augenblick — „wir hatten einen König," sagt er später einmal, so „tugendhaft, gottselig und der Wahrheit Gottes ergeben, daß Keiner von Anfang an ihn übertraf und, so viel ich weiß, Keiner von seinen Jahren ihm auch nur gleich gekommen wäre, aber — fügt er hinzu: möchte derselbe doch auch nur der Herr seines eigenen Willens gewesen sein[2])!" König Eduard war zu jung, um mit männlicher Kraft seine Absichten durchzusetzen, er stand vielmehr noch zu sehr unter dem Einflusse Derer, die ihn umgaben und die Staatsgeschäfte leiteten; und namentlich war es der Herzog von Northumberland und dessen Vetter, der Marquis von Winchester, damals Lord Schatzmeister, welche der Reformation im Wege standen. Daher trug Knox denn auch kein Bedenken, ganz offen auf die der Kirche drohenden Gefahren hinzuweisen, und zwar in einer Predigt, die er vor dem Hofe im Beisein eben jener Gegner des Evangeliums zu halten hatte.

Er nahm zum Text Joh. 13, 18: „Wer mein Brod isset, der tritt

---

1) A. a. O. I, 110.
2) Vgl. auch Knox, hist., 89.

mich mit Füßen," und deutete diese Worte geradezu auf die Umgebung des Königs. „Es ist oft vorgekommen, sagte er, daß die besten und frömmsten Fürsten mit treulosen und unfrommen Dienern und Räthen umgeben gewesen sind," und dafür führte er dann Beispiele aus der Schrift an, so das des Ahitophel unter David und des Sebna unter Hiskia, sowie des Judas unter Christus. „Was Wunder, rief er aus, daß nun ein junger und unschuldiger König durch listige, verschlagene, sündige und gottlose Räthe betrogen wird? Ich fürchte sehr, daß Ahitophel geheimer Rath sei, daß Judas den Beutel trägt und daß Sebna Geheimschreiber, Aufseher und Schatzmeister sei[1])." — Daß solche offene Sprache Sturm unter den Hofleuten erregte, ist leicht zu denken, und Knox würde dem Zorn derselben erlegen sein, hätte ihn nicht die Gunst des Königs geschützt.

Doch sollte dieser Schutz nicht lange mehr währen. Eduard starb am 6. Juli 1553, und sein Tod war das Zeichen für alle Gegner der Reformation, auf das sie schon lange gewartet hatten, um ihre Pläne zur Wiederherstellung der römischen Kirche unter Blut und Gewaltthat in Ausführung zu bringen.

Achtes Kapitel.

Die blutige Maria.

König Eduard war bereits seit längerer Zeit kränklich gewesen, und wie die Evangelischen mit Besorgniß der Zeit seines Abscheidens entgegen gesehen hatten, so die Römischen mit allerlei Hoffnungen. Auch unter den Hofleuten zeigte sich, sobald der Zustand des Königs hoffnungslos geworden war, bald ein verändertes Betragen gegenüber den Vertretern der Reformation. Hatten sie, so lange der König noch an den öffentlichen Gottesdiensten Theil nehmen konnte, mit größter Bereitwilligkeit sich auch zu denselben eingefunden, so war ihr Eifer jetzt völlig erkaltet, und an die Stelle der äußerlichen Ehrfurcht, mit der sie die Prediger behandelt hatten, war Verachtung getreten, so daß sie sich jetzt offen in Reden voll Spottes und Feindschaft über dieselben ergingen[2]). Diesen Menschen lag ja kaum etwas Anderes am Herzen, als sich in dem Besitz ihrer Stellen zu bewahren, und da es nicht zweifelhaft war, daß, wenn König Eduard die Augen schlösse, ein andrer Geist am Hofe herrschend werden würde, so dachten sie nur daran, sich unter allen Umständen möglich zu erhalten. Es war deßhalb die letzte Zeit der Regierung Eduards für die

1) Admonition to the Confessors of the Truth in England, p. 52 ff.
2) S. die Belege M'Crie, I, 396 ff.

Evangelischen eine Zeit trüber Ahnungen gewesen, und namentlich Knox hatte sich nicht vor den drohenden Gefahren verschlossen. Er schreibt darüber bald nach des Königs Tode an seine Schwiegermutter: „Wie oft haben wir Beide bereits von den gegenwärtigen Tagen gesprochen, so daß wir uns nicht der Thränen enthalten konnten, obgleich damals noch kaum Jemand an das dachte, was nun eingetreten ist! Wie oft habe ich euch gesagt, daß ich täglich auf Trübsale gefaßt sei und daß ich mich wundere, daß ich so lange damit verschont bleiben sollte! Was bewog mich, und zwar zum größten Unwillen der Menschen, selbst derer, die mich auf's Beste lieb hatten, die hohen Beförderungen zurück zu weisen, welche Derjenige mir anbot, den Gott nun zu unsrem größten Schaden von uns genommen hat? Doch ohne Zweifel die Voraussicht der Verwirrungen, die eintreten würden! Wie oft habe ich euch gesagt, daß die Zeit nicht mehr lange dauern würde, wo England mir Brod gäbe! Seht euch den letzten Brief an, den ich an euren Schwager geschrieben, und bedenkt, was er enthält"[1])!

Das Gefürchtete blieb denn auch nicht aus. Nachdem vergeblich versucht worden war, die unglückliche Johanna Grey auf den Thron zu bringen, wofür diese dann mit ihrem Leben zahlen mußte, kam die älteste Tochter Heinrichs VIII. zur Regierung, eine Frau, deren Herkunft sowohl, als frühere Lebenserfahrungen sie an die römische Kirche verwiesen. Maria war ja das Kind jener Katharine von Arragonien, deren Verstoßung Heinrich bewogen hatte, dem Papste den Gehorsam aufzukündigen, und man kann es begreifen, wenn sie einer Veränderung nicht zugethan war, die mit dem Unglück ihrer Mutter in der nächsten Beziehung stand. Dazu kam, daß ihre Verwandten mütterlicher Seits, das österreichisch-spanische Kaisergeschlecht, die Verfechter der römischen Kirche auf dem Continet waren, sowie auch, daß sie sich mit jenem Philipp II. von Spanien, ihrem Vetter, verheirathete, dessen despotische Seele in der absoluten Macht der Hierarchie auch die allein sichere Grundlage für die absolute Macht der Könige sah.

So verstand es sich denn von selbst, daß für die Reformation von Maria Nichts zu hoffen, wohl aber Alles zu fürchten war, und der Versuch, Alles wieder auf den alten Stand zurück zu bringen und auszurotten, was seit Heinrich's VIII. Zeit neu errichtet war, wurde bald in so blutiger Weise gemacht, daß die Königin dadurch einen sie für alle Zeiten brandmarkenden Namen sich erworben hat. Anfangs freilich, so lange die Königin ihren Thron noch nicht fest genug glaubte, gab sie den Evangelischen in unbestimmten Ausdrücken allerlei freundliche Versicherungen: sie versprach, ihr Gewissen nicht verletzen zu wollen u. dgl. Aber bald zog sie doch andre Saiten auf. Das Perlament wurde dahin gebracht, alle zu Gunsten der Reformation gemachten Gesetze zu widerrufen und die römische Kirche wieder herzustellen,

1) S. den Brief bei M'Crie, I, 112, wo er aus dem Manuscript mitgetheilt ist.

und obgleich man zuerst den Protestanten erlaubte, ihre Weise der Gottesverehrung zu behalten, so wurde doch auch auf kurze Zeit ein Termin (20. December) festgestellt, bis zu welchem sich Jedermann der Autorität des Papstes wieder unterworfen haben müsse. Wer bis dahin sich nicht „bekehrt" hatte, der wurde für außerhalb des Gesetzes erklärt und als Ketzer behandelt, und — bald genug loderten denn auch wieder die Scheiterhaufen für die Evangelischen und floß ihr Blut unter dem Beile des Henkers. An 300 Menschen jeden Alters und Geschlechtes, darunter 5 Bischöfe und 21 Theologen starben in kurzer Zeit den Märtyrertod, und selbst die Gebeine von Vertretern des Evangeliums, die bereits gestorben waren, wie die Butzers, Fagius' und sogar der Frau Martyrs, wurden ausgegraben und verbrannt[1]). Die römischen Bischöfe, welche wieder in die obersten Kirchenstellen eingesetzt waren — Cardinal Pole als Erzbischof von Canterbury an der Spitze, — kannten ihrer Rache eben so wenig Grenzen, wie die Königin selbst, und am schlimmsten wüthete als „blutiger Schlächter" der Bischof Bonner, aus dessen Herzen alles Erbarmen gewichen war. Glücklich Diejenigen, welche bei Zeiten aus der Heimath entfliehen und auf dem Festlande in protestantischen Städten eine Zuflucht finden konnten!

Knox betrug sich unter all diesen Schrecken als der treue und unerschütterliche Zeuge der Wahrheit, der bereit war, den Willen des Herrn in allen Dingen über sich ergehen zu lassen, und selbst am Ende nur mit Mühe dahin gebracht werden konnte, England zu verlassen und sich dem auch ihm drohenden Tode zu entziehen.

Wie er den Tod Eduards vorhergesehen und sich die Gefahren, die nach demselben drohten, keineswegs verborgen hatte, so nahm er die Nachricht von dem Hinscheiden des Königs — er war damals gerade in London — zwar mit inniger Betrübniß, aber doch auch nicht weniger mit Standhaftigkeit und ungebrochenem Muthe auf. Nichts hätte ihn bewegen können, dem Herrn, dem er diente, auch nur irgend Etwas zu vergeben oder auch nur mit der Verkündigung des Evangelium nachzulassen, als dieselbe den Tod kosten konnte. Oft genug spricht er sich in Briefen an seine Schwiegermutter dahin aus, daß er sein Leben zum Opfer zu bringen bereit sei.

Schon als bei der Thronbesteigung Maria's die Bevölkerung von London sich in unsinnigem Jubel ergoß, konnte er sich nicht enthalten, in seinen Reden zu erkennen zu geben, wie wenig Ursache zu solcher Freude vorhanden sei. Er wies öffentlich auf die Trübsale hin, welche man bei dem bekannten Charakter der Königin Grund habe zu fürchten, und ermahnte zugleich zur Treue im evangelischen Bekenntniß, und als er dann von London sich nach den nördlichen Gegenden des Königreiches zurückzog, ließ er es, wohin er kam, seine Sorge sein, auf die Standhaftigkeit hinzuweisen, die jetzt

1) Vgl. Baum, Capito und Butzer, 567 f.

vor allen Dingen noth thue. Keineswegs aber, wie ihm die Anhänger Roms und selbst Mitglieder der bischöflichen Kirche später vorgeworfen haben, ließ er sich verleiten, zum Aufruhr gegen die Königin anzufeuern. Ein Gebet, welches er in dieser Zeit in öffentlichen Versammlungen zu sprechen pflegte und das er in seiner „Abhandlung über das Gebet" mitgetheilt hat, giebt uns Zeugniß, wie er das Werk des Herrn nicht den Waffen der Menschen, sondern Dem allein anvertraute, dessen Werk es war, und wie der Gedanke an Rebellion ihm fern lag[1]).

„Allmächtiger und ewiger Gott," so lautete dasselbe, „Vater unseres Herrn Jesu Christi! der Du nach Deiner göttlichen Vorsehung die Königreiche vertheilst, wie es Deiner Weisheit am besten zu sein scheint, wir erkennen und bekennen, daß Deine Gerichte gerecht sind, durch welche Du wegen unsrer Undankbarkeit und Mißbrauchs Deines heiligen Wortes unseren rechtmäßigen König und irdischen Tröster von uns genommen hast. Gerechter Weise magst Du die äußersten Trübsale über uns bringen, deßhalb weil wir nicht erkannt haben die Tage und die Zeiten unsrer gnadenreichen Heimsuchung. Wir haben verachtet Dein Wort und verschmäht Deine Gnade. Wir haben Deine Gebote übertreten, denn betrügerisch haben wir ein Jeder gegen seinen Nächsten gehandelt, sind nicht zurückgeschreckt von Unterdrückung und Gewaltthat, Liebe hat nicht unter uns gewaltet, wie es unser Bekenntniß erfordert. Wir haben gering geachtet die Stimme Deiner Propheten, Deine Prüfungen haben wir für eitel Wind gehalten, so daß in uns Nichts ist, das Deines Erbarmens würdig wäre, denn Alle sind ohne Früchte erfunden, selbst die Fürsten mitsammt den Propheten als verdorrte Bäume, werth von dem Feuer Deines ewigen Unwillens verbrannt zu werden. Aber, o Herr, siehe an Deine eigene Barmherzigkeit und Güte, daß Du reinigen und wegnehmen mögest die schmutzigen Lasten aller unsrer abscheulichen Vergehungen. Laß Deine Liebe die Strenge Deiner Gerichte überwinden, wie sie damals that, als sie der Welt Deinen eingebornen Sohn Jesus Christus gab, wo doch auch alle Menschenkinder verloren waren und kein Gehorsam mehr war weder in Adam, noch in seinen Nachkommen. Erneure unsre Herzen, o Herr, durch die Kraft Deines heiligen Geistes. Bekehre Du uns, und wir werden bekehrt sein. Wirke in uns aufrichtige Buße und bewege Du unsre Herzen, Deinen heiligen Gesetzen zu gehorchen. Siehe an unsere Trübsale und großen Verwirrungen und halte das Schwert der Rache auf, bevor es uns vertilgt. Gieb uns, o Herr, um Deiner großen Barmherzigkeit willen solch ein Oberhaupt, nebst solchen Regierern und Obrigkeiten, welche Deinen Namen fürchten und bereit sind, die Ehre Jesu Christi auszubreiten. Nimm nicht von uns das Licht Deines Evangeliums, und dulde nicht, daß Papisterei in diesem Lande die Oberhand habe. Erleuchte das Herz unsrer regierenden Frau, der Königin

1) Mitgetheilt von M'Crie, I, 398 f. Note M.

Maria, mit den rechten Gaben des heiligen Geistes und entflamme die Herzen ihrer Räthe mit dem Feuer Deiner wahrhaften Liebe. Unterdrücke den Stolz derer, die sich empören wollen, und nimm weg aus allen Herzen die Verachtung Deines Wortes. Laß unsre Feinde sich nicht freuen über unser Verderben, sondern siehe auf die Ehre Deines eigenen Namens, o Herr, und laß Dein Evangelium frei und offen in diesem Lande gepredigt werden. Wenn Deine Gerechtigkeit strafen muß, dann strafe unsre Leiber mit der Ruthe Deiner Barmherzigkeit. Aber, o Herr, laß uns nie wieder zum Götzendienst uns wenden. Besänftige die Herzen Derer, die uns verfolgen, und laß uns nicht schwach werden unter dem Kreuze unseres Heilandes, sondern stehe Du uns bei mit Deinem heiligen Geiste jetzt und in Ewigkeit!" —

Im Monat August begab sich Knox wieder nach dem Süden des Königreiches und fuhr hier fort, in der bisherigen Weise zu wirken. Hauptsächlich war es Buckinghamshire, wo er das Evangelium predigend umher zog, und sowohl seine Beredtsamkeit, als auch die drohenden Gefahren versammelten immer viele Zuhörer um ihn, die er sich angelegen sein ließ, auf die Zeichen des göttlichen Zornes hinzuweisen und zur Buße, aber auch zur treuen Anhänglichkeit an die neu an's Licht gekommene Wahrheit des Heiles zu ermahnen. Auch nach Kent wandte er sich, und hielt sich namentlich längere Zeit zu Amersham, einem Burgflecken, auf, der schon früher die Lehren Wickliffe's mit vieler Bereitwilligkeit aufgenommen hatte und auch jetzt dem Prediger des Evangeliums mit Liebe entgegen kam[1]). Obgleich die Lage der Reformirten in England immer drohender wurde, so ließ sich Knox doch keinen Augenblick von seinem Tagewerke zurückschrecken, sondern fuhr fort, den ganzen Herbst hindurch in Kent und Buckinghamshire umher zu ziehen, und erst im November kehrte er nach London zurück, wo er bei zwei gleichgesinnten Kaufleuten, Locke[2]) und Hickman, gastliche Aufnahme fand. Leider sind uns, außer dem mitgetheilten Gebete, keine der öffentlichen Reden des Mannes aus dieser Zeit erhalten geblieben, und nur aus noch erhaltenen Briefen an seine Schwiegermutter erkennen wir seinen immer unerschütterten Glaubensmuth und seine Bereitschaft, zu tragen und zu dulden, was der Herr ihm werde auferlegen. —

Neben dem öffentlichen Kummer sollten um diese Zeit auch noch persönliche Widerwärtigkeiten ihn treffen, eben durch den Umschwung in den öffentlichen Angelegenheiten veranlaßt. Noch immer war Knox mit seiner Braut nicht verheirathet, und war der Vater derselben schon früher der Verbindung mit dem Reformator entgegen gewesen, als die Reformation noch der Gunst der Regierenden sich erfreute und Knox in hohem Ansehn beim Könige stand, so war er es jetzt, wo die Regierung dem Evangelium feindlich und der

1) Admonition to England, p. 64.

2) Mit Letzterem stand er später noch in Briefwechsel.

kühne Prediger von täglichen Gefahren bedroht war, noch viel mehr. Mochte nun der Familiendünkel, der ihn den Schwiegersohn verachten ließ, die Religion zum Vorwande nehmen, oder mochte er selbst dem Papstthume wirklich ergeben sein, er verweigerte zu der beabsichtigten Verheirathung seine Zustimmung, wodurch denn allerlei Mißhelligkeiten auch zwischen ihm und seiner Frau entstanden, wie aus dem Briefwechsel, den Knox mit der letzteren unterhielt, hervorgeht. So schreibt Knox (d. d. 20. Sept. 1553): „Meine vielen Arbeiten, wobei ich euch um eure tägliche Fürbitte ersuche, wollen mir nicht erlauben, meinen Gefühlen in Betreff dessen, was zwischen euch und eurem Gatten in Ansehung meiner Verheirathung mit eurer Tochter vorgefallen ist, Genüge zu thun. Ich danke Gott von Herzen sowohl für eure Kühnheit, als für eure Standhaftigkeit. Aber ich bitte euch, Mutter, betrübt euch nicht zu sehr darüber. Es kommt mir nun zu, mein Leben für mein eigen Fleisch und Blut einzusetzen, was ich denn auch, so Gott will, thun werde, indem ich Furcht und Freundschaft gegen jedes (andre) irdische Geschöpf fahren lasse. Ich habe an euren Gatten geschrieben und ich hoffe, unser Bruder Harry wird euch und meiner Frau (Braut)[1]) den Inhalt des Schreibens mittheilen. Wenn ich nicht krank oder gefangen gesetzt werde, so könnt ihr euch darauf verlassen, mich bald bei euch zu sehen"[2]).

Knox that seiner Seits, was möglich war, um den Vater der Braut zu gewinnen. Es mochte ihm vorgeworfen sein, daß er keine Stellung habe, von der er leben könne, und dem war freilich so. Seit der Thronbesteigung Maria's war ihm das Gehalt, welches er als Caplan des Königs bisher bezogen hatte, nicht ausgezahlt worden, und er sah sich deßhalb in der That ohne Mittel. Daher scheint es der Wunsch seiner Braut und Schwiegermutter gewesen zu sein, daß er sich zu Berwick oder in dessen Nähe niederlassen möge, um dort auf irgend eine Weise sich seinen Unterhalt zu erwerben. Sie mochten denken, daß es ja doch gerathen sei, wenn er unter den obwaltenden Umständen sich zurückzöge, und zugleich mochten sie denn auch auf Unterstützungen Seitens des wohlhabenden Schwiegervaters rechnen. Knox, wie sehr es ihm zuwider sein mochte, von einem Manne, der ihn mit Verachtung behandelt hatte, abhängig zu sein, scheint auf diese Vorschläge sich auch eingelassen zu haben. Wir sehen ihn deßhalb Schritte thun, ein gutes Einvernehmen mit dem Vater seiner Frau wieder herzustellen, und namentlich wandte er sich an einen Verwandten in London, den Sir Robert Bowes, den er um seine Vermittlung bat. Doch auch der Schritt mißlang und trug ihm nur Unannehmlichkeiten ein: der Verwandte war ihm, dem Prediger des Evangeliums, eben so feindlich gesinnt, wie der Vater. Knox schreibt darüber an die Schwiegermutter folgendermaßen[3]):

1) Es ist nicht festzustellen, wann Knox mit Miß Bowes getraut worden ist.
2) Der Brief aus dem Manuscript mitgetheilt bei M'Crie, I, 115.
3) M'Crie, I, 116, nach dem Manuscript.

„Liebe Mutter! so darf und will ich euch nennen, nicht allein wegen der innigen Liebe, die ich in Christo gegen euch hege, sondern auch wegen der mütterlichen Güte, die ihr mir alle Zeit seit unsrer ersten Bekanntschaft erwiesen habt. Wenn auch das, was ich, wenn's Gott gefallen möchte, und was auch ihr und Andre lange gewünscht haben, niemals eintreten sollte[1]), so dürft ihr doch gewiß sein, daß meine Liebe gegen euch nie aufhören wird, so lange ich um ein irdisches Wesen mich bekümmern kann. Ihr müßt wissen, daß ich am 6. November mit Sir Robert Bowes über die bewußte Angelegenheit gesprochen habe, wie ihr es ja gewünscht hattet, doch haben seine verächtlichen, ja unwürdigen Worte mein Herz in einer Weise verwundet, daß mir mein Leben verbittert ist (my life is bitter unto me). Ich bin äußerlich ruhig, aber mein Herz ist sehr betrübt, weil der, der die Angelegenheit mit gerechtem Urtheile hätte betrachten sollen, nicht allein ein Verächter, sondern auch ein Lästerer der Boten Gottes geworden ist. Gott sei ihm gnädig! Unter andren höchst unfreundlichen Worten sagte er, als ich mein Anliegen vorgebracht hatte: „Weg mit euren rhetorischen Phrasen, denn ich will mich dadurch nicht überreden lassen!" Gott weiß, ich bediente mich keiner Phrasen und gezierten Redensarten, sondern sagte nur die Wahrheit und zwar auf die einfachste Weise. Ich bin kein guter Redner in eigener Sache. Aber was er an mir nicht gutheißen wollte, das wird ihm Gott einst zu seinem Schrecken klar machen, wenn er nicht Buße thut. Sie vermuthen, daß nur ihr und ich die Sache betrieben. Ich bitte Gott, daß ihr Friede und ein ruhiges Gewissen haben mögt, und frage Nichts darnach, in welchem Lande mein sündiger Leib begraben werden wird. Und wäre es nicht, daß keines Menschen Undankbarkeit (Gott stärke meine Schwachheit) mich bewegen soll, aufzuhören, für die Gemeinde Christi zu wirken, so sollten der Tage nur wenige sein, in denen England mir noch Brod gäbe. Ich fürchte, daß ich am Ende doch dahin gebracht werde (nämlich England zu verlassen), denn ich kann den verächtlichen Haß derer nicht ertragen, von denen nicht nur ich geglaubt hatte, ein freundliches Betragen verdient zu haben, sondern denen auch Gott gnädiger gewesen ist, als sie jetzt dankbar sind. Aber so müssen die Leute selbst an den Tag legen, weß Geistes Kinder sie sind. Jetzt trage ich schwer, aber ich zweifle nicht, daß der mir aushelfen wird, der seine Betrübten nicht ohne Trost lassen will bis an's Ende. Sein allmächtiger Geist bleibe bei euch! Amen!"

Knox wurde durch diese Mißverhältnisse, die übrigens nie ausgeglichen zu sein scheinen, in der That auf das Heftigste erschüttert. Es ist noch ein Brief an die Mutter der Braut vorhanden, in welchem er klagt, daß seine Gesundheit durch alle den Kummer, den er in dieser Zeit zu erleiden habe,

1) Aus dieser Stelle ist zu schließen, daß die Verheirathung noch nicht erfolgt war, wiewohl Knox in früheren Briefen seine Braut schon „my wyfe" nennt.

sehr herunter gekommen sei. Zugleich fügt er hinzu, daß er nun überhaupt nicht nach Berwick kommen werde. „Ihr wißt, sagt er, die Ursache", und „Gott möge gegen gewiße Leute gnädiger sein, als sie billig in ihrem Urtheile gegen mich gewesen sind. Mich spricht das Zeugniß meines Gewissens vor dem Angesichte dessen los, der auf alle Menschen hernieder blickt."

Doch sollten bald die öffentlichen Ereignisse ihn noch mehr in Anspruch nehmen. Die Königin und die neu von ihr ernannten römischen Bischöfe traten immer feindseliger gegen die Protestanten auf. Es erfolgte um diese Zeit der Parlamentsbeschluß, der den Papismus wieder herstellte, es wurde der 20. December als der Termin festgesetzt, bis zu welchem Jedermann in die römische Kirche zurückgekehrt sein sollte, zahlreiche Verhaftungen, namentlich der Häupter der reformatorischen Bewegungen begannen, und wer fliehen konnte, floh [1]). So war denn auch Knox auf das Ernstlichste bedroht. Aber gleichwohl konnte er es nicht über sich gewinnen, weder zu fliehen, noch die Verkündigung des Evangeliums zu unterlassen. Er war von London wieder nach Newcastle gezogen, und noch, nachdem jene Verordnung gegen die Evanlischen erlassen war, schreibt er, „daß er jeden Tag der Woche predige, soviel es der sündige Körper erlaube [2])." Er hielt es eben für seine Pflicht, auszuhalten und nicht zu weichen, so lange nicht die äußerste Noth ihn dazu zwänge.

Diese sollte jedoch zuletzt eintreten. Wir haben gesehen, daß er schon unter Eduard durch sein entschiedenes Vorgehen gegen die letzten Reste der römischen Verkehrtheiten sich manche Feinde zugezogen hatte, die schon damals wagten, gegen ihn aufzutreten. Jetzt waren diese Leute, Tonstal an der Spitze, wieder zu entschiedenem Einflusse gelangt, sie zögerten deßhalb auch nicht, die Gelegenheit zu benutzen, um den zu verderben, der am rücksichtslosesten ihre Blößen aufgedeckt hatte. Knox, der so vollständig mit Allem, was von Rom herstammte, gebrochen hatte, war ja in der That auch ihr gefährlichster Gegner.

Gegen den Anfang des Jahres 1554 wurde daher sein Diener aufgegriffen, als er eben Briefe an die Schwiegermutter überbringen wollte. Jedenfalls hatte man gehofft, darin Anhaltspunkte für eine Anklage gegen Knox zu finden. Die Briefe enthielten jedoch nur Unterweisungen in Glaubenssachen und Ermahnungen, dem Evangelium treu zu bleiben u. dergl., weßhalb denn Knox auch seinetwegen ruhig war, da er sich ja längst „darauf gefaßt gemacht hatte, vor jedem Gerichtshofe, vor den er geladen würde, seinen Glauben zu verantworten." Doch dachte er daran, daß durch die Briefe auch seine Freunde in Berwick in Gefahr gerathen könnten, und deßhalb machte er sich sogleich dorthin auf den Weg. Unterwegs kamen ihm aber schon Verwandte seiner

1) Vgl. die betreffenden Werke von Burnet und Strype.

2) M'Crie, I, 119.

Braut entgegen, die ihn bewogen, umzukehren und sich an einen Ort an der Küste zurück zu ziehen, von dem aus er den Continent erreichen könne, wenn die Verfolgungen gegen ihn fortgesetzt werden sollten. Ungern gab Knox auch jetzt noch seine Wirksamkeit in England auf. Er schreibt von seinem Zufluchtsorte an die Seinen, indem er klagt, daß er nun kaum Hoffnung habe, sie wieder zu sehen, daß nur „die Bitten und Thränen seiner Brüder ihn bewogen hätten, ihnen, aber ganz gegen seinen Willen, zu gehorchen. Niemals, sagt er, hätte er ja einen ehrenvolleren Tod finden können, als indem er als ein Zeuge der Wahrheit gestorben sei, zu deren Boten Gott ihn gemacht habe." Doch verspricht er auch, wenn Gott es verstatte und ihm einen Weg zur Flucht bereite, „den Stimmen seiner Brüder zu gehorchen und der Wuth des Satans für eine Zeit lang Platz zu machen".

Es blieb ihm Nichts übrig, als England zu verlassen. Daß er den Verfolgungen seiner Feinde nicht werde entgehen können, wenn er bliebe, sah er bald genug ein. Er bestieg deßhalb ein Schiff und landete am 28. Januar zu Dieppe in der Normandie, nicht freilich ohne tiefen Schmerz über die in England durch die Papisten angerichteten Verwüstungen, aber auch nicht ohne die Zuversicht, die ihn stets aufrecht erhalten hatte, daß der Herr und sein Reich doch am Ende den Sieg behalten werde[1]).

Knox hat von Dieppe aus, wo er nun eine Zeit lang sich aufhielt, eine Reihe von Briefen an seine Schwiegermutter geschrieben, in denen er seinen Kummer, aber auch seiner Zuversicht Worte verleiht. Er beklagt darin seine Mitprediger, die er in so großen Gefahren zurück gelassen, so wie Diejenigen, denen er bisher das Evangelium verkündigt habe und die nun wie eine Heerde ohne Hirten seien, und zugleich klagt er sich selbst an, daß er geflohen, und bezeugt das Verlangen, wieder zurückzukehren und die Gefahren mit den Brüdern zu theilen. Obgleich er sich dadurch gerechtfertigt weiß, daß er dem Worte des Herrn: „Wenn sie euch in einer Stadt verfolgen, so fliehet in eine andre!" nachgekommen sei, und obgleich ihm sein Gewissen bezeugt, daß er nicht aus Feigheit Sicherheit gesucht, so fürchtet er doch, es könne seine Flucht den Schein der Schwachheit auf ihn werfen und seine Brüder in England entmuthigen, ja, sie am Ende dahin bringen, durch sündige Nachgiebigkeit ihr Leben retten zu wollen. Doch es mögen hier einzelne wörtliche Auszüge aus diesen Briefen folgen, da dieselben uns den Mann in seinem ganzen glühenden Eifer für das Evangelium kennen lehren[2]).

„Das Verlangen, schreibt er, das ich habe, von eurer Treue gegen

---

1) Hamilton, Dialog. de confusione Calv. Sect., 65., sagt, Knox habe offen gegen die Rechtmäßigkeit des Frauenregiments gepredigt, dadurch einen Aufruhr angestiftet, in welchem Viele umgekommen seien, und sei dann „mit diesem Blute befleckt" geflohen. Vgl. jedoch das oben mitgetheilte Gebet.

2) S. dieselben bei M'Crie, I, 123 ff.

Jesus Christus in den Tagen dieses Kampfes (der bald zum Verderben seiner stolzen Feinde endigen wird) zu hören, kann ich nicht aussprechen, geliebte Mutter. Gewiß, es ist der Art, daß es alle Sicherheit und Ruhe, in welche das Fleisch sich einwiegen möchte, vereitelt und überwältigt. Denn in jedem Lande und unter jedem Volke wird Gott ja den Einen oder den Andern erwecken, um mir darzureichen, was dieß elende Leben fristen kann, und wenn die Menschen aufhören, ihre Pflicht zu thun, so wird er seine Raben senden, so daß sich sicherlich an jedem Orte immer einige Väter meines Leibes (fathers of my body) finden werde. Aber ach! wo ich Kinder finden soll, die ich für Gott zeugete durch das Wort seines Lebens, daran mag ich jetzt gar nicht denken, und daher ist das geistliche Leben derer, welche, Gott weiß es, einst Jesus Christus so freudig bekannt haben, meinem Herzen theurer, als aller Ruhm, Reichthum und Ehre auf Erden, und der Abfall derer, welche, wie ich täglich höre, wieder zum Götzendienst zurückkehren, ist mir schmerzlicher, als, hoffe ich, der leibliche Tod je sein wird, wenn er nach Gottes Ratbschluß mich einmal treffen soll. Einige werden dann fragen, warum ich geflohen sei? Gewiß, ich darf davon reden. Aber von Einem bin ich gewiß, nämlich, daß die Furcht des Todes nicht die Hauptursache meiner Flucht gewesen ist. Die eine Ursache ist die gewesen, daß ich mit meinen leiblichen Augen gesehen habe, daß nicht alle Diejenigen es von Herzen treu mit Christus meinten, die in den Tagen der Ruhe und des Friedens sich so stellten. Aber meine Flucht ist keine Ursache, mich anzuklagen, denn, so Gott will, werde ich schon zum Kämpfen kommen, bevor alle jene Anfechtungen vorüber sind. Und beschleunige die Zeit, o Herr! nach deinem Wohlgefallen, damit meine Zunge deinen heiligen Namen noch einmal loben kann vor der Gemeinde, und wär's auch in der Stunde des Todes." —

„Ich möchte", schreibt er in einem andern Briefe, „meine Kniee vor dem abscheulichen Götzen nicht beugen, auch nicht um all' der Qualen willen, welche irdische Tyrannen ausdenken möchten, — möge Gott mir dazu helfen, wie sein heiliger Geist mich jetzt treibt, dieß aufrichtig zu schreiben. Und wenn ich auch im Anfange dieses Kampfes geschienen habe, den kleinmüthigen und schwachen Soldaten zu spielen (über meine Gründe dazu möge Gott richten), so ist doch das mein Gebet, daß ich wieder in den Kampf zurückgeführt werden möge. Und gesegnet sei Gott, der Vater unseres Herrn Jesu Christi, ich bin nicht so gänzlich ohne Trost gelassen worden, sondern meine Hoffnung ist, solche Gnade zu erlangen, daß, wenn allen meinen Trübsalen durch einen raschen Tod nicht einbaldiges Ziel gesetzt wird (was für mich viel besser wäre), daß ich dann durch den, der niemals die Seufzer der Traurigen verachtet, so zum Kampfe werde ermuthigt werden, daß England und Schottland merken sollen, daß ich bereit bin, mehr als Armuth und Verbannung für die Lehre und die himmlische Religion zu erdulden, zu deren einfachen Streiter und Zeugen vor den Menschen es Gottes gnädiger Fürsehung gefallen hat,

mich nebst Anderen zu machen. Und deßhalb, Mutter, laßt keine Furcht euer Herz beschleichen, daß ich, der ich nur der rasenden Wuth dieser reißenden Wölfe (welche jetzt wegen unsrer Undankbarkeit losgelassen sind) entgangen bin, irgend Etwas von meinem früheren Eifer bereuen sollte. Nein, Mutter, für ein paar Predigten, die ich in England halten könnte, würde ich jetzt bereit sein, mehr zu dulden, als die Natur zu ertragen vermag, wie das durch die Gnade des allmächtigen und barmherzigen Gottes, der allein der Gott des Trostes und der Erquickung ist durch Jesum Christum, auch dereinst noch an den Tag kommen wird." —

Auch sehen wir Knox diese Zeit unfreiwilliger Muße, welche er zu Dieppe genoß, dazu anwenden, mannigfache Rückblicke auf seine bisherige Lebensführung zu werfen und, wie er sich gedrungen fühlt, die Gnade Gottes zu preisen, die ihn so wunderbar geleitet hatte, so fühlt er sich auch getrieben, sich selbst auf das Ernstlichste zu prüfen, ob er das Amt des Haushalters über Gottes Geheimnisse auch treu verwaltet habe. Die Betrachtungen, die er da anstellt, und die Bekenntnisse, welche er ablegt, lassen uns erkennen, welche strenge Forderungen dieser Mann an sich selbst stellte und wie heilig ihm das Amt war, zu dem er sich berufen wußte.

Immer meinte er, doch noch nicht genug gethan und der rechten Treue gefehlt zu haben. Daß seine Fähigkeiten für das ihm anvertraute Amt in den letzten Zeiten zugenommen und daß er die Gaben, die er empfangen, nicht ganz veruntreut habe, das durfte er ja mit gutem Gewissen und mit Dank gegen Den erkennen, der sie ihm gegeben hatte, aber dennoch glaubte er auch sich selbst anklagen zu müssen wegen mancher Vernachlässigungen. Sich erinnernd, wie auch ihm, gleich Petrus, der Auftrag geworden sei: „Weide meine Lämmer", ruft er aus[1]): „Ach! wie klein ist die Anzahl der Hirten, welche diesem Befehle gehorchen! Aber darüber will ich nicht klagen, sondern ohne von Andern zu reden, will ich allein mich selbst anklagen, daß ich, wie ich ja bekennen muß, nicht Alles, was ich hätte können, gethan habe, um die Lämmer und Schafe Christi zu weiden! Ich habe ohne Zweifel Manchen durch die geringen Bemühungen, die ich angewandt habe, genug gethan, aber ich habe mir selbst nicht genug gethan; ich habe Einiges geleistet, aber nicht Alles, was meine Pflicht erfordert hätte". Namentlich in Betreff der besonderen Seelsorge beschuldigt er sich mancher Veruntreuungen: daß er durch Scham und Furcht vor Aergernissen sich habe abhalten lassen, um die Frauen sich seelsorgerlich zu bekümmern, sie zu unterrichten und ihnen den Trost zu bringen, dessen sie bedurft hätten. In der öffentlichen Verkündigung der Wahrheit habe er es, wie an Eifer und Treue, so auch an Unparteilichkeit und Fleiß fehlen lassen. Er habe zwar Niemandem geschmeichelt, sondern seine rücksichtslose Offenheit (rude plainness) habe sogar Manche verletzt, aber

---

1) l. c. 126 ff.

sein Gewissen bezeuge ihm nun, daß er noch lange nicht offen und entschieden genug gegen die Verächter des Evangeliums aufgetreten sei. Er habe zwar die Laster seiner Zuhörer so gezeichnet, daß sie wohl sich selbst in dem Bilde hätten erkennen mögen, doch aber sei er, aus Furcht, sie gegen sich aufzubringen, ihnen nicht geradezu und persönlich zu Leibe gegangen, und obgleich er sich durch irdische Vortheile nicht habe verlocken lassen, so sei er durch Liebe zu Freunden und Verwandten doch zuweilen bewogen worden, zu lange an einem Orte zu verweilen und so die Anderen zu vernachlässigen, welche eben so sehr und vielleicht in noch größerem Maße seiner Hilfe bedurft hätten. Damals habe er gemeint, es sei schon genug, wenn er nur überhaupt nicht träge und müßig sei, jetzt aber sei er überzeugt, wie es seine Pflicht gewesen, immer zu bedenken, wie lange er an einem Orte verweilen dürfe und wie viele hungrige Seelen auch noch anderswo verschmachteten. Zuweilen habe er auf den Rath seiner Freunde sich selbst zu viel geschont und auf weltliche Geschäfte und Pflege seines Leibes die Zeit verwandt, welche er seinem Amte hätte widmen sollen. „Außerdem", sagt er, „war ich auch noch mit größeren Sünden erfüllt, nämlich meine sündige Natur trachtete nach Gunstbezeugungen, nach Ehre und Lob von Seiten der Menschen, und obgleich der Geist Gottes mich zuweilen trieb, dagegen anzukämpfen und mich ernstlich (Gott weiß es) über diese Unvollkommenheiten zu seufzen und zu klagen zwang, so haben sie doch nie aufgehört, mich zu beunruhigen, wenn eine Gelegenheit sich dazu darbot, und so geheim und listig schlichen sie sich in mein Herz ein, daß ich erst dann wahrnahm, wie sehr ich von ihnen angesteckt sei, wenn eitler Ruhm bereits die Oberhand gewonnen hatte. O Herr! sei du gnädig und vergieb solche schwere Beleidigungen! handle nicht mit mir nach meiner großen Ungerechtigkeit, sondern allein nach deiner großen Barmherzigkeit". — „So, sagt ein Geschichtsschreiber [1]), war die ernste Selbstprüfung beschaffen, welche Knox über seine bisherige Amtsführung anstellte. Manche von den Vergehungen, deren er sich anklagt, erscheinen uns geringfügig und leicht verzeihlich zu sein, in andern möchten wir kaum etwas Tadelnswerthes erblicken, aber sie trafen sein Gemüth in den Stunden des Unglücks und der einsamen Betrachtung auf ganz andre Weise. Wenn er, dessen Bemühungen so zahlreich waren, daß sie uns das Maß zu überschreiten scheinen, so viel Grund hatte, sich selbst zu verwerfen, wie Wenige, die dasselbe Amt mit ihm haben, möchten da gefunden werden, die nicht sagen müßten: „Ich denke täglich an meine Sünden!"

Keineswegs aber gab sich Knox nur einer trägen Kleinmüthigkeit und müßigen Selbstpeinigungen hin. Die Anklagen, die er wider sich erhob, trieben ihn nur um so mehr, auch aus der Ferne den Brüdern in England mahnend und tröstend beizustehen. Er sandte ihnen zunächst zwei kurze Ab-

1) M'Crie, life of J. Knox, I, 128, dem wir überhaupt in dieser Darstellung gefolgt sind.

handlungen, die er für sie verfaßt hatte, die eine über den 6. Psalm, welch er auf Wunsch seiner Schwiegermutter[1]) bereits in England begonnen — ein rechte Trost- und Mahnschrift für Alle, welche um des Glaubens willen z leiden haben — und die andre ein längerer Brief an Diejenigen in Londo und andern Theilen des Königreiches, denen er früher das Evangelium ve kündigt hatte. Er ermahnt in diesem Briefe seine Freunde zur Standhaftig keit im Glauben und beschwört sie bei Allem, was ihnen als Menschen, Aelter und Christen heilig und theuer ist, ihr gutes Bekenntniß nicht zu verlasse und sich selbst und ihre Nachkommen nicht wieder in diesen Abgrund von Un wissenheit und Götzendienst zu stürzen, dem sie durch Gottes Gnade entronne sind. Der Brief ist ein Muster, wie von Beredtsamkeit, so auch von Frömmig keit, wie aus dem hier folgenden Schlusse desselben hervorgeht[2]).

„Ach!" ruft er aus, „sollen wir, nach so viel Gnade, welche Gott un in unsern Tagen erwiesen hat, durch Weltlust oder durch die eitlen Drohunge derer, von denen unser Herz weiß und unser Mund bekannt hat, daß sie fluc würdigen Götzendienst treiben, uns dahin bringen lassen, auch selbst oh Widerstand zu dem zurückzukehren, was wir ausgespieen hatten, zu diesen fluchwürdigen Götzendienst, uns und unseren Nachkommen zum Verderben O schrecklich zu hören! Sollten Gottes heilige Gebote keinen größeren Ge horsam bei uns finden? sollten selbst die natürlichen Gefühle auf keine and Weise unsre Herzen rühren? sollte nicht die väterliche Liebe größer sein, a diese Grausamkeiten? Ich rede zu euch, ihr leiblichen Väter! Blickt doch a Eure Kinder mit Augen voll Barmherzigkeit und bedenket doch, weßhalb denn geschaffen sind! Grausamkeit wäre es, an eure eigene Rettung zu de ken und sie der Verdammniß Preis zu geben! Aber ach! mehr als Grausa keit, und eine Thorheit, die kaum mit dem rechten Namen zu nennen ist, we ihr, um einen Augenblick euer Leben zu genießen, euch selbst und euere Na kommen der ewigen Freude berauben wolltet, welche denen bereitet ist, fest bleiben in dem Bekenntniß des Namens Christi bis an's Ende. We die natürliche Liebe, die väterliche Zuneigung, die Ehrfurcht vor Gott, Furcht vor den (von Gott gedrohten) Qualen und selbst die Hoffnung Lebens eure Herzen bewegen, dann müßt ihr dem schändlichen Götzendie widerstehen. Thut ihr das aber nicht, dann ach! ist die Sonne untergegang und das Licht ist gänzlich verloren, die Trompete ist verstummt und Götzendienst ist in Ruhe und Sicherheit wieder hergestellt. Dagegen we Gott euch stärken wird (und ich bitte, daß euch seine Majestät vor Kleinmu bewahre), dann ist nur eine dunkle Wolke für einen Augenblick vor die Son getreten, welche in Kurzem wieder verschwinden wird, so daß die Strahl hernach siebenfach herrlicher und freundlicher leuchten werden, als es vor

1) Vgl. den Brief an dieselbe M'Crie, I, 119.
2) S. M'Crie, I, 129 ff.

geschehen ist. Eure Geduld und Standhaftigkeit wird für eure Nachkommen eine lautere Trompete sein, als die Stimmen der Propheten waren, die euch belehrt haben, und so ist die Trompete nicht verstummt, so lange als noch irgend Jemand dem Götzendienst kühn widersteht. Daher, um der Gnade und Barmherzigkeit Gottes willen, bewaffnet euch selbst, um mit Christo in diesem seinen kurzen Streite zu bestehen.

„Laßt es eure Nachkommen erfahren, daß ihr Christen und nicht Götzendiener gewesen seid, daß ihr in den Zeiten des Friedens Christum gelernet und ihn in den Zeiten der Trübsal muthig bekannt habt! Diese Gebote, denkt ihr wohl, sind strenge und schwer zu halten, und doch versichre ich euch, verglichen mit den Plagen, welche gewißlich über die halsstarrigen Götzendiener kommen werden, werden sie als eine sanfte und leichte Last erfunden werden. Denn wenn ihr den Götzendienst verschmäht, so mögt ihr allerdings wohl gezwungen werden, euer Vaterland zu verlassen, aber die Götzendiener werden ohne Ende vom höllischen Feuer gemartert sein. Wenn ihr dem Götzendienste absagt, wird man euch eurer irdischen Güter berauben, aber die Götzendiener verlieren die himmlische Seligkeit. Wenn ihr den Götzendienst verweigert, fallt ihr vielleicht in die Hände irdischer Tyrannen, aber diejenigen, welche dem Götzendienste gehorchen, ihm zustimmen und ihn aufrecht erhalten, werden den Händen des lebendigen Gottes nicht entrinnen. Wenn ihr dem Götzendienste absagt, werden eure Kinder des Vaters, der Freude, der irdischen Güter und der friedlichen Zufluchtsstätte beraubt werden, aber durch den Götzendienst werden sie ohne Gott, ohne Kenntniß seines Wortes und ohne Hoffnung auf sein Reich bleiben. Bedenket, liebe Brüder, wie viel schmerzlicher und schrecklicher es ist, in der Hölle gemartert zu werden, als auf Erden Trübsal erdulden zu müssen, der himmlischen Freude beraubt zu sein, als die vergänglichen Güter zu verlieren, in die Hände des lebendigen Gottes zu fallen, als dem thörichten und ohnmächtigen Zorne eines Menschen zu erliegen, eure Kinder ohne Gott gelassen zu sehen, als sie unversorgt in der Welt zu lassen — um so schrecklicher ist es aber auch, dem Götzendienste sich zu ergeben oder auch nur sich zu stellen, als ob man ihm zustimmte, als dieser Gotteslästerung abzusagen und sie zu fliehen und zu erdulden, was Schweres daraus folgen mag!

„Ihr fürchtet den leiblichen Tod. Wenn die Natur einem Menschen verstattete, ewig zu leben, dann hätte eure Furcht einen Schein von Grund. Aber wenn der leibliche Tod unsrer Aller gemeinsames Loos ist, warum wollt ihr denn nicht lieber das zeitliche Leben verlieren, um dem zu entgehen, dem weder der Reiche, noch der Arme, weder der Gelehrte, noch der Unwissende, weder der Muthige, noch der Verzagte, kurz kein irdisches Geschöpf, durch keine List und keine menschliche Klugheit jemals entgehen kann? Wenn jemals ein Mensch den Schrecken und Aengsten des Todes entgangen ist, so sind es doch nur diejenigen gewesen, welche Christum muthig bekannt

haben vor den Menschen. Wie sollte denn uns der Weg des ewigen Lebens so schrecklich sein, auch wenn uns leibliche Trübsale auf demselben drohen, sobald wir nur bedenken, eine wie große Anzahl unsrer Brüder ihn vor uns betreten haben, und zwar unter denselben Gefahren, die wir nun fürchten! Ein muthiger und kluger Seemann, sobald er in den Tagen des Sturmes sieht, daß auch nur ein oder zwei Schiffe der Gefahr entronnen sind und einen sicheren Hafen erreicht haben, so wird auch er der guten Zuversicht sein, mit demselben Winde auch dasselbe Ziel zu erlangen: ach! sollten wir nun furchtsamer sein, wo es das ewige Leben gilt, als der sterbliche Mensch, wo es nur gilt, sein zeitliches Leben in Sicherheit zu bringen? Ist nicht der größte Theil der Heiligen Gottes vom Anfang an durch Leiden und Trübsale zu ihrem Frieden eingegangen? Und doch was für Klagen finden wir denn in ihrem Munde, es sei denn, daß sie ihre Verfolger beklagt haben? Tröstete sie Gott und sollte seine Majestät uns nun verachten, wenn wir nur, im Kampfe gegen die Gottlosigkeit, ihren Fußtapfen folgen? Er wird es nicht thun [1])." —

Knox blieb bis zum Ende des Februar 1554 in Dieppe, und ohne noch zu wissen, wo er eine Zufluchtsstätte finden werde, trat er dann seine Weiterreise durch Frankreich an. Er schreibt am Schluß des „Briefes an die Gläubigen in England," den er kurz vor der Abreise abgesandt hat: „Aus einem sehr betrübten Herzen, bei meiner Abreise von Dieppe, 1553 [2]), wohin Gott will. In Gott ist meine Zuversicht durch Jesum Christum seinen Sohn und deßhalb fürchte ich nicht die Tyrannei der Menschen, noch auch, was der Teufel gegen mich anzetteln mag. Freuet euch, ihr Gläubigen! denn in Freude werden wir uns wieder sehen, wo der Tod uns nicht mehr scheiden kann!"

Neuntes Kapitel.

Knox' erster Aufenthalt auf dem Festlande.

Knox nahm seinen Weg durch Frankreich nach der Schweiz. Da die Häupter der Reformation in England mit denen, die dort an der Spitze standen, namentlich mit Calvin und Bullinger, bereits in den freundschaftlichen Verkehr getreten waren — Calvin war im Anfange der Regierung Eduards sogar zu einem Gutachten darüber aufgefordert worden, was in England zur Verbesserung der Kirche zu thun sei [3]), — so durfte Knox hoffen, dort an

1) Letter to the Faythful in Londoun etc. Vgl. M'Crie, l. c. I, 129 f

2) Man fing damals das Jahr mit dem 25. März an, also Februar 1553 = 1554.

3) Vgl. Calvini Epp. et Respp. pag. 179. 245. 248.

ersten eine Zufluchtsstätte zu finden, während dagegen die Stimmung der Lutherischen in Deutschland gegen die englischen Flüchtlinge nicht die günstigste war[1]). Auch sah er sich in seiner Erwartung nicht betrogen. Ueberall fand er bei den schweizerischen Kirchen eine gastfreundliche Aufnahme, und hatte nicht allein den Trost, den ihm die brüderliche Liebe, die ihm entgegen kam, überhaupt gewährte, sondern auch den, daß er fand, wie die Schweizer mit ihm einstimmig waren und sein Verhalten billigten. Er reiste, wie er selbst schreibt, „durch alle Gemeinden der Schweiz und unterredete sich mit allen Predigern uud andern hervorragenden Gelehrten" über das, was ihm am Herzen lag, über den Zustand Englands und der dortigen Brüder, wodurch er in seinem tiefen Kummer nicht wenig getröstet wurde[2]).

Doch ließ es ihn in der Schweiz nicht lange. Im Anfang Mai[3]) finden wir ihn schon wieder zu Dieppe, theils um Nachrichten von England zu empfangen, theils aber auch in der Absicht, selbst wieder dahin zurückzukehren, um seinen Freunden, die er sich noch immer anklagte verlassen zu haben, nahe zu sein. Diese Absicht gab er jedoch auf, wahrscheinlich bewogen durch die Abmahnungen der Seinigen und durch die Ueberlegung, daß er augenscheinlich, bei den immer zunehmenden Verfolgungen der Evangelischen in England, ohne irgend einen Nutzen nur sein Leben auf das Spiel setzen würde. Die Nachrichten aber, die er von den Seinigen erhielt, waren, was deren Standhaftigkeit anbetrifft, durchaus tröstlicher Art für den, der kein größeres Unglück kannte, als Christum verleugnen. Sowohl seine Schwiegermutter, als auch seine Braut hatten sich als treue Bekennerinnen des Evangeliums bewährt und waren, ungeachtet alles Andrängens von Seiten des Schwiegervaters, nicht zum Besuche der Messe zu bewegen gewesen, ja, sie waren entschlossen, lieber gleichfalls das Brod der Fremde zu essen, als daß sie ihrer Ueberzeugung untreu werden sollten. Das war denn eine große Erquickung für das so vielfach geängstete Herz des treuen Zeugen Jesu Christi, und er schrieb deßhalb auf's Neue einen Brief an „seine Brüder in der Heimsuchung," in welchem er dieselben mit der Hoffnung baldigen Sieges aufzurichten suchte. Er erinnerte sie daran, wie tief betrübt auch die Jünger gewesen seien, als der Herr im Grabe gelegen habe, aber wie bald ihre Traurigkeit sei in Freude verwandelt worden. „Das Andenken daran," sagt er, „ist meinem Herzen ein großer Trost, denn ich bin der guten Zuversicht, daß Jesus Christus,

---

1) Vgl. die Behandlung der evangelischen Flüchtlinge aus England durch Westphal. S. Bartels, Joh. a Lasco, pag. 47 ff.

2) In einem Briefe d. d. 10. Mai 1554, Dieppe, sagt er: My awne estait is this. Since the 28 of Januar I have travellit tho ughout all the congregations of Helvetia, and has reasonit with all the pastoris and many other excellentlie learnit men, upon sic matters as now I cannot comit to writting." M'Crie, l. c. I, 133.

3) Vgl. die letzte Note.

der ja auch jetzt in England gekreuzigt ist, doch eines Tages wieder auferstehen wird, zum Trotz aller seiner Feinde, und daß er wird erscheinen seinen kleinmüthigen und tief betrübten Jüngern (denn noch hat er ja deren in jenem elenden und unglücklichen Lande) und sprechen zu ihnen: Friede sei mit euch! ich bin es! fürchtet euch nicht[1])!" —

Von Dieppe kehrte er dann wieder nach Genf zurück, zu Calvin, und wie so viele andre Flüchtlinge aus Frankreich, Italien und England, so fand auch er in dieser Stadt eine freundliche Zufluchtsstätte. Zu Calvin trat er bald in das innigste Verhältniß, das bis zum Tode desselben (1564) nicht gestört worden ist. Beide Männer, die ziemlich in demselben Alter standen, waren nicht nur in ihren Ueberzeugungen übereinstimmend, sondern auch im Charakter hatten sie viele Aehnlichkeit. In Beiden dieser strenge Ernst, mit welchem sie Christo allein dienen wollten, und deßhalb auch dieser auf immer tiefere Erforschung der Schrift gerichtete Eifer, bei Beiden aber auch, da sie von aller kirchlichen Ueberlieferung absahen und allein auf das Wort Gottes sich stützten, sowohl hinsichtlich der Lehre, als auch der kirchlichen Verfassung dieselben Ergebnisse. Man hat wohl gemeint, Knox sei durchaus von Calvin abhängig gewesen, und die fast genaue Uebereinstimmung beider Männer in allen großen Fragen der Kirche könnte leicht zu diesem Gedanken verleiten. Doch ist dem keineswegs so. Knox stand wesentlich schon auf demselben Standpunkte mit dem Genfer Reformator, noch ehe er denselben persönlich kennen lernte, und was er hernach in seinem Vaterlande, sowohl die Lehre, als auch die Verfassung der Kirche betreffend, aufgerichtet hat, das erscheint doch nur als eine folgerichtige Durchführung der Grundsätze, die er bereits zu St. Andrews und namentlich auch schon in England bekannt hatte. Um ein bloßer Nachahmer Calvins zu sein, dazu war Knox doch auch ein in jeder Weise zu selbstständigen Charakter, und davor mußte er auch schon durch seine längst von ihm ausgesprochene Grundüberzeugung bewahrt bleiben, nämlich daß kein sterblicher Mensch in der Kirche Christi die Herrschaft führen dürfe, „daß diese vielmehr Christo und seinem Worte allein zukommen, während alle Diener der Kirche nur gleichberechtigte Brüder seien." Die Wahrheit ist die, daß Knox allerdings auch vor seinem Aufenthalte in Genf schon von Calvin erfahren haben wird — dazu war dieser bereits eine zu angesehene Persönlichkeit geworden — daß er aber gleichwohl selbstständig seine Ueberzeugungen allein aus der Schrift entnommen hat, und wenn beide Männer da in allen wesentlichen Stücken übereingestimmt haben, so erklärt sich dieß einfach daher, daß sie beide mit dergleichen Unbefangenheit an die Schrift heran traten und deßhalb auch zu den gleichen Ergebnissen wohl kommen mußten[2]). —

Knox wandte sich nun in Genf mit jugendlichem Eifer erneuerten Stu

---

1) M'Crie, I, 134.

2) Vgl. M'Crie, l. c. I, 102 ff.

dien zu. Manche Lücke mochte doch noch in seinen Kenntnissen sich finden, die er sowohl in Schottland, als auch in England weder Gelegenheit, noch Zeit gefunden hatte, auszufüllen, und Genf war recht eigentlich der Ort, um das Versäumte nachzuholen. So machte er sich jetzt erst an das Studium der hebräischen Sprache, die ihm bisher unbekannt geblieben war, und in dem Verkehr mit Calvin, sowie mit den übrigen oft hochgebildeten Anhängern der Kirchenverbesserung, die in Genf theils im Dienste der Kirche standen, theils als Flüchtlinge sich aufhielten, fehlte es nicht an Anregungen der mannigfaltigsten Art, wodurch ihm denn auch das drückende Gefühl der Mittellosigkeit, zu der er sich gebracht sah, erleichtert werden mochte.

In dieser Beziehung hatte er freilig wohl nicht selten mit Mangel zu kämpfen. Eine kleine Summe, die er von England mitgebracht hatte, war bald aufgezehrt, und — die Wohlthätigkeit derer, unter denen er jetzt lebte, mochte er nicht in Anspruch nehmen. Auch seine Schwiegermutter mochte, bei der Stimmung ihres Gatten gegen den Verbannten, nicht im Stande sein, ihm Unterstützungen zuzuwenden. Er schreibt an dieselbe: „Ueber meine eigene Lage mag ich Nichts sagen, aber Gott wird die Schritte dessen leiten, der treu ist, und wird den in der Trübsal ernähren, der nach weltlichen Gütern nicht viel fragt. Wenn jedoch eine Sammlung unter den Gläubigen gemacht werden könnte, so würde ich es nicht für eine Schande halten, das anzunehmen, was auch Paulus in den Tagen der Verfolgung nicht zurückgewiesen hat. Aber ich stelle das Alles Dem anheim, der stets für die Seinigen sorgt[1])." Einzelne Unterstützungen floßen ihm denn auch von Zeit zu Zeit sowohl aus Schottland, als aus England zu. —

Fortwährend waren jedoch seine Gedanken und Sorgen auf die Brüder in England und Schottland gerichtet. Im Monat Juli reiste er deßhalb wieder nach Dieppe, um neue Nachrichten einzuziehen, doch — waren diese nicht erfreulicher Art. Die Verfolgungen der Gläubigen dauerten fort, und, was ihn am meisten betrübte, manche von denen, die er selbst zur Erkenntniß der Wahrheit geführt hatte, waren zum Papstthume zurückgekehrt. Daher richtet er neue Ermahnungen zur Standhaftigkeit an sie und stellt ihnen vor Augen, welchen Schaden an der Seele sie durch solch feigen Abfall nehmen müßten. Auch den Seinigen läßt er neue Ermunterungen zukommen. „Ich will euch schreiben (da die Leiber getrennt sind, doch um nach Gottes Wohlgefallen wieder vereinigt zu werden), was ich euch mündlich und von Angesicht zu Angesicht oft gesagt habe, daß wenn ein Mensch oder ein Engel euch von dem Bekenntniß der Wahrheit verlocken wollte, welches ihr einst abgelegt habt, so sei er verflucht. Wenn euch Jemand über die Maßen quält, sei es die Obrigkeit, seien es fleischlich gesinnte Freunde, so werden sie ihren gerechten Lohn empfangen, es sei denn, daß sie bald bereuen. Aber jetzt, Mutter, erquicket mein Herz

1) M'Crie, I, 141.

(Gott möge euch helfen) in dieser meiner großen Betrübniß und schmerzlichen Verbannung, bleibet standhaft bis an's Ende und beugt euch nicht vor dem Götzen, so wird alle andre weltliche Trübsal mir leicht erträglich sein. Oft halte ich Anfrage bei meinem Herzen, ja, und da es mir ein Trost ist, so scheint es mir auch so, als dürfe ich darüber frohlocken, daß Gott nie zugeben werde, daß ihr abfallen solltet. Ich bin gewiß, ihr würdet euch fürchten und schämen, in meiner Gegenwart jenen Frevel zu begehen, der ich doch nur ein elender Mensch bin, mit Sünden und Elend beladen, wie ihr selbst. Aber, Mutter, wenn schon kein irdisches Geschöpf darf beleidigt werden, so fürchtet noch mehr die Gegenwart und Beleidigung dessen, der, allgegenwärtig, Herzen und Nieren prüft und dessen Zorn, einmal gegen die Ungehorsamen entbrannt (und keine Sünde entflammt ihn so sehr, als Götzendienst), von keinem Geschöpfe, weder im Himmel, noch auf Erden, besänftigt werden kann[1])."

So war das Gemüth dieses Mannes: Immer nur Gott hatte er vor Augen, als den Einzigeu, der wahrhaft zu fürchten wäre, und um Gottes und seines Evangeliums willen sollte ein Jeder bereit sein, Alles zu ertragen. Abfall vom Evangelium und Rückkehr in die römische Kirche galt ihm als das schwerste Verbrechen, und deßhalb lebte er denn auch in steten Sorgen, daß seine Freunde in England es an dem nöthigen Muthe fehlen lassen könnten. Aus diesem Grunde ließ er es daher auch nicht an bloßen Privatschreiben bewenden, sondern setzte nach seiner Rückkehr nach Genf eine eigene Schrift auf, „Ermahnung an die Bekenner der Wahrheit in England," die er durch den Druck veröffentlichte und in welcher er die ernstesten Vorstellungen an die Gläubigen jenseits des Canals gelangen ließ. Was er schon früher in seinen Briefen den ihm näher stehenden Freunden an's Herz gelegt hatte, das Verderben, das sie über sich selbst und ihre Nachkommen bringen würden, wenn sie sich dem römischen Götzendienste wieder zuwendeten, das rief er in dieser Schrift dem ganzen englischen Volke zu, mit einer Wärme der Beredtsamkeit, mit einem glühenden Eifer für die Ehre des Herrn, aber auch mit einer unerbittlichen Strenge und rücksichtslosen Entschiedenheit, wie sie ihm vor den meisten seiner Zeitgenossen eigen war. Bei ihrem zeitlichen und ewigen Heile beschwor er sie, lieber Alles zu dulden, als den Herrn zu verleugnen und — zugleich scheute er sich auch nicht, das Treiben der Papisten beim rechten Namen zu nennen. Nicht blos die neu ernannten römischen Bischöfe stellte er als Diejenigen dar, die das Blut der Jünger Christi vergössen, sondern auch die Königin selbst wurde mit den schwärzesten Farben geschildert, ebenso wie Philipp II., mit welchem Maria im Begriff stand, sich zu verheirathen, und dessen Vater Karl V. Namentlich vor den aus dieser Heirath zu erwartenden Folgen sucht er die Engländer auf das Ernstlichste zu warnen,

1) M'Crie I, 137 f.

und vielleicht war sie ihm auch eine Veranlassung mit zur Veröffentlichung der Schrift. „O England, England“, ruft er aus, „wenn du denn durchaus (obstinately) nach Aegypten zurückkehren willst, d. h. wenn du eine Heirath, Verträge und Bündnisse mit solchen Fürsten eingehst, welche den Götzendienst befördern und aufrecht erhalten, mit solchen, wie der Kaiser (welcher nicht weniger ein Feind Jesu Christi ist, als es Nero jemals gewesen sein mag), wenn du solchen Fürsten zu Gefallen zu deinen alten Freveln zurück kehrst, wie sie unter dem Papstthum geübt worden sind, sei versichert, o England, du wirst geplagt und in's Verderben gestürzt werden durch Diejenigen, deren Gunst du suchst“. — Diese Schrift und vor Allen die letztgenannten Stellen derselben sollten jedoch dem unerschrockenen Manne bald Verfolgungen zuziehen und zwar von einer Seite her, von welcher man dieselben am wenigsten hätte erwarten mögen, von Seiten englischer Flüchtlinge selbst, welche diese Stellen benutzten, um ihn aus dem Predigtamte, das er noch in demselben Jahre (54) bei der Flüchtlingsgemeinde zu Frankfurt a. M. antrat, zu vertreiben.

Wir haben schon erwähnt, daß während der blutigen Verfolgungen, welche in England gegen die Evangelischen ausgeübt wurden, zahlreiche Bekenner der Wahrheit nach dem Festlande geflohen waren. Auch hatten dieselben namentlich bei den Reformirten in der Schweiz und im südlichen Deutschland gastliche Aufnahme gefunden. Man reichte ihnen nicht nur Unterstützungen aller Art, sondern man erlaubte auch auf das Bereitwilligste, daß sie sich als eigene Gemeinden aufthun und in den Städten, wo sie sich niederließen, Gottesdienst nach ihrer Weise und in ihrer Sprache halten durften. So bildeten sich in Zürich, Basel, Genf, Emden, Straßburg, Duisburg, Frankfurt a. M. und an andren Orten englische „Fremdengemeinden“, die dann auch in einem gewissen Zusammenhange unter einander standen.

Besonders nach Frankfurt war eine bedeutende Anzahl von Flüchtlingen gekommen, und der Senat dieser Stadt bewilligte ihnen gern, daß sie einen Gottesdienst einrichteten, doch in der Weise, daß sie mit der bereits bestehenden französischen Flüchtlingsgemeinde dasselbe Gotteshaus benutzen und auch ihre Gebräuche so viel, wie möglich, in Uebereinstimmung mit denen der Franzosen bringen sollten[1]. Der Senat mochte diese Bedingung für nöthig halten, um sich selbst dem Kaiser gegenüber den Rücken zu decken und sich nicht den Vorwurf zuzuziehen, daß er allerlei Religion in seiner Stadt dulde. Auch waren die Flüchtlinge damit durchaus zufrieden und sie beschlossen, aus ihrer Liturgie alles Das zu entfernen, was „Andern anstößig oder was abergläubisch und überflüssig wäre“. Zugleich setzten sie eine Kirchenordnung fest und sahen sich nach einem Prediger um, indem sie auch durch ein Circularschreiben den in andern Orten zerstreuten Engländern

1) Die Prediger der französischen Gemeinde kamen den Flüchtlingen bereitwilligst entgegen. Vgl. Strype, Mem. of Reform., II, 242.

mittheilten, was ihnen zu Theil geworden war, und sie einluden, sich ihne[n] anzuschließen. Zu ihrem Prediger aber wählten sie, außer zwei andern Knox, den sie durch eine eigens an ihn nach Genf gesandte Deputation um die Uebernahme dieses Amtes ersuchen ließen[1]).

Knox war Anfangs Willens, die Aufforderung abzulehnen, ohne Zweif[el] aus demselben Grunde, weßhalb er auch schon in England die Uebernahm[e] eines Pfarramtes verweigert hatte: er war mit den Einrichtungen der eng[-] lischen Kirche, weder mit ihrer Liturgie, noch mit der Laxheit der in ih[r] geübten Kirchenzucht, nicht einverstanden. Als jedoch Calvin ihm z[u] redete[2]) und er erfuhr, daß die Frankfurter Gemeinde nach dem Must[er] der französischen eingerichtet sei, die an den ihm anstößigen Schäden nic[ht] litt, willigte er ein und kam im Monat November nach Frankfurt.

Anfangs ging denn auch Alles gut. Knox fand hinreichenden Beifa[ll] bei der Gemeinde, und würde das gute Einvernehmen auch wohl nicht gestö[rt] worden sein, wenn nicht doch zuletzt die Liturgie zum Zankapfel geword[en] wäre. Schon gleich im Anfang und noch vor der Ankunft Knox' hatten si[ch] die Flüchtlinge zu Straßburg und Zürich mit den in Frankfurt getroffen[en] Einrichtungen nicht einverstanden erklärt: die Straßburger hatten verlang[t,] man solle nicht blos Pastoren (nach dem Muster der französischen Kirch[e)] sondern auch einen Superintendenten (Bischof) wählen, und die zu Züri[ch] vollends hatten an dem Wegfallen der englischen Liturgie großen Anst[oß] genommen. Sie hatten auf die Einladung geradezu geantwortet, sie würd[en] nicht eher nach Frankfurt kommen, als bis sie versichert wären, daß „d[er] Gottesdienst ganz in derselben Weise gefeiert werde, wie in England z[u] König Eduards Zeit", denn, fügten sie hinzu, „sie wären fest entschlosse[n,] es in keiner Weise anders zu halten". Sie meinten, wenn Aenderungen i[m] Gottesdienst vorgenommen würden, so möchten ihre Gegner sie beschuldige[n,] daß ihre Religion veränderlich und unvollkommen wäre, und zugleich ve[r-] dammten sie ja damit ihre Brüder, welche das mit ihrem Blute besiegelte[n,] was sie abschafften[3]).

So kam der erste Same der Zwietracht in die Gemeinde hinein. Zw[ar] hielt die Bedingung, welche der Senat von Frankfurt ihnen gestellt hatt[e,] die Freunde der Liturgie noch vom offenen Hervortreten zurück, und es wurd[e] deßhalb den Zürchern geantwortet, daß man nicht in der Lage sei, sich de[s] englischen Gebetbuches zu bedienen, da man sonst die Erlaubniß, überhau[pt] sich zum Gottesdienste versammeln zu dürfen, verlieren würde. Auch füg[-]

1) Das mitgesandte Schreiben ist vom 24. Sept. datirt und von 21 Person[en] unterzeichnet. Vgl. M'Crie, I, 399, in den Noten, wo es mitgetheilt i[st.]
2) Knox, hist., 85.
3) M'Crie, I, 143 ff. M'Crie folgt einem Buche „Brieff Discours off t[he] Troubles begonne at Franckford in Germany, Anno Domini 155[4]", dessen wir jedoch nicht haben habhaft werden können.

man hinzu, es sei in der Liturgie Manches, das Denen anstößig sei, unter denen man leben müsse, und das auch schon in England von Einigen für bedenklich gehalten worden sei, wie man denn auch darauf hinwies, daß man selbst unter König Eduard immerfort an dem Buche geändert und noch bedeutende Aenderungen im Sinne gehabt hätte, und daß man überzeugt sei, daß die Märtyrer ihr Blut doch für andere Dinge vergossen, als blos für solche veränderliche und von Menschen erdachte äußerliche Gebräuche. Aber dadurch wurden die Zürcher nicht zufrieden gestellt, vielmehr forderten sie nun auch die Straßburger auf, sich entschieden gegen die zu Frankfurt vorgenommenen Neuerungen zu erklären, und sie brachten durch Briefe und Abgesandte immermehr Zwiespalt in die Frankfurter Gemeinde hinein.

Knox fand deßhalb auch schon allerlei Zerwürfnisse vor, und er hielt sich für verpflichtet, vor allen Dingen dahin zu wirken, daß der Bruch in der Gemeinde nicht größer, daß vielmehr der Frieden hergestellt werde. Wie sehr er deßhalb auch wünschte, den Gottesdienst in Frankfurt von all den Dingen befreit zu sehen, die ihm selbst im Liturgienbuche anstößig waren, so suchte er doch keineswegs blos seine Meinung durchzusetzen, sondern schlug vor, man solle die Angelegenheit den Gelehrten unter den Flüchtlingen in den anderen Städten zur Entscheidung vorlegen. Freilich gestand er auch offen, daß er nicht im Stande sei, gemäß der Liturgie den Gottesdienst zu verwalten, und er bat deßhalb, wenn dieselbe eingeführt werden sollte, so möge man ihm entweder verstatten, seine Thätigkeit blos auf das Predigen zu beschränken, oder man möge ihn ganz wieder aus dem Amte entlassen.

Das wurde jedoch nicht bewilligt, vielmehr kam man überein, daß Knox mit einigen anderen Mitgliedern der Gemeinde einen Auszug aus dem Liturgienbuche machen und daß dieser Calvin zur Begutachtung übersandt werden solle. Calvin gab denn auch [1]) seine Meinung unverholen ab. Er sagte offen, daß in dem Buche manche unziemliche Dinge enthalten seien, und wenn er auch immer Mäßigung in Betreff äußerlicher Gebräuche angerathen habe, so könne er doch nicht umhin, die Hartnäckigkeit zu tadeln, mit der so Viele an Gewohnheiten hingen, blos weil sie alt wären. In der Liturgie seien freilich manche Thorheiten, die am Ende ertragen werden könnten, so lange die Reformation erst noch im Entstehen begriffen sei, aber — hernach müßten sie doch abgethan werden. Auch hätten die Flüchtlinge ja jetzt die beste Gelegenheit, dieß zu thun, und es wäre deßhalb zu rathen, daß sie eine Gottesdienstordnung einführten, die mehr zur Erbauung gereichen könne, zumal er seiner Seits nicht einzusehen vermöge, was diejenigen im Sinne hätten, die noch so sehr an dem papistischen Unrath hingen.

Dieser Brief that seine Wirkung. Die Freunde der Liturgie wagten nicht mehr, für sie aufzutreten, und es wurde deßhalb beschlossen, daß ein

1) Calvini Epp. pag. 28 d. d. 20. Jan. 1555.

Commité den Entwurf einer neuen Gottesdienstordnung ausarbeiten solle. Man behielt Einiges aus der Liturgie bei, fügte Anderes, das den Umständen angemessen war, hinzu, und so kam man denn, nachdem man bei zweifelhaften Dingen mehrfach die Meinung fremder Gelehrten eingeholt hatte, dahin, daß im April 1555 alle Mitglieder der Gemeinde die neue Ordnung unterschrieben. Man hielt einen Dankgottesdienst für den wieder hergestellten Frieden und nahm zugleich das Abendmahl als Unterpfand der Eintracht und zum Zeichen, daß aller Streit sollte vergessen sein [1]).

Leider dauerte der Frieden jedoch nicht lange, sondern wurde auf die ärgerlichste Weise wieder gebrochen, und namentlich hatte Knox nun davon zu leiden. Neue Flüchtlinge waren nämlich von England in Frankfurt angekommen (13. Mai 1555), und unter diesen der ehemalige Erzieher König Eduards, Dr. Cox. Diese, und Cox namentlich, waren nun aber mit den Einrichtungen der Frankfurter Gemeinde, besonders mit den in der Liturgie angebrachten Veränderungen, durchaus nicht zufrieden. Schon am ersten Sonntage, wo sie dem Gottesdienst beiwohnten, fingen sie deßhalb Lärm an, indem sie den Prediger, der das Gebet sprach, unterbrachen und die von den Frankfurtern weggelassenen Responsorien verlangten. Als man sie bedeutete, daß dieselben abgeschafft seien und daß sie Ruhe halten möchten, erwiederten sie: „sie wollten den Gottesdienst so haben, wie in England, sie verlangten eine englische Kirche!" Es war augenscheinlich auf Friedensstörung und hauptsächlich wohl darauf abgesehen, den wegen seiner freieren und doch strengeren Grundsätze unliebsamen Knox zu verdrängen, weßhalb man denn auch wohl gleich von Anfang an gewaltthätig verfuhr und am folgenden Sonntage sogar so weit ging, daß Einer aus der Gesellschaft des Dr. Cox sich des Betpultes bemächtigte und die Liturgie vortrug, während die andren die Antworten sangen, ohne daß ihnen irgend wie die Erlaubniß dazu von der Gemeinde ertheilt worden wäre.

Das konnte natürlich nicht geduldet werden. Es war geradezu ein Eingriff in die Rechte der Gemeinde und eine Auflehnung gegen die bestehende Ordnung, wozu dann noch kam, daß einige von den Friedensstörern nicht zum besten beleumundet waren in Betreff ihrer Anhänglichkeit an das Evangelium: man beschuldigte sie, in England eine Zeit lang mit dem Papstthum geliebäugelt zu haben. Knox, der an demselben Sonntage die Nachmittagspredigt zu halten hatte, sah sich daher veranlaßt, dies Betragen zu rügen. Er sprach davon, wie der Christ zu handeln habe, wenn er von seinen Mitchristen beleidigt werde. Ueber Manches, sagte er, was da die Schwachheit

1) Schon vorher hatte Knox in Gemeinschaft mit Andern eine kirchliche Ordnung aufgesetzt gemäß den Gebräuchen in Genf. Diese ging jedoch nicht durch. Später aber wurde sie in Schottland gebraucht unter dem Namen des Book of Common prayer.

verschuldet habe, müsse der Mantel der Liebe gedeckt werden, aber Vergehungen, welche geradezu gegen die Ehre Gottes und gegen den Frieden der Gemeinde gerichtet seien, sei es Pflicht zurückzuweisen und öffentlich zu tadeln. Dann erinnerte er daran, daß die Gemeinde bisher mit der neuen Einrichtung zufrieden gewesen sei, daß man endlich, nach vielen Mühen und Arbeiten, dahin gekommen sei, eine Ordnung aufzurichten, die Alle befriedigt, die man mit allgemeiner Freude aufgenommen und feierlich eingeführt habe — diese sei nun auf das Freventlichste verletzt, und vor einem solchen Verfahren hätte selbst der Hochmüthigste ihrer Gegner sich hüten sollen. Es sei doch nicht Recht, einer Gemeinde das wieder aufbürden zu wollen, was sie nach göttlichem Befehl abgeschafft habe, und in dem Buche, für welches Einige eine solche vorurtheilsvolle Vorliebe an den Tag legten, seien doch auch, wie er bereit sei öffentlich nachzuweisen, manche Dinge enthalten, die nicht nur unvollkommen, sondern auch abergläubisch und dem Worte Gottes zuwider seien. Wenn man damit eine freie Gemeinde belasten wolle, so würde er es für seine Pflicht halten, bei jeder Gelegenheit öffentlich dagegen aufzutreten. Auch halte er dafür, daß jene Mattherzigkeit, womit man in England die Reformation betrieben habe, als die Gelegenheit zu entschiednerem Vorgehen geboten gewesen, eine Ursache des göttlichen Zorns sei, den sie jetzt erfahren müßten. In England sei noch Vieles verkehrt gewesen, sowohl was die Ceremonien anbetreffe, als auch in Ansehung der Kirchenzucht, und — ein hauptsächlicher Schaden habe auch darin bestanden, daß drei, vier, fünf geistliche Stellen in einer Hand vereinigt gewesen wären, so daß dadurch die Gemeinden oftmals um die ordentliche Seelsorge gebracht worden seien.

Es lag in dem Charakter des Knox, immer frei mit der Sprache herauszurücken, aber — freilich diente das nicht zum Frieden. Diejenigen, die er angegriffen hatte, erhoben ein großes Geschrei wider ihn, zumal auch sie zu denen gehörten, welche von dem zuletzt genannten Vorwurfe der Amtsanhäufung getroffen wurden. Man verlangte, der Prediger sollte wegen Lästerung der Mutterkirche zur Rechenschaft gezogen werden; auch drangen die Freunde der Liturgie darauf, daß Dr. Cox und Genossen Stimmrecht in der Gemeinde bekämen, ein Verlangen, das um so weniger gerechtfertigt war, als dieselben bis dahin weder die Kirchenordnung der Gemeinde unterschrieben, noch auch wegen ihrer früheren Liebäugeleien mit dem Papstthum sich verantwortet hatten. Daher fand dieß Begehren in der Gemeinde denn auch den lebhaftesten Widerstand, und nur Knox war es, der, obwohl er wußte, daß man gerade darin ein Mittel suchte, ihn zu verdrängen, dennoch rieth, diese Forderung zu gewähren. „Ich weiß, sagte er, daß ihr nur deßhalb in die Gemeinde aufgenommen sein wollt, weil ihr hofft, durch Majorität meine Sache zu überwinden. Dennoch ist die Angelegenheit so klar, daß ihr dazu nicht im Stande sein werdet. Ich fürchte euer Urtheil nicht, und deßhalb wünsche ich, daß ihr zugelassen werdet.“ Er vertraute auf die Wahrheit

seiner Sache und wollte seinen Gegnern jeden Vorwand nehmen, sich darüber zu beklagen, daß man ihnen ihr Recht nicht gewährt habe.

Knox drang jedoch damit nicht durch. Die Mehrzahl der Gemeinde war über die Störung ihres Friedens im höchsten Grade unwillig, und da man fürchtete, daß bei den so scharf hervorgetretenen Gegensätzen der Streit immer heftiger werden und am Ende eine Auflösung der Gemeinde herbeiführen möchte, so riefen einige Mitglieder die Vermittlung des Senates von Frankfurt an, der denn auch, nach vergeblichen Versuchen, eine Ausgleichung herbeizuführen, sich genöthigt sah, die Bedingungen, unter denen die Gemeinde zugelassen worden war, einfach wieder einzuschärfen. Wenn sie sich an diese nicht hielten, so sollte ihnen der Gottesdienst untersagt werden, zumal es klar sei, daß die Zänkereien erst hervorgebrochen seien, als man dieselben überschritten habe.

Dadurch kam eine Zeit lang wieder Ruhe in die Gemeinde. Auch die „Coxianer“ mußten sich nun wohl unterwerfen, und sie thaten es mit um so scheinbarerer Bereitwilligkeit, als sie ein Mittel gefunden hatten, den Mann, der ihnen am meisten im Wege stand, zu entfernen. Dies aber bestand in nichts Anderem, als in einer Anklage auf Hochverrath, wie an der Königin Maria, so auch an dem deutschen Kaiser begangen, welche sie gegen Knox auf Grund der „Ermahnung an England“ und der bereits aus derselben mitgetheilten Stellen[1]) beim Senate von Frankfurt anbrachten. Der Senat kam dadurch in nicht geringe Verlegenheit. Das Verfahren der Gegner Knox' mißbilligte er durchaus, dennoch aber durfte er die Anklage nicht unberücksichtigt lassen, da zu fürchten war, daß die „Coxianer“ sich nicht scheuen würden, an den Kaiser selbst sich zu wenden, wenn man ihren Angebereien nicht Folge gebe. Deßhalb wurde Knox denn vorläufig das Predigen untersagt, und — das Ende war, daß ihm der Rath ertheilt wurde, die Stadt zu verlassen. Am 25. März nahm Knox von den ihm befreundeten Mitgliedern der Gemeinde (50 an der Zahl) Abschied, indem er ihnen Abends in seiner Wohnung noch manches Wort des Trostes sagte, und reiste dann am folgenden Tage, von ihnen eine Strecke begleitet, von Frankfurt ab, nicht ohne Kummer über solche Zwistigkeiten selbst unter den Bekennern des Evangeliums, aber auch nicht ohne dem nachzuahmen, der am Kreuze auch für seine Feinde gebetet hat. „O Herr mein Gott!“ ruft er selbst in einem Bericht über diese Vorgänge aus: „öffne ihre Herzen, auf daß sie ihre Sünden erkennen, und vergieb ihnen nach dem Reichthum deiner Gnade! Auch ich vergebe ihnen, o Herr, von Grund meines Herzens! Nur damit deine Botschaft, durch meinen Mund verkündigt, nicht verlästert werde, bin ich gezwungen, die Ursache meiner Abreise offen darzulegen und ihre Verkehrtheit an's Licht zu bringen, ihnen, wie ich hoffe, zur Besserung und Andern, welche

---

1) S. oben S. 108 f.

in derselben Verbannung so grausame Herzen haben möchten, um ihre Brüder zu verfolgen, zum Beispiele."

Der Senat von Frankfurt hatte freilich sich nicht enthalten können, den Anklägern Knox' offen seine Mißbilligung an den Tag zu legen. Dennoch gelang es den „Coxianern" bald, ihre Zwecke auch bei ihm durchzusetzen, Dr. Cox war mit einem Dr. Glauberg zu Frankfurt, einem Neffen des Bürgermeisters, in Verbindung getreten, und durch dessen Hilfe gelang es, die Erlaubniß zum Gebrauch der Liturgie beim Senate zu erwirken. Man hatte demselben vorgestellt, daß nur Knox ein Gegner des Buches gewesen, daß dagegen jetzt nach dessen Entfernung die ganze Gemeinde nach den hergebrachten Gebeten verlange. So gewann die Partei der Coxianer die Oberhand. Man schaffte die von Knox eingeführte Kirchenzucht ab, stellte einen Bischof an die Spitze der Pastoren und konnte sich nun rühmen, „eine rechte englische Kirche zu haben".

Knox wandte sich wieder nach Genf, wo ihn Calvin auf das Freundlichste wieder aufnahm, nicht wenig entrüstet über die Behandlung, welche der grade Mann zu Frankfurt erfahren hatte. Wir sehen das aus einer Antwort Calvin's an Dr. Cox, als dieser sich brieflich bei ihm hatte zu rechtfertigen gesucht. Er sagt da geradezu: „Knox sei auf eine unbrüderliche und unchristliche Art behandelt worden, und es sei für seine Ankläger besser gewesen, zu Hause zu bleiben, als wie ein Feuerbrand in einem fremden Lande in eine friedliche Gemeinde zu fallen und dort Zwietracht zu entzünden [1])".

Zehntes Kapitel.

Fortgang der Reformation in Schottland.

Dem aus Frankfurt vertriebenen Prediger sollte jedoch bald ein Wirkungskreis eröffnet werden, der eine viel größere Wichtigkeit hatte, als der, den er zu verlassen gezwungen war, nämlich in seinem Vaterlande Schottland selbst.

Wir haben Knox in den letzten Kapiteln hauptsächlich hinsichtlich der Thätigkeit geschildert, welche er für die englische Kirche entfaltet hat — gleichwohl hatte er daneben doch auch sein engeres Vaterland nie aus den Augen und aus dem Herzen verloren. Sehen wir ihn während seines Aufenthaltes in England die nördlichen Gegenden dieses Reiches zum Schauplatze seiner Wirksamkeit wählen, so geschah dies aus keinem anderen Grunde, als weil er da den Grenzen Schottlands am nächsten war, und unausgesetzt stand er mit den dortigen Anhängern der Reformation in brieflichem, oft auch in

1) Calv. Epp. et Respp. pag. 98, d. d. pridie Idus Jun. 1555.

persönlichem Verkehr. Eine der Anklagen, welche die Gegner beim Geh
Rathe Eduards gegen ihn vorgebracht hatten[1]), beschuldigte ihn ja, mi
Schotten in geheimen Beziehungen zu stehen, und — wie hätte ein
seines Charakters nicht auch daran denken und darauf hinarbeiten
daß das Reich dessen, dem er so ausschließlich diente, auch in dem
aufgerichtet werde, das ihm das Leben gegeben hatte?

Auch während seines Aufenthaltes auf dem Festlande unterhielt e
ausgesetzt diesen Verkehr mit seinen schottischen Freunden, und die R
die er zu verschiedenen Zeiten nach Dieppe unternahm, hatten zugleich
den Zweck, hier die von diesen an ihn gerichteten Briefe in Empfa
nehmen. Diese lauteten denn auch immer günstiger, was die Vermel
derer anbetrifft, die in Schottland der Reformation anhingen, und ber
ihn endlich, selbst wieder in sein Vaterland zurückzukehren, um dor
Sieg der guten Sache fördern zu helfen.

Allerdings hatte in Schottland die römische Partei nach dem Fall
St. Andrews vorläufig wieder die Oberhand gewonnen. Die Hauptve
der Reformation waren auf den französischen Galeeren gefangen geh
und während so die Prälaten von ihren entschlossensten Gegnern
waren, stand ihnen auf der andern Seite die Hilfe Frankreichs zur
dem seit der Verlobung des Dauphin mit Maria Stuart daran g
war, die römische Kirche in Schottland aufrecht zu erhalten. Die Verfolg
der evangelisch Gesinnten begannen daher auf's Neue, besonders nachde
Krieg, den der Herzog von Somerset wegen des gebrochenen Heirat
trages mit Schottland geführt hatte, durch einen Frieden zu Ende ge
war und man nun nicht mehr meinte, die dem Evangelium geneigten B
schonen zu müssen, und zwar war es der neu ernannte Erzbischof vo
Andrews, John Hamilton, jener Bastardbruder des Regenten, der je
Verfolgungen leitete, indem er nun aber klüglicher Weise statt der Rel
politische Anklagen vorschützte. Man beschuldigte Diejenigen, welche
meinte fürchten zu müssen, mit England in einem landesverrätherischen
nisse zu stehen, und da half es denn nicht, daß die Angeklagten in dem
Kriege treu auf Seiten Schottlands gekämpft hatten. So wurde Cockbur
Ormiston und Crichton von Brunston, die wir schon als Freunde der
mation kennen gelernt haben, wegen Hochverraths des Landes verwiesen,
Johann Melville von Reith sogar mit dem Tode bestraft. Das einzige V
chen des Letzteren bestand darin, daß er an seinen damals in England sic
haltenden Sohn einen unverfänglichen Brief geschrieben hatte, der,
durch Zufall, sei es durch Treulosigkeit in die Hände der Prälaten ge
war. „Aber, sagt Knox[2]), der Bischof von St. Andrews und der Ab

1) S. oben S. 84.
2) Hist. pag. 82 f.

)umfermeline ruhten nicht, bis dem Edelmann der Kopf abgeschlagen war, uptsächlich weil er dafür bekannt war, daß er unbeweglich der Wahrheit s Wortes Gottes anhing und daß er ein Freund derer in der Burg von St. Andrews gewesen."

Noch schlimmer erging es dem Manne, der die Stelle Knox' in der amilie Ormiston einnahm: Adam Wallace. Eigentlich aus Mißverständniß efangen genommen, weil man ihn für den Laird von Ormiston selbst geulten, wurde er gleichwohl vor Gericht gestellt und wegen Ketzerei angeklagt.)ie Beschuldigungen waren die hergebrachten: Lesen der Bibel, Verachtung er Messe und der Heiligenverehrung, Leugnung des Fegfeuers u. dergl.[1]). seine Appellation von dem Gerichte der Bischöfe, die Richter in eigener sache seien, an ein gerechtes Gericht half ihm eben so wenig, wie seine Beufung auf die heilige Schrift, der er zu gehorchen versprach, wenn man ihn us derselben eines Besseren belehre. Er wurde zum Feuertode verurtheilt nd am Schloßhügel zu Edinburg verbrannt[2]).

Um jedoch der „Ketzerei" gänzlich ein Ende zu machen, hielt der Erzischof von St. Andrews ein Provincialconcil im November 1549, in der Abcht, mit demselben die nothwendigsten Schritte zur völligen Unterdrückung es Evangeliums zu berathen. Die Beschlüsse dieser Versammlung[3]) sind ı mancher Beziehung merkwürdig, besonders weil sie auf den Zustand der 'irche in Schottland ein Licht werfen. Daß die Kirche einer Verbesserung edürfe, wurde anerkannt, sowie auch, daß es mit dem Leben und der Ernntniß des Christenthums bei den Geistlichen schlimm genug bestellt sei. lus diesem Grunde wurden denn auch Maßregeln zur Abhilfe der Uebel in Vorschlag gebracht und es kam eine Verordnung von 58 Paragraphen zu Stande, nach welcher die Geistlichkeit in Zukunft sich richten solle. Kein Geistlicher sollte mehr im Concubinat leben; die Prälaten und niederen Kirchendiener sollten ihre Bastardkinder nicht mehr im eigenen Hause erziehen nd ihnen ebensowenig kirchliche Beneficien zuwenden, als das Vermögen er Kirche dazu benutzen, um sie mit Baronen zu verheirathen oder Baronien ür sie zu errichten. Auch sollten die Geistlichen sich in Tracht und Kleidung om Volke unterscheiden, damit man mehr Achtung vor ihnen habe: sie sollten eine Bärte tragen, die Tonsur nicht vernachlässigen u. dergl. Die Bischöfe)llten sich auch in Zukunft des Predigens annehmen und wenigstens vier Mal es Jahres selbst die Kanzel besteigen, sich aber, wenn sie keine Uebung darin ätten, von gelehrten Männern unterrichten lassen. Desgleichen auch die Rectoren, ja, um dem so fühlbaren Mangel an tauglichen Predigern abzuelfen, sollte künftig bei jedem Bischofssitze und bei jeder Abtei eine Pfründe

1) Auch daß er selbst sein Kind getauft habe, was er auch zugab und es aus der Schrift zu rechtfertigen suchte.

2) Knox, hist., pag. 87 f. Beza, Icones, Ff. ij. Cook, I, 356 ff.

3) Vgl. Wilkins, Consilia, IV, 46 ff.

ausgeworfen werden für einen Solchen, der zu predigen habe, und wenn das nicht geschehen könne, so solle man, wurde bestimmt, einem zu haltenden Prediger wenigstens 40 Schillinge des Jahres geben, wofür er dann mindestens vier Mal im Jahre zum Volke zu reden habe. Andre Verordnungen betrafen die Lebensweise der Geistlichen, die man weniger üppig haben wollte, die Studien, welche an den Kathedralkirchen und in den Klöstern zu machen wären, die Anhäufung von Pfründen und geistlichen Aemtern in einer Hand, die Ordinationen und Dispensationen, sowie das Prozeßverfahren an den bischöflichen Gerichtshöfen, wozu auf einem späteren Concil vom Jahre 1551 dann noch der Beschluß kam, daß, „da die untere Geistlichkeit und die Prälaten zum größten Theile durchaus ungeeignet wären, das Volk im katholischen Glauben und in anderen zur Seligkeit nothwendigen Dingen zu unterrichten", ein Katechismus in schottischer Sprache ausgearbeitet werden solle, den die Rectoren, Vicare und Pfarrgehilfen an Sonn- und Festtagen vorzulesen hätten, wenn Keiner da wäre, der predigen könne. Auch sollten die Geistlichen sich täglich üben, den Katechismus zu lesen, damit sie nicht auf der Kanzel beim Vorlesen desselben anstießen und sich vor den Zuhörern lächerlich machten, wie ihnen denn auch eingeschärft wurde, das Buch nicht in die Hände von Laien gelangen zu lassen — höchstens „einigen rechtschaffenen, ehrbaren und zuverlässigen Personen, welche sich zu unterrichten und nicht blos ihre Neugierde zu befriedigen wünschten", sollte der Katechismus nach eingeholter Erlaubniß von Seiten des Bischofs überlassen werden dürfen. Wäre aber Jemand, der mit den Geistlichen über den Katechismus zu disputiren anfinge, so sollten sie sich durchaus nicht darauf einlassen, sondern den Menschen dem Inquisitionsgerichte zur Bestrafung überliefern.

Dieß Letztere war indessen die hauptsächlichste Maßregel, wodurch man der Ketzerei vollends den Garaus zu machen hoffte, und die Niedersetzung solcher Gerichtshöfe wurde eben auf diesem Concil von 1549 beschlossen. In jeder bischöflichen Diöcese, sowie bei jeder Abtei sollten „fromme, rechtschaffene, gut unterrichtete und gut beleumundete Männer, die auch die rechte Umsicht hätten," zu Inquisitoren ernannt werden, deren Aufgabe sein sollte, nach ketzerischen Meinungen und verbotenen Büchern, sowie auch namentlich nach jenen Satiren fleißig zu spüren, welche die Geistlichkeit lächerlich zu machen suchten, um sie nach aller Strenge der Ketzergesetze zu bestrafen.

Doch richtete man mit dem Allen wenig aus. Die das Leben der Geistlichen regulirenden Bestimmungen wurden so wenig beachtet, wie überhaupt solche Maßregeln von einem einmal verdorbenen Klerus niemals beachtet worden sind, und in dieser Beziehung blieb es beim Alten. Selbst der Katechismus, den der Erzbischof Hamilton allerdings zu Stande brachte, ist niemals recht in Gebrauch gekommen, und jene Canones des Provincialconcils hatten nur dazu gedient, das Verderben, das in der Kirche herrschte, in das rechte Licht zu stellen. Was aber die Unterdrückung der „Ketzerei"

anbetrifft, so rühmte freilich das Concil vom Jahre 1551, daß dieselbe eine durch die Gunst des Gouvernements und durch die Wachsamkeit der Prälaten vollbrachte Thatsache sei, aber doch nur, weil die Anhänger des Evangeliums vorsichtig genug waren, sich den neuerrichteten Inquisitionshöfen nicht in die Hände zu liefern. Wir haben schon früher gehört, wie die Evangelischen in Schottland die Wachsamkeit der römischen Geistlichkeit zu täuschen verstanden [1]), so denn auch jetzt. Sie hegten ihre Meinungen im Stillen, aber sie hüteten sich wohl, unbesonnen hervorzutreten und ihr Leben auf das Spiel zu setzen, indem sie günstigere Zeiten erwarteten.

Diese kamen denn auch bald und zwar aus Gründen, von denen man eigentlich das Gegentheil hätte fürchten sollen, einmal daher, daß die Königin Mutter zur Regentin von Schottland ernannt wurde, und sodann auch von der Thronbesteigung der blutigen Maria in England.

Marie von Lothringen hatte längst darnach getrachtet, die Zügel der Regierung in Schottland in die Hände zu bekommen, sowohl aus Ehrgeiz, als auch weil der Graf Arran doch nicht in allen Stücken ein gefügiges Werkzeug der französischen Politik sein mochte, deren Parteigängerin die Königin war. In Frankreich ging man ja damit um, sowohl die Krone von Schottland mit der französischen untrennbar zu vereinigen, als auch den Adel in Schottland zu beugen und auf seinem Sturze das absolute Königthum zu errichten, beides Pläne, denen Arran als nächster Agnat der Krone eben so, wie als Genosse der Barone zuwider sein mußte. Deßhalb kam man am französischen Hofe den Wünschen der Königin Mutter auf das Bereitwilligste entgegen, und die Beseitigung Arrans war das gemeinsam verfolgte Ziel. Marie reiste selbst nach Frankreich, um hier die Sache zu betreiben und einzuleiten [2]), und — das Ende war, daß man den Grafen durch Drohungen und Versprechungen bewog, auf die Regentschaft von freien Stücken zu verzichten. Der König von Frankreich ernannte ihn zum Herzoge von Chatelherault, es wurde ihm eine jährliche Pension zugesichert, und so ließ er sich, furchtsam und lenksam, wie er war, abkaufen — Marie von Lothringen wurde an seiner Stelle zur Regentin ernannt (10. April 1554).

Aber die Regelung der Regentschaft hing gesetzlich nicht von dem Grafen Arran und noch viel weniger von dem Belieben des französischen Hofes ab, sondern durchaus vom Parlament. Ohne den Willen der Stände des Reiches konnte Maria nicht Regentin sein, und wenn sie auch im Geheimen den Einfluß Frankreichs benutzen konnte, um Arran zur Abdankung zu nöthigen, so mußte doch nicht bloß diese Intrigue selbst vor den Ständen verborgen bleiben, sondern sie mußte auch daran denken, die auf die Unabhängigkeit Schottlands eifersüchtigen Barone für sich zu gewinnen, ohne daß Frankreich

---

1) S. oben S. 20.

2) Tytler, VI, 50 ff., Knox, hist., 88.

dabei irgend wie seine Hand im Spiele hätte. Aus diesem Grunde hatte sie in langer Vorbereitung ihrer Pläne, ganz in der Weise der treulosen Politik damaliger Zeit, die verschiedenen Parteien günstig für sich zu stimmen gesucht, indem sie allen Versprechungen machte. Während sie den Römischen gegenüber als eine strenge Anhängerin der römischen Kirche sich zeigte, gab sie den Evangelischen zu verstehen, daß sie durchaus nicht die Absicht habe, zu ihrer Unterdrückung die Hände zu bieten, sobald sie das Heft nur erst ergriffen habe, und selbst bestimmte Zusicherungen des Schutzes soll sie den auf Reform der Kirche dringenden Baronen gegeben haben. So gelang es ihr denn wirklich die Stimmen der Stände auf sich zu vereinigen, als Arran dem Parlamente erklärte, die Regierung niederlegen zu wollen; aber so hatte sie sich denn auch Verpflichtungen auferlegt, die sie freilich nicht zu erfüllen entschlossen war, von denen sie aber doch für nöthig hielt, sich noch eine Zeit lang den Schein zu geben, als wolle sie dieselben halten, zumal sie der Geistlichkeit, an deren Spitze ja der Bruder des Grafen Arran stand, nicht so ganz sicher war, um des guten Willens der Barone ihr gegenüber entbehren zu können, und zumal auch die durch sie verfolgten Pläne der französischen Politik noch weiterhin erforderten, sich die Gunst der Stände zu erhalten.

Frankreich nämlich ging mit nichts Geringerem um, als die Kronen beider Reiche untrennbar mit einander zu vereinigen und dann zugleich das die Macht des Königthums schwächende Feudalwesen in Schottland in die Schranken zurückzudrängen, welche demselben bereits in dem eigenen Lande gesetzt worden waren. Zu diesem Ende sollte der Dauphin nicht blos mit der bereits nach Frankreich übergesiedelten jungen Königin vermählt werden, sondern man hoffte auch, von dem schottischen Parlamente vorläufig das zu erlangen, daß derselbe zugleich mit Maria Stuart als König von Schottland anerkannt würde, um so für später zu Erreichendes eine feste Grundlage zu gewinnen[1]). Aber auch bei diesen Plänen kam es durchweg auf den guten Willen der Stände an, und da das königliche Kind noch sehr jung war, so daß erst nach mehren Jahren an die beabsichtigte Vermählung und die mit derselben verbundenen anderweitigen Absichten gedacht werden konnte, so kam es auch aus diesem Grunde darauf an, die evangelisch gesinnten Barone nicht zu verletzen. Die Regentin sah sich deßhalb genöthigt, die einmal vorgenommene Maske auch nach ihrer Erhebung noch beizubehalten und namentlich von solchen Schritten vor der Hand abzustehen, die einen Zweifel in ihre friedlichen und freundlichen Gesinnungen gegen die Evangelischen hätten erregen können. So geschah es denn, daß unter dieser Schwester der Guisen, die, gleich ihren Brüdern, die entschiedenste Anhängerin Roms war, doch das Evangelium

1) Vgl. Tytler, VI, 70, wo Thatsachen mitgetheilt werden, die die Absichten Frankreichs genugsam verrathen. Ebenso Mignet I, 50 ff. und im Auszuge bei Meyer, I, 25 ff.

wieder Raum gewann und die Freunde desselben wieder wagen durften, offener, als bisher, hervorzutreten, ohne ihr Leben auf das Spiel zu setzen.

Und dazu kam dann noch die Thronbesteigung der englischen Maria. Obgleich man hätte denken sollen, daß beide Regentinnen sich nunmehr zur Unterdrückung der verhaßten „Ketzerei" die Hände reichen würden, so geschah doch — aus politischen Gründen — das Gegentheil. Einmal war es der erbliche Gegensatz zwischen den Königen von England und Schottland, der beide Frauen verhinderte, gemeinsame Sache zur Ausrottung der Evangelischen zu machen, und das andre Mal trug auch die Verheirathung der englischen Monarchin mit dem Könige von Spanien dazu bei, die Tochter Frankreichs, die in Schottland gebot, ihr als Gegnerin gegenüber zu stellen. Zwischen Frankreich und Spanien hatte von langen Zeiten her bereits die heftigste Eifersucht bestanden, die sich so in den Kriegen zwischen Karl V. und Franz I. blutig genug Luft gemacht hatte, und nun — gewann Philipp II. durch die Verbindung mit England ja einen solchen Zuwuchs an Macht, daß derselbe den Franzosen nicht nur bedenklich wurde, daß sogar eine geheime Coalition zwischen Frankreich und seinen Dependenten gegen diese spanisch-englische Macht zu Stande kam[1]). Maria von Lothringen und Maria von England waren deßhalb die erklärtesten Gegnerinnen, und — die von der Letzteren vertriebenen Protestanten fanden in Schottland nicht blos eine bereitwillige Aufnahme, sondern man hinderte sie auch gar nicht, ihre Meinungen im Geheimen weiter auszubreiten. Von Ort zu Ort ziehend, entflammten gerade sie wieder das durch die Furcht gedämpfte Feuer auch unter den Schotten, so daß neue Hoffnung und mit derselben auch neuer Eifer unter den Eingeschüchterten erwachte, das verhaßte Joch der römischen Priesterschaft abzuschütteln. Allmälig bildete sich so wieder eine Partei gegen die Geistlichkeit, die schon frohlocket hatte, der Ketzerei ein Ende gemacht zu haben[2]), und — dieß Mal sollten die Bemühungen um Reform der Kirche von einem Erfolge gekrönt sein, der kaum so rasch und so gänzlich zu erwarten war. Die Treulosigkeit und politische Klugheit der Regentin grub sich zuletzt ihre eigene Grube.

Zwei Männer waren es nun aber vorzüglich, die das gedämpfte Feuer wieder anzuschüren verstanden, beide geborene Schotten und vordem nach England geflohen, aber jetzt zurückkehrend und auf's Neue die Predigt von Christo beginnend: Wilhelm Harlow und Johann Willock. Der Erstere war ursprünglich ein Schneider zu Edinburg gewesen, aber, wegen seiner evangelischen Meinungen flüchtig, war er in England Diakon geworden und hatte unter Eduard VI. das Wort Gottes gepredigt. Er war nicht ein gelehrter, wohl aber ein frommer und für die Wahrheit des Heiles begeisterter Mann, der nicht müde wurde, zu verkündigen, was ihm am Herzen lag, und nicht unbedeutende Erfolge

1) Tytler, VI, 66. M'Crie, I, 170.
2) Vgl. Wilkins, Consilia, IV, 72.

zu entreißen (denn ihr allein entführtet mich meinen ruhigen Studien), um de
heißen Durst unsrer Brüder zu sehen, welche Tag und Nacht begehren nac
dem Brode des Lebens. Wenn ich es nicht mit meinen eigenen Augen i
meinem Vaterlande gesehen hätte, so würde ich es nicht geglaubt haben! Ic
pries Gott, als ich bei euch war, zu erfahren, daß Gott mitten in Sodo
mehr als einen Lot und mehr als zwei gläubige Töchter habe, aber d
Eifer hier übertrifft Alles, was ich sonst gesehen. Und deßhalb müßt ihr e
geduldig ertragen, wenn ich hier noch einige Tage bleibe, denn ich kann nic
eher abreisen, als bis Gott ihren Durst ein wenig gestillt hat. Ja, Mutte
ihr Eifer überwältigt mich so, daß ich meine besonnene Kälte nur anklagen un
verwerfen kann. Gott wolle ihnen ihres Herzens Verlangen gewähren! und i
bitte euch, mir von euch und von dem, was sich seit eurem letzten Schreiben z
getragen hat, Nachricht zu geben. Tröstet euch mit Gottes Verheißungen un
seid gewiß, daß Gott mehr Freunde erwecken wird, als wir jetzt denken[1]." –

Knox' vornehmstes Bemühen war nun, die Anhänger der Reformati
in Schottland zu festerem Auftreten den Römischen gegenüber zu bewege
Bisher hatten sich dieselben noch äußerlich zu dem papistischen Gottesdienst
gehalten, weil sie sich gescheut hatten, die Aufmerksamkeit der Prälaten a
sich zu ziehen, wie denn überhaupt auch von einer eigentlichen Organisati
der Partei und von fest in's Auge gefaßten Zielen derselben noch nicht d
Rede war. Aber damit konnte der, dem das römische Wesen als eitel Götze
dienst galt, durchaus nicht zufrieden sein, und sollte es zu einer Reformatio
in Schottland kommen, so war ein offenes Lossagen von den hergebracht
Mißbräuchen ja auch der erste nothwendige Schritt. Deßhalb fing Knox[2]
denn auch an, sowohl in seinen Unterredungen, als auch in den Vorträgen, d
er hielt, dieß Verfahren auf das Schärfste zu rügen, in dem er es als e
strafwürdiges Vergehen darstellte, auf so feige Weise das Wort Gottes z
verleugnen, und nicht Wenige wurden dadurch in ihrem Gewissen auf da
Heftigste erschüttert. Die Folge war, daß der Laird Erskine von Dun ei
Abendgesellschaft zusammen bat, bei welcher die Angelegenheit besprochen un
in dem Sinne Knox' entschieden wurde. Knox stellte hier den Satz auf: „
sei in keiner Weise einem Christen erlaubt, bei dem Götzendienst gegenwärt
zu sein," und obgleich Maitland von Lethington, ein gelehrter und im Di
putiren gewandter junger Mann, die Theilnahme an der Messe Anfang
entschuldigen wollte, so mußte auch er doch zuletzt bekennen, daß Knox Rec
habe. „Die Messe wurde von dieser Zeit an von denen verabscheut, welche i
vordem noch, des äußeren Scheines wegen und um Nachstellungen zu verm
den, beigewohnt hatten," und gewiß war das ein „entscheidender Schritt[3]." –

1) Der Brief ist vom 4. Nov. 1555.
2) Knox, hist., 91. Vgl. Cook, 392 ff.
3) M'Crie, I, 177.

Von Edinburg begab sich Knox dann auch in andre Gegenden Schottlands, um auch hier die heimlichen Anhänger des Evangeliums zu offenem Hervortreten zu entflammen. Laird Erskine bewog ihn, mit ihm nach seinem Schlosse Dun in der Nähe von Angus zu reisen, und hier blieb er einen ganzen Monat, indem er täglich predigte und die benachbarten Gutsbesitzer herbeikamen, um sich von ihm in der Wahrheit des Heiles unterrichten zu lassen. Dann begab er sich nach Calder-House, einem Schlosse in West-Lothian, zu Sir Jakob Sandilands, dem Comthur des Johanniterordens in Schottland. Sandilands, ein bereits hochbetagter Greis, der sowohl wegen seiner Macht, als auch wegen seiner Weisheit und Mäßigkeit in hohem Ansehn stand, war von je her ein Freund der Reformation gewesen und hatte schon im Jahre 1548 gewagt, einen evangelischen Prediger, Johann Spottswood, einen Schüler Cranmers, in Calder anzustellen. Dadurch war auch in den Zeiten des größten Druckes nach der Einnahme von St. Andrews viel evangelisches Leben in Ost-Lothian verbreitet worden und das Schloß Calder der Sammelplatz der Evangelischen, sowohl aus dem Adel, als auch aus der Gentry gewesen. Hier fand Knox daher auch einen wohl bereiteten Boden. Er traf hier mit einer Anzahl von einflußreichen Personen zusammen, die er zu neuem Muth zu erwecken suchte. Namentlich waren es drei junge Leute, die er hier kennen lernte und deren spätere Standhaftigkeit im Bekennen des Evangeliums ohne Zweifel den Bemühungen Knox' zu nicht geringem Theile zu verdanken ist: Archibald Lord Lorn, der Sohn und Nachfolger des Grafen von Argyle, Lord John Erskine, der spätere Graf Mar, und Lord Jakob Stuart, ein natürlicher Sohn Jakobs V., welcher damals Prior von St. Andrews war, aber nachmals als Graf Murray die Regentschaft in Schottland nach der Vertreibung Maria Stuarts überkam[1]). „Diese, sagt Knox, billigten seine Lehre so sehr, daß sie wünschten, sie möge öffentlich eingeführt werden."

Von Calder ging er wieder nach Edinburg, wo er auf's Neue zu lehren anfing, und begab sich dann nach Weihnachten, auf Wunsch des Laird Lockhart von Bar und des Sir Robert Campbell von Kineancleugh, in die Grafschaft Kyle, den alten Zufluchtsort der Lollards, wo er ebenfalls eine Anzahl von Anhängern der evangelischen Lehre fand. Er predigte in den Häusern von Bar, Kineancleugh, Carnell, Ochiltree und Gadgirth, und eben so in der Stadt Ayr, wie er denn auch an verschiedenen Orten das Abendmahl mit seinen Anhängern hielt, die sich damit zugleich verpflichteten, der Messe von nun an nicht mehr beizuwohnen. Dieß geschah auch zu Finlayston, dem Schlosse des Grafen Alexander von Glencairn, der ihn kurz vor Ostern zu sich gebeten hatte. Nicht blos der Graf und seine Familie, sondern auch Viele aus der Nachbarschaft nahmen an dieser Feier Theil, und Glencairn,

1) Den Letzteren hatte Knox bereits früher in London kennen gelernt. Derselbe war jetzt etwa 22 Jahre alt.

ein Mann von guten Kenntnissen, hat sich seit der Zeit stets als einen eifrigen Schützer der Reformation erwiesen. In Calder, wohin Knox sich darauf wieder begab, fanden sich außer den Bewohnern der Umgegend auch eine Anzahl von Leuten aus Edinburg ein, mit denen er denn auch das Abendmahl hielt, und eben so brachte er bei einem erneuerten Aufenthalte zu Dun, „wo er jetzt mit größerer Offenheit seine Lehren vortrug," die Edelleute der Grafschaft Mearns dahin, durch Theilnahme am Abendmahl der Messe abzusagen und — ein feierliches Bündniß mit einander zu schließen, durch welches sie sich gegenseitigen Schutz gelobten und versprachen, zur Beseitigung des Papstthums und zur Aufrichtung der Reformation, sobald sich ihnen dazu nur eine günstige Gelegenheit böte, alle ihre Kräfte einsetzen zu wollen[1]). So ließ es sich Knox angelegen sein, überall die Gemüther zu einem vollkommenen Bruche mit der römischen Kirche zu bewegen und die Anhänger des Evangeliums, die bisher vereinzelt und eben deßhalb machtlos dagestanden hatten, zu einer geschlossenen Partei zusammen zu bringen, die im Stande wäre, den übermächtigen Prälaten die Spitze zu bieten. Mit demselben unerschrockenen Eifer, mit welchem er vordem in England für das volle und lautere Evangelium eingetreten war, sehen wir ihn auch hier wieder unausgesetzt thätig, und gewiß war die Gefahr, der er sich aussetzte, keine geringe.

Knox trat freilich Anfangs nur im Geheimen auf und seine Freunde suchten auch, Angesichts der noch immer in voller Machtvollkommenheit dastehenden römischen Kirche, seine Anwesenheit so viel als möglich geheim zu halten; aber verborgen bleiben konnte dieselbe doch auf die Dauer nicht, und je mehr sein Anhang wuchs, desto mehr mußten seine Gegner auf ihn aufmerksam werden. So kam es denn auch vor die Bischöfe, daß zu Ayr ein evangelischer Prediger die Leute zum Widerstande gegen das Papstthum aufgefordert habe, und bald erfuhr man auch, daß dieser Prediger Knox sei. Die Bischöfe wandten sich an die Regentin und machten sie auf die Gefahren aufmerksam, die daraus entständen, wenn man diesen, der ein so überaus gelehrter Mann sei, ungehindert seine Lehren vortragen lasse. Sie forderten die Festnahme des Predigers, und würden schon jetzt ihr Ziel erreicht haben, hätte die Regentin nicht Grund gehabt, die Evangelischen zu schonen[2]). Als aber der Anhänger des Reformators immer mehr wurden und namentlich als das Gerücht von jenem Bündnisse sich verbreitete, welches die Edelleute von Mearns mit einander geschlossen hatten, — „die Mönche liefen von allen Seiten nach den Bischöfen," sagt Knox[3]) — da waren die Prälaten entschlossen, auch ohne die Regentin einen entschiedenen Schritt gegen den Pre-

---

1) Knox, hist., 92.

2) Vgl. Letter to the Lady Mary, Regent of Scotland, im Anhang zu Knox, hist., pag. 416 f.

3) hist., 92. Vgl. Cook, II, 2 f.

diger zu thun. Sie luden ihn nach Edinburg vor das geistliche Gericht, wo er in der Kirche der Dominikaner am 15. Mai erscheinen sollte, und ohne Zweifel würde Knox dem Schicksale Wisharts nicht entgangen sein, wäre nicht sein Anhang bereits zahlreich genug gewesen, um den Prälaten Furcht einzuflößen, und hätten sich die evangelisch gesinnten Edelleute nicht entschlossen, ihren Prediger zu schützen.

Knox war bereit, zu Edinburg zu erscheinen, aber zugleich kam auch Erskine von Dun nebst einer großen Anzahl Bewaffneter in die Stadt[1]). Dadurch wurden die Priester bewogen, ihr Unternehmen aufzugeben, zumal sie auch der Hilfe der Regentin nicht sicher waren. Sie erschienen deßhalb nicht im Gericht, sondern gaben vor, es seien Formfehler bei der Ladung vorgekommen, welche es ihnen unmöglich machten, die „Unterredung" mit Knox abzuhalten, und — der Erfolg war, daß Knox jetzt in dem Hause des Bischofs von Dunkeld selbst öffentlich und vor einer Versammlung predigte, die größer war, als je zuvor. „Zehn Tage hindurch verkündigte er Vor- und Nachmittags den Bewohnern Edinburgs das Evangelium, und keiner von den Priestern wagte es, ihn auch nur im Geringsten zu belästigen, oder auch nur zu widersprechen[2])." „Die Seufzer meines Herzens," schreibt er deßhalb an seine Schwiegermutter, „sind nicht vergeblich gewesen, und die Zeit unsrer Befreiung naht heran, denn wie auch der Satan toben mag, die Gnade des heiligen Geistes ist doch mächtiger, als er, und giebt täglich neue Beweise von der ewigen Liebe unsres gnädigen Vaters!" Ja, so freudig ist er über den ihm zu Theil gewordenen Erfolg, daß er meint, „der Tod werde süß sein, wenn er nach noch 14 solchen Tagen in Edinburg ihn treffen sollte, wie er" damals als er den Brief schrieb, „deren drei erlebt habe[3])!"

Unter denen, welche den Prediger hörten, war auch der Graf von Marshal, welchen Glencairn bewogen hatte, die Reden Knox' zu besuchen, und dieser wurde der Art vom Evangelium ergriffen, daß er meinte, es sei möglich, auch die Regentin zu ihm herüberzuziehen, wenn sie dasselbe nur recht kennen lernte. Er überredete Knox daher, an dieselbe einen Brief zu schreiben, in welchem er sie ermahnen sollte, dem Worte Gottes Gehör zu geben. Knox war dazu gern bereit, und der Graf Glencairn übernahm es, das Schreiben zu überreichen. Es war der Brief, verglichen mit Knox' sonstiger Schreibweise, die nicht ohne Härte und Rückhaltslosigkeit war, und verglichen überhaupt mit der Art und Weise, wie man damals religiöse Streitschriften abzufassen pflegte, nicht nur in einem sehr höflichen Tone, sondern auch in einem für die damalige Zeit elegant zu ernennenden Style geschrieben,

---

1) Es war eine hergebrachte Sitte, daß Angeklagte von ihren Freunden vor Gericht begleitet wurden. Vgl. Rudloff I, 74. Anm. 2.

2) Knox, l. c.

3) M'Crie, I, 183.

und man sieht, daß der Verfasser sich Mühe gegeben hat, zu vermeiden, was die Regentin hätte erbittern können. Nachdem er sich von den Verleumdungen zu reinigen gesucht hat, die „zu den Ohren ihrer Gnade über ihn gedrungen sein möchten," als ob er ein „Ketzer" sei und Aufruhr predige, dankt er der Königin für die von ihr bewiesene Mäßigung, durch welche „die Anschläge des Satans vereitelt seien" und nennt das „seinen Trost," nicht blos seinetwegen, sondern auch der Regentin wegen, die dafür die Gnade Gottes davon tragen werde. Er bittet sie, in „dieser Mäßigung und Güte" gegen Alle fortzufahren, welche „auf so ungerechte Weise angeklagt würden," und bezeugt, wie er alles Gute von ihr erwarte: mütterliche Liebe gegen ihre Unterthanen, strenge Gerechtigkeit gegen alle Mörder und Unterdrücker, ein Herz, das frei sei von Eigennutz und Parteilichkeit, und ein eifriges Bemühen um das öffentliche Wohl. Dann aber macht er sie darauf aufmerksam, daß so lange eine Besserung der Sitten unmöglich sei, als die Religion selbst so sehr im Argen liege, und er erbietet sich, ihr Aufschluß über die Irrthümer und Verkehrtheiten zu geben, welche die Kirche „überfluthet" hätten, wenn sie ihn hören wolle. Jetzt weißt er sie nur darauf hin, daß man in Sachen der Religion nicht auf die Schrift, sondern lediglich auf Menschenmeinungen sich stütze, und daß daher das Verderben der Kirche gekommen sei. Er wisse wohl, sagt er, daß Neuerungen in Religionssachen mit Gefahren verbunden seien, aber die Gefahren, die von Seiten der verderbten Kirche kämen, seien doch noch größer, und wenn die Regentin sich auch nicht zur Durchführung einer Reformation für berechtigt hielte, so wäre sie doch auch nicht verpflichtet, den Götzendienst und andre offenbare Mißbräuche aufrecht zu erhalten, noch die Wuth der Geistlichkeit zu dulden, welche unschuldigen Menschen mörderisch nachstelle aus dem alleinigen Grunde, weil dieselben Gott nach Maßgabe des Wortes Gottes anbeteten [1])."

Man sieht aus diesem Briefe, daß die Evangelischen auf den guten Willen der Königin Mutter noch immer ihr Vertrauen setzten, daß sie wenigstens von ihr erwarteten, sie werde die eine Partei nicht um der anderen willen unterdrücken wollen, sondern auch dem Evangelium Freiheit verstatten. Aber die Regentin hatte doch nicht Lust, sich mit dem Reformator einzulassen. Als ihr Glencairn den Brief übergab, warf sie nur einige oberflächliche Blicke in denselben und reichte ihn dann dem Erzbischof von Glasgow mit den Worten hin: „Da haben Sie ein Pasquill!" ohne weiter darauf einzugehn [2]). Ihre Mäßigung gegen die Evangelischen war ja nur eine Maske, die sie bereit war, fallen zu lassen, sobald sie derselben nicht mehr bedürfte, und so war denn dieser Schritt der Evangelischen vereitelt. Knox blieb Nichts übrig, als den Brief später mit Anmerkungen versehen, zu veröffentlichen, und diese sind

1) S. den Brief im Anhange zu Knox, hist., 413 ff.
2) Knox, hist., 92. Vgl. Cook, II, 9 f.

denn allerdings weniger höflich und zurückhaltend. „Wie mich die Liebe bewog," sagt er, „zweideutige Worte im besten Sinne auszulegen, so treibt mich nun die Pflicht gegen Gott (der mir nie befohlen hat, irgend einem irdischen Fürsten zu schmeicheln), euch zu sagen, daß, wenn ihr die Ermahnungen Gottes nicht höher achtet, als die Cardinäle, nämlich als ein Pasquill, daß er euch dann bald Boten senden wird, mit welchen ihr nicht mehr auf diese Weise werdet scherzen können. Ich sprach nicht zu euch, Madame, in meinem früheren Briefe, noch thue ich es in diesem, wie Pasquillus zum Papst spricht, zu Gunsten Solcher, welche ihren Namen nicht nennen dürfen, sondern ich komme in dem Namen Jesu Christi, bezeugend, daß die Religion, die ihr beschützt, fluchwürdiger Götzendienst ist, was ich mich selbst durch die klarsten Zeugnisse der Schrift zu erweisen anbiete. Und in diesem Streite stelle ich mich allen Papisten im Königreiche dar, keine andre Waffe verlangend, als Gottes heiliges Wort und die Freiheit meiner Zunge[1])." —

Um diese Zeit empfing Knox Briefe von Genf, welche ihn dorthin zurück verlangten. Die Frankfurter Fremdengemeinde hatte sich in Folge der Einführung der englischen Liturgie durch Dr. Cox getrennt, und der eine Theil derselben, der die einfache Weise des Gottesdienstes vorzog, war nach der Stadt Calvins übergesiedelt, um dort in Frieden leben zu können. Diese, an deren Spitze Wittingham und Fox standen, begehrten Knox zu ihrem Prediger und baten ihn dringend, sie nicht zu verlassen. Knox willigte ein, und die schottischen Freunde konnten ihn nicht bewegen, im Vaterlande zu bleiben. Er machte zwar noch einmal eine Rundreise durch die Gegenden, wo er in der letzten Zeit gepredigt hatte und ermahnte die Brüder zur Standhaftigkeit, aber — selbst die Bitten des alten Grafen von Argyle, den er auch noch besuchte, waren nicht im Stande, ihn von seinem Entschlusse abzubringen. „Wenn Gott," sagte er, „ihren geringen Anfang so segnete, daß sie nun in der Gottseligkeit beharrten, dann möchten sie nur befehlen und sie würden ihn jeder Zeit gehorsam finden, aber einmal müßte er doch auch noch die kleine Heerde besuchen, von der gottlose Leute ihn vertrieben hätten!" In diesen Worten liegen auch wohl die Gründe, die ihn bewogen, noch einmal sein Vaterland zu verlassen: Er fühlte sich verpflichtet, denjenigen beizustehen, die um seinetwillen ihre sonst günstige Lage in Frankfurt aufgegeben hatten, und dann mochte er auch einsehen, daß der Zeitpunkt für eine durchgreifende Reformation in Schottland noch nicht gekommen sei[2]). Der Samen, den er gestreut hatte, mußte erst aufgehen und Früchte tragen, und seine Abwesenheit sollte die Schotten zu um so größerer Entschiedenheit anspornen. So verließ

---

1) Knox, hist., im Anhange, 425 f.

2) Tytler, VI, 80 f. tadelt Knox, daß er Schottland verlassen — „whilst his writings at this season had all the impassioned Zeal, his conduct betrayed some want of the ardent courage of the martyr." — Ob Knox nicht gleichwohl weise gehandelt hat, sich nicht vor der Zeit zu opfern?

er denn Schottland im July 1556. Seine Frau und Schwiegermutte
welche Wittwe geworden war, hatte er von Edinburg aus, wo sie zu ihm g
kommen, vorausgeschickt, und er traf sie in Dieppe wieder, von da mit ihne
nach Genf reisend [1]).

Kaum war er jedoch abgereist, so erneuerten die Geistlichen ihre An
klagen wider ihn. Mit großem Geräusch wurde er abermals vorgelade
und da er nicht erschien, verurtheilten sie „seinen Leib zu den Flammen un
seine Seele zur Verdammniß." Auch wurde wenigstens sein Bild am Markt
kreuz zu Edinburg durch Henkershand öffentlich verbrannt, ein Urtheil, gege
welches er dann in einer eigenen Schrift Berufung einlegte, nicht zwar an
den Papst oder an die Regentin, sondern an das Volk von Schottland [2]),
zugleich mit einer Ermahnung an den Adel und die Gemeinden seines Vater-
landes [3]), in welcher er seine bisher vorgetragene Lehre übersichtlich darzustellen
suchte. Es sind dieß dieselben Grundsätze, zu denen er sich auch schon in
England bekannt hatte: „es ist kein andrer Name, in welchem wir selig werden
können, als der Jesu Christi, und alles Vertrauen auf das Verdienst anderer
Menschen ist eitel und trügerisch — nachdem der Heiland durch das Opfer
seiner selbst diejenigen, welche das versprochene Himmelreich erben werden,
geheiligt und mit Gott versöhnt hat, sind alle anderen Opfer, welche die
Menschen für ihre Sünden darbringen wollen, Gotteslästerung — Jeder-
mann ist verpflichtet, die Sünde zu hassen, da dieselbe Gott so verhaßt ge-
wesen ist, daß kein anderes Opfer, als der Tod seines Sohnes dafür genug
thun konnte — Gott zu verherrlichen ist eines Jeden Schuldigkeit, da derselb
selbst denjenigen nicht verschonte, der der Abglanz seiner Herrlichkeit ist,
sondern ihn hingab, damit er den schmachvollen und grausamen Tod am
Kreuze für uns erlitte — diejenigen, welche von ihren früheren Sünden ab
gewaschen sind, sind gehalten, ein neues Leben zu führen, indem sie die Lüst
des Fleisches bekämpfen und trachten, Gott durch gute Werke zu ehren." —
Namentlich aber weist Knox hier darauf hin, daß diejenigen, denen das Lich
des Lebens aufgegangen, nun auch davon öffentlich ein Bekennntniß ablegen
müßten. Wie der Herr sage: wer mich bekennet vor den Menschen, den wil
auch ich bekennen vor meinem himmlischen Vater, so müsse nun auch de
Christ jede Art von Götzendienst, Aberglauben und falscher Religion, über
haupt Alles vermeiden, was nicht seinen Grund habe im Worte Gottes. Ja
auf diese Ermahnung kommt er immer wieder zurück, und stellt sich selbst
sowie auch Alle, die um des lauteren Evangeliums willen angeklagt würden
unter den Schutz des Adels und Volkes von Schottland, indem er darau
hinweist, wie ungerecht es sei, daß die Prälaten ihn um solcher, so durchau

1) Knox, hist., 92 f.
2) S. die Appellation im Anhange zur History, pag. 427 ff.
3) S. Anhang.

mit dem Worte Gottes übereinstimmender Lehren willen angeklagt und verurtheilt hätten.

Außer dieser längeren Schrift richtete er bald nach seiner Ankunft zu Dieppe auch noch einen Brief an seine schottischen Freunde, in welchem er ihnen Rathschläge giebt, wie sie es in seiner Abwesenheit mit dem Gottesdienste halten möchten. Vor Allem empfiehlt er einem Jeden häufiges und sorgfältiges Lesen der heiligen Schrift und das Abhalten von Hausgottesdiensten in jeder Familie. Er ermahnt, allwöchentlich zusammen zu kommen, wenn es irgend thunlich sei, dann in solchen Versammlungen gemeinsam die Schrift zu lesen und zu erklären. Beginnen aber sollten sie da stets mit einem Sündenbekenntniß und mit Gebet und Dank zu Gott, und am besten sei es, wenn sie beim Lesen der Schrift das alte und neue Testament so miteinander verbänden, daß ein Stück des alten zugleich mit einem entsprechenden des neuen gelesen werde. Da möge dann ein Jeder sagen, was er auf dem Herzen habe, sei es eine Ermahnung, sei es eine Auslegung, und auch wenn Jemandem ein Zweifel aufstiege, so möge er darüber reden, doch so, daß es mit Bescheidenheit geschehe und zu gegenseitiger Erbauung diene. Viele Worte, gewagte Auslegungen und Meistern der Schrift sollten sie jedoch sorgfältig vermeiden, und wenn sie auf Schwierigkeiten im Verständniß stießen, so sei es am besten, gelehrte Männer um Aufklärung anzugehen, wie er denn auch selbst bereit sei, ihnen jeden Aufschluß zu geben, sobald sie sich an ihn wendeten. Schließen sollten sie ihre Versammlungen dann aber auch stets mit Gebet[1]). In diesen Rathschlägen, so durchaus der damaligen Lage der Evangelischen in Schottland entsprechend, sind bereits die Grundzüge der Gottesdienstordnung enthalten, wie dieselbe später von Knox in der Kirche seines Vaterlandes eingeführt ist, und es scheint auch, daß sie von den Anhängern der Reformation befolgt worden sind. Unter den Briefen, welche Knox von Genf aus an seine Freunde schrieb, ist eine ganze Anzahl solcher, welche Antworten auf ihm vorgelegte Fragen enthalten, und es bekunden dieselben eben sowohl die Gewissenhaftigkeit der nach Aufschluß Verlangenden, als auch die Treue, mit welcher Knox seine Landsleute in der Erkenntniß des Evangeliums zu fördern suchte. Immer ist er bemüht, wie auf der einen Seite dem Leichtsinn, der die Schrift nach seinem Gefallen auszulegen sucht, so aber auch auf der anderen jener zu großen Aengstlichkeit vorzubeugen, welche, anstatt zu dem Geiste der Schrift hindurch zu dringen, sich lediglich an den Buchstaben anklammern möchte.

Der Aufenthalt Knox' in Schottland war für die Förderung der Reformation von der höchsten Bedeutung. Er hatte die zerstreuten Bekenner des Evangeliums erst wieder zu einer Partei vereinigt und sie dadurch stark gemacht, um den Kampf mit dem Prälatenthum aufnehmen zu können, und eben so hatte er sie von aller Unentschlossenheit, wie auch von aller Unklar-

1) Vgl. M'Crie, I, 103, nach dem Manuscript.

heit in ihren Grundsätzen, die vorher noch groß genug war, gereinigt. Der Grundsatz, den er stets verfochten hatte: daß in Christo allein alles Heil sei und daß deßhalb auch der Herr allein durch sein Wort seine Kirche zu regieren habe, war durch ihn die Ueberzeugung aller derer geworden, die in Schottland nach einer Verbesserung der Kirche verlangten, und dadurch war jede Vereinbarung mit der römischen Kirche abgeschnitten. Jetzt galt es, entweder Christus oder der Papst, und wir werden sehen, wie dieser von Knox ausgestreute Same auch bald heranreifte. Der vollständige Bruch mit der römischen Kirche, wie er wenige Jahre später eintrat, war die Frucht, welche Knox von seinen Bemühungen erntete. Er selbst aber lebte bis dahin in Sicherheit zu Genf, um dann zu rechter Zeit wieder auf dem Kampfplatze in seinem Vaterlande zu erscheinen und den Sieg herbeiführen zu helfen.

Elftes Kapitel.

Knox in Genf.

Die Tage, die Knox nun in Genf verlebte, waren die ruhigsten seines Lebens. Es war ihm bisher nie so gut geworden. Zum ersten Male durfte er sich des ungestörten Umganges mit den beiden Personen erfreuen, die ihm auf Erden die liebsten waren, mit seiner Frau und Schwiegermutter, und in friedlicher Häuslichkeit konnte er jetzt daran denken, seine durch die rastlosen Anstrengungen der letzten Jahre sehr geschwächte Gesundheit wieder herzustellen. Dazu kam das gute Einvernehmen, in welchem er eben sowohl mit Calvin und der Genfer Geistlichkeit, als auch mit denen stand, die ihn zu ihrem Prediger berufen hatten. Mit großer Liebe hing die englische Fremdengemeinde an ihm, und von den Frankfurter Mißhelligkeiten war hier keine Spur. Vielmehr wie er in der Genfer Kirche überhaupt ein Musterbild jener Reinheit vor sich sah, die er immer auch für die Kirche von England gewünscht hatte, so war es ihm auch vergönnt, in seiner Gemeinde ganz nach seiner Ueberzeugung zu wirken. Nicht die Liturgie der Hochkirche war hier in Geltung, sondern vielmehr jenes Gebetbuch, das er selbst vordem für die Frankfurter Gemeinde hatte ausarbeiten helfen, und eben so fehlte es auch nicht an jenem sittlichen Ernste, auf den er stets gedrungen hatte. Mit großer Befriedigung sehen wir ihn deßhalb auch in den Briefen, die er um diese Zeit an Freunde schrieb, über seine gegenwärtige Lage sich aussprechen, ja, er ladet dieselben ein, auch herüber zu kommen und sich des Friedens zu erfreuen, der ihm und den Seinigen in Genf zu Theil geworden sei. Eine bessere Zufluchtsstätte könnten sie nirgend finden. „In meinem Herzen“,

schreibt er an den Londoner Gastfreund Locke[1]), kann ich nur wünschen, daß es Gott gefallen möge, euch auch hierher zu führen, wo, wie ich mich nicht scheue zu behaupten, die beste Schule für einen Christen ist, wie sie seit den Tagen der Apostel niemals auf Erden ist gefunden worden. Ich gebe zu, daß auch an anderen Orten Christus wahrhaft gepredigt wird, aber eine so ernstliche und gewissenhafte Besserung der Sitten, wie des Glaubens, habe ich bisher an keinem andern Orte angetroffen."

Doch aber war er keineswegs entschlossen, sich dauernd in Genf niederzulassen. Immer wieder zog es ihn doch nach dem Vaterlande, und wie er nicht aufhörte, in stetem brieflichen Verkehr mit den Brüdern in Schottland zu stehen, so war er auch bereit, dahin zurückzukehren, sobald nur günstigere Aussichten auf das Gelingen der Reformation dort sich zeigen würden. Er schreibt darüber an seine Freunde in Edinburg (d. d. 16. März 1557):[1]) „Mein Wunsch und tägliches Gebet ist, daß ich euch nicht allein besuchen, sondern auch, daß ich mit Freuden meinen Kampf unter euch endigen möchte, und ihr dürft versichert sein, daß, sobald nur eine größere Anzahl unter euch mich zurückverlangt, daß es dann durch die Gnade Gottes weder Furcht vor Strafe, noch auch vor zeitlichem Tode sein wird, was mich davon abhalten könnte, zu euch zu kommen." Und daß diese Zeit einmal eintreten werde, wo auch in Schottland der Herr den Sieg behalte, daran zweifelt er durchaus nicht. „Satan", schreibt er, „wüthet zwar jetzt, aber mächtig ist der, der ja versprochen hat, in Allem, was wir auf seinen Befehl unternehmen, mit uns zu sein, zur Ehre seines heiligen Namens und zur Aufrechthaltung des rechten Glaubens. Deßhalb fürchten wir denn auch keine feindselige Macht, ja, im Vertrauen auf unsern Gott verachten wir sie alle, sie seien Könige oder Kaiser, Menschen, Engel oder Teufel. Sie werden nie im Stande sein, über die einfache Wahrheit Gottes, die wir bekennen, den Sieg davon zu tragen; nach Gottes Zulassung mögen sie wohl über unsre Leiber triumphiren, aber unsre Sache wird den Sieg behalten trotz des Teufels."

Bald sollte denn auch ein Ruf aus dem Vaterlande an ihn gelangen. Im Mai desselben Jahres kam Jakob Syme, bei dem Knox zu Edinburg gewohnt hatte, und Jakob Barron, ein anderer Bürger von Edinburg, nach Genf und überbrachten ihm einen Brief, unterzeichnet von dem Grafen Glencairn, dem Lord Lorn, Erskine und Jakob Stuart, welcher ihn zur Rückkehr nach Schottland aufforderte[3]). „In dem Herrn innig Geliebter," so lautete das Schreiben: „Die Gläubigen, die ihr ja kennt, sind, Gott sei Dank, standhaft in dem Glauben, in welchem ihr sie verlassen habt, und sie haben täglich den herzlichsten Wunsch, euch wieder bei sich zu haben, weß=

---

1) S. oben S. 94. Der Brief bei M'Crie, I, 197.
2) l. c.
3) Knox, hist., 97 f.

halb wir denn auch, so Gott will und die Zeit es euch erlaubt, euch vo
Herzen bitten im Namen des Herrn, wieder zu uns zu kommen. Ihr werd
alle Gläubigen, die ihr hier zurückgelassen habt, nicht blos hoch erfreut sehe
eure Lehren zu hören, sondern auch bereit, Gut und Blut daran zu setze
um die Ehre Gottes zu fördern, sobald die Zeit es erlauben wird. Und o
gleich die Obrigkeiten in diesem Lande sich noch in demselben Zustande b
finden, wie damals, als ihr fort gingt, so haben wir doch nicht erfahren, d
seit der Zeit irgend welche Grausamkeit verübt worden ist, sondern wir si
vielmehr überzeugt, daß Gott seine Heerde vermehren wird, weil wir
Mönche, diese Feinde Jesu Christi, stets mehr in Verachtung gerathen se
sowohl bei der Königin, als auch bei den übrigen Großen des Reiches. Di
ist in wenigen Worten die Meinung der Gläubigen, sowohl derer, die hi
anwesend, als auch der übrigen, die abwesend sind. Was wir sonst no
auf dem Herzen haben, wird der gläubige Ueberbringer dieses Briefes euc
noch weiter mittheilen, und so lebt denn wohl in dem Herrn!"

Knox legte diesen Brief sowohl seiner Gemeinde, als auch Calvin und den übrigen Genfer Predigern vor, und bat sie um ihre Entscheidung. Wenn sie es für nöthig hielten, so wollte er gehen, und Calvin sprach sich, in Uebereinstimmung mit den Uebrigen, denn auch dahin aus, daß „er den Ruf nicht ablehnen dürfe, ohne widerspenstig gegen Gott und undankbar gegen sein Vaterland zu sein." Das entschied für den Entschluß des gewissenhaften Mannes. Gern wäre er noch in Genf geblieben, und ungern entließ ihn seine Gemeinde, aber Beide unterwarfen sich dem, was sie als den Willen Gottes erkannten, wie denn auch seine Familie nicht widerstrebte, ihn von sich zu lassen. Er antwortete, daß er kommen werde, sobald es ihm werde möglich sein, und nachdem Wilhelm Wittingham, ein gelehrter Mann und treuer Freund Knox' schon von England her, zu seinem Nachfolger ernannt war, nahm er Abschied von seinen Freunden und ging nach Dieppe (im October 1557)[1]. Seine Frau aber nebst Schwiegermutter und den zwei Söhnen, welche ihm in Genf geboren waren, ließ er einstweilen unter dem Schutze Calvins zurück, mit der Absicht, sie nachkommen zu lassen, sobald sich zeige, daß sie in Schottland sicher würden leben können.

Doch sollte er sich zu Dieppe unerwarteter Weise aufgehalten sehen. Während er dort auf ein Schiff wartete, das ihn hinüber bringen könnte, empfing er andre Briefe aus Schottland, die ihn bedenklich machten. Man schrieb ihm, es seien neue Berathungen unter den Anhängern des Evangeliums gepflogen worden, und der größte Theil sei doch vor den Gefahren zurückgebebt, die ein offenes Vorgehen mit sich bringen würde. Sie bedauerten deßhalb auch, ihn zur Rückkehr eingeladen zu haben[2].

1) Knox, hist., 98.

2) Knox, l. c. Doch kamen diese Briefe nur von Privatleuten in ihrem eigenen Namen, obgleich sie freilich Thatsachen berichteten.

Knox wurde über diese Nachricht nicht wenig entrüstet, und schrieb auch sofort wieder einen Brief nach Schottland, in welchem er seinen Freunden die ernstesten Vorstellungen machte. Er verhehlte seinen Unwillen keineswegs. Es sei ihm unangenehm, sagt er, daß er erst mit so viel gelehrten und frommen Männern diese Angelegenheit habe berathen müssen und daß er nun doch unverrichteter Sache wieder zurückkehren solle. Das sei ebensowohl für ihn, als für sie etwas Schimpfliches, denn das sähe so aus, als ob er vorschnell und aus Eitelkeit sich Etwas unterfangen habe, oder als ob sie eine große Thorheit begangen hätten, ihn einzuladen. Einigen möchte es wohl als etwas Geringfügiges erscheinen, so für Nichts und wieder Nichts seine Familie und Gemeinde verlassen zu müssen, aber er möchte um Alles in der Welt es nicht noch einmal durchmachen, sich so von den Seinigen loszureißen und so viele ernsthafte Leute beim Abschiede weinen zu sehen. Was für eine Antwort er denn nun geben solle, wenn er gefragt werde, warum er die Reise nicht fortgesetzt habe? Doch könne er Gott zum Zeugen anrufen, daß ihn die persönlichen Unannehmlichkeiten, denen er sich so ausgesetzt sehe, noch am wenigsten mit Kummer erfüllten, sondern was ihn am meisten schmerze, das sei der Gedanke an die traurigen Folgen, die aus solchem Betragen für sie und ihre Kinder und Unterthanen hervorgehen würden, wenn sie nun die Gelegenheit, die sich ihnen darböte, das Evangelium aufzurichten, vorübergehen ließen. Ihn freilich treffe am Ende kein Tadel, wohl aber die Edelleute in Schottland, und — wenn seine Worte auch wohl hart erschienen, so sollten sie doch auch bedenken, daß ein treuer Freund nicht schmeicheln könne, zumal in einer Sache, welche das ewige Seelenheil eines ganzen Königreiches betreffe. „Was die Seufzer und Schmerzen meiner betrübten Seele zu bedeuten haben, das," sagt er, „wird Gott schon einst an's Licht bringen, aber das will ich noch hinzufügen: wenn euch Jemand überreden will, aus Furcht vor etwa möglichen Gefahren von eurem Vorhaben abzustehen, so haltet ihn weder für klug, noch für euren Freund, sondern für einen Narren und für euren Todfeind. Ich weiß wohl, daß gefährliche Verwirrungen auf euer Unternehmen folgen werden, wie ich es euch auch schon in meinem früheren Briefe gesagt habe, aber o! freudig und heilsam sind diese Trübsale, welche der Mensch erdulden muß, um den in seinem Worte geoffenbarten Willen Gottes zu vollbringen, denn wie schrecklich sie auch immer dem natürlichen Menschen erscheinen mögen, so sind sie doch nicht im Stande, diejenigen, die sie erdulden, zu überwinden, die unsichtbare und unüberwindliche Macht Gottes vielmehr wird sie aufrecht erhalten und schützen, wie er es allen denen verheißen hat, die ihm mit einfältigem Herzen gehorchen. Ihr habt keine geringere Ursache, in eurem Unternehmen vorwärts zu gehen, als Moses hätte, vor Pharao zu treten, denn eure Unterthanen, ja eure Brüder sind unterdrückt, ihre Leiber und ihre Seelen schmachten in Fesseln, und Gott redet zu eurem Gewissen, wenn ihr nicht etwa taub seid mit der

der blinden Welt, daß ihr euer Leben daran setzen müßt, es sei gegenüber den Königen oder den Kaisern, zu ihrer Befreiung. Dazu allein seid ihr zu Fürsten des Volkes berufen und empfangt Ehre und Abgaben nach Gottes Befehl, nicht um eurer Geburt und Herkunft willen (wie die meisten Leute fälschlicher Weise glauben), sondern wegen eurer Pflicht und Schuldigkeit, welche darin besteht, eure Unterthanen und Brüder vor Gewaltthat und Bedrückung zu beschützen, und zwar mit Aufbietung aller eurer Kräfte [1]."

Außer diesem Briefe sandte Knox auch noch Privatschreiben an einzelne Edelleute, an Erskine von Dun, Wishart von Pittarrow u. A., in denen er die Hoffnung aussprach, daß er bald günstige Nachrichten von Schottland empfangen werde. Er selbst aber beschloß, da er nicht nach Genf zurückkehren mochte, vorläufig eine Reise durch Frankreich zu machen und hier die evangelischen Gemeinden zu besuchen, die in diesem Lande ja auch Verfolgung genug zu erdulden hatten. Namentlich die Evangelischen in Paris litten um diese Zeit viel von den blutigen Händen der Römischen, an deren Spitze der Cardinal von Lothringen stand, und das mochte für Knox, der sich einer unfreiwilligen Muße hingegeben sah, auch wohl ein Antrieb sein, den Brüdern in Frankreich Zuspruch und Trost zu bringen, zumal er von Genf aus bereits Bekannte unter denselben gewonnen hatte [2]. Auch sehen wir ihn bald an den Kämpfen der französischen Gemeinden Antheil nehmen. Da man die Evangelischen dort beschuldigt hatte — Knox sagt, daß diese Verleumdung von dem Cardinal von Lothringen selbst ausgegangen sei —, als trieben sie bei ihren nächtlichen Zusammenkünften allerlei Dinge, die das Licht zu scheuen hätten, so hatte die Gemeinde in Paris dagegen eine Vertheidigungsschrift erlassen, und Knox fertigte davon eine englische Uebersetzung an, die er mit Noten und Zusätzen versah, um sie für seine Landsleute drucken zu lassen. Ebenso scheint er an verschiedenen Orten in Frankreich gepredigt zu haben, und namentlich wird von einer in la Rochelle gehaltenen Rede berichtet, in welcher er auch über die Hoffnungen, die er für sein Vaterland hege, sich ausgelassen haben soll. In drei oder vier Jahren, soll er da gesagt haben, hoffe er das Evangelium auch in Edinburg zu verkündigen, eine Erwartung, welche freilich von dem zum größten Theile aus Römischen bestehenden Zuhörern ungläubig aufgenommen wäre, ja, ihm sogar den Haß derselben zugezogen hätte, die aber hernach, als sie wirklich eingetroffen sei, nur dazu gedient, seine damaligen Zuhörer zur Annahme der Reformation zu bewegen. Auch von einem Kinde, das er in la Rochelle getauft habe, wird erzählt [3].

Hernach finden wir ihn dann aber doch wieder in Genf. Die erwarteten Nachrichten von Schottland scheinen ihm doch zu lange ausgeblieben zu

---

1) S. den Brief in Knox, hist., 98 ff. Er ist datirt vom 27. Oct. 1557.
2) Vgl. M'Crie, I, 202, Anm.
3) Row, historie. Vgl. M'Crie, I, 204.

sein, und überhaupt treten uns um diese Zeit bei ihm ernstliche Bedenken entgegen, ob das Unternehmen in Schottland auch weiter zu verfolgen sein möchte. Nicht zwar war es persönliche Furcht, was ihn zu solchen Bedenken veranlaßte — daß er selbst bereit war, um des Herrn willen Alles, und wär's auch den Tod, zu erleiden, das tritt überall in seinen Briefen hervor — aber vielleicht hatte der Anblick dessen, was die Bekenner in Frankreich zu dulden hatten und eben so die Nachricht von mancherlei Unruhen, die in Schottland ausgebrochen waren, ihn zu den Erwägungen veranlaßt, ob er die Brüder in Schottland auch solchen Verfolgungen aussetzen dürfe. „Als ich," sagte er, „von den Trübsalen erfuhr, die in jenem Königreiche zu Tage treten, fing ich an, in folgender Weise zu mir selbst zu reden: Soll denn Christus, der Bringer des Friedens, der Eintracht und der Ruhe, gepredigt werden, wo Krieg verkündigt, Aufruhr angezettelt und Unruhen hervorgerufen werden? Soll denn sein Evangelium angeklagt werden als die Ursache von all' den Trübsalen, die da folgen mögen? Was für ein Trost kann es dir sein, zu sehen, daß die eine Hälfte des Volkes sich gegen die andre erhebt, ja, daß die eine es wagt, die andre zu tödten und zu vernichten? Und vor Allem, was für eine Freude für dein Herz kann es sein, mit deinen eigenen Augen wahrzunehmen, daß dein Vaterland an die Fremden [1]) verrathen werde, was doch am Ende unvermeidlich wäre? Sind ja doch diejenigen, welche die Pflicht hätten, es selbst und seine Freiheit zu vertheidigen, so blind, thöricht und halsstarrig, daß sie ihr eigenes Verderben nicht sehen wollen [2])." Mit solchen und ähnlichen Gedanken, die uns so recht doch einen Blick in die Gewissenhaftigkeit des Mannes thun lassen und die Vorwürfe widerlegen, als sei Knox selbst Nichts, als ein blinder Tumultuant gewesen, hat er sich Monate lang in Genf herum getragen, so daß er fast bereit war, die Reise nach Schottland ganz aufzugeben.

Doch traten dann bald auch wieder andre Erwägungen in den Vordergrund. Es war ja die Sache des Herrn, dem war deßhalb auch Alles anzuvertrauen, und jene Befürchtungen schienen doch am Ende nicht hinreichend genug, um vor Schritten zurück zu beben, durch welche die Kirche Christi in Schottland allein aufgerichtet werden konnte. Später klagt er sich deßhalb selbst an, daß er sich durch Zweifel und durch die unschlüssigen Briefe einiger Brüder habe entmuthigen lassen; „er wisse ja doch, was zu thun sei," und so sehen wir ihn denn nun auch sich wieder ganz an die Sache des Herrn und an sein Vaterland sich dahin geben, unerschrocken eintretend für Das, was er als des Herrn Willen erkannt, und vertrauend, daß der, dessen Sache es sei, es auch zum guten Ende führen werde.

---

1) An die Franzosen nämlich, da die Regentin französische Truppen in's Land zog.

2) M'Crie, I, 205.

der blinden Welt, daß ihr euer Leben daran setzen müßt
den Königen oder den Kaisern, zu ihrer Befreiung. D.
Fürsten des Volkes berufen und empfangt Ehre und
Befehl, nicht um eurer Geburt und Herkunft willen
fälschlicher Weise glauben), sondern wegen eurer P
welche darin besteht, eure Unterthanen und Brüder
drückung zu beschützen, und zwar mit Aufbietung

Außer diesem Briefe sandte Knox auch noch
Edelleute, an Erskine von Dun, Wishart von
die Hoffnung aussprach, daß er bald günstig ... Kirche
empfangen werde. Er selbst aber beschloß, ... über den
ren mochte, vorläufig eine Reise durch Fra... den, wo dieselben
evangelischen Gemeinden zu besuchen, die in ... und gekommen, u
genug zu erdulden hatten. Namentlich die ... habt, ihre Grundsä
diese Zeit viel von den blutigen Händen ... Anhänger dieser S
Cardinal von Lothringen stand, und ... größter Verschwiegen
unfreiwilligen Muße hingegeben sah, ... zu lesen. Sofort s
dern in Frankreich Zuspruch und Tr... ... den Satz aufgestel
bereits Bekannte unter denselben ge... ... köpfe in ihr durch Go
an den Kämpfen der französischen ... denn auch dieser de
Evangelischen dort beschuldigt hat ... den Mann auch sogleich
von dem Cardinal von Lothringe... der Schrift zu erklären
bei ihren nächtlichen Zusamm... Welt genannt werde. Do
scheuen hätten, so hatte die Ge... eurem geschriebenen Wor
schrift erlassen, und Knox fert... der Wahrheit, welches un
er mit Noten und Zusätzen ... euch und eure Meinungen
lassen. Ebenso scheint er a... seien auch nach Schottl
haben, und namentlich ... auf das Eindringlich
richtet, in welcher er auf ... sie nur den Samen des Un
hege, sich ausgelassen ha... Werk in Verwirrung bringen k
sagt haben, hoffe er ... vor allen Dingen auf Rei
Erwartung, welche ... sie sich nicht blos vor der
stehenden Zuhörern ... Secte, welche vorgäbe, ge
derselben zugezogen ... evangelischen Gemeinschaft g
dazu gedient, ... Evangelium feindlich wäre,
wegen. Auch ... zwar auch auf Reinheit des

Hernach ... in der Kirche gefunden wort
ten Nachricht... des neutestamentlichen Kanons

---

1) S. ... blasphemous Cavilations written
2) Vgl. ... später (1560) von ihm herausge
3) ...

...cht und Weisheit Gottes zu nahe, indem sie ...s Menschen die Seligkeit zuschrieben. ... das Gott nicht vorher bestimmt ...ien Regimentes, oder wenn ... was Gott nach seinem ... allmächtig. Wenn aber ...eisheit, das freie Regiment ... euch, was dann von seiner ...eit Gottes erkennen wir, daß sie ...recklichen Uebelthaten derer, welche ..., zu seiner Ehre und zum Heil seiner ...r Macht aber glauben und bekennen wir, ...n ist, daß keine Creatur im Himmel und auf ...und endlich, was sein Regiment anbetrifft, so ... daß keine Creatur wagen darf, mit ihm zu rech-...alb hast du dieß oder das gethan? Aber die Quelle ...rthums (welcher darin besteht, daß in Gott keine Ge-...der, die ihr thörichtes Hirn zu begreifen vermag) werden ..., gelegentlich später euch aufdecken." Unter dem Scheine ... des alten Menschen und eines rechtschaffenen Lebens, behaup-... „untergrüben sie das Ansehen Christi und bestritten die freie ...ung durch sein Blut." Auch seien ihre Lehren viel gefährlicher, ...ffenkundigen Mißbräuche des Papstthums. Diese leuchteten von ...n, und die ungerechte Gewalt würde nicht im Stande sein, den wah-...auben zu unterdrücken, sobald derselbe nur erst von einem Volke ernst-... ergriffen worden sei. „Aber diese betrüglichen und falschen Lehren der Wiedertäufer seien ein Gift, welches, einmal getrunken, nur mit großer Schwierigkeit wieder ausgetrieben werden könne." Deßhalb sollten sie ja „die Geister recht prüfen," die zu ihnen kämen, und sollten nicht leiden, daß sich Jemand zum Lehrer aufwürfe nach seinem eigenen Bedünken und ohne daß er vorher geprüft sei, wie sie denn auch heimliche Versammlungen des Volkes verhindern sollten. Sonst würde Satan bald seine Sendlinge unter ihnen haben, welche „den Weinberg unsers himmlischen Vaters verwüsten" würden [1]).

Der andere Brief, an die protestantischen Lords besonders gerichtet, warnte in gleicher Weise vor einer der Reformation drohenden Gefahr: vor der Vermischung der Sache Christi mit selbstsüchtigen und blos weltlichen Interessen. Diese Gefahr lag namentlich für die Großen des Reiches nahe genug. Ihr Gegensatz gegen das Prälatenthum beruhte ja von Alters her auf politischen Gründen, und wie die Priesterkirche mit dem nach unumschränkter Herrschaft strebenden Königthume ein Bündniß eingegangen war,

---

1) M'Crie, I, 210 ff., nach Manuscript.

so verflocht sich auf Seiten der Barone ihr Bestreben nach Reinigung des kirchlichen Wesens zugleich mit dem Interesse, das sie hatten, ihre hergebrachten Rechte gegenüber der Krone zu bewahren. Dazu kam, daß die reichen Besitzungen der Priesterschaft manchen der Edelleute anlocken und ihnen die Aussicht bieten mochten, die eigenen zerrütteten Verhältnisse wieder herzustellen. Knox erkannte diese Gefahr sehr wohl, und auf das Angelegentlichste sucht er den Lords deßhalb vor Augen zu stellen, um was es bei dem gegenwärtigen Streite allein sich handle. Er erinnert sie an die Fürsten und Helden, welche berühmt geworden seien durch ihren reinen Eifer für die Sache Gottes und empfiehlt ihnen deren Beispiel zur Nachahmung. Ihr einziges Bestreben müsse sein, die Ehre Gottes, das Reich Jesu Christi und ihr eigenes, sowie ihrer Brüder ewiges Heil zu befördern, überhaupt ihr Vaterland von geistlichem und weltlichem Drucke zu befreien, nicht aber ihre eigene Ehre zu suchen und sich selbst zu vergrößern und zu bereichern, nicht sich zu rächen an ihren öffentlichen oder heimlichen Freunden. Ueberhaupt tritt das Bestreben des Reformators, die Sache, der er dient, vor aller Vermischung mit unlauteren Interessen zu bewahren, in diesem Briefe auf das Augenscheinlichste hervor, und die Ermahnungen, welche er den Lords hier zukommen läßt, standen vielleicht im Zusammenhange mit jenen Bedenken, von denen er, wie wir gesehen haben, eine Zeit lang beunruhigt worden war. Jesus Christus und das in ihm allein zu erlangende Heil erscheint auch hier als das Einzige, dem er mit allen seinen Kräften ergeben ist[1]).

Zugleich läßt er sich hier dann aber auch darüber aus, ob und in wie weit es erlaubt sei, der obersten Staatsgewalt Widerstand zu leisten. Die Lords hatten ihm diese Frage vorgelegt, und er selbst hatte über dieselbe mit seinen gelehrten Freunden auf dem Festlande verhandelt. Auch war diese Frage den schottischen Großen nicht blos durch die religiösen, sondern auch durch die politischen Verwickelungen ihres Landes nahe genug gelegt. Durch die Verbindung mit Frankreich, welche durch die Verheirathung Maria's mit dem Dauphin die engste geworden war, war Schottland ja allerdings unter den Einfluß dieser Macht gerathen, und ohne Frage war es mehr, als ein bloßer Verdacht, wenn die Barone argwöhnten, daß man an eine Unterdrückung der Landesfreiheiten und daran denke, Schottland gänzlich in Abhängigkeit von Frankreich zu bringen. Die Königin-Mutter handelte offenbar nur in französischem Interesse, wie sie selbst eine Französin war. Franzosen, unter ihnen namentlich der Marquis d'Osell, der Gesandte Frankreichs, bildeten ihre nächsten Rathgeber[2]), französische Truppen standen seit der Eroberung von St. Andrews fortwährend im Lande, und namentlich bei den Verhandlungen über die Verheirathung Maria's mit dem französischen

1) M'Crie, I, 213 f., nach Manuscript.
2) Tytler, VI, 60.

Prinzen und über die Uebertragung der Krone an denselben kamen Dinge vor, welche deutlich zeigten, daß man in Paris weiter zu greifen gedächte, als die Schotten willens waren, zu erlauben[1]), und als es sich mit den Freiheiten und der Unabhängigkeit des Landes vertrug. Daß da die Barone, welche auf ihre hergebrachte Unabhängigkeit hielten, argwöhnisch wurden und daran dachten, sie könnten in den Fall kommen, sich solchen Bestrebungen mit aller Macht zu widersetzen, war natürlich, wie sie denn bereits in dem gegen England beabsichtigten Kriege ihre Hülfe verweigert hatten, weil derselbe lediglich im Interesse Frankreichs unternommen sei[2]). Dazu kamen dann die religiösen Verwickelungen. Die Regentin hatte den Evangelischen zwar allerlei Zusagen gemacht, aber sicher war man ihres guten Willens gegen die Anhänger des Evangeliums doch keineswegs, und auch hier konnte ein ernstlicher, am Ende gar bewaffneter Widerstand doch zuletzt nothwendig werden. So hatte man sich denn an Knox mit der Frage gewendet, wozu man im vorkommenden Falle verpflichtet und berechtigt sei.

Knox legte in seiner Antwort eine große Mäßigung an den Tag und zeigte, daß er keineswegs auf Gewaltsamkeiten hinausgehe und, wie man ihm oft vorgeworfen hat, am trotzigen Auflehnen gegen die Obrigkeit seine Freude habe. Keineswegs suchte er die leicht entflammten Gemüther der Schotten gegen die Regentin und deren schlechte Regierung noch mehr aufzubringen, und eben so wenig rieth er, sich mit dem Herzoge von Chatelherault, der sich wieder eine Partei zu bilden suchte und die Regentin zu stürzen dachte, oder mit anderen politisch Unzufriedenen zu verbinden, vielmehr warnt er seine Freunde auf das Angelegentlichste vor allen Verbindungen und Unternehmungen, die mit dem Reiche Gottes Nichts zu thun hätten. Auf dem Festlande, sagt er, geht das Gerücht, daß die Schotten Aufruhr im Sinne hätten, und Alle, welche dem Evangelium anhingen, sollten davor sich hüten und sich vorsehen, daß sie nicht als Solche erschienen, welche wegen weltlicher Zwecke und um ihrer persönlichen Absichten willen den Staat in Verwirrung brächten. Er denke freilich nicht daran, seine früher ausgesprochenen Grundsätze zurückzunehmen, daß es nämlich den Baronen und der ganzen Nation erlaubt sei, tyrannischen Maßregeln des Staatsoberhauptes entgegen zu treten; vielmehr sei er noch immer der Meinung, daß es ein großer Unterschied sei, in gesetzlicher Weise Gehorsam zu leisten oder aus Furcht den Fürsten zu schmeicheln und in solchen Dingen, welche auf den Schaden des Gemeinwohls hinausgingen, ihnen unrechtmäßiger Weise zu Willen zu sein; die Barone seien die ordnungsmäßigen Wächter der nationalen Freiheiten, und es gäbe gewiß eine Gränze, über welche hinaus der Gehorsam den Unterthanen nicht mehr erlaubt sei; aber — man dürfe nicht zum Widerstande

1) Tytler, VI, 70 ff.
2) Knox, hist., 66.

schreiten, wenn nicht die Dinge in tyrannischer Weise auf das Aeußerste gebracht worden seien. Die Evangelischen namentlich hätten allen Grund, bei Allem, was sie thäten, vorsichtig zu sein, und ihren Gegnern keine Gelegenheit zu geben, sie zu beschuldigen, daß sie unter dem Deckmantel der Religion aufrührerische Zwecke verbergen. Sie sollten deßhalb, dazu ermahne er sie feierlich, in allen gesetzlichen Dingen der Regentin unverweigerlichen und willigen Gehorsam leisten und dabei bleiben, daß sie durch demüthige und wiederholte Vorstellungen sich die Gunst der Königin-Mutter zu erwerben und sie zu bewegen suchten, wenn auch nicht ihre Sache zu fördern, so sie doch wenigstens vor Verfolgung zu schützen. Wenn sie sich weigere, Etwas zur Verbesserung der Kirche zu thun, so sollten sie, die Lords, wenigstens dafür sorgen, daß ihnen und ihren Brüdern das Evangelium gepredigt und die Sakramente rein verwaltet würden, wenn aber, während sie sich ruhig verhielten, dennoch Versuche gemacht werden sollten, sie mit Gewalt zu unterdrücken, dann allerdings glaube er nicht, daß sie, wegen der Stellung, die sie einnähmen, verpflichtet seien, zu dulden, daß ihre Brüder hingemordet würden, im Gegentheil, dann wäre es ihnen erlaubt, ja, ihre heilige Pflicht, die Bedrohten zu vertheidigen, auch mit den Waffen in der Hand. Aber auch in solchem Falle sollten sie bezeugen, daß sie bereit seien, der Regentin in all den Dingen zu gehorchen, welche mit ihrer Treue gegen Gott bestehen könnten, und sollten alle Verbindung mit ehrgeizigen, parteisüchtigen und aufrührerischen Menschen vermeiden [1]). —

Auch mit anderen Arbeiten sehen wir Knox um diese Zeit in Genf beschäftigt. Mit einigen gelehrten Männern seiner Gemeinde verband er sich, um die Bibel in's Englische zu übersetzen, ein Werk, das unter dem Namen „Genfer Bibel" [2]) bekannt ist, und dessen Werth allerdings eine verschiedene Beurtheilung erfahren hat. Es war mit Vorbemerkungen versehen, welche mit höchstem Freimuth sich über kirchliche und politische Dinge aussprachen, weßhalb es denn auch von der Königin Elisabeth und namentlich von ihrem Nachfolger Jakob I. wenig gebilligt wurde. Der Letztere nannte es die schlechteste Uebersetzung, die er jemals gesehen habe, während es nichtsdestoweniger von anderen Uebersetzern viel benutzt worden ist und das Urtheil Sachverständiger dahin lautet, daß es gut gewesen sei, wenn es noch mehr benutzt worden wäre [3]). Eben so gab Knox um diese Zeit den bereits erwähnten „Brief an die Königin-Regentin" heraus, so wie auch die „Appellation" und die „Ermahnung an die Edlen und das Volk von Schottland", zwei Schriften, welche nicht wenig zu immer weiterer Verbreitung und Befestigung der evangelischen Gesinnungen im Vaterlande des Reformators

---

1) M'Crie, I, 214 ff., nach Manuscript.
2) The Geneva Bible.
3) M'Crie, l. c. I, 216 f.

beigetragen haben. Namentlich die „Ermahnung" war recht dazu angethan, das Evangelium dem Volke an's Herz zu legen. Knox zeigte in derselben, daß die Sorge für die Religion und deßhalb auch die Verbesserung der Kirche eine Pflicht der weltlichen Obrigkeit, ja eine ihrer hauptsächlichsten Pflichten sei. Es sei dieß eben sowohl ein Gebot der Natur, als auch der Offenbarung, und die Schotten würden „weniger Sorge tragen für die wahre Religion Gottes, als die Heiden für ihren Götzendienst", wenn sie dieser Pflicht nicht nachkommen wollten. Die niedren Obrigkeiten, die Edlen und Stände des Reichs wären in ihren Kreisen ebensowohl an diese Pflicht gebunden, als die Könige und die Fürsten. Auch erfordere es ihr eignes zeitliches und ewiges Interesse, in diesem Stücke ihre Schuldigkeit zu thun. Sie wären vernünftige Geschöpfe, nach dem Ebenbilde Gottes geschaffen; sie hätten zum ewigen Leben berufene Seelen und wären verantwortlich für all ihr Verhalten; sie wären verpflichtet, zu unterscheiden zwischen Wahrheit und Irrthum und die wahre Religion zu bekennen, möchten sie nun Könige, oder Barone oder Bischöfe sein. Wenn der Götzendienst aufrecht erhalten und das Evangelium unterdrückt, wenn das Blut der Unschuldigen vergossen würde und sie dazu schwiegen und nicht Alles thäten, um solche Uebel zu beseitigen, wie sie dann ihr Verfahren zu verantworten im Stande wären? — Hier tritt also die Meinung des Reformators auf das Deutlichste hervor. Wo es sich um die Behauptung des Evangeliums handelt, da ist ein Jeder zum Widerstande verpflichtet, denn das Reich Gottes ist über Alles, doch soll der Widerstand auch allein geleistet werden um des Evangeliums willen und alle anderen weltlichen Interessen sollen fern bleiben, eine Verunreinigung der Sache Gottes mit niederen weltlichen Gelüsten ist auf das Sorgfältigste zu vermeiden. Und unter diesem Gesichtspunkte des reinen Eifers für das Evangelium haben wir ohne Zweifel auch die Schrift Knox' zu betrachten, welche wohl am meisten von den Gegnern angegriffen ist und auf die in so vorzüglicher Weise die gegen den Reformator erhobenen Anklagen sich stützen, als sei es überhaupt Aufruhr gewesen, was er begünstigt habe: den „ersten Trompetenstoß gegen das Weiberregiment"[1]).

Die Veranlassung zu dieser Schrift, in welcher er auf die heftigste Weise die in England und Schottland übliche weibliche Thronfolge bestreitet, war ohne Zweifel für ihn die blutige Regierung der „katholischen Maria"[2]). Man kann es begreifen, wie das Gemüth dieses redlichen Anhängers der Reformation von den Qualen ergriffen wurde, welche seine Brüder in Eng-

---

1) „The first Blast of the Trumpet against the monstrous Regiment of Women." Vgl. Knox, hist., pag. 468 ff.

2) Vgl. Knox' Brief an Cecil in der Hist., pag. 206, wo er die Regierung Elisabeths bedingungsweise anerkennt.

land um ihrer Treue gegen den Herrn willen zu erdulden hatten. Kerker und Scheiterhaufen waren die Mittel, durch welche die Römischen ihre Herrschaft in dem unglücklichen Lande wieder herzustellen suchten, und die Königin zeigte sich dabei allerdings durchaus in dem Lichte eines schwachen, d. h. von ihren Leidenschaften sowohl, als von denen ihrer Günstlinge beherrschten Weibes. Wenn Knox dieser Maria und dem gegenüber, was unter ihrer Autorität an den Evangelischen in England verübt wurde, auf den Gedanken kam, ob das Weib überhaupt durch seine Natur befähigt und von Gott dazu bestimmt sei, einem Gemeinwesen als Herrscherin vorzustehen, so war das durchaus natürlich und nahe liegend, zumal in der Mehrzahl der übrigen Staaten die Frauen von der Thronfolge ausgeschlossen sind und auch in der Schrift Stellen sich finden, welche den Weibern die Geschäfte der Männer, was das kirchliche Leben angeht, untersagen. Auch war diese Frage bei der Thronbesteigung Maria's bereits in England nicht blos von Knox, sondern auch von anderen bedeutenden Männern aufgeworfen worden, so daß dieselbe damals allerdings noch als eine Streitfrage gelten konnte, ja, Eduard VI. hatte, nicht lange vor seinem Tode, dem geheimen Rathe ein Gesetz vorgeschlagen, durch welches auch in diesem Lande die Frauen von der Thronfolge ausgeschlossen werden sollten — nur die ehrgeizigen Absichten des Herzogs von Northumberland, der seine Schwiegertochter, die Johanna Gray, auf den Thron zu bringen gedachte, hatten dieß Gesetz vereitelt. Knox scheint seine Meinungen über diesen Gegenstand auch bereits seit jener Zeit gehegt[1]) und ernstliche Untersuchungen darüber angestellt zu haben. Schon im Jahre 1554 fragte er die Schweizer Gelehrten u. A. auch deßhalb um Rath, und — die Regierungsweise Maria's von England war ganz dazu angethan, ihn in seiner Ueberzeugung zu befestigen. Im Jahre 1556 schrieb er einen Brief, welcher dieselbe Ueberzeugung bekundet, und wenn er die Veröffentlichung seiner Gedanken über das „Weiberregiment" noch verzögerte, so geschah es, weil einige seiner Freunde Bedenken dagegen geäußert hatten. Endlich ließen ihm die stets wachsenden Grausamkeiten, wie sie die englische Königin verüben ließ, keine Ruhe mehr, und „er setzte die Trompete an", um zu zeigen, daß „ein Weib zur Herrscherin irgend welcher Art, sei es in einem Königreiche, einer Nation oder einer Stadt zu machen, ebensowohl mit der Natur streite, als es gegen Gottes Gebot sei, eine Sache, durchaus gegen seinen geoffenbarten Willen und bewährten Befehl, ja, daß es den Sturz aller Billigkeit und Gerechtigkeit herbeiführen müsse." Diesen Satz sucht er dann zu beweisen, indem er darthut, daß die Natur das weibliche Geschlecht zur Unterordnung, nicht zur Herrschaft über das männliche bestimmt habe, wie dieß aus seiner Schwachheit, körperlichen und geistigen, hervorgehe — nur einzelne Frauen würden von Gott „durch besondere Gaben und aus bestimmten Gründen über die

1) War er vielleicht selbst einer der Rathgeber Eduards?

allgemeine Stufe des Weibes erhoben," — und daß das Gesetz Gottes, bei der Schöpfung des ersten Menschenpaares verkündigt, ausdrücklich dem Manne die Herrschaft über das Weib einräume und ihr befehle, ihm unterthänig zu sein. Unter den Juden, sagt er, sei ein Weiberregiment nicht erlaubt gewesen, und eben so sei es gegen die apostolischen Anordnungen, wie es auch zum Schaden der Königswürde selbst und zu andern verderblichen Folgen führe. Allerdings häuft Knox hier alle die Beschuldigungen gegen das weibliche Geschlecht, welche nur irgend dazu dienen können, dasselbe als zur Führung einer weisen, gerechten und unparteiischen Regierung unfähig hinzustellen, wie denn überhaupt die ganze Schrift den Mann in der vollen Rücksichtslosigkeit zeigt, die ihm charakteristisch war, doch — läßt sich auch das tiefere Interesse nirgend verkennen, das ihn bewog, seine Gedanken über diesen Gegenstand unverhohlen auszusprechen, und bedenkt man namentlich, daß die Frau, welche ihm bei der Schilderung des Weibes hier überhaupt vor Augen stand, eben die „blutige Maria" war, welche ja so ganz die dem Weibe eigenthümlichen besseren Eigenschaften verleugnete, so möchte man die Entrüstung, die aus jeder Zeile spricht, wohl auch als gerechtfertigt anerkennen. Ein zwar mit dunklen Farben gemaltes, aber doch nicht unwahres Bild der Maria, deren Seele der Haß gegen die Evangelischen war, hat uns Knox hier gezeichnet, und — wer möchte wenigstens nicht das auch zugeben, daß die Gefahren für das Gemeinwohl, welche Knox von dem Regimente einer Frau befürchtet, wirklich vorhanden sind, daß namentlich in einem Staatswesen, in welchem der Wille des Oberhauptes allein als Gesetz gilt, das Regiment einer Frau etwas höchst Bedenkliches sein müßte [1])?

Uebrigens machte sich Knox über die Aufnahme, welche seine Schrift finden werde, durchaus keine eitlen Erwartungen. Wenn er in der Vorrede auch die Ueberzeugung ausspricht, daß „die Wahrheit Gottes sich zu ihrer Zeit schon Gehör verschaffen werde, da sie wie ein Geruch sei, der nicht unterdrückt werden könne" [2]), so weiß er doch auch, daß er auf viele Gegner stoßen wird. „Es ist mir nicht unbekannt", sagt er, „wie schwer und gefährlich es ist, gegen allgemein gehegte Irrthümer zu reden, zumal wenn die ehrgeizigen Seelen der Männer und Frauen zum Gehorsam gegen den einfachen Befehl Gottes ermahnt werden", und „ich werde meine Gegner nicht blos unter der unwissenden Menge, sondern auch unter den weisen, verständigen und friedliebenden Geistern der Welt haben, so daß ich überzeugt bin,

---

1) Es darf kaum daran erinnert werden, daß Knox' Meinungen über diesen Gegenstand durchaus nicht neu waren. Nicht blos in den Staaten des Alterthums finden wir meistens Frauen von der Staatsregierung ausgeschlossen, auch die meisten Staatsgesetze des Kontinentes in damaliger Zeit stimmten mit Knox' Ansichten überein. Man muß sagen, die Frage war damals in der That disputabel und — ist es am Ende heute noch.

2) Knox, hist., Anhang, pag. 468 ff.

meine Arbeit werde den Angriffen Vieler nicht entgehen. Man wird mich einen Thoren schelten, einen Mann ohne Ehrfurcht, einen Verräther, der Aufruhr säe, leicht kann es geschehen, daß man mich des Hochverraths anklagt, aber da ich sehe, daß ich mir entweder täglich Vorwürfe machen müßte, indem mein Gewissen mir sagt, daß ich die erkannte Wahrheit auch an den Tag bringen muß, oder daß ich der Welt dadurch, daß ich dieß thue, mißfallen werde, so bin ich entschlossen, Gott zu gehorchen, mag die Welt darüber wüthen." Er will deßhalb „die Augen bedecken und die Ohren verschließen" vor allen Gefahren und üblen Nachreden und der Wahrheit die Ehre geben. Ueberhaupt zeigt ihn uns die ganze Schrift als Einen, der sich bewußt ist, reden zu müssen, was er redet, weil es sich auch hier um den erkannten Willen Gottes handelt, und der bereit ist, seine Pflicht zu thun auf jede Gefahr hin.

Angriffe blieben denn auch nicht aus, namentlich als Diejenige, gegen welche diese Schrift eigentlich gerichtet war, bald darauf starb und ihr auf dem englischen Throne jene Elisabeth folgte, auf welche die Evangelischen ihre Hoffnungen setzten. Von den englischen Verbannten, selbst von denen in Genf zum Theil, wurde deßhalb dieß Auftreten ihres Predigers gemißbilligt, und wenn auch Manche mit seiner Ueberzeugung übereinstimmen mochten[1]), so hielten sie es doch für unklug, dieselbe jetzt ausgesprochen zu sehen. So schrieb Joh. Fox einen Brief an den Verfasser, in welchem er ihn, wenn auch in freundlicher Weise, auf das Ungeeignete der Veröffentlichung und auf die Rücksichtslosigkeit, mit der er gesprochen, aufmerksam machte, worauf denn freilich Knox erwiderte, daß er von den von ihm aufgestellten Grundsätzen noch fortwährend überzeugt sei[2]). Hauptsächlich aber war es Joh. Aylmer, einer von den evangelischen Flüchtlingen und vordem Erzdiakon zu Stowe und Erzieher der Johanne Grey, welcher als Gegner des „Trompetenstoßes" auftrat. Er schrieb eine „freundliche Ermahnung an getreue Unterthanen"[3]) und zwar, wie der Biograph Aylmers sagt[4]), „in Folge einer von den Verbannten gehaltenen Berathung, um desto leichter die Gunst der neuen Königin zu erlangen und allen Verdacht zu entfernen, welchen dieselbe gegen sie und gegen die von ihnen bekannte Religion fassen könnte." Aylmer ist der Meinung, daß, hätte Knox sich blos an den vorliegenden Fall, d. h. an die Königin Maria gehalten, er „Nichts hätte sagen können, und wäre es das Härteste gewesen, das einen Unbefangenen hätte ärgern mögen", denn die Regierung Maria's sei in der That „unnatürlich, unvernünftig, unge-

1) Goodman, der College Knox' in Genf, theilte seine Meinungen, ebenso Whittingham und Gilby.

2) Vgl. Strype, Annals, I. 127.

3) An Harborowe for Faithful and Trewe Subjectes, against the late blowne Blast concerning the Governement of Women, Anno MDLIX

4) Strype, Life of Aylmer, p. 16.

recht und ungesetzlich" gewesen, Knox' Fehler sei nur, daß er verallgemeinert habe, was nur von diesem einzelnen und besonderen Falle gelte. Im Allgemeinen habe Knox Unrecht, und namentlich, sobald man die englische Verfassung in's Auge fasse, ganz besonders für England. In einem despotischen Staate möge ein Frauenregiment mit Gefahren verbunden sein, in England aber, wo die Gesetze und nicht die Obrigkeiten regierten, sei dieß nicht der Fall, denn mache da der König oder die Königin ihren Willen allein geltend, so sei dieß ungesetzlich und eine Schuld des Monarchen, der es thue, eben sowohl, als des Parlamentes, das es zugebe. Dieß sei unter Maria der Fall gewesen. „Da versündigte sich das Parlament, gegen seinen Eid und gegen seine Pflicht, welche es der Krone schuldig war, an den Privilegien des Hauses, indem man sich dazu drängte, den Segen des Teufels zu empfangen, der durch den Apostel des Satans, den Cardinal, über sie ausgesprochen wurde" [1]).

Knox meinte dagegen in einer bald darauf veröffentlichten Vertheidigung, Aylmer habe seine Meinung den Zeitumständen angepaßt und es sei ihm darum zu thun, die Gunst Elisabeths davon zu tragen, indem er ihrer Eitelkeit und Herrschsucht schmeichelte [2]), und wirklich trug dem Vertheidiger des Frauenregiments seine Schrift auch bald darauf den bischöflichen Stuhl von London ein, während Knox von Elisabeth mit unversöhnlichem Haß behandelt wurde. Doch würde auch er wohl kaum seine Trompete angesetzt haben, wäre, als er die Schrift verfaßte, die zweite Tochter Heinrichs VIII. schon Königin von England gewesen. Offenbar war sein ganzes Vorgehen, wie durch das blutige Verfahren Maria's hervorgerufen, so auch nur gegen diese gerichtet, und wenn Knox seine Ansichten über den Gegenstand auch nie geändert haben mag, so unterließ er doch den zweiten und dritten Trompetenstoß, den er noch zu thun beabsichtigte [3]). Die Lage der Evangelischen in England war durch Elisabeths Thronbesteigung eben eine andere geworden. Auch wurde der Reformator durch die Ereignisse in seinem Vaterlande, die seine thätige Hülfe in Anspruch nahmen, so beschäftigt, daß er schwerlich Zeit hatte, noch Anderes in dieser Sache zu veröffentlichen.

1) M'Crie, life of J. Knox, I, 420 ff.
2) Auch in dem Briefe an Cecil, hist., 206, sagt er, daß es nur die Schmeichler seien, die der Regierung einer Frau das Wort redeten.
3) M'Crie I, 221. Vgl. Knox, hist., 487, wo er die Gründe angiebt, weßhalb er die Veröffentlichung des zweiten Trompetenstoßes unterlassen: „because many are offended etc." Zugleich theilt er die „Contents of the second blait" mit.

Zwölftes Kapitel.

Ereignisse in Schottland während Knox' Abwesenheit.

In Schottland hatten während der Abwesenheit Knox' die evangelischen Gesinnungen immer mehr um sich gegriffen. Durch seine Bemühungen war es gelungen, die bis dahin zerstreuten und zersprengten Anhänger der reinen Lehre zu einer geschlossenen Partei zu vereinigen, und wie dieselbe sich bemühte, diese Einheit unter sich immer mehr zu befestigen, so wuchs auch die Zahl derer, die sich zum Evangelium bekannten, fortwährend. Auch genossen die Evangelischen einer Ruhe, welche ihnen vortrefflich zu Statten kam. Mancherlei Umstände wirkten dazu mit, ihnen dieselbe zu erhalten, und wenn die Regentin ihnen auch keineswegs wohlwollte, sondern die Freundlichkeit, die sie gegen sie an den Tag legte, nur als eine Maske gebrauchte, die sie bereit war, bei gelegener Zeit abzuwerfen, so bedurfte sie der Hülfe der evangelisch gesinnten Barone doch noch immer aus politischen Gründen, und sie war zu sehr eine Schwester der Guisen, um von der Politik sich nicht vor allen Dingen leiten zu lassen.

Zunächst war es ein Krieg mit England, der im Herbst des Jahres 1556 ausbrach, und der Maria von Lothringen zwang, die Evangelischen mit Nachgiebigkeit und Versprechungen zu födern. Eigentlich ging freilich der ganze Handel die schottische Nation durchaus Nichts an. Frankreich war mit Spanien in Krieg gerathen, auch nur aus jener Eifersucht, welche zwischen den in beiden Ländern regierenden Familien bestand, und da die Königin von England mit Philipp von Spanien verheirathet war, so wurde auch das britische Reich mit in diese Feindseligkeiten hineingezogen. Schottland, als mit Frankreich verbunden, sollte nun, so wollten es die Guisen, die Engländer ebenfalls angreifen, und wirklich machte die Königin-Mutter Anstalten zu diesem Kriege. Ein Haufen von schottischen Grenzbewohnern fiel plündernd in England ein, und die Barone wurden zu den Waffen gerufen. Zwar erklärten dieselben, daß sie den Krieg für unnöthig und durchaus nicht im Interesse des Landes hielten — sie weigerten sich sogar an demselben Theil zu nehmen — gleichwohl dauerten die Feindseligkeiten bis in das nächste Jahr[1]), und — die Regentin durfte nicht wagen, durch Vorgehen gegen die Evangelischen und durch Nachgeben gegen die Forderungen der verfolgungssüchtigen Geistlichkeit die Gunst der Großen zu verscherzen.

Ein andrer Grund, der die Königin zu vorläufiger Nachgiebigkeit bewog, war ihr Verhältniß zu dem Herzoge von Chatelherault. Diesem wa

1) Vgl. Tytler, VI, 65 f.

es längst leid geworden, daß er die Zügel der Regierung an sie überliefert habe, und auf Zureden und mit Hülfe seines Halbbruders, des Erzbischofs von St. Andrews, suchte er sich unter den Baronen wieder eine Partei zu bilden, welche ihm auf's Neue zur Regentschaft verhelfen sollte. Deßhalb durfte es die Königin-Mutter ebenfalls nicht mit den Evangelischen verderben, und wir finden auch, daß sie gerade die Häupter derselben, wie Lord Jakob Stewart, den Prior von St. Andrews, Wilhelm Kirkaldy und Maitland von Lethington damals mit ihrer Gunst beehrte, um an ihnen gegen die Hamiltons eine Stütze zu finden[1]).

Vor allen Dingen aber waren es die Absichten, welche Frankreich auf die Krone von Schottland hegte, was den Evangelischen zu Statten kam. Noch immer war Maria Stuart zu jung, um mit dem Dauphin vermählt zu werden, und erst bei dieser Gelegenheit war es möglich, an das Parlament die Forderung zu stellen, daß auch der Gemahl Maria's als König von Schottland anerkannt würde, mit andern Worten, den Plan zur Vereinigung beider Reiche zu verwirklichen. So mußten denn die Stände des Reiches bei guter Stimmung erhalten bleiben, und so stellte sich denn die Regentin, als ob sie Willens sei, den Forderungen der Evangelischen nachzugeben, die letzte Entscheidung freilich immer hinausschiebend bis zur Mündigkeit ihrer Tochter.

In trefflicher Weise wurden diese Verhältnisse nun aber von den Evangelischen benutzt. Unangefochten stand freilich die römische Kirche noch immer da und an eine öffentliche Gottesverehrung nach evangelischen Grundsätzen war noch keineswegs zu denken, aber hatten sich die Freunde der Wahrheit früher verleiten lassen, noch an der Messe und überhaupt an den römischen Aufführungen Theil zu nehmen, so enthielten sie sich desselben jetzt gänzlich. Vielmehr bildeten sie, auf Knox' Rath, eigene Gemeinden, welche auch, wenn auch im Geheimen, ihre Versammlungen hielten und, so gut sie konnten, für ihre Belehrung und Erbauung sorgten. Da sie außer Harlow, Paul Methven, John Douglas und Willock, der zum zweiten Male von Emden kam, keine Prediger hatten, so wurde freilich das Abendmahl nicht unter ihnen gefeiert, wenigstens scheint die Nachricht, daß verschiedene Lords und Edelleute das Mahl des Herrn selbst unter den Ihrigen administrirt hätten, durchaus zweifelhaft[2]), aber — man wählte einzelne durch Kenntnisse und Frömmigkeit geeignete Personen aus, welche die Schrift vorzulesen, zu erklären und die Gebete in den Versammlungen zu sprechen hatten, und vor allen Dingen suchte man die Gemeinden nach dem Muster der apostolischen einzurichten, indem man Aelteste und Diakonen wählte, theils um die Aufsicht über die Sitten zu führen, theils um die Almosen für die Armen zu

---

1) Tytler, VI, 67.

2) Vgl. M'Crie, l. c. I, 229.

sammeln und zu vertheilen. Edinburg war der erste Ort, wo diese Gemeindeordnung in's Leben trat, und zwar so, daß dort im Anfang zwei Gemeinden sich bildeten, die sich dann aber auf den Rath Erskine's von Dun zu einer zusammen thaten und bald in Privathäusern, bald in der Abtei sich versammelten, während in Dundee zuerst ein öffentlicher Gottesdienst mit einem Prediger und mit Austheilung der Sakramente eingeführt wurde. So organisirte sich die evangelische Partei immer mehr, schloß sich immer fester an einander, und — es war nicht zu verwundern, wenn den Prälaten mehr und mehr bange wurde und sie die Regentin immer dringender bestürmten, mit Gewalt den Evangelischen entgegenzutreten.

Ein Vorfall mußte dazu Veranlassung geben. An verschiedenen Orten des Landes waren die Bilder heimlich fortgenommen worden, und so auch in Edinburg das Bild des Schutzheiligen der Stadt, St. Giles. Anfangs hatte man es in den North Loch geworfen und es darauf verbrannt. Das verursachte allerlei Unruhen in der Stadt, und namentlich erhoben die Mönche ein großes Geschrei. Die Prälaten wandten sich endlich an die Regentin, und diese willigte denn auch ein, daß die evangelischen Prediger vor das bischöfliche Gericht geladen und wegen ihres „unbefugten Predigens" zur Rechenschaft gezogen werden sollten [1]).

Jetzt aber zeigte sich, daß die Partei der Evangelischen stark genug war, um den Kampf aufzunehmen. Die Prediger erschienen freilich, aber in Begleitung der Barone und Edelleute nebst deren Mannschaften, ein Umstand, der unter den Priestern nicht geringen Schrecken verursachte. In einem von der Regentin zusammenberufenen Rathe war der Bischof von Galloway der Meinung, die Regentin solle ihre Autorität gebrauchen und die Bewaffneten an die Grenzen des Reiches commandiren [2]), und es erschien daher auch wirklich eine Proclamation, in welcher einem Jeden, der ohne Befehl in die Stadt gekommen wäre, geboten wurde, auf das Schnellste sich zu dem Heere an die Grenze zu begeben und dort fünfzehn Tage lang zu bleiben.

Das aber war vergeblich. Die Edelleute durchschauten leicht den Plan und weigerten sich zu gehorchen. Sie begaben sich vielmehr in Masse auf das Schloß, drangen in das geheime Rathszimmer vor, wo eben die Regentin mit den Bischöfen versammelt war, und verlangten Gerechtigkeit gegen die Anschläge der Geistlichkeit. Sie meinten, die Regentin würde sie stets als eben so treu und gehorsam in Allem, was recht sei, gefunden haben, als jeden Andern, weßhalb auch ihnen Gerechtigkeit nicht versagt werden könne. Da die Regentin Ausflüchte suchte und keine bestimmte Zusagen geben wollte, ergriff endlich Jakob Chalmers von Gathgirth, ein eifriger und unerschrockener

1) Knox, hist., 94 f.

2) Er sagte (vgl. Knox, l. c.): „Madame, becaus they ar cum without Ordour, I reid yow send thame to the Border."

Mann, das Wort und sprach: „Madame, wir wissen, daß dieß Alles nur von der Bosheit und den Rathschlägen jener schlechten Menschen und des Bastards (des Erzbischofs von St. Andrews) kommt, welche da bei euch sind, aber wir rufen Gott zum Zeugen an, daß wir daran denken werden. Sie unterdrücken uns und unsre Meinungen um ihrer Lügen willen und gehen damit um, uns und unsre Prediger zu tödten — sollen wir das dulden? Nein, Madame, das wird nicht geschehen!" Damit setzte er seinen Helm auf und die Uebrigen folgten seinem Beispiel, so daß der Regentin Nichts übrig blieb, als gute Miene zu machen. Sie versicherte, daß sie weder den Edelleuten, noch ihren Predigern übel wolle. „Die Bischöfe," sagte sie, „sollen euch kein Unrecht thun, ihr seid alle meine lieben Unterthanen; ich weiß von jener Proclamation Nichts, und eure Prediger sollen auch nicht angeklagt werden; ich selbst vielmehr will hören, was zwischen euch und den Bischöfen streitig ist, sie aber sollen euch nichts Böses thun." Dann zu den Bischöfen gewendet: „Ich verbiete euch, sie oder ihre Prediger irgend wie zu belästigen!" und nochmals zu den Edelleuten, die ihre Freude kund thaten: „O meine Theuren, solltet ihr nicht lieben Gott euren Herrn von ganzem Herzen und euren Nächsten, wie euch selbst[1])?"

So war dieser Angriff abgeschlagen, und die Evangelischen fühlten um so mehr ihre Kräfte und wagten sich immer kühner hervor. Aber auch die Prälaten glaubten ihre Sache keineswegs verloren geben zu müssen, und namentlich was die Gebräuche der römischen Kirche anlangte, so waren sie nicht Willens, davon auch nur ein Titelchen nachzugeben. St. Gilestag nahte heran, der große Festtag von Edinburg, an welchem man den Heiligen in feierlicher Procession umherzutragen pflegte. Es wurde daher von der Geistlichkeit beschlossen, diesen Tag in gewohnter Weise und mit dem hergebrachten Pompe zu feiern, allen evangelisch Gesinnten zum Trotz, und da das Bild des Heiligen abhanden gekommen war, so erging an den Schultheißen (provost) der Stadt die Aufforderung, für die Anschaffung eines neuen zu sorgen. Doch hier schon trafen sie auf Widerstand, wie denn überhaupt die Festlichkeit einen üblen Ausgang haben sollte. Der Rath der Stadt antwortete: „Sie hätten wohl vernommen, daß Gott befohlen habe, die Götzenbilder abzuthun, aber daß er verordne, neue zu errichten, sei nirgend geschrieben." Damit mußten sich die Geistlichen abgewiesen sehen, und es half Nichts, daß sie dem Rathe der Stadt mit dem Fluche drohte, dieser vielmehr appellirte von dem „partheilichen und ungerechten Gerichte des Bischofs" — doch wohl nur um Zeit zu gewinnen — an den Papst. Dennoch wollten die Priester und Mönche einmal ihre Festlichkeit haben. Sie sahen sich daher genöthigt, ein kleineres Marmorbild des Heiligen von den Franziskanern zu borgen, wofür sie aber Silbergeräth zum Pfande hinterlegen mußten. Dieß Bild wurde mit Nägeln

1) Knox, l. c. Vgl. Cook, II, 16.

auf einer Bahre befestigt, und — so setzte sich der Zug in Bewegung, mit Trommeln und Trompeten, Fahnen und Pfeifen, und angeführt von der Regentin selbst „mit all ihren Pfaffen," wie Knox sagt, „zur Ehre des Tages." Die Evangelischen waren über solchen Aufzug jedoch auf das Höchste entrüstet und entschlossen, gegen den Götzendienst aufzutreten. Zwar riethen auch Einige, wie David Forrest, sich still zu verhalten und die Wuth der Priester nicht zu reizen, doch konnten diese nicht durchdringen. Als daher die Regentin den Zug verlassen hätte und sich derselbe auf dem Rückwege befand, drängten sich Einige an das Bild heran, als ob sie es mit tragen helfen wollten. Sie nahmen die Bahre auf die Schultern und fingen an, sie zu schütteln, um den Heiligen hinab zu werfen, doch verhinderten das die Nägel. Da rief Jemand: „Nieder mit dem Götzenbild! nieder mit ihm!" und nun entstand eine von jenen wilden Scenen, wie sie bei solchen Volksaufläufen gewöhnlich sind. Das Bild wurde zu Boden geworfen, es entstand ein allgemeiner Wirrwarr, die Priester wollten Anfangs ihren Heiligen vertheidigen, mußten aber die Flucht ergreifen, und das Volk rief spottend aus: „Pfui über Dich, junger St. Giles! Dein Vater würde sich besser betragen haben!" Knox schildert diesen Auftritt mit unverkennbarem Spott. „Die Priester und Mönche," sagt er, „flohen noch schneller, als bei Pinky. Nieder stürzten die Kreuze, fort ging es mit den Chorhemden, den Rundmützen und den gekrönten Hauben. Die Franziskaner schnappten nach Luft, die Dominikaner prusteten und die Priester zitterten und flohen, und glücklich der, der zuerst nach Hause kam, denn ein so plötzlicher Schrecken kam nie vorher unter das Geschlecht des Antichrists im ganzen Königreiche. Zufällig stand da auf der Straße ein lustiger Engländer, und als er sah, daß Alles ohne Blutvergießen abging, rief er über die Straße herüber: „Pfui, ihr H — söhne! warum habt ihr eure Reihen verlassen? Die Straße hinunter gingt ihr stolz und in Freuden, warum fliehet ihr Schufte jetzt so ohne Ordnung? Kehrt um und schlagt euch doch für die Ehre eures Gottes! Pfui, ihr Feiglinge! pfui! ihr seid des Brodes nicht werth, das ihr eßt!" Aber die Ermahnung half Nichts, denn ehe sie nicht in ihren vier Wänden waren, hatte diese Armee keine Ruhe[1])."

Das war nun allerdings ein öffentlicher Friedensbruch, ob zwar hervorgerufen durch den Trotz, mit welchem die Römischen die bereits zum öffentlichen Gewissen gewordene evangelische Ueberzeugung beleidigt hatten. Die Regentin ließ jedoch den ganzen Vorfall ungeahndet. Allerdings wurden Untersuchungen angestellt, um die Rädelsführer zur Strafe zu ziehen, es kam jedoch Nichts dabei heraus, wie Knox meint, weil die Evangelischen zu vorsichtig gewesen seien, um entdeckt werden zu können, wahrscheinlich aber, weil die Regentin nicht wagte, gegen die Häupter der Reformbewegung vorzugehen,

1) Knox, hist., 95 f.

theils aus Furcht vor ihrem zahlreichen Anhange, theils auch, weil sie des guten Willens derselben gerade jetzt bedurfte.

Es war die Zeit gekommen, wo ihre Tochter mit dem Dauphin vermählt werden sollte, und da kam es denn sehr darauf an, die Großen des Reiches sich geneigt zu erhalten, sollten die Absichten Frankreichs überhaupt Erfolg haben. Der König von Frankreich hatte die Schotten aufgefordert, ihr Versprechen in Betreff dieser Heirath jetzt zu erfüllen und Gesandte zu schicken, welche bei der Vermählung zugegen sein und dieselbe im Namen Schottlands sanctioniren sollten. Das Parlament folgte dieser Aufforderung. Außer den Bischöfen von Glasgow und Orkney, letzterer Präsident des obersten Gerichtshofes, dem Lord Schatzmeister Cassilis und den Lords Fleming und Seton wurden auch die beiden Häupter der Reformpartei, Lord Stewart und Erskine von Dun nach Frankreich gesandt, aber mit dem Auftrage, nicht anders in die Heirath zu willigen, als bis sie von der Königin und dem Dauphin das unzweideutige Versprechen erhalten hätten, daß die Selbstständigkeit des Königreiches, so wie die alten Gesetze und Freiheiten desselben erhalten bleiben sollten. Zugleich sollte das königliche Paar aufgefordert werden, eine Regentschaft zu ernennen, welcher bei der Abwesenheit der Königin von Schottland die höchste Gewalt zu übertragen sei[1]).

Die Gesandten führten ihren Auftrag gewissenhaft aus, und die Vermählung wurde feierlich vollzogen. Auch schwuren die Schotten bei der Gelegenheit nicht blos ihrer Königin, sondern auch dem Dauphin Treue, doch diesem letzteren nur, wie es ausdrücklich hieß, weil er der Gemahl ihrer Königin sei[2]). Das aber war dem französischen Hofe nicht genug, man wollte vielmehr die Kronen beider Reiche auf dem Haupte des Dauphin vereinigt sehen. Maria hatte daher zehn Tage vor ihrer Vermählung eine geheime Acte unterzeichnen müssen, daß sie, falls sie kinderlos sterbe, den König von Frankreich zu ihrem Erben einsetze[3]), und eben so verlangte man von den Gesandten, sie sollten im Namen Schottlands ihre Einwilligung zur Uebertragung der königlichen Gewalt an den Dauphin geben. Diese aber widersetzten sich. Sie erklärten, daß sie zu einem solchen Schritte nicht bevollmächtigt seien und es daher als eine Treulosigkeit gegen ihr Vaterland und ihre Freunde betrachten müßten, wollten sie in die Forderung willigen. So reisten sie ab[4]), und es blieb deßhalb Nichts übrig, als die Angelegenheit vor das Parlament von Edinburg zu bringen und zu sehen, wie weit man mit demselben komme. Immer hatte deßhalb die Regentin noch Ursache, die Evangelischen zu schonen

1) Tytler, VI, 67 ff. Mignet, I, 49 ff. Cook, II, 21 f.

2) Es hieß: „A cause de la dite Dame Reyne Dauphine nostre Souveraine, son Espouse et Compaigne. (Tytler, l. c.)

3) Tytler, VI, 69 f. Cook, II, 23.

4) Eine Anzahl der Gesandten starb plötzlich auf der Rückreise, und man hat dabei an Guisisches Gift gedacht. (Tytler, VI, 71.)

und ihren guten Willen mit Versprechungen hin zu halten, und — auch die letzten Edinburger Excesse wurden deßhalb nicht in der Weise verfolgt, wie es der beleidigten Priesterschaft recht scheinen mochte.

Die Evangelischen waren nun aber auch entschlossen, die gute Stimmung der Königin-Mutter für ihre Sache zu nützen, so lange dieselbe dauerte. Daß die Schwester der Guisen doch ihre Hintergedanken haben möge, konnten sie sich doch kaum verhehlen, wie sie denn ja auch keineswegs sich geneigt zeigte, für ihre Person mit der römischen Kirche zu brechen. Sie duldete die Evangelischen, aber dem Evangelium war sie keineswegs gewogen, und wenn sie den Anhängern desselben auch wohl Versprechungen in unbestimmten Ausdrücken machte, so blieben ihre Rathgeber doch vor allen Dingen die Freunde und Vertreter der römischen Kirche: die Bischöfe und namentlich der Gesandte Frankreichs, d'Osell. So galt es denn für die Evangelischen, das Eisen zu schmieden, so lange es noch warm wäre, und sie waren, auf ihre Macht vertrauend, entschlossen, es an entschiedenen Schritten nicht fehlen zu lassen.

Bald nach der glücklich abgewandten Vorladung der Prediger hatter die Häupter der Reform-Partei jenen Brief an Knox geschrieben, der ihn zu Rückkehr in sein Vaterland einlud, und wenn, wie bereits erzählt worden ist auch wieder Unentschlossenheit bei Einzelnen der evangelischen Lords sich ein stellte, wie die Schwierigkeit des Unternehmens sie erzeugte — die Abmah nungsschreiben an den Reformator waren nur von solchen einzelnen Personen ausgegangen — so hatten die darauf erfolgten Briefe Knox' doch die Wir kung, daß man von Neuem beschloß, auf dem einmal betretenen Wege fortzu fahren und die Sache des Herrn mit allen zu Gebote stehenden Mitteln zum Siege zu führen.

Im December 1557 kamen die Häupter der Evangelischen, unter ihnen namentlich der Graf von Argyle, der Graf von Glencairn, von Morton Archibald Lord Lorn und Erskine von Dun, zu Edinburg zusammen und beschlossen, daß sie, wie Knox[1]) es ausdrückt, „sich und, was ihnen Got gegeben habe, lieber den Händen Gottes anvertrauen, als dulden wollten, da so offenbarer Götzendienst länger bestehen bliebe und daß die Unterthanen des Reiches noch fernerhin der allein rechten Nahrung für ihre Seelen, de lauteren Evangeliums, beraubt sein sollten." Sie schlossen deßhalb ein feier liches Bündniß, den sogenannten ersten Covenant, miteinander, durc welches sie sich verpflichteten, alle ihre Kräfte für die Sache des Herrn einzu setzen und einander gegenseitig zu helfen und zu schützen.

„Da wir," so lautete die von den anwesenden Lords unterschrieben Acte[2]), „sehen, wie der Satan in seinen Gliedern, den Antichristen unserer Zeit, grausamlich wüthet, indem er das Evangelium Jesu Christi und sein

---

1) Knox, hist., 100. Vgl. Cook, II, 30 ff.
2) Ebendas. 101.

Gemeinde zu vernichten sucht, so ist es nöthig, daß wir, nach unserer Pflicht und Schuldigkeit, für die Sache unseres Herrn, selbst bis zum Tode, streiten, dürfen wir ja doch auch des Sieges in ihm gewiß sein. Und weil wir nun also diese unsre Pflicht wohl erkannt und erwogen haben, so versprechen wir vor der Majestät Gottes und vor seiner Gemeinde, daß wir, so er Gnade giebt, mit allem Eifer alle unsre Macht, Vermögen und selbst unser Leben einsetzen wollen, um zu vertheidigen, zu fördern und aufzurichten das heilige Wort Gottes und seine Gemeinde, und daß wir, so viel wir irgend können, dafür wollen Sorge tragen, daß wir gläubige Prediger haben, um rein und lauter das Evangelium Christi dem Volke zu verkündigen und die Sakramente recht zu verwalten. Wir wollen sie versorgen, ernähren und vertheidigen, und wollen ebenfalls die ganze Gemeinde des Herrn, so wie jedes Glied derselben beschützen, mit aller unsrer Macht und selbst indem wir unser Leben auf das Spiel setzen gegenüber dem Satan und jeder Macht der Sünde, welche Gewaltthat und Verfolgung gegen die eben genannte Gemeinde auszuüben beabsichtigen sollte. Dem heiligen Worte Gottes und der Gemeinde unterwerfen wir uns zum Dienst, und sagen ab in gleicher Weise der Gemeinde des Satans nebst allem Aberglauben, Freveln und Götzendienst derselben, ja, wir erklären uns sogar für offene Feinde derselben durch dieß unser heiliges Versprechen vor Gott, abgelegt vor seiner Gemeinde, und durch unsre hier folgende Unterschrift. Edinburg, am 3. December des Jahres 1557. Gott ist Zeuge."

Zu gleicher Zeit richtete die Versammlung neue Einladungsschreiben an Knox, indem man zugleich an Calvin sich wandte und diesen bat, er möge seinen Einfluß auf den Freund geltend machen, um ihn zur Herüberkunft zu bewegen, und eben so vereinigten sich die anwesenden Lords und Barone zu einer Eingabe an die Regentin, in welcher sie namentlich zwei Forderungen stellten in Beziehung darauf, wie es vor der Hand in Betreff der öffentlichen Gottesverehrung im Königreiche gehalten werden sollte [1]). Sie verlangten 1) daß das Alte und Neue Testament, sowie auch die Gebete aus dem von Knox in Frankfurt entworfenen Gebetbuche [2]) an jedem Sonn- und Festtage in der Landessprache in jeder Kirche des Königreiches gelesen werden, und daß, wenn ein Pfarrer dazu nicht fähig oder nicht dazu zu bringen wäre, daß dann irgend eine geeignete Person aus den Kirchspielsgenossen mit diesem Amte beauftragt werden sollte, und 2) daß den evangelischen Predigern erlaubt sein sollte, in Privathäusern zu lehren, bis ihnen die Regierung gestatten werde, öffentlich zu predigen. Die evangelischen Barone wollten sich durch diese Forderungen

1) Knox, hist., 101.

2) Daß es dieß und nicht die Liturgie der Hochkirche gewesen, s. M'Crie, I, 423 ff. Note DD. Tytler behauptet, es sei die Liturgie Eduards VI. gewesen.

wenigstens das Recht sichern, in ihren eigenen Gebieten die Reformation einführen zu dürfen, und wirklich wurde ihnen gemäß auch an manchen Orten der Gottesdienst eingerichtet, auch wurden die Prediger, um sie vor den Verfolgungen der Prälaten zu schützen, in die Häuser der Edelleute aufgenommen, wo sie Freiheit hatten, sowohl diesen, als auch dem umwohnenden Volke das Wort des Heiles zu verkündigen.

Natürlich waren jedoch weder die Regentin, noch ihre französischen Rathgeber, noch auch die Prälaten geneigt, diese Forderungen zu bewilligen. Da jedoch die Umstände verboten, sie geradezu abzuschlagen oder gar mit Gewalt vorzugehen, so verfiel man auf andre Wege, um dem Umsichgreifen der Reformation zu wehren. Man suchte einzeln mit den Häuptern der Evangelischen zu unterhandeln und sie so von der Sache des Herrn und dem von ihnen beschworenen Bündnisse wieder abwendig zu machen.

So machte sich der Erzbischof von St. Andrews an den alten Grafen von Argyle, seinen Jugendfreund. Dieser hatte den Prediger Joh. Douglas, einen ehemaligen Carmelitermönch, der zum Evangelium übergegangen war, in sein Haus aufgenommen, wo derselbe ihm und seinen Leuten das Wort Gottes zu verkündigen hatte. Deßhalb nun wandte sich der Erzbischof brieflich an den Grafen nnd schickte zugleich auch seinen Vetter, Sir David Hamilton, an ihn, um ihn auf diese Weise zur Entfernung des Predigers zu bewegen[1]). Er machte den Grafen auf die Gefahren aufmerksam, welchen er sich und sein Haus dadurch aussetze, daß er diesen „Ketzer“ bei sich beherberge, indem er hinzufügte, daß er „durch Ehre und Gewissen“ sich gebunden fühle, seinen alten Freund auf diese Ketzereien hinzuweisen. Ueberhaupt war der Brief des Erzbischofs in einer höchst verbindlichen Weise geschrieben, und es hieß, daß er sich nur aus Freundschaft zu dem Grafen bewogen finde, ihn zu warnen. Endlich erbot er sich auch noch, dem Grafen, wenn er dessen bedürfe, einen anderen wohl unterrichteten Mann zu schicken, für dessen „reine Lehre“ er Bürgschaft leiste und der ihm dann predigen könne, „was dem rechten katholischen Glauben gemäß sei.“

Dieser Versuch mißglückte jedoch gänzlich. Argyle antwortete dem Erzbischof zwar in einer ehrerbietigen und gemäßigten, aber doch nicht weniger festen und entschiedenen Weise, indem er das Verlangen desselben zurückwies und seinen Prediger gegen den Vorwurf der Ketzerei gänzlich in Schutz nahm. Da der Erzbischof von seinem „Gewissen“ gesprochen hatte, so erwiderte ihm der Graf, die Lehre des Predigers betreffend: „Er predigt gegen den Götzendienst, ich stelle es daher eurer Herrlichkeit Gewissen anheim, ob das Ketzerei ist oder nicht; er predigt gegen Ehebruch und Hurerei, ich stelle auch das eurer Herrlichkeit Gewissen anheim; er predigt gegen Heuchelei, auch das sei eurer Herrlichkeit Gewissen anheim gestellt; er predigt gegen jede

1) Knox, hist., 102 ff., wo der Briefwechsel ausführlich mitgetheilt ist.

Art von Mißbräuchen und Verderben der reinen Lehre Christi, auch das stelle ich eurer Herrlichkeit Gewissen anheim. Mein Herr, ich ermahne euch im Namen Jesu Christi, alle diese Dinge in eurem Gewissen zu erwägen und zu bedenken, ob es nicht eure Pflicht ist, nicht blos dieß Alles nicht zu tadeln, sondern auch dasselbe zu thun. In diesen Stücken, mein Herr, besteht aber der ganze Glaubenswechsel, den ich in meinem Alter vorgenommen habe, und zwar deßhalb, weil ich freilich früher nicht einsah, daß jene Mißbräuche vor Gott verwerflich wären, sie aber jetzt, da ich den in seinem Worte offenbarten Willen Gottes erkannt habe, verabscheue." Was aber das Anerbieten des Erzbischofs betrifft, dem Grafen einen gelehrten römischen Prediger zu senden, so antwortet er: „Der allmächtige Gott möge uns viele der Art senden, welche recht predigen und Nichts als den allgemeinen katholischen Glauben verkündigen wollen, denn wir rohes Hochlandsvolk bedürfen dessen gar sehr, und wenn Ew. Herrlichkeit mir einen solchen Mann verschaffen wollte, so würde ich ihn halten, wie mich selbst, mit großem Dank gegen Ew. Herrlichkeit. Denn fürwahr, ich und manche Andre bedürfen eines solchen Mannes, und da ich im Stande bin, mehr als einen der Art zu unterhalten, so bitte ich Ew. Herrlichkeit recht herzlich, mir einen solchen Mann, wie ihr schreibt, zu besorgen, denn „die Ernte ist groß und wenige sind der Arbeiter."

Der Erzbischof konnte Nichts ausrichten, zu fest stand sein alter Jugendfreund auf dem Boden des Evangeliums, und obgleich der Graf Argyle kurze Zeit darauf starb, so that auch das den Wünschen des Prälaten keinen Vorschub. Der Sohn des Grafen, von dem Vater noch in seinem Testamente ermahnt, alle seine Kraft zur Durchführung der Reformation anzuwenden, trat ganz in des Verstorbenen Fußtapfen und wurde eine der tüchtigsten Stützen der Evangelischen.

Doch waren die Prälaten keineswegs Willens, ihre Sache für verloren zu geben. Die offen ausgesprochenen Forderungen der Evangelischen bezeichneten ja allerdings einen entschiedenen Bruch mit dem hergebrachteu kirchlichen Wesen, und mehr und mehr stellte sich die Unmöglichkeit heraus, eine friedliche Lösung der Streitigkeiten herbeizuführen. Solche Vorstellungen wurden daher auch bei der Regentin gemacht, und die Bischöfe verlangten entschiedene Hilfe gegen die hartnäckigen Ketzer. Zu gleicher Zeit suchten sie aber auch ihren guten Willen an den Tag zu legen, zu reformiren, was nach ihrer Meinung reformirbar sei. In einem um diese Zeit abgehaltenen Concil erneuerten sie die früheren Beschlüsse gegen einzelne Anstößigkeiten in dem Leben der Geistlichen: Keiner derselben sollte seine eigenen Kinder in seinem Hause erziehen dürfen, sondern — immer nur die Anderer, Keiner sollte seinem Sohne eine Pfründe zuwenden, und wenn Einer auf Ehebruch ertappt würde, so sollte er beim ersten Betretungsfalle ein Drittel, beim zweiten die Hälfte und beim dritten sein ganzes Einkommen verlieren, aber zugleich wurde auch, im Gegensatz zu den Forderungen des Lords, jedem Nichtgeistlichen verboten,

irgend eine kirchliche Function zu verrichten. Außerdem wurde ein kurzes Glaubensbekenntniß zur Belehrung des Volkes in englischer Sprache in Druck gegeben [1]). Doch nützten diese Beschlüsse gar Nichts. Die Achtung gegen die Priester war bereits zu sehr geschwunden, als daß dieselbe durch Maßregeln wieder gewonnen werden konnte, welche eigentlich selbst ein Bekenntniß von der Vorkommenheit der römischen Geistlichkeit waren, und das Verlangen der Evangelischen ging auf Dinge hinaus, die die Prälaten überhaupt nicht zu gewähren vermochten, wenn sie sich selbst nicht dem Evangelium hingeben wollten. Man beantwortete diese Beschlüsse mit unverhaltenem Spott, das Volk nannte das Glaubensbekenntniß der Prälaten schlicht weg den „Zweipfennigsglauben", und in Pasquillen wurden die Mißbräuche der Kirche offen an den Pranger gestellt. Knox [2]) theilt uns ein solches mit, überschrieben: „Die Blinden, Lahmen, Krüppel, Wittwen, Waisen und alle anderen Armen, welche die Hand Gottes heimgesucht hat, so daß sie nicht arbeiten können, an die Schaaren aller Mönche im Königreiche", in welchem diese auseinander setzen, daß ihnen allein die Almosen zukämen, daß dagegen die Mönche, die ja gesunde, starke und rüstige Leute seien, sehr wohl arbeiten könnten und deßhalb verpflichtet seien, das den Armen bestimmte Gut herauszugeben, ja, daß sie, die Armen, zu passender Zeit kommen und von den ihnen allein zugehörenden Gütern Besitz ergreifen und die Mönche hinauswerfen würden. Solche und ähnliche Schriften, halb Spott, halb bittrer Ernst, wurden, wie früher, so auch jetzt, zahlreich im Lande verbreitet, und das Ansehn der Priester mußte dadurch um so mehr untergraben werden, als sie nicht im Stande waren, die Wahrheit der wider sie vorgebrachten Beschuldigungen zu bestreiten. Die Regentin aber, deren Hilfe sie anriefen, fand es noch immer in ihrem Interesse, ihre zweideutige Rolle fortzuspielen. Der Dauphin war noch nicht zum Könige von Schottland ernannt, daher mußten sich die Prälaten mit Versprechungen auf die Zukunft vertrösten lassen und sehen, wie die Evangelischen unangefochten blieben und ihre Anzahl sich täglich vermehrte. Wahrscheinlich lag es auch in dem von der Regentin verfolgten Plane, die Stimmen der Prälaten für ihren Zweck dadurch zu gewinnen, daß sie ihnen die erbetene Hilfe erst in der Zukunft zeigte.

Doch die Prälaten mochten nicht warten. Zu sehr sahen sie sich in ihrem Besitze bereits bedroht und zu sehr war auch zu fürchten, daß ein längeres Zuwarten die Zahl ihrer Feinde nur noch mehr werde heranwachsen lassen. Dazu kam dann wohl auch noch der innere Groll, den sie gegen die Evangelischen hegten, kurz, wie der Erzbischof von St. Andrews in seinem Schreiben an Argyle bereits gedroht hatte, daß er sich leicht genöthigt sehen könne, strengere Maßregeln zu ergreifen, so entschloß man sich nun auch dazu. Un-

---

1) Knox, hist., 104 f.
2) Ebendas. 109.

kluger hätte man freilich nicht verfahren können, als indem man das bereits in allen seinen Schichten gegen die Vertreter der römischen Kirche auf das heftigste eingenommene Volk durch Grausamkeiten nur noch mehr reizte, aber — wo wäre eine verlorene Sache durch die unklugen Maßregeln Derer, die sie vertheidigen wollten, nicht noch mehr ihrem Untergange entgegen geführt worden?

Walter Mill (oder Miln), ein ehemaliger Pfarrer zu Lunan in Angus, hatte sich schon zu den Zeiten des Cardinals Beaton zum Evangelium bekannt, war aber gefangen genommen und zum Tode verurtheilt worden. Auf irgend eine Weise war es ihm jedoch gelungen, dem Gefängnisse zu entrinnen, und er hatte seit der Zeit unentdeckt in Schottland gelebt. Als dann, in Folge der bisherigen Nachgiebigkeit Seitens der Regentin, die evangelisch Gesinnten mehr Freiheit gewannen, war auch er wieder offen hervorgetreten und hatte an verschiedenen Orten des Landes das Evangelium verkündigt. Er war damals gegen 80 Jahre alt, und ein Mann, wie von reinen Sitten, so auch von treuer Anhänglichkeit an den Herrn. Doch drohten ihm bald Gefahren. Da er, als Geistlicher, unter dem erzbischöflichen Gerichte von St. Andrews stand, so nahm die Geistlichkeit die Jurisdiction über ihn in Anspruch, und es wurden ihm Nachstellungen bereitet, um ihn in die Gewalt zu bekommen. Zwar gelang es ihm für eine Zeit lang, sich wieder zu verbergen, aber einer von den Spionen des Erzbischofs, wie derselbe deren eine ganze Anzahl hielt, entdeckte sein Versteck und er wurde gefangen genommen, der Ketzerei angeklagt und zum Flammentode verurtheilt. Es scheint, daß die Geistlichkeit an ihm ein Exempel statuiren und die Kränkungen und Beängstigungen, an denen sie freilich täglich leiden mußte, an diesem ihr zugänglichen Schlachtopfer rächen wollte. Doch grub sie sich durch diese That eigentlich selbst die Grube. Wie sehr die Stimmung des Volkes, gegen frühere Zeiten, verändert war, zeigte schon der Umstand, daß sich anfänglich Niemand finden wollte, der den grausamen Richterspruch an dem Unglücklichen vollzöge, so daß sich der Erzbischof genöthigt sah, zuletzt einen feilen Burschen unter seinen eigenen Dienern mit der Execution zu beauftragen. Eben so gab die Menge, die den Verurtheilten zum Richtplatz begleitete, nicht blos durch Thränen ihr Mitgefühl zu erkennen, sondern es wurden auch Verwünschungen gegen die Priester genug von ihr ausgestoßen. Freilich ging die Hinrichtung vor sich, und Mill starb mit großem Todesmuth. Er bezeugte öffentlich, daß es nur die Wahrheit Jesu Christi sei, für deren Bekenntniß er leide. „Was mich anbetrifft," sagte er, „so bin ich 82 Jahre alt und kann nach dem Laufe der Natur nicht lange mehr leben, aber hundert Bessere, als ich, werden aus der Asche meiner Gebeine aufstehen. Ich hoffe zu Gott, daß ich der Letzte sein werde, der für diese Sache in Schottland den Tod erleiden muß[1])." Aber — eben diese Hoffnung

1) Knox, hist., 122. Vgl. Rudloff, I, 78 ff.

sollte auch wirklich in Erfüllung gehen, und mit dem Tode dieses Veteranen der Reformation gab sich die Hierarchie selbst den Todesstoß.

Es war ein Schrei der Entrüstung, der bei der Nachricht von dieser That durch das Land ging[1]). Die Regentin freilich stellte sich, als ob sie an derselben keinen Antheil habe, vielleicht war auch alles ohne ihr Vorwissen geschehen, aber um so mehr richtete sich der Unwillen des Volkes gegen die Geistlichkeit. Auch gewann das Evangelium jetzt nur noch mehr Anhänger und offene Bekenner. Waren bisher Manche durch Furcht zurückgehalten worden, an den Versammlungen der Evangelischen Theil zu nehmen, oder auch durch die Rücksicht auf die öffentliche Ordnung, die sie durch solche Theilnahme zu stören fürchteten, jetzt traten sie dem Bunde der Bekenner öffentlich bei und betheuerten, auf jede Gefahr hin die Sache Gottes vertheidigen zu wollen. Die Prediger, Harlow, Douglas und Paul Methven trieb man an nicht mehr im Geheimen, wie bisher, das Evangelium zu verkündigen, sondern ebenfalls offen hervorzutreten, und wirklich begannen sie auch, nicht blos öffentlich zu predigen, sondern auch die Sakramente zu verwalten. Es war in der That so: aus der Asche Mills erhoben sich hundert Andere, die für die Sache eintraten, für die er gestorben war.

Die Häupter der Evangelischen brachten denn auch erneuerte Vorstellungen vor die Regentin. Schon im Juli 1558 — Mill starb am 28. August — hatten sie sich zu Edinburg auf's Neue versammelt und beschlossen, die Regentin um endliche Abhilfe ihrer Klagen und Beschwerden anzugehen. Folgende Bewilligungen hatten sie von ihr verlangt: 1) daß die Schrift und die Gebete beim Gottesdienste in der Landessprache sollten gelesen werden 2) daß es, wenn beim Lesen der Schrift in ihren Versammlungen dunkle Stellen vorkämen, einem dazu fähigen Manne verstattet sein sollte, dieselben zu erklären; 3) daß das Sakrament der heiligen Taufe in der Landessprache verwaltet und mit Belehrungen für die Theilnehmer begleitet sein sollte; 4) daß das Abendmahl ebenfalls in der Landessprache und zwar unter beiderlei Gestalt ausgetheilt und 5) daß das sündhafte, schändliche, ärgerliche und abscheuliche Leben der Prälaten und Priester so verbessert werden sollte, daß das Volk keine Gelegenheit habe, wie seit so langen Zeiten her, ihr Amt und ihre Predigt, welche hauptsächlich ihres Amtes sei, zu verachten. Zugleich fügten sie hinzu, um allen Verdacht ketzerischer Lehren von sich zu entfernen: „Wir sind damit zufrieden, daß nicht blos die Gebote und Lehren des Neuen Testaments, sondern auch die Schriften der alten Väter und die göttlich bewährten Gesetze Justinians als Zeugen in dem Streite zwischen

1) Knox erzählt, (hist. 122): Die Leute hätten einen großen Haufen Steine zum Denkmal an dem Orte aufgerichtet, wo Mill verbrannt sei, und obgleich die Priester denselben weggeräumt, sei er doch stets wieder zusammengetragen worden.

ms und den Priestern angerufen werden" [1]). Diese Forderungen baten sie, or ein Parlament zu bringen und von demselben als Landesgesetz bestätigen u lassen, bis dahin aber ihnen zu gestatten, mit ihren Brüdern ihrer leberzeugung leben und ihre Gottesdienste derselben gemäß halten zu ürfen, und — die Regentin, der dieses Gesuch durch Jakob Sandilands on Calder in Gegenwart vieler Edlen und Bischöfe übergeben wurde, stand icht an, ihnen die besten Versprechungen zu machen. Sie sagte, sie wolle Maßregeln ergreifen, um diese Wünsche sobald als möglich zu befriedigen, und gab den Bittstellern zugleich die Versicherung, daß sie bis zu einer endgültigen Ordnung der Angelegenheiten auf ihren Schutz rechnen dürften.

Diese Forderungen wurden jetzt nach dem Tode Mills auf's Neue vor die Regentin gebracht. Die Lords der Congregation baten auf das Bestimmteste um Abhilfe „der ungerechten Tyrannei, welche gegen sie durch diejenigen verübt werde, die sich die Geistlichkeit nennten". „Ewr. Gnaden", sagten sie, „kann es nicht verborgen geblieben sein, was für ein Streit gewesen ist und noch ist in Betreff der wahren Religion und rechten Gottesverehrung, und wie die Geistlichkeit (wie sie genannt sein will) eine solche Gewalt über die Gewissen der Menschen in Anspruch nimmt, daß, was sie irgend befiehlt, befolgt, und was sie verbietet, vermieden werden soll, ohne Rücksicht auf den in seinem Worte geoffenbarten Willen Gottes, andernfalls läßt sie uns Nichts übrig, als Scheiterhaufen, Feuer und Schwert." Dann wiesen sie auf die grausamen Hinrichtungen ihrer Brüder hin und erklärten, obgleich sie damals weder diese Schlachtopfer vertheidigt, noch auch ihre Befreiung verlangt hätten, so wären sie doch jetzt überzeugt, daß es, da sie Theilhaber der Macht seien, welche Gott in diesem Reiche habe aufgerichtet, auch ihre Schuldigkeit gewesen wäre, sie entweder vor solchen Grausamkeiten zu beschützen oder offen mit ihnen schon längst denselben Glauben zu bekennen. Es sei augenscheinlich, sagten sie, daß die Mißbräuche so weit gekommen seien, daß eine öffentliche Reformation nothwendig wäre, sowohl in der Religion, als auch im weltlichen Regimente des Staates, und deßhalb bäten sie ihre Gnaden und den Geheimen Rath derselben, welche sie willig als die alleinige Autorität im Reiche anerkennten, der es zukäme, die kirchlichen, wie die bürgerlichen Unordnungen zu verbessern, daß sie ihren Forderungen Gehör geben möge, es sei denn, daß aus dem Worte Gottes erwiesen werden könne, sie seien ungerecht und deßhalb zu verwerfen [2]).

Die Regentin nahm auch diese Zuschrift mit verstellter Freundlichkeit auf, obgleich der entschiedene Ton derselben und namentlich die Hinweisung darauf, daß die evangelischen Lords sich verpflichtet halten könnten, ihre bedrohten Brüder zu vertheidigen, wohl ihr Bedenken erregen mochten. Sie gab

1) Knox, hist., 121 f. Buchanan, XVI, 311.

2) Tytler, VI, 87 f.

auf's Neue Zusagen, wie sie dieselben schon früher gegeben hatte, un
Evangelischen, ihr vertrauend, ließen sich von Neuem auf das Parla
vertrösten. Sie fuhren deßhalb fort, ihre Versammlungen wieder im Gehe
zu halten — Joh. Douglas, der zu Leith öffentlich zu predigen bego
hatte, mußte deßhalb sogar wieder damit inne halten — und überhaupt h
man sich vor Excessen und Ungesetzlichkeiten. Anders dagegen die Römis
Heftig griffen sie die Regentin wegen ihrer Zuneigung zu den „Ketzern
und wagten es sogar auch, einen der bedeutendsten Vertreter der evangeli
Sache, den Laird Erskine von Dun vor ihre Versammlung zu Edinbu
laden und ihn dort mit Drohungen und Vorwürfen zu überhäufen.

Bald darauf machten jedoch auch sie Friedensvorschläge. Wen
Evangelischen sich die Beibehaltung der Messe, der Lehre vom Fegfeuer
Anrufung der Heiligen und der Seelenmessen gefallen lassen wollten, d
versprachen die Prälaten, wollten sie damit zufrieden sein, daß die G
und Taufen bei den Reformern in der Landessprache gehalten würden,
ausgesetzt jedoch, daß diese Neuerungen nicht im öffentlichen Gottesdi
sondern nur in den Privatversammlungen derselben Platz griffen.
waren natürlich Anerbietungen, auf welche die Evangelischen nicht ein
konnten, ohne den Kern ihrer Ueberzeugung selbst Preis zu geben, und
haupt erwarteten diese nicht mehr, durch gütliche Verhandlungen mi
Geistlichkeit Etwas erlangen zu können. Sie setzten ihre Hoffnungen au
Parlament und auf die ihnen von der Regentin gemachten Zusicheru
deren „Falschheit", wie Knox sich ausdrückt[1]), „sie damals noch nicht
wöhnten".

Das Parlament kam denn auch im Decbr. 1558 zu Edinburg zusam
Der Regentin war es jedoch keineswegs darum zu thun, den Forderunge
Evangelischen bei demselben Gehör zu verschaffen. Ihr kam es nur d
an, daß die Zwecke Frankreichs gefördert würden, und sie suchte deßhal
der einen Seite die Anhänger der Reformation davon zurückzuhalten
stimmte Anträge, die Angelegenheiten der Kirche betreffend, an das P
ment zu bringen, und auf der andern Seite war sie bemüht, dieselben d
abermals erneuerte Versicherungen ihres guten Willens dahin zu bri
daß sie zugeständen, was für den Dauphin verlangt würde.

Dieß gelang ihr denn auch auf das Beste. Allerdings hatten die H
ter der Evangelischen vor, eine Petition an das Parlament zu bri
welche auf Abstellung ihrer Beschwerden hinausging. Sie stellten in d
ben vor[2]), wie sie zwar von den Prälaten als „Ketzer" verschrieen un
einige ihrer Brüder deßhalb sogar auf das Grausamste verfolgt worden
wie sie jedoch Nichts verlangten, was einer Bestrafung werth wäre.

---

1) Knox, hist., 122.
2) Ebendas. 122 ff.

handle sich für sie nur darum, daß das Wort Gottes in ihren Versammlungen gelesen und ausgelegt, so wie auch, daß die Sakramente unter ihnen gemäß der Einsetzung des Herrn verwaltet werden dürften, und zwar Alles nur zu ihrer und ihrer Brüder Erbauung. Auch seien sie zu diesen Forderungen nur dadurch getrieben, weil die Geistlichen ihre Pflicht nicht thäten, und es läge ihnen doch das Heil ihrer Seelen zu sehr am Herzen, um nicht nach Abhilfe zu verlangen. „Gott" sagten sie, „hat jetzt unsre Augen geöffnet, so daß wir deutlich sehen, in welcher Gefahr unsre Seelen stehen, und deßhalb können wir auf keine Weise mit dem verdammlichen Götzendienste und den unerträglichen Mißbräuchen der römischen Kirche Gemeinschaft haben, sondern müssen demüthigst bitten, dieß Alles klüglich zu erwägen und nach gerechtem Urtheil uns diese unsre gerechten und vernünftigen Bitten zu gewähren." Sie verlangten daher, daß alle früheren Parlamentsbeschlüsse, durch welche die Geistlichkeit ermächtigt sei, gegen die sogenannten Ketzer einzuschreiten, so lange aufgehoben werden möchten, bis ein allgemeines Concil den Frieden der Kirche wieder hergestellt habe, ferner daß es bis dahin keinem Geistlichen erlaubt sein solle, Richter über sogenannte Ketzer zu sein, sondern daß die der Ketzerei Beschuldigten vor die weltlichen Gerichte gestellt, so wie daß es ihnen verstattet werden sollte, sich zu vertheidigen, Gegenbeweise zu führen und über ihren Glauben offen Rechenschaft zu geben; auch sollten sie nicht verurtheilt werden dürfen, es sei denn, daß sie aus dem Worte Gottes überwiesen werden könnten, von dem zum Heil der Seelen nothwendigen Glauben abgewichen zu sein. Am Schluß machten sie noch darauf aufmerksam, welche Verwirrungen im öffentlichen Leben daraus folgen würden, wenn man die Prälaten ihre Grausamkeiten fernerhin ausüben lassen wollte, und sie baten das Parlament, auf ihre Gewissen die gebührende Rücksicht zu nehmen — Forderungen, ohne Zweifel, welche mäßig genug waren, um die Billigung aller Wohldenkenden zu erlangen.

Aber die Petition wurde dem Parlamente nicht übergeben. Da man, im Vertrauen auf den guten Willen der Regentin, sie dieser zuerst überreicht hatte, weil man glaubte, ohne deren Vorwissen und Billigung keinen Schritt thun zu dürfen, so wußte sie die Uebergabe an die Vertreter des Reichs zu zu hintertreiben. „Sie sparte", sagt Knox[1]), „weder freundliche Blicke, noch gute Worte, aber sie steckte die Schrift in ihre Tasche, und als wir ihre Gnaden im Geheimen baten, sie möge doch unsre Bitten der ganzen Versammlung vorlegen, antwortete sie, sie glaube, daß das nicht so eilig nöthig sei, denn alsdann würde die gesammte Geistlichkeit sich gegen die so hochwichtigen Vorschläge erklären, die sie zu machen habe. Aber wenn diese Angelegenheit, nämlich die Uebertragung der Krone an den Dauphin, welche durch die Geistlichen gehindert werden könnte, in Ordnung gebracht worden

1) Knox, hist., 124. Vgl. Cook, II, 52.

sei, dann sollt ihr sehen, wie gut ich es mit euch meine, und was ich in der Zwischenzeit euch gewähren kann, das will ich gern thun." Die Evangelischen ließen sich bereden, zu warten; wie hätten sie auch in solche Worte der Regentin Mißtrauen setzen können? und so blieb die Petition in der Tasche der Regentin.

Das Parlament bewilligte, was die Regentin verlangt hatte — sie hatte es ja zu machen gewußt, daß beide Parteien, sowohl die Prälaten, als auch die Evangelischen, sich überzeugt hielten, durch Nachgiebigkeit gegen die Wünsche der Regentin und Frankreichs für ihre Sache Vortheile zu erlangen — der Dauphin wurde zugleich mit Maria Stuart als König von Schottland anerkannt, und — die Freunde des Wortes Gottes sollten jetzt nur zu bald erfahren, wie wenig Maria von Lothringen noch glaubte, auf sie Rücksicht nehmen zu müssen und wie wenig ehrlich überhaupt die Zusagen derselben gewesen waren.

Eine Ahnung davon mochten sie schon haben, als die Sitzungen des Parlaments zu Ende gingen. Wenigstens übergaben sie schließlich doch noch eine Protestation, in welcher sie ihre Sache zu vertreten suchten. Sie machten darin auf die Streitigkeiten aufmerksam, welche in den letzten Jahren zwischen den sogenannten Prälaten und Regierern der Kirche und zwischen den Edlen und Gemeinen des Königreichs in Betreff der öffentlichen Gottesverehrung, der Pflicht der Geistlichen und der rechten Verwaltung der Sakramente entstanden seien; sie hätten, sagten sie, schon öfter darüber geklagt, daß ihr Gewissen mit nutzlosen Ceremonien und vielen götzendienerischen Mißbräuchen beladen sei, und es wäre ihre Absicht gewesen, bei dem gegenwärtigen Parlamente Abhilfe zu suchen. Doch hätten die Verwirrungen der Zeit sie bewogen, ihre Anträge noch zu verschieben. Da sie jedoch fürchteten, daß ihr Schweigen gemißdeutet werden könne, so bezeugten sie nun öffentlich, daß, da es ihnen gegenwärtig unmöglich gewesen wäre, eine gerechte Reformation zu erlangen, sie es für recht und gesetzlich hielten, wenn sie in Sachen der Religion und des Gewissens sich in Zukunft so verhielten, wie sie es vor Gott verantworten könnten und wie es dem auf Gottes Wort gegründeten wahren Glauben gemäß sei und zwar hofften sie, dadurch, daß sie solchen Parlamentsbeschlüssen, welche zu Gunsten ihrer Gegner gemacht seien, entgegen handelten, keine Gefahr an Habe und Leben zu laufen. Am Schluß erklärten sie, daß sie keine Schuld treffen könne, wenn wegen der Religionsstreitigkeiten irgend wie Tumult oder Aufruhr unter den Unterthanen des Reichs entstände, oder wenn solche Mißbräuche, die man aus Nachlässigkeit so lange geduldet habe, etwa durch kurzen Prozeß und gewaltsamer Weise abgeschafft werden sollten.

Diese Protestation, welche allerdings an den Tag legt, daß die Evangelischen sich ihrer Macht bewußt waren, wurde in öffentlicher Versammlung verlesen, und wenn auch nicht zu erlangen war, daß sie in die Register einge-

tragen würde, so erlangte man doch, daß die Regentin noch immer, wenn auch in zweideutigen Ausdrücken, ihre Geneigtheit erklärte, den Beschwerden der Protestirenden abzuhelfen. „Ich will der Protestation gedenken", sagte sie, und „wir werden bald Ordnung in die Dinge bringen, welche jetzt streitig sind!" Diese Worte glaubten die Evangelischen auch jetzt noch zu ihren Gunsten auslegen zu dürfen, und wie Knox[1]) erzählt, „sie reisten ab mit gutem Vertrauen auf die Gunst der Königin, und priesen Gott, daß dieselbe der Frömmigkeit so wohl gewogen war. Die gute Meinung, welche sie von ihrer Aufrichtigkeit hegten, bewog sie nicht nur, ihr zu Gefallen Opfer an Geld und Gut zu bringen und das Leben für sie auf's Spiel zu setzen, sondern sie schrieben auch an jenen ausgezeichneten Diener Gottes, Johann Calvin, und priesen die Regentin wegen ihrer vortrefflichen Kenntniß des göttlichen Wortes und wegen ihres guten Willens, die Ehre Gottes zu fördern, indem sie ihn zugleich baten, er möge durch seine ernsten Rathschläge und göttlichen Ermahnungen ihre Gnaden ermuntern, standhaft in demjenigen fortzufahren, was sie so fromm begonnen habe. Ferner wiesen sie, sowohl durch Worte, als auch durch Briefe, alle diejenigen entschieden zurück, welche in ihr irgend wie das Gift der Heuchelei zu argwöhnen schienen oder Etwas äußerten, das der Meinung entgegen war, welche sie von ihrer frommen Gesinnung hegten. Aber" — fährt Knox fort — „wie sehr sie in ihrer Meinung betrogen und durch die List der Regentin hintergangen waren, das trat bald genug an's Licht: denn nicht so bald waren die Wünsche Frankreichs mit Hilfe der Evangelischen bewilligt und Frieden zwischen König Philipp und Frankreich, sowie zwischen England und uns geschlossen, so begann sie auch das in ihrem falschen Herzen verborgene Gift auszuspeien."

In der That hatten die Evangelischen bis zuletzt sich täuschen lassen, und als die Regentin erlangt hatte, was sie wollte, da waren auch alle ihre Zusagen vergessen, aber da begannen auch jene Kämpfe, welche der Reformation den Sieg in Schottland bereiten sollten und an denen Knox einen so wirksamen Antheil nahm.

1) Knox, hist, 125.

Dreizehntes Kapitel.

Knox' Rückkehr nach Schottland.

Das erneuerte Einladungsschreiben, welches die „Lords von der Con gregation", nachdem sie jenes feierliche Bündniß im December 1557 ge schlossen, an Knox gerichtet hatten, kam erst im November des folgende Jahres nach Genf, zugleich mit Briefen von späterem Datum, welche ih von den Fortschritten der evangelischen Sache in Schottland und von de günstigen Aussichten auf Erfolg, die sie habe, in Kenntniß setzten. Kno war deßhalb auch sofort entschlossen, der Einladung Folge zu leisten. Fü eine Zeit lang nahm ihn jedoch noch die Sorge für die Genfer Gemeinde i Anspruch, zumal der gerade jetzt in England erfolgte Thronwechsel eine Au lösung derselben herbeiführte.

Die Königin Maria war gestorben, und Elisabeth, ihre Halbschweste hatte den Thron Heinrichs VIII. bestiegen. Auf sie setzten die vertriebene Evangelischen ihre Hoffnung und zögerten nicht, in ihr Vaterland zurückz kehren. Die Gemeinde zu Genf empfing nicht sobald die Nachricht von diese Ereignisse, als sie einen feierlichen Dankgottesdienst hielt und zugleich b schloß, einen aus ihrer Mitte mit Briefen an die in den verschieden Städten des Festlandes zerstreuten Brüder zu senden, um ihnen wegen de erfreulichen Ereignisses Glück zu wünschen. Namentlich aber an die Fran furter Gemeinde wandte sie sich, um sich mit dieser wieder auszusöhnen un gemeinsame Schritte mit ihr zu berathen, durch welche sie im Stande wäre einen Zustand des kirchlichen Wesens in England herstellen zu helfen, w derselbe den Bedürfnissen der Evangelischen angemessen sei. Eine freundlic Antwort erfolgte denn auch von Seiten der Frankfurter, und so verließe die Genfer Flüchtlinge die gastfreundliche Stadt und reis'ten wieder na ihrem Vaterlande ab[1]).

Knox war so der Sorge für sie entledigt, keine Pflicht band ihn mehr a Genf, und so verhinderte ihn denn Nichts mehr, der Stimme des Vaterland zu folgen. Er beschloß jedoch, seinen Weg ebenfalls durch England zu nehme um Diejenigen wieder zu sehen, denen er vordem das Evangelium verkündi hatte, vielleicht auch, weil er hoffte, für eine entschiednere Durchführur der Reformation dort wirksam sein zu können, und besonders war es no ein dritter Grund, der ihm die Reise über London wünschenswerth macht die Kenntniß gewisser Pläne der Guisen zum Umsturz der protestantische Kirche und der Regierung Elisabeths in England, zu der er gelangt wa und die er dem dortigen Hofe mitzutheilen gedachte. Deßhalb sandte er m

1) M'Crie, I, 237.

den rückkehrenden Flüchtlingen Briefe an Einige seiner früheren Freunde voraus, welche nun an dem Hofe Elisabeths waren, und bat um die Erlaubniß, seinen Weg nach Schottland durch England nehmen zu dürfen.

Das sollte ihm jedoch wider Erwarten abgeschlagen werden. Im Januar 1559 reis'te er von Genf ab, nachdem ihm die Stadt in Anerkennung seiner Verdienste das Bürgerrecht geschenkt hatte[1]), und seine Frau nebst Kindern ließ er unter dem Schutze Calvins zurück, bis er im Stande wäre, sie ohne Gefahr nach Schottland zu bringen. Als er aber, um die Mitte des März, in Dieppe ankam, empfing er die Nachricht, daß die englische Regierung sich weigere, ihm die Durchreise durch ihr Land zu gestatten. Knox hatte seine Bitte für eine bloße Formalität gehalten und war entschlossen gewesen, seinen Weg auf London zu nehmen, ohne eine Antwort erst abzuwarten — er hatte gedacht, in einem Lande, in welchem er vordem eine so bedeutende Thätigkeit ausgeübt habe, werde doch seinem Aufenthalte Nichts entgegen stehen — jetzt erfuhr er, daß Diejenigen, welche sein Gesuch übergeben hätten, kaum dem Gefängniß entronnen seien[2]).

Zwei Gründe wirkten zusammen, um die Königin Elisabeth gegen den Reformator einzunehmen, einmal die Intriguen seiner früheren Frankfurter Gegner und das andre Mal der „Trompetenstoß gegen das Weiberregiment", den auch Elisabeth nicht vergessen konnte. Diejenigen, welche es vermocht hatten, den mit so viel Entschiedenheit auf Reinheit der Lehre und des Gottesdienstes dringenden Mann bei dem Frankfurter Senate als Hochverräther anzugeben, waren auch jetzt wieder thätig, ihn bei der Königin von England anzuschwärzen. Sie beschuldigten ihn aufrührerischer Tendenzen und wiesen, sich berufend auf den „Trompetenstoß", darauf hin, daß er nicht blos dem Regimente der Frauen im Allgemeinen entgegen sei, sondern daß er auch gegen Elisabeth persönlich Abneigung hege, wie sie denn zugleich auch die früheren Mitglieder der Genfer Gemeinde verdächtigten, als ob sie von ihrem Prediger zu denselben Meinungen verführt worden seien. Die Ankläger, eifrige Anhänger des englischen Liturgienbuches und der ganzen Gestalt, welche die Kirche von England zur Zeit Eduards VI. gehabt hatte, mochten glauben, fürchten zu müssen, daß Knox, wie seine Genfer Freunde, auf die Königin einen Einfluß gewinnen könnten, der ihren Liebhabereien gefährlich wäre, und — ihre Anschuldigungen fielen nur auf zu guten Boden.

Daß Knox in dem „Trompetenstoß" die Königin Elisabeth durchaus nicht im Auge gehabt habe, ja, daß überhaupt die ganze Schrift nur durch die Grausamkeiten Maria's hervorgerufen worden war, konnte freilich kaum Jemandem entgehen, und vollends hatten die Genfer Flüchtlinge sich durchaus

1) Sebenier, Histoire Litteraire de Génève, I, 375.
2) Knox, hist., 205.

als getreue Anhänger Elisabeths dargestellt. Gleich nach der Thronbesteigung derselben hatten sie eine Ausgabe der Psalmen veranstaltet und diese der neuen Königin gewidmet, ihr glückwünschend und ihr ihre volle Treue und Anhänglichkeit bezeugend[1]). Gleichwohl ließ sich Elisabeth, wie gegen Knox, so auch gegen seine ehemaligen Genossen einnehmen. Während sie Diejenigen, die früher auf das Heftigste ihr entgegen gewesen waren, bei Hofe zuließ und selbst die ärgsten Verfolger der Protestanten mit äußerster Milde behandelte — selbst Bonner, der berüchtigte Schlächter der Evangelischen, durfte ihr bei Hofe die Hand küssen[2]) — wurden die Genfer Flüchtlinge auf eine Weise gequält, daß sie bedauerten, ihre friedliche Zufluchtsstätte an den Ufern des Leman verlassen zu haben, und — Knox wurde die Durchreise durch England verboten. Mag es nun auch sein, daß Elisabeth, deren Thron ja Anfangs keineswegs fest stand, Grund zu haben meinte, gerade Diejenigen fern zu halten, welche im Stande wären, die Rechtmäßigkeit ihrer Herrschaft in Zweifel zu ziehen, und dagegen ihre ehemaligen Gegner in den Tagen ihrer Schwester mit Verzeihung zu beschwichtigen: einen großen Antheil an ihrem Verhalten gegen Knox mag doch auch ihre Eitelkeit gehabt haben, die sich ja in den von dem Reformator gegen die Befähigung der Frauen zur Regierung gerichteten Angriffen mit angegriffen sah, und sie hat demselben auch diese Schrift nie verziehen, selbst da nicht, wo es ihr politischer Vortheil erheischte, ihm die Hände zu bieten[3]).

Knox ertrug die Behandlung, die er und seine Freunde auf diese Weise erdulden mußten, keineswegs leicht. Beinahe wäre er dahin gekommen, den „zweiten Trompetenstoß", den er früher beabsichtigt hatte, jetzt wirklich erschallen zu lassen. Er sagt darüber in einem Briefe (Dieppe, 6. April 1559)[4]): „Mein erster Trompetenstoß hat alle meine Freunde in England von mir weggeblasen, doch bezeugt mir mein Gewissen, daß ich Nichts suche, als die Gnade meines Gottes, und deßhalb bin ich ohne Furcht. Der zweite Stoß, fürchte ich, wird noch etwas schärfer tönen, es sei denn, daß die Leute ein wenig gemäßigter sich betragen, als ich höre, daß es geschieht. England hat mich verstoßen, aber weil es zuvor auch Jesum Christum von sich gestoßen hat, so frage ich wenig nach dem Verluste seiner Freundschaft. Und doch bin ich dir ein treuer und zuverlässiger Freund gewesen, o England, in Fällen, in denen du dir selbst nicht helfen konntest". Knox war ja ein Gemüth, in welchem es rasch aufloderte, daher denn auch jetzt diese Gedanken, auch gegen Elisabeth zu schreiben, in ihm aufstiegen, zumal die milde Behandlung, welche sie den Verfolgern der Evangelischen angedeihen ließ, ihn

---

1) M'Crie, I, 241 Anm.
2) Burnet, II, 374. 396. Elisabeth schauderte freilich bei dem Handkusse.
3) Vgl. die später zu berichtenden Vorgänge.
4) Vgl. M'Crie, I, 241.

auch über ihre eigentlichen Absichten in Zweifel setzen mochten. Doch hat er diesen Schritt nicht gethan. Andere Geschäfte nahmen ihn bald völlig in Anspruch, und später verhielt sich die Königin ja auch so, daß er Ursache hatte, mehr ihre Gunst zu suchen, als ihren Zorn auf's Neue zu erregen.

Ueberhaupt konnte es dem Reformator ja doch auch von Anfang an kaum verborgen geblieben sein, wie sehr ein gutes Einvernehmen mit der Königin von England in seinem und seiner schottischen Freunde Interesse sei. Gegen Maria von Lothringen und die von ihr gegebenen Zusagen scheint gerade er, wie ja auch aus dem veröffentlichten Briefe an sie und dessen Zusätzen hervorgeht, fortwährend Argwohn gehegt zu haben, und es lag seiner beabsichtigten Reise durch England auch von Anfang an noch der Gedanke zu Grunde, daß es gerathen sei, sich mit den dort wieder zur Geltung gekommenen Anhängern der Reformation für alle Fälle in Verbindung zu setzen. Seit er Genf verlassen hatte, waren ihm eben jene Dinge bekannt geworden, welche nur geeignet waren, seinen Verdacht gegen die Regentin zu vermehren und ihm die Hülfe der Engländer als unentbehrlich erscheinen zu lassen. Auf seiner früheren Reise durch Frankreich war er nämlich auch mit einigen Leuten vom Hofe bekannt geworden, und durch diese erfuhr er von einem geheimen Plane der Lothringischen Prinzen, welcher auf nichts Geringeres hinausging, als die beiden britischen Königreiche in die Hände Frankreichs zu bringen und die Reformation in beiden Reichen gänzlich zu unterdrücken. Der Plan war dieser: Maria Stuart sollte ihre Erbansprüche, die sie von ihrer Großmutter, der Tochter Heinrichs VIII. ableitete, auf England geltend machen; von Schottland aus, wo natürlich sowohl die Reformation, als auch die Selbstständigkeit des Reiches zuvor ganz unter die Füße getreten werden sollte, wollte man dann England angreifen und Elisabeth unter dem Vorwande, daß sie ein Bastard und eine Ketzerin zugleich sei, das Scepter des Landes entreißen. Diese Entdeckung mußte dem Reformator ohne Weiteres zeigen, wie sehr in dem gegenwärtigen Augenblicke die beiden Reiche eins an das andre gewiesen sein, sowohl hinsichtlich ihrer kirchlichen, als auch ihrer politischen Freiheit. Daß die schottische Reformpartei nicht im Stande sein werde, für sich allein dem Andrange Frankreichs, wenn dieses Ernst mache, zu widerstehen, war eben so ersichtlich, wie daß nicht weniger das Interesse Englands, als die Pflicht desselben ihm gebieten müsse, den Schotten in ihren Bestrebungen Hülfe zu leisten, und da zu fürchten war, daß eine selbstsüchtige und kurzsichtige Politik da Mancherlei in den Weg legen könnte, bis es zu spät sei, so trieb es ihn um so mehr, die Aufmerksamkeit der Königin Elisabeth bei Zeiten auf diese Verhältnisse zu lenken und ihr deßhalb mitzutheilen, was er in Betreff der französischen Pläne in Erfahrung gebracht hatte. Deßhalb war die Weigerung der Königin, ihm die Reise durch ihr Land zu gestatten, denn auch um so empfindlicher für ihn, aber — eben deßhalb vermochte er es auch

über sich, sich über die persönliche Kränkung hinwegzusetzen und ansta
jenes zweiten Trompetenstoßes vielmehr auf's Neue Schritte zu thun, u
wenigstens das, was er wußte und unter den gegenwärtigen Umständen fi
geboten hielt, zur Kenntniß Elisabeths und ihrer Rathgeber gelangen z
lassen.

Er schrieb deßhalb, nachdem auch eine zweite Bitte um Erlaubniß z
Durchreise abgewiesen war, am 10. April einen Brief an den Staatssecret
Cecil, der der nächste Berather der Königin war und den er selbst von Lo
don her kannte[1]). Zunächst suchte er in demselben die ehemaligen Mi
glieder der Genfer Gemeinde von dem Verdachte zu reinigen, als seien f
Mitschuldige an dem „Trompetenstoß". Er habe, versicherte er, vor d
Veröffentlichung der Schrift mit Keinem von ihnen darüber gesproche
Was ihn selbst betreffe, so sei er denn allerdings nicht Willens, in Abre
zu stellen, daß er der Verfasser sei, noch auch die in dem Buche ausgespr
chenen Grundsätze zurückzunehmen, obgleich er auf der andern Seite d
Person und der Regierung der neuen Königin durchaus freundlich gesin
sei und von Herzen über ihre Erhebung sich gefreut habe. „Sollte Jemand
schreibt er, „meinen, daß ich ein Feind der Person oder der Regierung d
Königin sei, welche Gott jetzt auf den Thron gesetzt hat, so würde er durc
aus über meine Gesinnung im Irrthum sein, denn diese wunderbarliche Th
Gottes, der seine Verfolgten durch ein so schwaches Werkzeug trösten wi
erkenne ich sehr wohl, und der Kraft seines gewaltigen Armes, welcher d
jenigen erhebt, die er nach seiner Gnade für die Besten hält, und zu unt
drücken weiß, die wider seine Ehre streiten, bin ich bereit, zu gehorchen, obglei
die Natur sowohl, wie Gottes vollkommenes Gebot gegen ein solches Re
ment streiten. Um deutlicher zu reden, wenn die Königin Elisabeth beken
daß eine außerordentliche Veranstaltung der großen Gnade Gottes das
ihr gesetzlich macht, was sowohl die Natur, als auch das Gesetz Got
allen Frauen verbietet, dann wird Niemand in England mehr bereit se
ihr gesetzliches Ansehen zu unterstützen, als ich, aber wenn sie, ohne G
die Ehre zu geben, ihr Recht, was Gott verhüten wolle, auf Gewohnh
oder menschliche Gesetze und Anordnungen zu gründen sucht, dann bin
überzeugt, daß eine solche thörichte Anmaßung die Majestät Gottes im hö
sten Grade beleidigt, und ich fürchte sehr, daß in diesem Falle ihre Undar
barkeit nicht lange wird auf die Strafe zu warten haben. Und dieß bi
ich Euch im Namen des ewigen Gottes und seines Sohnes Jesu Chri
(vor welchem wir Beide einst stehen werden, um von den Rathschlägen,
wir geben, Rechenschaft abzulegen) ihrer Gnaden in meinem Namen an
zeigen und hinzuzufügen, daß allein ihre Demuth und Unterwürfigkeit u
Gott die feste Stütze ihres Thrones sein wird, welcher, wie ich weiß, a

1) Knox, hist., 204 ff., wo der Brief mitgetheilt ist.

mehr als eine Weise wird angegriffen werden." Er setzt dann weiter auseinander, wie er keine andre Absicht habe, als die, „einigen armen Seelen Trost zu bringen durch die Predigt von Jesu Christi", und wie „Niemand zu fürchten habe, daß es ihm darum zu thun sei, den Hof zu besuchen oder auch längere Zeit in England zu verweilen." Außerdem habe er aber dem Staatssecretär und Andern „Dinge mitzutheilen, die er dem Papier oder der Discretion Andrer nicht anvertrauen könne." Sowohl ihre Gnaden, als auch alle Gläubigen in England würden Vortheil davon haben, und „ihn zurück weisen, hieße einen Freund von sich stoßen." Es war jedoch nicht leicht, dieß Schreiben in die Hände Cecils gelangen zu lassen. Die Stimmung der Königin gegen Knox war zu wohl bekannt, als daß sich Jemand hätte dazu verstehen wollen, sich selbst durch Ueberbringung eines Briefes von der Hand dieses Mannes die Ungnade Elisabeths zuzuziehen. Endlich ließ sich Harrison, einer der von England in Frankreich gehaltenen Spione, bewegen, den Brief wenigstens anzunehmen, doch wagte auch der ihn nicht eher abzugeben, als bis er ihn dem englischen Gesandten in Paris, Nic. Throckmorton, vorgelegt und von diesem die Beglaubigung empfangen hatte, daß das Schreiben ungefährlich sei.

Knox konnte nun aber zu Dieppe nicht länger warten. Da der Erfolg seiner neuen Bemühungen bei Cecil doch immerhin ein unsicherer war und die schottischen Angelegenheiten seine Gegenwart im Vaterlande mehr und mehr erforderten, so reiste er am 22. April von Dieppe ab und landete am 2. Mai 1559 wohlbehalten in Leith. Wir werden jedoch sehen, daß der englische Staatssecretär klug genug war, um die Vortheile zu durchschauen, die ihm und seiner Königin aus einer Verbindung mit den Evangelischen Schottlands erwachsen müßten, und ebenso hielt auch Knox den Gedanken fest, sich der französischen Uebermacht lieber mit Hilfe der stammverwandten Nachbarn zu entledigen, als ihr die kirchliche und politische Freiheit seines Vaterlandes zur Beute werden zu lassen. Auch erhielt er auf der Reise noch einen neuen Beweis, daß die Nachrichten, die er von den Plänen des französischen Hofes empfangen hatte, nicht unbegründet seien. Mit ihm auf demselben Schiffe befand sich ein an die Königin Regentin abgesandter französischer Courier, und dieser zeigte ihm im Vertrauen, wie auf dem großen Siegel, das seine Depeschen verschloß, nicht blos die Wappen Frankreichs und Schottlands, sondern mit ihnen auch das von England vereinigt war, ein augenscheinlicher Beweis, daß man wirklich mit der Vereinigung der drei Kronen auf dem Haupte der Valois umging. — — — —

Die Verhältnisse in Schottland hatten nun aber, als Knox landete, bereits ein vielfach anderes und für die Hoffnungen der Evangelischen weniger günstiges Aussehen gewonnen. Die Regentin hatte die Anhänger der Reformation mit Versprechungen hingehalten, solange sie derselben zu ihren Zwecken bedurfte — nachdem jetzt die Krone auf den Dauphin übertragen

war, hatte sie erreicht, was sie wollte, und warf die Maske ab. Mehr und mehr zeigte sich, daß sie ein durchaus doppelzüngiges Spiel getrieben hatte, und daß von ihr Nichts zu hoffen, vielmehr Alles zu fürchten sei. Zwar suchten die Evangelischen noch eine Zeit lang den Glauben an die Ehrlichkeit der Königin festzuhalten und ungern gestanden sie sich selbst, daß sie betrogen worden seien, aber am Ende konnten sie doch nicht mehr zweifeln, worauf die Regentin hinausginge: das Bündniß derselben mit der römischen Geistlichkeit trat offen zu Tage.

Rasch war zuvörderst eine Aussöhnung zwischen ihr und dem Erzbischofe von St. Andrews zu Stande gekommen. Hatte Hamilton, theils aus persönlichen Interessen, theils wegen der scheinbaren Zuneigung der Regentin zu den Evangelischen, bisher sich mehrfach als einen Gegner der Regierung Maria's von Lothringen gezeigt und ihre Maßregeln zu tadeln gewagt, so ergriff er doch sofort wieder die Partei derselben, als sie das Interesse der Krone mit dem der römischen Kirche identificirte[1]). Schon im Juli 1558 hatten deßhalb Beide Berathungen darüber gepflogen, wie die Evangelischen am wirksamsten zu unterdrücken sein möchten, und unmittelbar nach jenem Parlamente vom November, in welchem die protestantischen Lords der Regentin so gute Dienste geleistet hatten, verband sie sich förmlich mit dem Prälaten und stellte ihm die ganze Macht der Krone zu Gebote, um mit ihrer Hilfe die Autorität der römischen Kirche wieder herzustellen.

Hamilton ging deßhalb auch ohne Weiteres vorwärts. Im December erließ er ein Aufforderung an sämmtliche evangelische Prediger, sich am 2. Februar des folgenden Jahres vor seinem Gerichte in St. Andrews zu stellen und sich darüber zu verantworten, daß sie sich geistliche Befugnisse angemaßt und Ketzereien verbreitet hätten, und es zeigte sich bald, daß die Regentin mit diesem Schritte durchaus einverstanden sei, auch wenn sie vor der Hand gerathen fand, auf die Zurücknahme dir Citation zu dringen.

Die protestantischen Lords nämlich begaben sich sofort zu der Königin, sie an ihre Zusagen erinnernd und ihr bemerklich machend, daß sie Grausamkeiten, wie die, welche Mill kürzlich hätte erleiden müssen, nicht weiter zu dulden Willens wären. Sie erwarteten von der Königin Gerechtigkeit gegen ihre Prediger, und sollte ja die Verfolgung ihren Fortgang nehmen, so werde sich zu St. Andrews eine Versammlung einfinden, größer, als jemals bei einer Gerichtsverhandlung zugegen gewesen wäre. Das wirkte denn freilich, und der Erzbischof wurde angewiesen, einstweilen von seinem Vorhaben abzustehen.

Dagegen aber ergriff die Regentin jetzt selbst ihre Maßregeln. Auf den 7. März 1559 berief sie eine Versammlung der Großen des Reiches nach Edinburg, um, wie sie sagte, mit ihnen zu berathen, auf welche Weise die Streitigkeiten in Betreff der Religion, die die Nation trennten, am geeignetsten bei-

1) Knox, hist., 125.

gelegt werden könnten, und zugleich forderte sie den Erzbischof auf, ein Provincialconcil zusammen zu berufen, daß bereits vom 1. März an in Edinburg gehalten werden sollte[1]). Auf diese Weise hoffte sie die Prälaten sofort als eine geschlossene Partei den protestantischen Edlen entgegenführen zu können, und allerdings war es auch nöthig, die Priester, welche auch mit einander um ihre weltlichen Ehren in Streit gerathen waren, zuvor unter sich selbst wieder auszusöhnen, wenn die Regentin auf sie sich stützen und mit ihrer Hilfe die Pläne gegen die Evangelischen in Ausführung bringen wollte.

Namentlich zwischen den beiden Erzbischöfen von St. Andrews und Glasgow hatte schon seit längerer Zeit ein Rangstreit stattgefunden, der sogar zu blutigen Schlägereien zwischen den beiderseitigen Anhängern geführt hatte[2]). Beide erhoben Ansprüche auf Unabhängigkeit des einen von dem anderen, der Erzbischof Beaton von Glasgow, indem er sich darauf berief, daß sein Stuhl zuerst aufgerichtet worden sei, der Erzbischof von St. Andrews dagegen, indem er behauptete, seinem Sitze sei von seiner Gründung an der Primat über die ganze Kirche von Schottland zuertheilt worden. Jetzt vertrugen sich beide Kirchenfürsten wieder mit einander, und Beaton, obgleich er Anfangs noch sich sträubte, dem Einladungsschreiben seines Nebenbuhlers Folge zu leisten, gab wenigstens insofern nach, daß er zuletzt mit seinen Geistlichen auf dem Concile erschien. Der der römischen Kirche von allen Seiten drohende Feind mochte es räthlich erscheinen lassen, für den Augenblick solche persönliche Zwistigkeiten zu vergessen, um mit gemeinsamer Kraft dem gemeinsamen Verderben zu wehren[3]).

So bildete die römische Geistlichkeit denn allerdings eine Macht, die noch immer nicht zu verachten war, zumal sie sich noch in dem vollen Besitze aller ihrer reichen Güter befand. Kam dazu dann noch die Macht der Krone, die bereits im Lande befindliche französische Hilfe und das, was einzelne der alten Kirche treu gebliebene Barone aufzubieten hatten, so schienen die Aussichten der Evangelischen auf den endlichen Sieg ihrer Sache doch noch sehr zweifelhaft zu sein, zumal auch unter ihnen noch immer ein Schwanken darüber bestand, wie weit sie in ihrem Widerstande gegen die Krone gehen dürften.

Dennoch beschlossen sie, sich nicht zurückschrecken zu lassen. Auf einer Versammlung, die sie ebenfalls zu Edinburg hielten, wählten sie eine Anzahl Commissäre, welche der Zusammenkunft der Edlen, wie dem Concil ihre Forderungen vorlegen sollten, und diese dehnten sie sogar noch über das bisher Beanspruchte hinaus. Sie verlangten jetzt geradezu, daß jede für das geistliche Amt untaugliche und unwürdige Person von ihrer Stelle entfernt werden solle,

1) Wilkins, Concilia, IV, 205.
2) Knox, hist., 51.
3) Die Regentin mag zu der Aussöhnung beider Prälaten das Ihrige gethan haben. M'Crie, I, 252, Anm.

und wie sie für die Barone das Recht begehrten, bei der Besetzung der in ihren Gebieten liegenden Prälaturen mitzuwirken, so nahmen sie ein gleiches Recht auch für die Gemeinden bei der Wahl ihrer Pfarrer in Anspruch, ein Begehren, das in der später aufgerichteten presbyterianischen Kirchenordnung seine Befriedigung fand, das aber jetzt, wenn gewährt, augenscheinlich der römischen Kirche die Axt an die Wurzel legen mußte[1]).

Und nicht blos von den Evangelischen wurden Reformvorschläge gemacht sondern sogar von einer Seite her, von welcher die Priester es am wenigsten erwartet haben mochten: von Seiten einer Anzahl sonst durchaus römisch Gesinnter. Dreizehn Artikel waren es, welche diese dem Concil vorlegten und in denen sie „Abhilfe verschiedener beklagenswerther Mißbräuche in der kirchlichen Verwaltung Schottlands" begehrten. Unter Anderen verlangten sie Abschaffung der Sterbfallgebühren und der an die Geistlichen zu entrichtenden österlichen Opfer, beides nicht unbedeutende Einnahmequellen der Geistlichkeit, ferner daß zur besseren Belehrung derer, welche an den Sakramenten Theil nähmen, „eine fromme und gläubige Erklärung derselben in englischer Sprache aufgesetzt und diese dem Volke jedes Mal erst vorgelesen werden sollte," wenn die Sakramente verwaltet würden, wie sie denn auch auf den Gebrauch der Landessprache bei den gewöhnlichen Kirchengebeten und Litaneien drangen, aber freilich auch, daß Jedem verboten werden sollte, unehrerbietig über die Messe zu reden, Neuerungen in den hergebrachten Gebräuchen einzuführen und ohne Erlaubniß der Bischöfe Etwas zu unternehmen, was nur den Geistlichen zukomme[2]). Wie mäßig und bescheiden aber diese Wünsche auch sein mochten, sie beweisen doch so viel, daß ein Bedürfniß nach Verbesserung des kirchlichen Wesens allgemein war und — den Prälaten mochten gerade Anträge von dieser Seite auch am unerwünschtesten sein.

Diese waren jedoch entschlossen, in keiner Weise nachzugeben, weder den Evangelischen, noch den eigenen Parteigenossen. Zwar erneuerten sie die Beschlüsse früherer Concile, welche das Leben der Geistlichkeit wenigstens in die Form äußerlichen Anstandes zu bringen beabsichtigt hatten, aber von Veränderungen im Gottesdienst, wie in Lehre und Regiment der Kirche wollten sie Nichts wissen. Es ist die Hartnäckigkeit im Festhalten an allem Hergebrachten ja stets die starke Seite dieser Art Leute gewesen, und das bewiesen sie auch hier. Selbst das Verlangen, daß der Gottesdienst in der Volkssprache gehalten werde, wurde auf das Entschiedenste abgewiesen, und was die Lehren und Gebräuche der römischen Kirche betrifft, so bestätigten sie dieselben ohne Ausnahme gegenüber allen Einwendungen der Evangelischen. Dazu befahlen sie, daß die strengste Untersuchung gegen Diejenigen eingeleitet werden sollte, welche sich von der Messe fern hielten, und bedrohten Solche, welche die Sakramente

1) M'Crie, I, 252.

2) Wilkins, l. c. IV, 207 f.

nach evangelischer Weise verwalteten oder empfingen, mit Bann und Excommunication. Aeltern, wie Taufzeugen, welche Kinder von den protestantischen Predigern hatten taufen lassen, sollten angehalten werden, sie auf's Neue den Römischen zur Taufe zu bringen, und im Falle der Weigerung sollten auch sie mit strengen Strafen heimgesucht werden, eine Verordnung, die eigentlich gegen allen kirchlichen Brauch war, und bei der man sich vor dem Vorwurfe der Wiedertaufe dadurch zu bewahren suchte, daß man zugleich festsetzte, der Geistliche sollte als Formel bei solchen Taufen sprechen: „Wenn Du getauft bist, so taufe ich Dich nicht, bist Du aber nicht getauft, so taufe ich Dich im Namen des Vaters u. s. w.[1])."

Die Geistlichkeit war sich der Macht bewußt, die sie durch das mit der Regentin geschlossene Bündniß und durch die Hilfe Frankreichs, die ihr zur Seite stand, erlangt hatte[2]), das merkte man an ihrem ganzen Auftreten, und das merkten denn auch bald die Vertreter des Evangeliums. Die Abgeordneten derselben verließen deßhalb auch die Hauptstadt, Willens, nicht länger fruchtlose Verhandlungen mit Denen zu führen, die nur durch die Gewalt der Umstände zum Nachgeben gezwungen werden konnten, aber zugleich doch auch entschlossen, Widerstand bis auf das Aeußerste zu leisten. Es gewann allerdings immer mehr das Ansehn, daß eine friedliche Lösung des Streites nicht mehr möglich sei. Die Römischen wollten nicht nachgeben, die Evangelischen konnten es nicht, ohne dem Herrn und ihren heiligsten Ueberzeugungen untreu zu werden.

Kaum waren die protestantischen Lords aus der Stadt, als die Regentin ganz offen auf die Seite der Römischen trat. Durch eine Proclamation, die sie am Marktkreuz von Edinburg verkündigen und anheften ließ, verbot sie Jedermann, ohne Erlaubniß der Bischöfe zu predigen oder die Sakramente zu verwalten, und befahl allen Unterthanen, das bevorstehende Osterfest nach römischem Ritus zu feiern. Im Fall man ihren Befehlen nicht gehorchte, sollten die Prediger der Evangelischen zur Rechenschaft gezogen werden, was denn auch wirklich geschah, als dieselben keinen Gehorsam leisteten, sondern nicht blos fortfuhren, das Evangelium zu verkündigen, sondern auch die Mißbräuche der römischen Kirche anzugreifen. Die Regentin selbst aber zeigte sich in ihrem ganzen äußerlichen Betragen von jetzt an als die eifrigste Anhängerin der römischen Kirche. Nicht nur, daß sie selbst die Messe auf das Eifrigste besuchte, auch ihre Dienerschaft hielt sie dazu an und wachte darüber, daß Niemand sich auf einer Vernachlässigung in dieser Beziehung betreffen ließe[3]).

So wußten die Evangelischen denn nun, woran sie mit der Regentin

---

1) Wilkins, l. c.

2) Die Prälaten hatten der Regentin die Summe von 40,000 Livres versprochen, wenn sie die „Ketzerei" unterdrücken helfe. Knox, hist., 122.

3) Knox, hist., 126.

waren: daß sie von ihr auf die hinterlistigste Weise betrogen waren[1]), und — es galt nun, Maßregeln zu ergreifen, um sich selbst und ihre Prediger gegen Verfolgungen sicher zustellen. Zuvörderst wollte man jedoch noch den Weg der Güte versuchen, denn — Aufruhr gegen die oberste Staatsgewalt lag durchaus nicht in dem Sinne der Evangelischen. Deßhalb begaben sich der Graf Glencairn und Sir Hugh Campbell, der Schultheiß von Ayr, zu der Regentin, um ihr wegen ihres Verfahrens Vorstellungen zu machen. Doch das war vergeblich. Die Edelleute baten sie, sie möge doch ihre Prediger nicht beunruhigen, es sei denn, daß dieselben überführt werden könnten, gegen das Wort Gottes gelehrt zu haben, aber davon wollte sie Nichts wissen. „Und wenn sie lehren, wie Paulus selbst," rief sie aus, „so sollen sie doch aus dem Lande gejagt werden!" Als dann Glencairn sie ruhig an die Versprechungen erinnerte, die sie ihnen gemacht habe, brach sie in die Worte aus: „Versprechungen dürfen Fürsten nur dann vorgehalten werden, wenn es ihnen genehm ist, sie zu erfüllen." Dagegen war dann freilich nicht aufzukommen. Doch ließen sich die Edelleute auch nicht einschüchtern. „Wenn," erwiderte Glencairn mit Entschiedenheit, „ihr nicht entschlossen seid, euren Unterthanen euer Wort zu halten, so werden auch wir uns unsrer Treue für entbunden ansehen, und Ew. Gnaden mögen dann bedenken, welch ein Unglück durch solche Verhältnisse über das Land kommen wird[2])." Das wirkte denn allerdings. Die Königin schlug einen milderen Ton an und erklärte sich am Ende bereit, den Befehl zur Vorladung der Prediger zurückzunehmen und Alles noch einmal in Erwägung zu ziehen.

Aber es war eben kein Frieden mehr möglich. Die Evangelischen hatten das Vertrauen zu der Regentin völlig verloren und trafen Vorbereitungen, um auf alle Fälle gerüstet zu sein, und — die Regentin konnte auch nicht mehr zurück. Sie war ja auch nicht freien Willens. Von Frankreich aus bekam sie ihre Befehle, und diese lauteten einfach: Ausrottung der Ketzerei und Unterwerfung Schottlands unter französische Botmäßigkeit[3]). So war der Sturm, der drohte, denn auch nur für kurze Zeit hinausgeschoben worden, und die Gelegenheit sollte bald sich finden, wo er losbrechen mußte.

Die Stadt Perth (damals St. Johnston genannt) hatte die Reformation angenommen, eben so mehre andre Städte des Königreiches. Als die Regentin davon hörte, zu derselben Zeit, als sie die Nachricht von dem Bündnisse empfing, das zwischen Frankreich, Spanien und dem Papst zur Ausrottung der Ketzerei, namentlich in Schottland und England, geschlossen war,

1) Die Regentin berief sich freilich auf französische Instructionen. Tytler, VI, 95.

2) Knox, l. c. 125. Buchanan, XVI, 312.

3) Tytler meint, wenn die Regentin ihren eigenen Intentionen hätte folgen dürfen, würde sie andre Wege gegangen sein — sehr fraglich. Tytler, VI, 64.

befahl sie dem Lord Ruthven, dem Schultheißen (Provost) der Stadt, die „Ketzerei“ in derselben wieder auszurotten. Doch ließ sich dieser nicht dazu gebrauchen. Er erwiderte: „er könne die Leiber seiner Bürger zu ihrer Gnaden bringen und sie zwingen, sich vor ihr zu Boden zu werfen, bis sie von dem Blute derselben gesättigt wäre, aber — über ihre Seelen habe er keine Gewalt,“ eine Antwort, welche die Königin nur noch mehr aufbrachte. Sie befahl, daß nicht blos Perth, sondern auch Dundee, Montrose und alle anderen Städte, welche das Evangelium angenommen hätten, sich bereit halten sollten, die Messe wieder einzuführen und am kommenden Osterfest durch Theilnahme am römischen Gottesdienst ihre Anhänglichkeit an die bestehende Kirche zu bezeugen, und zugleich lud sie die Prediger auf den 10. Mai wieder vor ihr Gericht nach Stirling [1]).

So standen die Angelegenheiten, als Knox wieder in seinem Vaterlande ankam: auf der Spitze des Schwertes. Die Evangelischen mußten entweder ihre Sache aufgeben oder sie mußten auch das Aeußerste daran setzen, um sie durchzuführen, und da das Erstere nicht geschehen konnte ohne eine Treulosigkeit gegen den Herrn selbst, so blieb ihnen nur übrig, den letzteren Weg einzuschlagen, eine Lage, die ohne Zweifel peinlich genug für sie war. Knox drückte seine Empfindungen über die Zustände, die er vorfand, in folgendem Schreiben an eine Freundin aus [2]):

„Den fortdauernden Trost des heiligen Geistes zum Gruß! Diese paar Zeilen sollen euch benachrichtigen, liebe Schwester, daß es der gnädigen Fürsehung meines himmlischen Vaters gefallen hat, mich nach Edinburg zu führen, wo ich am 2. Mai angekommen bin, ungewiß bis jetzt, was Gott fernerhin in diesem Lande thun wird, ausgenommen, daß ich sehe, es werde der Kampf groß sein. Denn Satan raset auf das Heftigste, und ich bin, Gott sei Lob, gerade in die Hitze des Streites gekommen. Denn meine Mitprediger sind vorgeladen worden, um sich am 10. d. M. vor der Regentin zu verantworten, wobei ich, wenn es Gott nicht verhindert, auch zugegen zu sein gedenke, durch mein Leben oder durch meinen Tod oder auch durch Beides seinen heiligen Namen zu verherrlichen, welcher so gnädig meine langjährigen Bitten erhört hat. Steht mir, Schwester, mit euren Gebeten bei, daß ich jetzt nicht zurückschrecke, wenn der Kampf naht. Noch andre Dinge hätte ich euch mitzutheilen, aber Reise um Reise nimmt mich so sehr in Anspruch, daß mir keine Zeit zum Schreiben bleibt. Benachrichtigt meinen Bruder, Mr. Goodman, von meinen Verhältnissen, wie ich euch auch schon in meinem früheren Briefe von Dieppe aus gebeten habe. Die Gnade unseres Herrn Jesu Christi sei mit euch! Edinburg, in Eile, 3. Mai.“ (59.)

1) Knox, l. c. 125 f. Buchanan, hist. 312 ff.
2) Letter to Mrs. Anne Locke, vgl. M'Crie, I, 256.

Vierzehntes Kapitel.

Erste Erfolge der Evangelischen.

Knox sollte sich bald genug in den beginnenden Kampf verwickelt sehen. Kaum war er in Leith an's Land gestiegen, als auch schon die Geistlichkeit erfuhr, daß er da sei. Ein Carmelitermönch hatte erfahren, der gefürchtete Mann habe in Edinburg übernachtet, und verkündet diese Neuigkeit eilends den noch im Concil versammelten Priestern. Das gab denn einen großen Schrecken. Die Versammlung ging in Eile und Verwirrung auseinander, und auf der Stelle sandte der Erzbischof Hamilton einen Courier an die Regentin, um diese, welche gerade in Glasgow war, von dem Ereignisse in Kenntniß zu setzen. Zuletzt ergriff man die Auskunft, an das früher gegen Knox gefällte Urtheil des geistlichen Gerichts zu erinnern und ihn auf Grund desselben für einen Rebellen und für vogelfrei zu erklären[1]).

Der muthige Mann ließ sich jedoch dadurch nicht zurückschrecken. Er wußte, daß er, wenn er seinen Feinden in die Hände falle, nicht mit dem Leben davon kommen werde, aber er vertraute auf seinen Herrn und wußte auch, daß sein Leben in dessen Hand stände. Ohne deßhalb um die Wuth der Priester gegen ihn sich weiter zu bekümmern, begab er sich vielmehr gerade dahin, wo es galt, für das Evangelium zu kämpfen, zu seinen Mitpredigern, die eben im Begriff waren, nach Stirling zu gehen und der Vorladung der Regentin Folge zu leisten. Er war entschlossen, sie vertheidigen zu helfen und ihr Loos mit ihnen zu theilen.

Die Prediger befanden sich eben in Dundee, und hier stieß er zu ihnen, aber zugleich fand er dort auch die Evangelischen aus der Grafschaft Angus und Mearns versammelt, welche entschlossen waren, ihre Prediger zum Gericht zu begleiten und mit ihnen ihre Anhänglichkeit an den Glauben zu bekennen, um deßwillen sie angeklagt waren. Die Ankunft Knox' brachte natürlich unter dem ganzen Haufen eine freudige Bewegung hervor und diente nur dazu, die Verfolgten noch mehr zu ermuthigen. Sein Anerbieten, sie begleiten zu dürfen, wurde ohne Weiteres angenommen[2]).

Die Evangelischen begaben sich nun zuvörderst nach Perth und sandten von hier aus den Laird Erskine von Dun nach Stirling, um der Regentin anzuzeigen, in welcher Absicht sie kämen. Sie ließen erklären, daß sie durchaus nicht an Gewaltsamkeiten dächten, wie sie denn auch ohne Waffen er-

---

1) M'Crie, I, 257.

2) Er bat „that he micht be permitted to assist his Brethven and to give Confessioun of his Fayth with thame." Knox, l. c. 127. Ob Tytler Recht hat, ihn (s. oben) der Feigheit zu beschuldigen?

schienen wären[1]), sondern daß sie als friedliche Leute kämen, blos um ihren Glauben zu bekennen und ihren Predigern in Vertheidigung der Wahrheit beizustehen. Noch immer war es der Wunsch der Evangelischen, wo möglich ohne Streit und Blutvergießen zum Ziele zu kommen und die Regentin durch gütliche Vorstellungen zur Nachgiebigkeit zu bewegen.

Diese jedoch traute dem Handel nicht. Sie zog es vor, sich die unbequemen Gäste mit guter Manier vom Halse zu schaffen, und nahm dabei ihre Zuflucht wieder zu ihrem gewöhnlichen Mittel: zur Verstellung. Als Laird Erskine ihr erklärte, daß es der einzige Wunsch der Evangelischen sei, ihren Gottesdienst nach ihrem Gewissen halten zu dürfen und ihre Prediger zu beschützen, so versprach sie ihm, daß sie bereit sei, das Verfahren gegen die Angeklagten auszusetzen und sie unbelästigt zu lassen, wenn nur das Volk auseinander gehen wollte. Zugleich verhieß sie, daß neue Versuche gemacht werden sollten, um die Beschwerden gegen die Kirche abzustellen[2]).

Erskine ließ sich dadurch überreden. Er schrieb sofort an seine Genossen, was ihm die Königin versprochen habe, und die Führer der zu Perth Versammelten sandten, um ihre friedlichen Absichten zu bekunden, auch unverzüglich ihre Leute nach Hause[3]). Aber sie sollten sich auch jetzt wieder betrogen sehen. Als der bestimmte Gerichtstag kam, ließ die Regentin die Vorladung der Prediger wiederholen, und da diese, auf ihr Versprechen vertrauend, nicht erschienen, so wurden sie für außerhalb des Gesetzes erklärt und jedem Unterthanen des Reichs bei Strafe des Hochverraths verboten, sie zu beherbergen oder ihnen Beistand zu leisten[4]).

Das mußte natürlich eine allgemeine Entrüstung hervorrufen. Erskine verließ ohne Weiteres den Hof[5]) und begab sich wieder nach Perth, wo noch die Führer der Evangelischen bei einander waren. Er klagte sich selbst an, daß er einer Fürstin getraut habe, welche schon so viele Beweise ihrer Treulosigkeit gegeben, er erklärte, jetzt überzeugt zu sein, daß die Regentin es lediglich auf die Vernichtung der Evangelischen abgesehen habe, und er ermahnte die Brüder, sich auf alle Fälle gerüstet zu halten, um den Maßregeln, die man gegen sie anwenden möchte, wirksam entgegentreten zu können[6]). Das Verfahren der Regentin konnte in der That kaum anders, denn als eine offene Kriegserklärung betrachtet werden, und — wie es dann zu geschehen pflegt, die Gewaltsamkeit von der einen Seite rief auch Gewalt-

1) Knox sagt ausdrücklich, sie seien „witthout Armour, as peaseable Men“ gekommen (p. 126).
2) Knox, l. c. Buchanan, I, 313. Cook, II, 71 f.
3) Doch wurde auch Mißtrauen laut. Knox, l. c.
4) Ibid. Buchanan, I, 313. Burnet, II, 410. Pitscottie, 202.
5) Knox, ibid., sagt: „for atherwayis, by all Appeirance, he had not eschepit Imprisonment.“
6) Ibid.

samkeit von der andern hervor. Obgleich die Evangelischen entschlossen waren, so lange als möglich Frieden zu halten, so entstand, hervorgerufen durch die Aufregung der Gemüther, welche die Nachricht von dem treulosen Verfahren der Regentin herbeigeführt hatte, doch nun auch zu Perth ein Tumult, der die Anhänger der Reformation in dem Lichte von Rebellen erscheinen ließ und der Regentin Gelegenheit gab, ihre Streitkräfte gegen sie aufzubieten.

Die Sache war folgende: Knox, der sich ebenfalls noch in Perth befand, predigte an demselben Tage, wo Erskine zurückgekommen war, über das Götzendienerische der Messe und der Bilderverehrung, und allerdings stellte er in der eifrigen und überzeugungstreuen Weise, in der er zu reden gewohnt war, seinen Zuhörern vor Augen, wie mißfällig diese Verunstaltungen des Evangeliums dem Herrn sein müßten, wobei er denn auch an Stellen der Schrift hinwies, welche deutlich beföhlen, alle Denkmäler des Götzendienstes zu zerstören. Aber es war keineswegs seine Absicht, die Menge zu einem gewaltthätigen Vorgehen in der Abschaffung der Bilder und Altäre aufzureizen, und eben so wenig kam dieß den Führern der Evangelischen in den Sinn. Vielmehr wurden die Zuhörer in Frieden von dem Prediger entlassen, ohne daß derselbe auch nur ein Wort von Selbsthilfe in dieser Angelegenheit gesagt hätte, und die meisten gingen auch ruhig davon[1].

Dennoch hatte die Rede zur Folge, daß das Volk die Hand an die Bilder legte. Einige müßige Leute waren noch in der Kirche zurück geblieben und — sahen mit Unwillen, wie unmittelbar nach der Predigt des Reformators, gleichsam um durch die That dagegen zu protestiren, ein Geistlicher kam, den Altar mit den Bildern der Jungfrau und anderer Heiligen öffnete und anfing, Messe zu lesen. Sie würden jedoch wahrscheinlich auch das noch haben geschehen lassen, hätte der Geistliche sich nicht noch dazu herausgenommen, einem Jungen, der über sein Thun spottete[2]), Ohrfeigen zu geben. Das war das Zeichen zum Angriff auf die Bilder. Der Junge selbst ergriff einen Stein, zerschmetterte damit einen der Heiligen und rief den Uebrigen zu, sie sollten den Götzendienst, den Gott verboten habe, nicht dulden. Alle, noch von der Beredtsamkeit des Predigers entflammt, stürzten auf den Altar los, rissen seine Bilder herab und warfen sie in Stücke, und in wenig Minuten waren alle Zierrathen der Kirche zerbrochen und unter die Füße getreten. Bald kamen auf den Lärm noch Mehre herbei, und als die

1) Knox, l. c., Tytler, VI, 99 sagt: „It is by no means clear, that the preacher, or the leaders of the congregation, who supporter him, entertained at this moment any intention of exhorting the multitude to open violence.“

2) Der Junge rief: Das ist unerträglich, daß, da Gott in seinem Worte den Götzendienst offen verboten hat, wir dabei stehen und ihn deß ungeachtet sollen vollbringen sehen!“ Knox, 128.

Menge immer zahlreicher wurde und, von ihrem Haß gegen die römische Kirche getrieben, in dem ersten Gebäude keine Arbeit mehr fand, machte man sich auch an die übrigen dem Dienst der Kirche gewidmeten Häuser, namentlich an die Klöster.

An ein Aufhalten war nicht mehr zu denken. Die Obrigkeit der Stadt, die Führer der Evangelischen, und namentlich auch die Prediger stellten sich dem Haufen zwar in den Weg und suchten die Ruhe herzustellen — es war umsonst. Bald waren die Klöster der Dominicaner und Carmeliter vollständig verwüstet. Ohne Vertheidigung hatten sie die Mönche der Menge Preis gegeben, und die Altäre, die Bilder, die Reliquien, Alles, was ihnen zur Zierde diente und als Heiligthum galt, lagen zerbrochen umher. Dasselbe Schicksal hatte auch das prächtige Carthäuserkloster, Charterhouse genannt, von welchem man nur noch die Mauern stehen ließ. Und was das Schlimmste war, von den außerordentlichen Reichthümern der Mönche angelockt, begann die Menge auch, dieselben für sich hinwegzuschleppen, freilich ohne daß ein rechtschaffener Mann sich an diesem Raube betheiligte, wie denn auch namentlich die Prediger sich bemühten, wenigstens davor zu warnen. Knox sagt ausdrücklich, es sei nur das gemeine Volk (the rascal multitude) gewesen, welches überhaupt an dem Tumulte Theil genommen habe [1]).

Dieß Ereigniß wurde nun aber von der Regentin und ihren Prälaten als ein solches betrachtet, das der strengsten Bestrafung würdig sei, zumal auch andre Orte, z. B. Cupar, dem Beispiele von Perth folgten, und man ergriff mit Freuden eine Gelegenheit, welche einen Grund darbot, die Evangelischen als Aufrührer zu behandeln. Ueberhaupt mußte sich die Regentin ja selbst sagen, daß sie durch ihr Betragen das Vertrauen der Gegner völlig verscherzt habe und daß ihr nunmehr Nichts übrig bliebe, als sie mit Gewalt zur Unterwerfung zu bringen. So fing sie denn an, das unglückselige Ereigniß gegen die Evangelischen auszubeuten, indem sie es benutzte, den Unwillen derer, welche ihr wegen ihrer Treulosigkeit zürnten, auf jene als auf Unruhestifter und Rebellen zu lenken. Sie berief den Adel nach Stirling und forderte denselben zur Hilfe auf, indem sie die Verwüstung so vieler herrlicher Gebäude und namentlich des Charterhauses beklagte, welches, von den Stuarts gegründet, die Gebeine Jakobs I. beherbergt hatte, und indem sie Rache forderte gegen Alle, welche an dem Tumulte mitschuldig seien, ja, erklärte, daß sie die Stadt Perth dem Boden gleich machen und Salz auf ihre Stätte streuen wolle, damit dieselbe ein Denkmal ewiger Verwüstung sei [2]). Natürlich stellten sich die römisch Gesinnten, wie der Herzog von Chatelherault und der Graf Athol, auch sofort zu ihrer Disposition, aber auch von den evangelischen Baronen hielten Einzelne zu ihr, namentlich der junge Graf von Argyle und Lord

1) Knox, hist., 128. Buchanan, 313. Pitscottie, 203. Burnet, II, 410.
2) Knox, 128.

Jakob Stuart, da diese ebenfalls über die wilde That entrüstet waren und die Regentin ihnen gegenüber klug genug war, die Sache so darzustellen, als handle es sich bei derselben keineswegs um die Angelegenheiten des Glaubens und als habe sie überhaupt nicht die Absicht, dem Gewissen irgend Jemandes Zwang anzuthun. Da ihr unter d'Osells Befehl auch noch die französischen Truppen zu Gebote standen, so hatte sie denn bald eine ansehnliche Armee von 8000 Mann beisammen, und schon am 18. Mai rückte sie auf Perth los[1]).

Doch auch die Evangelischen in Perth sammelten ihre Kräfte und waren keineswegs Willens, sich dem Zorne der Regentin ohne Vertheidigung bloßzustellen. Vor allen Dingen aber waren sie darauf bedacht, friedliche Mittel zur Beilegung der Sache zu versuchen, und schrieben zu dem Ende Briefe an die verschiedenen Parteien, die sich zu ihrem Untergange vereinigt hatten, um die wahrhafte Lage der Sache in das rechte Licht zu setzen[2]). Der erste war an die Regentin selbst gerichtet. „Bisher", sagten sie, „hätten sie ihr noch willigen Herzens gedient, doch würden sie gezwungen sein, das Schwert zu gerechter Vertheidigung zu ergreifen, wenn die Regentin bei ihrer ungerechten Verfolgung beharre. Sie wären bereit, ihrer Königin und deren Gemahle zu gehorchen, jedoch unter der Bedingung, daß man sie in Frieden leben lasse und ihnen erlaube, daß das Wort Jesu Christi unter ihnen gepredigt und die Sakramente recht verwaltet würden. Ohne das wären sie entschlossen, sich niemals einem sterblichen Menschen zu unterwerfen." Sie erklärten ferner, daß sie im Begriff seien, ihrer Königin, wie auch dem Könige von Frankreich anzuzeigen, was sie gethan hätten, und sie beschwören deßhalb die Regentin im Namen Gottes und so lieb ihr der Frieden des Reichs sei, sie nicht anzugreifen, bis sie die Antwort empfangen hätten.

Ein andrer Brief war sodann an den Adel von Schottland gerichtet; und dieser enthielt eine, mehr in's Einzelne gehende Vertheidigung. „Sie wüßten wohl", sagten sie darin, „daß der Adel in verschiedene Meinungen getheilt sei: Einige betrachteten sie als eine Partei von Ketzern und Empörern, die dem Gemeinwohl schädlich seien und gegen welche keine Strafe zu strenge wäre, Andre wären dagegen von der Gerechtigkeit ihrer Sache überzeugt, ja, hätten dieselbe sogar einst offen bekannt, und jetzt, nachdem sie sie zu dem Unternehmen ermuntert hätten, zögen sie sich zurück und verließen sie in ihrer äußersten Bedrängniß." Den Ersteren führten sie dann zu Gemüthe, daß ihnen Niemand solche Beschuldigungen nachweisen könne; was sie gethan hätten, hätten sie lediglich aus Gehorsam gegen Gott gethan, der ja befohlen habe, den Götzendienst und seine Denkmäler zu zerstören. „Unser ernstliches und fortwährendes Begehren", fuhren sie fort, „ist gewesen und ist

1) Tytler, VI, 101.
2) S. diese Briefe bei Knox, 129 ff.

noch jetzt, daß in offener Versammlung und in Gegenwart von unparteiischen Zeugen darüber verhandelt werde, ob diese Frevel, von den schändlichen Papisten Religion genannt, und die sie mit Feuer und Schwert vertheidigen, die wahre Religion Jesu Christi ist oder nicht? Nachdem nun dieß unser demüthiges Begehren uns abgeschlagen ist, trachtet man uns in der grausamsten Weise nach dem Leben, und ihr, der Adel, deren Pflicht es ist, die Unschuldigen zu vertheidigen und der Wuth der Bösen entgegen zu treten, mögen es nun Fürsten oder Kaiser sein, ihr laßt euch nichtsdestoweniger von ihren Gelüsten leiten und bewaffnet euch gegen uns, eure Brüder und Landsleute. Wenn ihr meint, wir seien Verbrecher, weil wir von euren Meinungen abweichen, so erwägt doch, wir bitten euch darum, daß die Propheten zur Zeit des Gesetzes, die Apostel Jesu Christi nach seiner Himmelfahrt, die ursprüngliche Kirche und die Märtyrer mit der ganzen damaligen Welt nicht übereingestimmt haben, und — wollt ihr leugnen, daß ihr Thun recht war, und daß Alle, die sie verfolgt haben, Mörder vor Gott gewesen sind? Möchte denn dasselbe in unseren Tagen nicht ebenfalls wahr sein? Was für eine Gewißheit habt ihr denn in unseren Tagen von der Wahrheit eurer Religion, welche die Welt in jenen Zeiten nicht ebenfalls von der der ihrigen hatte? Ihr habt einen großen Haufen, der mit euch desselben Glaubens ist, Jene hatten es auch! ihr beruft euch auf das Alter eurer Lehren, Jene konnten sich auch darauf berufen! ihr habt Concilien, Gesetze und angesehene Leute, welche, wie ihr voraussetzt, Alles aufgerichtet haben, aber Nichts von dem Allen kann einen Glauben angenehm machen vor Gott, denn die Religion kommt allein von ihm, und die ist die rechte, die er in seinem heiligen Worte offenbaret hat. Ist es denn nicht ein Wunder, daß ihr in so tödtlicher Sicherheit schlaft, wo es sich doch um euer eignes ewiges Seelenheil handelt?" Diejenigen Barone aber, welche, selbst evangelisch gesinnt, sie jetzt verlassen hatten, ließen sie ihren ganzen Unwillen fühlen. „Auch wenn ihr", machten sie diesen bemerklich, „euch wieder mit uns vereinigen wolltet, so erklären wir euch, daß, wie ihr von Gott als Verräther verworfen seid, daß ihr so auch von unsrer Genossenschaft ausgeschlossen sein sollt und von aller Gemeinschaft mit uns im Gebrauche der Sakramente. Der Ruhm dieses Sieges, welchen Gott seiner Kirche auch in den Augen der Welt verleihen wird, wird euch nicht zugehören, sondern das schreckliche Gericht, welches Ananias und sein Weib Sapphira ergriff, wird auch euch und eure Nachkommen ergreifen." —

Endlich der dritte Brief ging an die römische Geistlichkeit selbst, „an das Geschlecht des Antichrists, die fluchwürdigen Prälaten und ihre Schleppträger innerhalb Schottlands." Er enthielt ein schreckliches Anathema gegen Diejenigen, welche in ihrer blinden Wuth es bewirkt hätten, daß das Blut der Märtyrer vergossen worden sei, und rief ihnen warnend zu, daß, wenn sie in ihrer Grausamkeit beharrten, dasselbe Schicksal ihnen zu Theil werden

könnte, welches die Einwohner von Canaan durch die Israeliten erfahren hätten. Ueberhaupt enthielt dieser Brief Drohungen, wie sie dem Christen schwerlich geziemen möchten und die nur erklärt werden können, wenn man die vielen und langjährigen Mißhandlungen bedenkt, welche die Evangelischen von Seiten der Prälaten hatten zu erdulden gehabt. Mit der römischen Kirche kein Frieden, sonst aber Frieden und zwar von Herzen mit Allen, wie mit der Königin, so auch mit den übrigen Gewalten des Reiches, das tritt hier als der Sinn der Evangelischen von Perth entgegen, und mag man namentlich den Brief an die Prälaten auch als eine Unklugheit betrachten, er ging doch nur offen und ehrlich aus dem Gegensatze hervor, in welchem sich die Verfasser desselben zu stehen bewußt waren, und war auch wohl nur deßhalb veröffentlicht worden, um diesen Gegensatz scharf zu bezeichnen und den Verdacht abzuwenden, als handle es sich auch um Aufruhr gegen die königliche Gewalt[1]).

Außer diesen Schreiben, an denen, nach ihrem ganzen Geiste zu urtheilen, Knox einen nicht geringen Antheil haben mochte, erließ man auch noch andre an den Commandeur der französischen Truppen und an die Soldaten selbst, den Ersteren warnend, nicht eine Flamme anblasen zu helfen, die, einmal entzündet, nicht so leicht wieder gelöscht werden könne, und die Letzteren daran erinnernd, daß ihre Bestimmung gar nicht sei, gegen Schotten zu streiten, und an die mancherlei Gunstbezeugungen, die sie vordem von ihnen empfangen hätten[2]). Leider hatten alle diese Briefe jedoch keinen Erfolg. Die Regentin beharrte bei ihrem Entschlusse, und die Bedrohten mußten daher daran denken, sich in Vertheidigungszustand zu setzen. Manche Zuzüge von Gleichgesinnten aus den benachbarten Districten stießen zu ihnen, und ihre Mannschaft belief sich bald auf etwa 5000 Mann. Namentlich waren es die Evangelischen aus Cunningham und Kyle, welche sich ihrer Brüder in Perth annahmen, und an ihrer Spitze der Graf Alexander von Glencairn. In der Kirche von Craig, wo die Edelleute der Gegend zusammengekommen waren, um zu berathen was zu thun sei, brach er in die Worte aus: „Handle Jeder nach seinem Gewissen! ich will, so Gott will, meine Brüder in Perth sehen, ja, wenn auch Niemand mich begleiten will, so will ich doch hin, und wenn ich auch blos eine Pike auf meiner Schulter hätte, denn ich will lieber mit ihnen sterben, als nach ihnen noch leben!" Damit riß er alle Uebrigen fort, und ungeachtet durch den Herold in Glasgow ein Befehl der Regentin ausgerufen wurde, der verbot, den Bedrohten zu Hilfe zu kommen, so kümmerte sich doch Niemand darum. Ebenso kam aus Fyfe, Angus und

1) Knox, hist., 134, sagt ausdrücklich, der Brief gegen die Prälaten sei erst erlassen, als man gehört habe, daß sie „die Bittschriften unterdrückt und die Wuth aller Leute gegen die Evangelischen angefacht hätten."

2) Ebendas. 130. Er sagt, diese Briefe seien in großer Menge verbreitet worden, damit sie zu Jedermanns Kenntniß gelangen möchten.

Angus und aus der Stadt Dundee Hilfe herbei, und die Leute in Perth schöpften deßhalb neuen Muth, wenn auch Einzelne, wie der Provost der Stadt selbst, Lord Ruthven, der übrigens evangelisch gesinnt war, sie verließen und zur Regentin übergingen. „Gott," sagt Knox[1]), „tröstete sie so, daß zwölf Stunden nach dem Fortgange des Lords „die Herzen Aller wieder aufgerichtet waren, denn die dort versammelt waren, hofften ja den Sieg nicht sowohl von ihren eigenen Kräften, als vielmehr von der Macht dessen, dessen Wahrheit sie bekannten, und so trösteten sie Einer den Andern, bis die ganze Menge wieder neuen Muth bekommen hatte."

Durch solchen Zuwachs an Macht, den die Evangelischen unausgesetzt gewannen, und weil sie sah, daß dieselben durchaus nicht Willens waren, sich ohne Kampf überwältigen zu lassen, wurde die Regentin nun aber doch bedenklich gemacht. Sie hatte zwar einige Tausend Mann mehr zu ihrer Verfügung, als ihre Gegner, aber sie mußte sich doch auch sagen, daß auf Seiten der Evangelischen der größere Muth die geringere Anzahl ersetzte und daß es das Ansehn der Krone auf die Spitze des Schwertes stellen heiße, wenn sie es auf einen offenen Kampf ankommen ließe. Sie zog es daher vor, auch dieß Mal zur List ihre Zuflucht zu nehmen und zu versuchen, ob sie nicht ohne Schwertstreich die Stadt in ihre Gewalt bringen könnte.

Zu diesem Entschlusse mochte sie auch hauptsächlich dadurch gebracht worden sein, daß sie Grund hatte, die Zuverlässigkeit der evangelischen Barone, welche noch zu ihr sich hielten, in Zweifel zu ziehen. Der Prior von St. Andrews und der Graf von Argyle waren, wie Knox erzählt[2]), auf Veranlassung der Regentin, um zu sehen, wie die Sachen dort ständen, nach Perth gekommen und hatten hier erfahren, daß ihre dort versammelten Glaubensgenossen keineswegs mit Rebellion umgingen, sondern nichts Andres begehrten, als daß ihnen freie Ausübung ihrer Religion verstattet würde. „Wir sind zu keinem andern Zwecke zusammen gekommen," hatte man ihnen gesagt, „als unsern Brüdern beizustehen, welche auf ungerechte Weise verfolgt werden, und wenn die Regentin uns unsern Glauben lassen und unsre Brüder und Schwestern, welche Jesum Christum mit uns bekennen, nicht beunruhigen will, so wollen wir die Stadt, uns selbst und was uns zugehört, gern der Regentin überliefern." Namentlich war es Knox, der ihnen auseinandergesetzt hatte, um was es sich handle. Er hatte sie darauf hingewiesen, wie diejenigen, welche die Königin und sie selbst, die Barone, aufreizten, nichts Andres wollten, als das Evangelium unterdrücken, um die Vortheile, die sie bisher aus den kirchlichen Mißbräuchen gezogen, sich auch fernerhin zu sichern; er hatte sie an das Elend erinnert, das aus solchen Dingen für das ganze Königreich hervorgehen müsse und wie die Sorge für das Gemein-

---

1) Knox, hist., 135.
2) Ebendas. 135.

wohl gerade ihre Sache sei; und endlich hatte er sie auch aufgefordert, mit der Regentin zu reden und ihr zu sagen, wie die Sache, die sie vertrete, keineswegs die Sache Christi sei, was er, Knox, ihr wider alle Gegner zu beweisen bereit sei, wenn ihm nur Sicherheit zugesagt und das Wort Gottes als Richter in dieser Sache angerufen werde. „Ich bitte Ew. Herrlichkeiten," hatte er gesagt, „der Regentin in meinem Namen zu bestellen, daß ich, wie ich früher geschrieben habe, so auch jetzt noch spreche, daß nämlich diese ihre Unternehmung keinen guten Ausgang haben werde. Wenn sie auch für einige Zeit lang die Heiligen Gottes quälen mag, denn sie ficht nicht blos gegen Menschen, sondern auch gegen den ewigen Gott und seine unüberwindliche Wahrheit, so wird das Ende doch ihr Verderben sein, wenn sie nicht bei Zeiten bereut und abläßt[1])." Und dieß Alles war der Regentin von den Beiden, zu denen es geredet war, mitgetheilt worden, ohne Zweifel nicht, ohne daß auch sie ihr zu erkennen gegeben hatten, wie sie doch nun anfingen, die Sache in einem andern Lichte zu betrachten.

Zwar war die Regentin zuerst aufgefahren und hatte verkündigen lassen, daß Jeder, bei Strafe des Verraths, die Stadt vermeiden solle, aber ohne Wirkung blieben die ihr gemachten Mittheilungen nicht, zumal als sie sah, daß man sich an ihr Verbot nicht kehrte, sondern daß der bedrohten Stadt immer noch neue Mannschaften zugeführt wurden. Es wurde daher den Evangelischen die Aufforderung zugeschickt, daß sie einige zuverlässige Männer senden sollten, um mit dem Herzoge von Chatelherault und mit dem Marquis d'Osell über den Frieden zu verhandeln, ein Verlangen, dem die Leute von Perth, wiewohl sie den Angriff ihrer Gegner kaum noch zu scheuen hatten, auf das Bereitwilligste genügten. „Verflucht sei," hieß es allgemein, „der nach Blutvergießen und Bürgerkrieg trachtet! Laßt uns Jesum Christum haben und die Wohlthat seines Evangeliums, und Niemand in Schottland wird ein getreuerer Unterthan sein, als wir[2])!"

So kam denn auch wirklich ein Friede zu Stande. Die Beauftragten der Regentin verlangten freilich Anfangs, daß man sich ihr auf Gnade und Ungnade unterwerfen solle, doch vereinigte man sich bald über annehmlichere Bedingungen. Die beiderseitigen Truppen sollten entlassen und die Stadt der Regentin geöffnet werden, doch so, daß Niemand beunruhigt oder wegen des Vorgefallenen, namentlich auch nicht wegen des Glaubenswechsels, zur Rechenschaft gezogen werden dürfe, vielmehr sollte der evangelische Glaube geduldet werden, bis alle Streitigkeiten in Religionssachen durch das Parlament geschlichtet wären. Endlich sollte auch kein französischer Soldat die Stadt und ihren dreimeiligen Umkreis betreten, noch auch die Regentin, wenn sie Perth wieder verließe, eine französische Besatzung dort zurücklassen

1) Knox, hist., 135.
2) Ebendas. 137.

dürfen." Ohne Zweifel waren diese Bedingungen für die Evangelischen günstig genug. Sie hatten eben erreicht, um was es ihnen zu thun gewesen war, und wenn auch Einzelne unter ihnen, und namentlich auch Knox, den Versprechungen der Regentin nicht trauen mochten, so gingen sie doch, Gott dankend für seine Hilfe, auseinander, nachdem sie zuvor den Bund, den sie früher miteinander geschlossen, erneuert hatten.

Knox erzählt uns dieß in folgender Weise[1]: „Mit dem Grafen von Glencairn kam auch der liebe Bruder Joh. Willock zu uns, und Joh. Knox war schon vorher in der Stadt. Diese Beiden gingen zu dem Grafen Argyle und dem Prior (Jak. Stuart) sie der Treulosigkeit beschuldigend, weil sie ihre Brüder in der äußersten Noth ohne die ihnen schuldige Hilfe gelassen hätten. Sie antworteten Beide, daß ihr Herz unabänderlich den Brüdern gehöre und daß sie entschlossen seien, diese Sache mit aller ihrer Macht zu vertheidigen. Aber weil sie versprochen hätten, für den Frieden zu wirken und der Königin beizustehen, im Fall wir die vernünftigen Anerbietungen ausschlügen, so könnten sie um der Ehre und des Gewissens willen nichts Anderes thun, als ihr Versprechen halten, und deßhalb bäten sie, daß die Brüder den annehmbaren Vorschlägen beistimmen möchten, indem sie eidlich versprachen, wenn die Königin ein Titelchen des Vertrages bräche, dann mit aller ihrer Macht den Brüdern für alle Zukunft beistehen und zu Hilfe kommen zu wollen. Als sie diese Versprechungen gemacht hatten, beruhigten die Prediger die Menge und erlangten am Ende, daß Jedermann den Friedensbedingungen zustimmte, was jedoch nicht ohne große Mühe geschah, und das war kein Wunder, denn Viele sahen die Gefahren voraus, die kommen sollten, ja die Prediger selbst bekannten in ihren Reden öffentlich, daß sie sicher überzeugt seien, wie es die Königin nicht redlich meine. Aber um den Mund der Gegner zu stopfen, welche uns Rebellen schalten, verlangten sie auf das Ernstlichste, daß Jedermann den Vorschlägen beistimmen solle, damit die Verstellung Gelegenheit finde, sich selbst zu offenbaren. Dieser Vertrag wurde am 28. Mai geschlossen und am folgenden Tage um 2 Uhr Nachmittags ging „die Gemeinde" (Congregation) von St. Johnston (Perth) fort, nachdem Joh. Knox in seiner Predigt Jedermann zur Standhaftigkeit ermahnt hatte und dazu, Gott Dank zu sagen, daß es seiner Gnade gefallen habe, der Wuth der Feinde zu steuern ohne Blutvergießen, und daß kein Bruder sich weigern sollte, diejenigen zu unterstützen, die in Zukunft auf die gleiche Weise verfolgt werden würden. Denn, sagte er, ich bin gewiß, daß kein Theil der Versprechungen länger gehalten werden wird, sobald die Königin und die Franzosen die Oberhand gewinnen. Viele der Feinde waren bei dieser Predigt gegenwärtig, denn nachdem der Vertrag abgeschlossen war, hatten sie freien Zutritt in der Stadt, um für ihr Unterkommen zu sorgen.

1) Knox, hist., 137 f. Vgl. Buchanan, 314.

Bevor aber die Lords abreisten, wurde der Bund gemacht, dessen Inhalt hier folgt, wie er geschrieben und unterzeichnet wurde:

„„Zu Perth am letzten Tage des Mai im Jahre 1559. Die Congregation des Westens, zugleich mit der Congregation von Fyfe, Perth, Dundee, Angus, Mearns und Montrose, nachdem sie in der Stadt Perth im Namen Jesu Christi zusammengekommen ist, um seine Ehre auszubreiten, und da sie dazu Nichts für nöthiger hält, als unabänderliche Freundschaft, Einigkeit und Genossenschaft mit einander zu halten, wie dieß ja auch von Gott geboten ist, hat beschlossen und sich dazu verbündet und im Angesichte Gottes verpflichtet, einander beizustehen und zu helfen in allen Dingen, welche von Gott in seinem Worte gefordert werden und die zu seiner Ehre gereichen mögen; und ebenso mit aller ihrer Macht zu zerstören und aus dem Wege zu räumen Alles, was seinen Namen verunehrt, sodaß Gott rein und treu verehrt werden möge. Und im Fall, daß irgend ein Angriff gegen die genannten Congregationen beabsichtigt werden sollte oder gegen einen Theil und irgend ein Mitglied derselben, dann soll die ganze Congregation Hilfe leisten, beistehen und zusammenkommen zur Vertheidigung der Gemeinde oder Person, die angegriffen wird, und soll nicht sparen Mühe, Güter, Besitzthümer, Leib und Leben, um die Freiheiten der ganzen Congregation aufrecht zu erhalten und jedes Glied derselben zu schützen, gegen welche Gewalt es auch sein mag, die es anzugreifen droht, sei es aus Ursache des Glaubens, sei es aus einem andern Grunde, der damit zusammenhängt, oder was ihm sonst unter diesem Vorwande zu Last gelegt wird, auch wenn ein anderer fremdartiger Grund vorgeschützt werden sollte. Zum Zeugniß und zur Beglaubigung dessen hat die ganze Congregation beauftragt und ernannt die unterzeichneten Edelleute und Personen, um dieß hier zu unterschreiben. Folgen die Unterschriften: Arch. Argyle, Robert Lord Boyd, Jakob Stuart, Matthäus Campbell von Teringland, Glencairn, Uchiltree."" — —

Perth wurde so den Händen der Regentin überliefert, aber bald zeigte sich, wie Recht diejenigen gehabt hatten, die ihr nicht hatten trauen wollen. „Am 29. Mai," erzählt Knox weiter[1]), „zog die Königin in die Stadt ein, nebst dem Herzoge (von Chatelherault), Mr. d'Osell und den Franzosen, welche, als sie ihre Hakenbüchsen abschossen, das Haus des Patrick Murray auf's Korn nahmen, eines Mannes, der sehr eifrig im Glauben war und mit großer Kühnheit alle Gefahren während der Belagerung ausgehalten hatte. Gegen dessen Treppe richteten sie sechs oder sieben Schüsse und sogar gerade auf Diejenigen zu, die auf derselben saßen. Alle entkamen jedoch, mit Ausnahme des Sohnes jenes Patrick, eines Knaben von 10 oder 12 Jahren, der erschossen wurde, was in Gegenwart der Regentin geschah. Aber als sie vernahm, wessen Sohn es sei, sagte sie spottend: „Es ist Schade, daß mar

1) Knox, hist., 139. Vgl. Buchanan, 314. Pitscottie, 204.

den Sohn und nicht auch den Vater getroffen hat, aber da man einmal solche Verwechslung begangen, so vermögen wir Nichts gegen das Schicksal.“ Dieß war ihr freundlicher Einzug in St. Johnston und der große Eifer für Gerechtigkeit, den sie an den Tag legte.

„Ein Schwarm von Papisten zog mit ihr ein und machte sofort Anstalten, um Messe zu lesen, und weil die Altäre nicht so leicht wieder herzustellen waren, so nahmen sie Tische, welche noch kurz vorher zu Trinkgelagen, Würfel- und Kartenspielen gedient hatten, aber sie waren heilig genug für ie Priester und ihr Heidenthum. Die Königin fing an, gegen alle frommen nd rechtschaffenen Leute zu wüthen, ihre Häuser wurden von Franzosen an:füllt, die rechtmäßige Obrigkeit, sowohl der Provost als die Bailly's wur:n ungerechter Weise und gegen die Ordnung abgesetzt. Ein schlechter Mensch, würdig des Zornes Gottes und aller Tugend baar, der Laird von ynfauns, wurde zum Provosten der Stadt gemacht, worüber alle rechtschaffenen Leute sich ärgerten. Sie verließen ihre Wohnungen und suchten it ihren Weibern und Kindern für einige Zeit Zuflucht bei den Brüdern. Sie (die Regentin) gab Befehl, daß vier Compagnien Soldaten in der Stadt leiben sollten, um den Götzendienst aufrecht zu erhalten und der Congregaon zu widerstehen. Rechtschaffene und unparteiische Leute fragten sie, warum e in so offenbarer Weise ihr Wort bräche? Sie antwortete, sie sei nicht erpflichtet, Ketzern ihr Wort zu halten, und außerdem habe sie auch nur ersprochen, keine Franzosen in die Stadt zu legen, welches sie, wie sie sagte, ı auch nicht gethan habe, da diejenigen, welche darin seien, Schotten wären. Aber als man ihr einwendete, daß alle Diejenigen, welche in französischem Solde ständen, auch französische Soldaten wären, antwortete sie: Fürsten ind nicht verpflichtet, sich so genau an ihr Wort zu binden. Ich selbst, sagte sie, würde mir kein Gewissen daraus machen, allen solchen Leuten Leib nd Leben zu nehmen, wenn ich es nur unter einem anständigen Vorwande thun könnte. Und dann verließ sie die Stadt im äußersten Elende, nachdem re gottlosen Franzosen auf das Grausamste den größten Theil derer behanelt hatten, welche in der Stadt zurückgeblieben waren.

„Der Graf von Argyle jedoch und der Prior von St. Andrews, als sie ei der Königin Nichts als Falschheit und Tyrannei wahrnahmen, erinnern sich ihrer den Brüdern gemachten Versprechungen und verließen mit ren Truppen heimlich die Stadt. Und mit ihnen ging auch der früher genannte Lord Ruthven, der Graf von Monteith und der Laird von Tullyardine fort, welche sich feierlich mit einander verbündeten, indem sie sich delich gelobten, Einer den Andern gegen jede Person zu vertheidigen, die sie s Glaubens wegen verfolgen würde, und ebenfalls, daß sie mit aller ihrer Macht und Gewalt die Brüder beschützen wollten, die aus derselben Ursache :folgt würden. Die Königin, höchlichst erzürnt über die plötzliche Abreise : genannten Männer, sandte ihnen den Befehl, bei Vermeidung ihres höch-

sten Mißfallens zurückzukehren, aber sie antworteten, daß sie mit gutem Gewissen nicht die Genossen einer solchen Tyrannei sein könnten, wie sie von ihr ausgeübt werde, und einer so großen Treulosigkeit, wie sie von ihr und ihren gottlosen Rathgebern, den Prälaten begangen sähen."

Diese Handlungsweise der Regentin führte den vollständigen Bruch zwischen ihr und den evangelischen Lords herbei, die aus Unterthanenpflicht noch auf ihrer Seite gestanden hatten. Man sah, daß von ihr durchaus Nichts zu erlangen sei, daß sie vielmehr entschlossen war, alle, auch die unehrlichsten Mittel anzuwenden, um die Sache des Evangeliums zu vernichten. Die evangelischen Lords beschlossen daher, nun, ohne sich um die Regentin weiter zu kümmern, die Einführung der Reformation in Schottland zu betreiben, und Graf Argyle und Lord Stuart thaten unverzüglich Schritte, um ihren Entschluß in's Werk zu setzen. Sie schrieben an die Lairds von Dun und Pittarrow, an den Provost von Dundee und Andere ihrer Glaubensgenossen und forderten sie auf, sich zu St. Andrews zu versammeln, um von hier aus die Reformation zu beginnen. Namentlich war es aber auch die Ueberzeugung, die sie gewonnen hatten, daß Frankreich damit umginge, nicht blos das Evangelium, sondern auch die Freiheiten des Landes zu unterdrücken, was sie antrieb, nicht mehr zu zögern[1]).

Am 4. Juni kam man zu St. Andrews zusammen. Auch Knox fand sich ein. Er hatte nach der Uebergabe von Perth die Stadt verlassen und sich in die Grafschaft Fyfe begeben, wo er an verschiedenen Orten gepredigt hatte: zu Crail und Anstruther. Jetzt war es die Absicht, daß er am nächsten Sonntage in der Kathedrale von St. Andrews selbst eine Predigt halten sollte und daß man darauf zur Reformation der Stadt schreiten wolle. Doch schien das Unternehmen allerdings für den Reformator nicht ungefährlich zu sein. Der Erzbischof, als er vernommen hatte, die Evangelischen seien in seine Stadt eingerückt und Knox werde dort predigen, war selbst herbeigeeilt und drohte, den Reformator auf der Kanzel erschießen zu lassen, wenn er wagen würde, sie zu besteigen. Er hatte ihm sagen lassen: „ein Dutzend Musketen sollten ihn begrüßen, wovon die meisten ihm um die Nase leuchten sollten." Knox jedoch ließ sich dadurch nicht abschrecken. Seine Freunde waren freilich der Ansicht, daß er sein Vorhaben aufschieben solle, und es war ja allerdings auch wohl Grund zu Befürchtungen vorhanden. Von den Einwohnern der Stadt war man noch keineswegs gewiß, ob sie der Reformation zustimmen würden, und von dem Bischofe und seinen Geistlichen ließ sich erwarten, daß sie das Aeußerste wagen würden. Dazu kam, daß die Königin mit ihren Truppen nicht weit von St. Andrews in Falkland lag und im Stande war, dem Bischofe rasch zu Hilfe zu kommen. Die Anzahl

1) Knox, hist., 139 f. Vgl. Buchanan, 315.

der Evangelischen, welche damals in der Stadt zusammengekommen waren, war aber noch eine sehr geringe.

Knox aber bestand auf seinem Entschluß, sei es, weil er der Meinung war, daß man kein Zeichen von Entmuthigung geben und dadurch die Sache von vornherein verderben müsse, sei es, weil er dem Erzbischofe doch den gewaltsamen Schritt nicht zutraute, mit welchem dieser gedroht hatte. Er antwortete daher denen, die ihn abmahnten [1]: „Ich kann die Predigt für morgen um des Gewissens willen nicht aufgeben, denn in dieser Stadt und Kirche hat mich Gott zuerst zu der Würde eines Predigers berufen, und von hier wurde ich durch die Tyrannei Frankreichs und auf Veranstaltung der Bischöfe hinweggerissen, wie ihr alle wohl genugsam wissen werdet. Wie lange ich Gefangener war, was ich auf den Galeeren ausgestanden habe, wie schwer die Seufzer meines Herzens gewesen sind, ist jedoch jetzt nicht Zeit zu erzählen. Das allein kann ich nicht verhehlen, daß mehr als Einer mich hat sagen hören, als mein Leib noch fern von Schottland war, meine gewisse Hoffnung sei, daß ich in voller Versammlung noch zu St. Andrews predigen würde, bevor ich stürbe. Deßhalb, meine Herren, da ich sehe, daß Gott wider alles menschliche Erwarten meinen Leib an diesen Ort geführt hat, wo ich zuerst zum Amte eines Predigers berufen worden bin und von wo ich auf so ungerechte Weise hinweggebracht wurde, so ersuche ich euch, mich nicht zu hindern, vor den Brüdern zu erscheinen, und — was die Furcht vor der Gefahr betrifft, die mir droht, so möge deßhalb Niemand sich Sorge machen, denn mein Leben steht unter dem Schutze dessen, dessen Ehre ich suche. Deßhalb fürchte ich denn auch den Stolz und die Bosheit Jener nicht so, daß ich durch sie mich abschrecken lassen sollte, meine Pflicht zu thun, wo Gott in seiner Gnade mir eine Gelegenheit dazu bietet. Ich verlange nicht, daß Jemand die Hand oder das Schwert zu meiner Vertheidigung aufhebe, ich begehre nur Gehör, und wenn mir dieß jetzt verweigert wird, so muß ich weiter gehen, wo ich es finden möge."

Die Predigt fand denn auch am 10. Juni statt. Knox nahm zum Text die Tempelreinigung durch den Herrn und wandte denselben auf die damaligen Zustände der Kirche an, indem er zugleich darauf hinwies, was geschehen müsse, um dem Verderben zu wehren. An den drei folgenden Tagen redete er dann noch weiter in derselben Weise und hatte einen solchen Erfolg, daß der Provost, die Bailly's und die Einwohner der Stadt den Entschluß faßten, die Reformation in's Werk zu setzen. Die Bilder und Altäre wurden aus den Kirchen entfernt, die Klöster niedergerissen und der Gottesdienst im Sinne der reformirten Kirche eingerichtet. Von Gewaltsamkeiten, die sich die Geistlichkeit gegen den Prediger erlaubt hätte, war nicht die Rede,

---

1) Knox, hist., 140 f.

und der Erzbischof selbst hatte es für gerathen gehalten, sich bei Zeiten aus der Stadt und zu der Regentin nach Falkland zu begeben.

Hier war man aber mit diesen Vorgängen, die noch dazu an dem Sitze des geistlichen Primas selbst in's Werk gesetzt waren, begreiflicher Weise durchaus nicht einverstanden, und da die Regentin und ihre Rathgeber vernahmen, daß die Zahl der Evangelischen in St. Andrews eine durchaus geringfügige sei, so beschloß man, sie zu überfallen. Man glaubte, sie mit leichter Mühe aufheben zu können, und die Regentin gab deßhalb sofort Befehl, nach St. Andrews vorzurücken. Doch sollte dies Unternehmen auf unerwartete Hindernisse stoßen. Kaum war die Gefahr, in der die Evangelischen standen, bekannt geworden, als auch die Glaubensgenossen aus den benachbarten Grafschaften ihnen so rasch, wie möglich, zu Hülfe kamen, „sie schienen", wie Knox[1]) sich ausdrückt, „vom Himmel zu regnen", und ehe die Regentin sich's versah, fand sich's, daß die Evangelischen, welche ihr nach Cupar-Moor entgegengerückt waren, ihre Mannschaft bei Weitem übertrafen. Auch zeigte sich, daß die evangelischen Lords ihre Truppen so wohl aufgestellt hatten, daß an keinen Sieg auf Seiten der Regentin zu denken war.

Die Regentin zog es daher vor, auf's Neue Unterhandlungen anzuknüpfen, und man kam denn auch darin überein, daß kein Franzose innerhalb der Grenzen von Fyfe bleiben solle, mit Ausnahme der Garnisonen, welche schon immer in einigen Küstenstädten gelegen hatten; und ebenso, daß einige Edelleute, welche die Königin und ihr geheimer Rath zu ernennen habe, mit den Führern der Protestanten zusammenkommen sollten, um zu berathen, auf welche Weise der Frieden des Landes am besten wieder hergestellt werden könne.

So war denn der Sieg auf der Seite der Evangelischen, die Reformation von St. Andrews schien eine vollendete Thatsache zu sein, und eine ganze Reihe von Städten folgte dem dort gegebenen Beispiele: so Crail, Cupar, Lindores u. A. Ueberall wurden die Kirchen von ihren Bildern gereinigt, die Klöster zerstört und der reformirte Gottesdienst eingeführt. Es schien in der That, als ob dem Werke der Reformation kein Widerstand mehr sollte geleistet werden.

Doch die Regentin hatte auch dies Mal an keinen ehrlichen Frieden gedacht, nur Aufschub hatte sie gesucht, um der gewissen Niederlage bei Cupar-Moor zu entgehen. Deßhalb blieben denn auch die Commissäre, die sie zu senden versprochen hatte, aus, und vergeblich warteten die evangelischen Lords zu St. Andrews auf sie. Da man nun Grund hatte, der Regentin nicht zu trauen, und da um dieselbe Zeit auch Nachrichten von den Gewaltthaten einliefen, die noch immer zu Perth verübt wurden, so beschloß man

1) Knox, hist., 151.

auf Seiten der Evangelischen, die Sache weiter zu führen und sich der drohenden Gefahren bei Zeiten zu erwehren, namentlich aber der Stadt Perth Hülfe zu bringen und darauf zu bestehen, daß die ihr gethanen Versprechungen gehalten würden. Der Muth und die Zuversicht der Evangelischen war überhaupt durch die letzten Ereignisse bedeutend gewachsen. Sie hatten ihre Kräfte kennen gelernt und waren entschlossen, sie für ihren Glauben und für die Freiheit ihres Vaterlandes auch zu gebrauchen. Auch war ihnen in den letzten Tagen noch ein neuer Zuwachs an Macht geworden. Wilhelm Kirkaldy von Grange, ein erfahrener und unerschrockener Kriegsmann, hatte sich mit ihnen vereinigt und ihnen seine Streitkräfte zugeführt. So durften sie des Sieges gewiß sein.

Es erging deßhalb eine Aufforderung an alle Brüder, sich am 24. Juni in der Nähe von Perth zu versammeln. Die Regentin dachte nun freilich, dieß zu verhindern und ihnen zu Stirling die Wege zu verlegen. Es war umsonst. Perth wurde belagert und die Garnison aufgefordert, die Stadt zu verlassen und die Thore zu öffnen. Da sie sich weigerte, so eröffnete man den Sturm, Lord Ruthven griff von Westen, die Bürger von Dundee von Osten her die Stadt an, und es zeigte sich bald, daß Widerstand vergeblich sei. Die französischen Söldner mußten die Waffen strecken, und Perth kam wieder in die Hände der Evangelischen. Doch ist anzuerkennen, daß man die Feinde mit aller, den Umständen nach möglichen Milde behandelte und, ihrer eigenen Gewaltthaten nicht gedenkend, ihnen freien Abzug gestattete, sobald sie darum baten und ihre Unterwerfung erklärten. „Wir dürsteten nicht nach Blut", sagt Knox, „sondern suchten blos die Befreiung unserer Brüder[1])!"

Das war nun ein großer Sieg, sowohl des Evangeliums, als auch der nationalen Freiheit, gegenüber den französischen Unterdrückungs-Gelüsten, und man feierte denselben mit Dank gegen Gott. Doch suchte man sich auch in dem Gewonnenen zu befestigen, und sah sich deßhalb nach Bundesgenossen um. Schon die ganze Zeit hindurch hatten Einzelne der Führer der Evangelischen mit dem englischen Hofe in Verbindung gestanden, und Elisabeth hatte, wie es ihrem Vortheile angemessen war, die Sache derselben begünstigt. Jetzt, hoffte man, werde die Königin von England sich noch offener ihrer annehmen, und es wurde daher beschlossen, sich an sie mit dem ausdrücklichen Verlangen um Unterstützung zu wenden. Auch Knox machte nochmals den Versuch, mit Cecil, dem Staatssecretär Elisabeths, in Verbindung zu treten und den Zorn der Königin zu besänftigen[2]). „Ich weiß", schrieb er an denselben, „daß ich der Königin und ihrem geheimen Rath so verhaßt bin, daß selbst mein Name ihren Ohren widerwärtig klingt, aber

1) Knox, hist., 145. Vgl. Buchanan, 315 ff. Cook, II, 131 ff.
2) S. Tytler, VI, 112 f., wo der Brief mitgetheilt ist.

doch will ich nicht aufhören, mich selbst anzubieten, und ersuche euch deßhalb, in Gottes Namen diesen meinen Brief ihrer königlichen Gnaden zu übergeben: er enthält durchaus keine Schmeichelei und daher, hoffe ich, wird er nur um so annehmbarer sein. Weßhalb mich ihre Gnaden oder die Gläubigen in ihrem Reiche als einen Feind zurückweisen sollten, davon sehe ich keine gerechte Ursache ein. Eins weiß ich, daß England durch mich in dieser Zeit nicht beleidigt worden ist, ja, es hat, durch die Gnade Gottes, die mit mir war, eine Wohlthat von mir empfangen, die bis jetzt Niemandem in England bekannt ist und der ich auch nicht Lust habe mich zu rühmen. Nur das will ich sagen, daß, wenn England und dessen unrechtmäßige Königin (Maria) mir feindlich gesinnt war, so war ich doch sein Freund, und die Frucht meiner Freundschaft war, daß die Grenzen in der äußersten Bedrängniß gerettet wurden. Lange schon habe ich an eine fortdauernde Freundschaft zwischen diesen beiden Reichen gedacht, und jetzt ist die Gelegenheit da, sie zu Stande zu bringen, wenn ihr euch dazu verstehen wollt, sie mit kühnem Muthe zu suchen. Denn die Gnade Christi des Gekreuzigten hat hier jetzt in Wirksamkeit zu treten begonnen, und sie mag die Herzen Derer vereinigen, welche Satan durch seine List lange getrennt hat. Um dieß zu Stande zu bringen, möchte ich Erlaubniß haben, zu euch zu kommen. Gott möge eure Herzen recht lenken, den Zustand beider Reiche zu bedenken, welche in größerer Gefahr stehen, als Menschen sich einbilden mögen. Das Gerücht, zweifle ich nicht, wird euch von den Bedrängnissen erzählen, welche neulich hier wegen des Streites um Glaubenssachen entstanden sind. Die Wahrheit ist, daß Viele vom Adel, der größte Theil der Barone und Edelleute, nebst einer Anzahl von Städten und einer Festung sich daran gemacht haben, den Götzendienst und seine Werkzeuge abzuschaffen. Die Reformation geht ein wenig gewaltsam zu Werke, weil die Gegner äußerst hartnäckig sind, doch Niemand, der mit uns Jesum Christum bekennt, beabsichtigt Etwas gegen die weltliche Obrigkeit, wenn nicht Fremde herbeigerufen werden, um die Freiheiten dieses armen Landes zu unterdrücken und zu vernichten. Wenn das Jemand versuchen wollte, so weiß ich nicht, was daraus folgen würde."

Der Brief war, wie sich zeigen wird, nicht ohne Folgen: Elisabeth ließ es nicht an Unterstützung Derer fehlen, die damit, daß sie die Herrschaft der Franzosen in dem eigenen Vaterlande zu vernichten suchten, zugleich auch die Sicherheit Englands vertheidigen halfen. Vorläufig waren die Evangelischen jedoch auf ihre eigenen Kräfte angewiesen, und sie waren auch mächtig genug, um der Regentin gegenüber das Feld zu behaupten. In Perth wurde der evangelische Gottesdienst sofort wieder hergestellt und, was noch vom römischen Wesen übrig geblieben war, gänzlich vernichtet. Selbst die in der Nähe gelegene Abtei Scone, der alte Krönungsort der schottischen Könige, entging dem Schicksale der Zerstörung nicht, obgleich dieselb

wider den Willen der Oberhäupter und durch einen Volkssturm vollbracht wurde.

Knox[1]) erzählt den Vorgang also: „Zu derselben Zeit erwogen vier eifrige Männer, wie halsstarrig, stolz und voll Verachtung der Bischof von Murray gewesen war und wie er die Stadt durch seine Soldaten und Freunde edroht hatte, welche in der Abtei von Scone lagen. Sie hielten es deßhalb ür gut, daß ihm einige Ordnung beigebracht würde, wie auch seinem ganzen alaste, der nahe am Ende der Stadt lag. Die Lords schrieben ihm (denn : lag in der Abtei, welche etwa 2 Meilen von St. Johnston entfernt war), enn er nicht kommen und ihnen helfen wolle, so würden sie weder ihn, noch inen Palast verschonen. Er antwortete, er werde kommen und thun, was e für nöthig hielten, er werde ihnen beistehen mit seiner Macht und mit nen gegen die übrigen Geistlichen im Parlament stimmen. Aber weil seine ntwort sehr lange auf sich warten ließ, so zog die Stadt Dundee gegen n, theils weil sie durch den Tod ihrer Leute erbittert, theils auch und uptsächlich weil sie dem Bischof nicht gewogen waren, denn er war und l noch das Haupt der Feinde Jesu Christi und auf seinen Rath allein ar es, daß unser Bruder Walter Mill getödtet wurde. Um sie aufzuhalten, urde zuerst der Provost von Dundee nebst seinem Bruder, dem Hauptmann Alex. Halburton abgeschickt, aber sie richteten wenig aus, weßhalb oh. Knox ihnen nachgesandt wurde. Doch als er kam, waren sie schon abei, die Bilder und Altäre niederzureißen, und obgleich Jakob Halburton nd sein Bruder Alexander, sowie auch der genannte Johann thaten, was n ihnen war, um die Wuth der Menge aufzuhalten, so waren sie doch nicht n Stande, allgemeine Ordnung herzustellen. Deßhalb schickten sie zu den ords, dem Grafen von Argyle und Lord Jakob, welche auch rasch herbeilten und den Palast und die Kirche zu retten suchten; aber weil die Menge, ls sie in die Kirche drang, eine große Anzahl von Bildern gefunden hatte, e dort versteckt waren, um sie (wie die Papisten sagen) für „bessere" Tage ufzubewahren, so ruhten die Städte von Dundee und St. Johnston nicht er, als bis alle Geräthe und Zierrathen der Kirche (wie sie es nennen) rstört waren. Doch gelang es den Lords, den Palast des Bischofs nebst r Kirche für die Nacht zu retten, denn die beiden Lords gingen nicht eher rt, als bis sie die ganze Anzahl derer mit sich hinweggenommen hatten, elche am meisten dem Bischof zu Leibe wollten. Der Bischof, höchlichst darber entrüstet, daß Etwas zur Reformation seines Hofes unternommen erden sollte, verlangte von den Lords seinen Brief zurück, welchen er kaum ei Stunden zuvor ihnen geschickt hatte, und als dieser seinem Boten, Adam rown, übergeben wurde, wurde ihm gesagt, daß, wenn ihm noch weiter ebles zugefügt würde, er sie nicht dafür schelten solle.

1) Knox, hist., 145 f. Vgl. Buchanan, 316.

„Die Leute des Bischofs begannen in der Nacht den Hof wieder zu befestigen und thaten Denen Gewalt an, welche mit sich fortnahmen, was sie kriegen konnten. Des Bischofs Speicher wurde in der ersten Nacht durch J. Knox gerettet, welcher durch sein Zureden Diejenigen abzuhalten wußte, welche dort einbrechen wollten. Aber in derselben Nacht ging der Graf von Argyle und Lord Jakob, wie hernach erklärt werden soll, von St. Johnston fort, und am folgenden Morgen kamen einige Arme in der Hoffnung auf Beute und Einige von Dundee, um zu sehen, was geschehen sei, nach der Abtei von Scone, worüber des Bischofs Leute ärgerlich wurden und anfingen, ihnen zu drohen und zu trotzen, ja, wie es allgemein versichert wurde, einer von den Söhnen des Bischofs durchstach einen Einwohner von Dundee mit dem Rappier, weil derselbe in die Thür des Vorrathshauses gesehen hatte. Das Gerücht davon verbreitete sich bald, die Stadt Dundee gerieth noch mehr in Zorn, als vorher, sie bewaffneten sich, und ließen den Einwohnern von St. Johnston sagen: wenn diese ihnen nicht beiständen, um die Beleidigung zu rächen, so würden auch sie denselben niemals mehr Hülfe leisten. Die Menge, leicht entflammt, gerieth in Aufruhr, und so wurde die Abtei und der ganze bischöfliche Hof dazu bestimmt, zerstört zu werden. Man hielt keine lange Berathung, sondern übergab Alles den Flammen, worüber eine nicht geringe Anzahl von uns so erzürnt wurde, daß wir lange Zeit kein ruhiges Wort zu Einem von Dundee oder St. Johnston sprechen konnten. Nur ein armes altes Weib, als sie sah, wie die Flamme so mächtig aufloderte und daß Niemandem ein Leid geschehen war, brach fröhlich und ernst in die Worte aus: „Nun sehe und verstehe ich, daß Gottes Gericht recht ist, und daß Keiner im Stande ist, zu entrinnen, wenn er ihn strafen will. Seit meinem Gedenken ist dieser Platz nichts Andres, als eine Höhle von Kupplern gewesen. Es ist kaum zu glauben, wie viele Frauen dort zum Ehebruch verführt und wie viele Jungfrauen durch die schändlichen Hunde entehrt worden sind, welche in dieser Höhle ihren Schlupfwinkel hatten. Wenn alle Leute das so wüßten, wie ich, sie würden Gott preisen und Niemand sich über das ärgern!" Diese Frau wohnte in der Stadt nahe bei der Abtei, und Viele wurden durch sie beruhigt, indem sie mit ihr überzeugt waren, es sei ein Gericht Gottes. Und gewiß, wenn die Bemühungen eines Menschen jenen Platz hätten retten können, er würde nicht zerstört worden sein, denn Leute von großem Ansehen gaben sich Mühe, ihn zu retten." —

Graf Argyle und Lord Stuart waren von Perth fortgeeilt, weil die Nachricht gekommen war, die Regentin denke französische Soldaten nach Stirling zu werfen, um so den Evangelischen das weitere Vordringen zu verwehren, und wirklich hatte sie diesen Plan. Aber man kam ihr zuvor. Noch in derselben Nacht, als sie von Perth fortgeeilt waren, bemächtigten sich die Evangelischen der Stadt, und auch hier wurden Bilder und Klöste

seitigt und der reformirte Gottesdienst hergerichtet. Dann zogen sie nach
nlithgow, um auch diese Stadt zu reformiren.

Als die Regentin davon erfuhr, ergriff sie vollkommne Muthlosigkeit.
ie hatte gehofft, durch die Besetzung von Stirling die Uebergänge über den
rth verlegen und so die Vereinigung der Evangelischen aus dem Hoch-
nde mit denen aus den Niederlanden verhindern zu können. Jetzt stand
ser Vereinigung Nichts mehr im Wege, und Maria von Lothringen sah
hilflos der verbundenen Macht ihrer Gegner gegenüber, welche schon der
uptstadt sich näherten. Eiligst begab sie sich daher mit ihren französischen
uppen nach Dunbar, aber eben dadurch stand nun auch Edinburg den
angelischen offen. Am 29. Juni 1559 zogen sie triumphirend in die
uptstadt ein. Auch dort wurden die Klöster eine Beute der Verwüstung.
r Provost der Stadt, Lord Seaton, hatte sie Anfangs vertheidigen wollen,
och weichen müssen, und schon vor der Ankunft der Evangelischen hatte
s Volk diese Freistätten der verhaßten Mönche zerstört und „Nichts übrig
lassen, als die nackten Mauern[1]."

Fünfzehntes Kapitel.

Knox als Diplomat.

Vorläufig waren die Evangelischen die Sieger. Die Hauptstadt war in
ren Händen, und der reformirte Gottesdienst wurde auch dort ohne Weiteres
gerichtet, wobei das Volk auf das Bereitwilligste entgegenkam. Auch
urde Knox, der mit den Lords in die Stadt gekommen war, gleich in den
sten Tagen zum Prediger der Gemeinde von Edinburg erwählt.

Schon am Tage seiner Ankunft hatte er eine Predigt in St. Giles
halten und eben so am nächsten Morgen in der Kirche der Abtei. Am
Juni versammelten sich denn die evangelisch gesinnten Einwohner der Stadt
Tolbooth und ernannten ihn zu ihrem Seelsorger, eine Wahl, welche be-

1) Knox, hist., 146. Tytler, VI, 115. Man hat die Reformirten wohl der Barbarei angeklagt, daß sie so viele „schöne Alterthümer" zerstört hätten, vgl. aber was M'Crie, I, 271 darüber sagt: daß nämlich die Schönheit dieser Dinge in der Regel nicht weit her gewesen, und daß man bei der Beurtheilung dieser Maßregeln doch auch noch andre, als blos ästhetische Gesichtspunkte geltend machen müsse. „Antiquarians have no reason to complain of the ravages of the reformers, who have left them such valuable remains, and placed them in that very state which awakens in their minds the most lively sentiments of the sublime and beautiful by reducing them to — Ruins." Gewiß eine vernünftige Bemerkung.

greiflicher Weise ganz die Billigung der Lords hatte, und die er auch für seine Pflicht hielt, ohne Weiteres anzunehmen. Sofort begann er seine Arbeiten in der Stadt[1]), und so schien es denn freilich, als könne der Reformation in Schottland kein Hinderniß mehr in den Weg gelegt werden. Der größte Theil des Adels und des Volkes stand auf ihrer Seite, die Hauptstadt war vom „Götzendienste" gereinigt, und die Regentin, blos noch auf die Hilfe der französischen Truppen und einiger Barone angewiesen, hatte weichen müssen.

Aber Maria von Lothringen war noch keineswegs Willens, das Feld zu räumen. Hatte der erste Schreck sie auch zur Flucht getrieben, so hoffte sie doch eines Theils auf neue Hilfstruppen von Frankreich und anderen Theils auch auf den Zeitpunkt, wo die Evangelischen sich wieder in ihre verschiedenen Ortschaften zerstreuen und wo sich ihr dann die Gelegenheit darbieten würde, sich der Hauptstadt wieder zu bemächtigen. Lange unter Waffen zu bleiben, lag weder in der Gewohnheit des schottischen Adels, noch war es ihm der Unkosten wegen möglich[2]); nach gethaner Arbeit zog Jeder mit seinen Mannschaften wieder nach Hause, und daß das auch hier geschehen werde, war vorauszusehen. Darauf rechnete die Regentin denn auch dieß Mal und sie sowohl, wie ihre Freunde, die Prälaten, ließen es nicht an sich fehlen, die Sache der Evangelischen beim Hofe von Frankreich als bloße Rebellion darzustellen, durch welche namentlich der Prior von St. Andrews auf den Thron zu gelangen hoffe[3]), und deßhalb die schleunigste Hilfe in Anspruch zu nehmen.

Zu gleicher Zeit ließ sie aber auch durch öffentlichen Ausruf zu Edinburg und zwar im Namen der Königin und ihres Gemahls, des Dauphins, die Congregation auffordern, die Stadt zu verlassen. Sie setzte dabei auseinander, wie sie längst ja Willens gewesen sei, den Forderungen der Evangelischen nachzugeben und auch bereits, was Knox geradezu eine Lüge nennt[4]), ein Parlament zur Beilegung der Streitigkeiten auf den nächsten Januar zusammenberufen habe, wie aber gleichwohl die Congregation gegen sie die Waffen ergriffen, und zwar aus keinem anderen Grunde, als um nicht blos ihr selbst die Regentschaft zu nehmen, sondern auch ihre Tochter vom Throne zu stoßen. Innerhalb sechs Stunden sollte ein Jeder, der nicht in die Stadt gehöre, Edinburg verlassen, bei Strafe des Hochverraths[5]).

---

1) M'Crie I, 278 f.

2) Deßhalb denn auch stets dieß Verlangen nach Geldunterstützung bei Elisabeth, das wohl nicht, wie Tytler meint, aus reiner Habsucht der Barone kam.

3) Frankreich schickte eigens den Rob. Melvil ab, um den Lord Stuart wegen seiner Absichten auszuforschen. Tytler, VI, 125. Cook, II, 124 ff.

4) Knox, hist., 147.

5) Die Proclamation war in der Form eines Briefes der Königin Maria und ihres Gemahls, der jedoch bloße Erdichtung gewesen zu sein scheint. Am 29. Juni zog die Congregation in Edinburg ein, am 2. Juli vertheidigte

Darauf hin beschlossen nun aber die Führer der Evangelischen, diese Beschuldigungen nicht ruhig hinzunehmen. Sie richteten ein Schreiben an die Regentin (2. Juli), in welchem sie sagten, diese Vorwürfe „könnten nur von den finstern Angebereien herrühren, welche ihre Feinde bei der Regentin gegen sie vorbrächten, sie hätten nichts Andres im Sinn, als die Ehre Gottes zu fördern, die Prediger seines Wortes zu schützen und den Götzendienst und andre Mißbräuche abzuschaffen, und sie ersuchten ihre Gnaden, dieser Sache sich anzunehmen, wie es einer christlichen Fürstin und guten Obrigkeit Pflicht sei." In allen bürgerlichen und politischen Dingen versprachen sie willigen Gehorsam. Zugleich setzten die evangelischen Lords auch in einer Proclamation an das Volk die Lage der Sache und ihre wahrhaften Absichten auseinander und sandten sodann auch noch die Lairds von Pittarrow und von Cuninghamhead an die Regentin ab, um ihr mündlich ihre Forderungen und Zwecke nochmals auseinander zu setzen. Reformatiou der Kirche und Entfernung der französischen Truppen aus Schottland war Dasjenige, worauf sie bestanden.

Das führte denn zu weiteren Unterhandlungen, bei denen sich aber die Regentin so verhielt, daß es augenscheinlich ist, sie suchte die Evangelischen nur hinzuhalten, einestheils um sie selbst müde zu machen und anderntheils, um die Ankunft der von Frankreich erbetenen Hilfe abzuwarten.

Die Gesandten der Congregation empfing sie Anfangs auf das Freundlichste und zeigte sich geneigt, auf ihr Begehren einzugehen, doch wünschte sie mit Leuten „von größerem Ansehn" zu verhandeln, weßhalb denn auch der Graf Glencairn, die Lords Ruthven und Ochiltree und der Laird von Pittarrow zum zweiten Male an sie abgesandt wurden (12. Juli). Diesen gegenüber aber gebrauchte sie Winkelzüge. Sie warf ihnen ihre Untreue vor und „redete von anderen Dingen, die nicht zur Sache gehörten," endlich verlangte sie den Grafen von Argyle und Lord Stuart zu einer geheimen Unterredung, denn „sonst, sagte sie, könne sie sich nicht überzeugen, daß die Evangelischen nicht doch noch etwas Anderes, als nur die Reformation der Kirche im Schilde führten[1])."

Das schien aber den Evangelischen bedenklich zu sein. Gerade Argyle und den Prior hatte die Regentin in den Verdacht zu bringen gesucht, als ob sie hochverrätherische Pläne hätten, und es war ihr gelungen, nicht blos den Herzog von Chatelherault dadurch gegen diese beiden Führer der Congregation einzunehmen, sondern auch viele Andre, und selbst unter den Evangelischen hatte dieser Verdacht Wurzel geschlagen. „Sowohl die Prediger in ihren

sie sich gegen die in der Proclamation enthaltenen Beschuldigungen, in drei Tagen konnte die Nachricht von der Einnahme Edinburgs, die in dem Briefe erwähnt wird, schwerlich nach Frankreich und der Brief wieder zurückgekommen sein. Vgl. Knox, l. c. 147.

1) Knox, hist., 149.

Reden, als auch die Lords in ihren Proclamationen hatten genug zu thun gehabt," die Ihrigen wegen solcher Gerüchte zu beruhigen [1]). Da nun auch die Regentin sich bereits früher hatte verlauten lassen, daß sie gegen Michaelis den beiden Gegnern die Köpfe abzuschlagen hoffe, so hielt man es für gefährlich, sie zu ihr zu schicken und damit in ihre Hände zu liefern, und nur dann wollte man mit dieser Zusammenkunft zufrieden sein, wenn sie an einem sicheren Orte und unter Begleitung einer hinreichenden Anzahl von Truppen stattfinden solle.

Damit war jedoch die Regentin nicht zufrieden, und sie zog es deßhalb vor, in eine Zusammenkunft von Abgesandten beider Parteien zu willigen, welche den Frieden verhandeln sollten. Diese fand zu Preston statt. Von Seiten der Regentin kamen der Herzog von Chatelherault, der Graf von Huntley, die Lords Erskine und Somerville und Mr. Gawin Hamilton nebst dem Vorsitzenden des obersten Gerichtshofes, während die Sache der Evangelischen durch die Grafen Argyle und Glencairn, die Lords Stuart, Boyd und Ochiltree und durch die Lairds Erskine von Dun und von Pittarrow vertreten wurde. Doch auch diese Zusammenkunft blieb ohne Erfolg. Die Regentin wollte zwar die Religion frei geben, aber sie stellte die Bedingung, daß, wo sie sich aufhalten möge, die Prediger weichen und die Messe wieder eingeführt werden müsse, eine Forderung, in welche die Evangelischen nicht willigen mochten, weil es klar war, daß dadurch die Reformation in Frage gestellt werde. Sie antworteten: „wie sie die Regentin nicht zum Glauben an das Evangelium zwingen wollten, so könnten sie um des Gewissens Willen auch nicht zugeben, daß einem irdischen Geschöpfe zu Gefallen den treuen Boten Gottes Schweigen auferlegt werde, und eben so wenig könnten sie dulden, daß die rechte Verwaltung des Sakramentes Jesu Christi dem Götzendienste Platz machen sollte; dadurch würden sie sich selbst als Feinde Gottes, Jesu Christi, seiner ewigen Wahrheit und der Freiheit und festen Begründung seiner Kirche im Königreiche erklären; würde das Verlangen der Königin erfüllt, so könnte keine Kirche im Königreiche so fest gegründet sein, daß sie nicht nach dem Gefallen der Königin, indem dieselbe bald hier, bald dort residire, wieder umgestürzt werden könne." So zerschlug sich auch diese Verhandlung, und die Evangelischen baten die Regentin, in einfachen und klaren Worten zu sagen, wie sie's zu halten gedenke. Wenn die Religion frei gegeben und die französischen Truppen aus dem Lande entfernt würden, so seien sie bereit, sich zu unterwerfen und ihre Sache einem freien Parlamente, d. h. einem solchen, in welchem die Prälaten nicht mit stimmten, anheim zu stellen. Auch erboten sie sich, den Franzosen die Schiffe zur Ueberfahrt zu liefern und sie bis dahin vor allen Unbilden zu schützen [2]).

1) Knox, hist., 149. Vgl. Cook, II, 141 ff.
2) Ebendas. 149.

Die Regentin antwortete auf diese Vorschläge nur in ganz unbestimmten Ausdrücken, gegen ihre Vertrauten aber ließ sie sich verlauten: „die Evangelischen hätten zwei Monate lang gekämpft, sie gedenke noch andre zwei Monate zu kämpfen," und — wirklich schienen sich ihre Aussichten allmälig günstiger zu gestalten. Was sie beabsichtigt hatte, war wenigstens zum Theil bereits geschehen. Den evangelischen Lords begann das Geld zu mangeln, womit sie ihre Truppen hätten besolden können, und eine Anzahl von ihnen war daher wieder nach Hause zurückgekehrt. Es konnte nicht fehlen, daß in kurzer Zeit Diejenigen, welche die Hauptstadt zu vertheidigen hatten, auf eine geringe und deßhalb leicht zu überwältigende Zahl zurückgebracht werden mußte. Dazu kam, daß um diese Zeit Heinrich III. von Frankreich an jenem unglücklichen Lanzenstiche[1]) starb, den die Evangelischen wohl nicht mit Unrecht als ein Strafwerkzeug Gottes bezeichnet haben, und daß die Guisen dadurch auf den höchsten Gipfel ihrer Macht stiegen. Der reichlichen Hilfe von Frankreich, wo nun ihr Schwiegersohn auf dem Throne saß, konnte die Regentin deßhalb gewiß sein, und — sie dachte daher daran, auf anderem Wege, als auf dem der Verhandlungen, wieder in den Besitz der Hauptstadt zu kommen[2]).

Ueberhaupt waren die Aussichten der Evangelischen, wie glänzend auch ihr Sieg Anfangs war, doch keineswegs die günstigsten. Um ihre Sache mit Gewalt durchzusetzen, wie sie dieselbe begonnen hatten, fehlte es ihnen an den hinreichenden Geldmitteln, und namentlich wenn Frankreich mit seiner überlegenen Macht sich der römischen Kirche in Schottland annahm, so war es klar, daß sie auf die Dauer nicht würden widerstehen können. Ihre Truppen waren für den Augenblick zusammengerafft, während die Franzosen wohl geübte Soldaten waren, und wo sie gleich im Anfange mit allerlei Noth zu kämpfen hatten, standen der Regentin nicht blos die reichen Mittel der Geistlichkeit, sondern auch die Frankreichs zu Gebote.

Ohne fremde Unterstützung war an kein Aufrechthalten der evangelischen Sache zu denken, und wir haben bereits gesehen, wie man deßhalb schon von Perth aus an den englischen Staatssecretär sich wandte, um die Hilfe des Nachbarlandes zu gewinnen. Elisabeth und ihr geheimer Rath hatten denn auch nicht verfehlt, mit denen in Verbindung zu treten, welche in indirecter Weise auch England vertheidigten, indem sie die französischen Pläne kreuzten und die Streitkräfte Frankreichs beschäftigten, und so mächtig war das politische Interesse, daß die Königin von England sich selbst den ihr verhaßten Knox als Unterhändler gefallen ließ. Außer Knox führten jedoch auch noch Wilhelm Kirkaldy von Grange und Heinrich Balnaves von Hallhill die Verhandlungen mit England.

---

1) Vgl. Polenz, Geschichte des französischen Calvinismus, I, 482 f.

2) Knox, hist., 150 f. Buchanan, 317. Pitscottie, 207.

Doch gingen diese Unterhandlungen[1]) allerdings langsam von Statten und nicht ohne große Zurückhaltung von Seiten Elisabeths und ihres Ministers, so daß sie für die Evangelischen vor der Hand von geringem Nutzen waren. Die Königin von England war ja im Herzen der Sache des Evangeliums wenig gewogen und nur aus politischen Gründen hatte sie sich auf die Seite der Protestanten gestellt. Dazu kam, daß sie und ihr Staatssecretär auch für gut fanden, Frankreich gegenüber den Schein zu vermeiden, als unterstützten sie die schottischen „Rebellen," so daß denn die Freundschaft, welche Knox und die Seinen in London fanden, eine sehr laue und die Hilfe eine äußerst kärgliche war. Man beschränkte sich darauf, den Führern der Evangelischen nicht sehr bedeutende Hilfsgelder zufließen zu lassen, und namentlich scheint es die Absicht Elisabeths gewesen zu sein, sie durch die immer nur erst in Aussicht gestellte Unterstützung bei gutem Muth zu erhalten und sie mehr aufzustacheln, als ihnen wirklich zu helfen.

Die uns aufbewahrte Correspondenz zwischen Cecil und den Unterhändlern der Schotten, namentlich Knox, bestätigt dieß auf das Deutlichste. Knox und seine Freunde waren auf den von Perth aus an den Staatssecretär gerichteten Brief an Heinrich Percy, den damaligen Gouverneur an der Grenze verwiesen worden, welcher die ferneren Verhandlungen zu führen haben sollte, und an diesen schrieb Cecil (4. Juli), daß er es als seine hauptsächliche Aufgabe zu betrachten habe, „das Feuer zu schüren" und die Protestanten dahin zu bringen, daß sie sich beeilten mit dem, was sie vor hätten, denn wenn neue französische Truppen kämen, sei es zu spät. Als dann bald darauf eine Zusammenkunft zwischen Kirkaldy und Percy zu Norham stattfand — Knox durfte den englischen Boden noch nicht betreten — erhielten die Schotten freilich die Zusicherung, daß England ihren Plänen günstig und geneigt sei, ein Bündniß mit ihnen zu schließen, um ihre Zwecke fördern zu helfen — Kirkaldy, in der Freude darüber, schrieb an Cecil: „ganz Europa soll erfahren, daß ein Bündniß, im Namen Gottes geschlossen, eine sicherere Grundlage hat, als Verträge, welche blos auf irdischen Interessen beruhen" — aber auch jetzt blieb es bei bloßen Zusagen von Seiten Englands, und die Evangelischen in Schottland sahen sich doch immer noch blos auf ihre eigenen Kräfte angewiesen, eine Lage, die von Tage zu Tage bedenklicher wurde, weil ihnen die Subsistenzmittel für ihre Truppen ausgingen und sie vor Augen sahen, daß sie, immer mehr zusammenschmelzend, doch am Ende der Macht der Regentin würden weichen müssen.

Deßhalb wandten sie sich auf's Neue nach London. Sie schrieben an die Königin selbst und ebenso an den Minister, indem sie das ihnen von Seiten Englands auf's Neue entgegen gehaltene Bedenken, als gingen sie doch mit Aufruhr um, zu widerlegen suchten. Es sei ihnen lediglich, betheuerten sie, um

1) Ausführliches bei Tytler, VI, 116 ff., auf dem Londoner Staatsarchiv.

Aufrichtung des evangelischen Glaubens zu thun, und an einen Wechsel in der Regentschaft hätten sie durchaus nicht gedacht; nur die äußerste Noth könne auch sie zum Aeußersten treiben. Zugleich richtete mit diesen Briefen auch Knox ein wiederholtes Schreiben an Elisabeth, in welchem er sich bei ihr zurechtfertigen suchte und nicht anstand, zu erklären, daß ihr Mißfallen ihm eine schwere und unerträgliche Last sei und daß ihn dasselbe, hätte er nicht das Zeugniß eines guten Gewissens für sich, längst in Verzweiflung gebracht haben würde [1]).

Doch auch jetzt blieb die verlangte Hilfe noch aus. Cecil leistete wieder Versprechungen für die Zukunft, im Uebrigen aber ermahnte er, man solle ich so schleunig, als möglich, der eigenen, wie überhaupt der Hilfsmittel Schottlands bedienen. Namentlich sollten sie sich der Kirchengüter bemächtigen, um damit ihre Truppen zu bezahlen. „Ihr wißt," sagt er, „daß eure hauptsächlichen Gegner, die papistischen Priester, dafür bekannt sind, klug zu ein nach ihrer Weise, dazu sind sie reich, weßhalb sie sich auch viele Freunde machen, sowohl durch listige Ueberredungen, als auch durch Bestechungen. So lange sie keinen entschiedenen Widerstand sehen, sind sie muthig, aber wenn sie Furcht ergreift, sind sie auch die größten Feiglinge. Auch hier würden zu Heinrichs VIII. Zeit die Prälaten den Sieg behalten haben, hätte man ihnen ihre Reichthümer gelassen. Ich liebe den Raub nicht, aber ich meine, von guten Dingen solle man auch einen guten Gebrauch machen [2])." Doch würde Elisabeth, obgleich der erst jüngst mit Frankreich geschlossene Friede es schwer mache, einen unverfänglichen Weg zu finden, auf dem ihnen Beistand zu gewähren sei, ihre Pläne begünstigen und sie weder im Stich lassen, noch auch dulden, daß sie unterdrückt würden.

Allerdings wäre der da gemachte Vorschlag ja wohl ein Mittel gewesen, um den Evangelischen zu verschaffen, was sie bedurften: Geld, um ihre Mannschaften zu besolden. Aber sie mochten sich doch dieses Mittels nicht bedienen, sei es aus Rechtsgefühl, sei es, weil sie sich scheuten, um der Aufrichtung der evangelischen Kirche willen aufzuzehren, was ihr später zu ihrer Unterhaltung nothwendig war [3]). Auch hatten sie wohl nicht mehr Zeit, eine solche Maßregel in's Werk zu setzen, da die Regentin bereits mit ihrer Macht gegen sie im Anzuge war.

Maria von Lothringen glaubte den Zeitpunkt gekommen, auf den sie gewartet hatte. Die Mannschaften der Evangelischen waren immer mehr zusammengeschmolzen und Edinburg nur noch von einer verhältmäßig geringen Zahl vertheidigt. Sie dachte daher daran, die Hauptstadt wieder zu erobern, und rückte mit ihren französischen Truppen und denjenigen unter

1) Knox, hist., 226.

2) Tytler, VI, 123.

3) Es ist wahrscheinlich, daß Knox, der später für Erhaltung des Kirchengutes zum Dienst der Kirche stritt, auch jetzt von der vorgeschlagenen Maßregel abgemahnt hat.

den einheimischen Lords, die ihr treu geblieben waren, gegen Edinburg vor. Knox[1]) erzählt den für die Evangelischen unglücklichen Erfolg dieses Unternehmens in folgender Weise:

„Die Regentin brachte theils durch ihre List und Ueberredung, theils durch die Bemühungen der Bischöfe von St. Andrews und Glasgow die ganze Schaar derer, die bei ihr waren, dahin, daß sie einwilligten, uns mit aller Grausamkeit und Schnelligkeit zu verfolgen, bevor wir unsre Mannschaften, welche damals zerstreut waren, wieder sammeln konnten. Die Nachricht davon kam am Sonnabend, 25. Juli, Nachts zu uns, und wir suchten so rasch wie möglich unsre Brüder in Kenntniß zu setzen. Aber es ging nicht an, daß die aus dem Westen in irgend welcher Anzahl zu uns stoßen konnten, denn der Feind marschirte am Sonntag von Dunbar ab und kam am Montag noch vor Sonnenuntergang bis auf wenige Meilen Entfernung uns nahe. Sie hofften nämlich, durchaus keinen Widerstand zu finden, da sie wußten, daß nur noch die Lords mit wenigen Edelleuten in der Stadt waren. Indem wir Gott nun um Rath anriefen, überlegten wir, wodurch wir uns zunächst vertheidigen könnten. Wir hätten die Stadt verlassen und uns ohne Gefahr zurückziehen können, aber dann würden wir unsre Brüder von Edinburg Preis gegeben haben und der Dienst am Wort würde dort wieder unterdrückt worden sein, was unseren Herzen so schmerzlich war, daß wir es für besser hielten, lieber das Aeußerste zu wagen.

„Der größte Theil der Stadt hielt sich ja zu uns und nicht zu der Partei der Königin; auch versprachen uns die Einwohner, uns bis auf das Aeußerste zu vertheidigen, was sie denn auch treulich gehalten haben. Dasselbe that auch die Stadt Leith, aber sie hielt nicht in der gleichen Weise ihr Versprechen; denn als wir ihr zu Hilfe kommen wollten und schon unterwegs waren — die Franzosen rückten nämlich auf sie heran — da übergaben sie sich ohne allen Widerstand, und zwar, wie vermuthet wurde, durch den Verrath Einiger unter ihnen und auf die Ueberredung des Lairds von Restalrig, welcher zuvor sich für einen der Unsrigen ausgegeben hatte und nun doch einige Tage hernach an Mr. d'Osell sich ergab, ohne daß er es nöthig gehabt hätte. Dieser unvorhergesehene und plötzliche Abfall entmuthigte Viele, doch zogen wir uns ruhig nach der Seite von Craigingate zurück, welchen Ort wir erwählten, um dort dem Feinde Widerstand zu leisten.

„Während der Zeit suchten verschiedene Leute eine Vermittlung anzubahnen, unter denen von unsrer Seite hauptsächlich der Lord Ruthven war. Alexander Erskine[2]) bemühte sich sehr, uns aufzuhalten und unsre Soldaten an einer Vereinigung mit denen von Leith zu verhindern, bevor sich diese den Franzosen ergeben hatten. Er versprach, daß auch die Franzosen Halt machen

1) Knox, hist., 151 f.

2) Nicht zu verwechseln mit dem Laird Erskine von Dun.

würden, wenn wir uns nicht mit denen von Leith vereinigen wollten. Aber als sich diese ergeben hatten, hörten wir von ihm Nichts, als Drohungen und Scheltworte. Gegen 8 Uhr Morgens hatte Gott unsern Muth wieder entflammt, und eine ansehnliche Zahl war beisammen, um der Wuth der Feinde zu widerstehen. Die ganze Stadt Edinburg, wie viele in ihr das Evangelium angenommen hatten, und noch verschiedene Andre zeigten sich treu und muthig. Die Edelleute von Lothian, namentlich Calder, Ormiston und Hatton, gereichten uns zu großem Nutzen sowohl durch ihren Rath, als auch durch ihren Beistand. Einige Edelleute von Fyfe kamen den Franzosen zuvor, andre wurden aufgehalten, weil die Franzosen Leith erobert hatten. Ueberall ergriff den Feind solche Furcht, daß er nicht wagte, uns anzugreifen, wo wir standen, sondern beschloß, in Edinburg von der Seite von Leith her einzuziehen. Sie hatten nämlich das Schloß von Edinburg zum Freunde, was uns nicht bekannt war, da wir vermutheten, Lord Erskine, der Befehlshaber des Schlosses, sei entweder unser Freund oder doch wenigstens neutral. Aber als wir beschlossen, in den Kampf zu ziehen, ließ er dem Grafen Argyle, dem Lord Jakob Stuart, seinem Schwestersohne, und den Andern, die mit uns waren, sagen, er werde sich für ihren und der Stadt Feind erklären und auf sie feuern lassen, wenn sie die Franzosen hindern wollten, in die Stadt einzurücken. Dieser verrätherische Abfall, uns durch den Laird von Richartson zugesandt, entmuthigte Viele, denn wir konnten nicht fechten oder den Feind aufhalten, wenn es das Schloß uns nicht erlaubte. Deßhalb wurde Rath gehalten und beschlossen, die Friedensbedingungen anzunehmen, obgleich sie nicht der Art waren, wie wir gewünscht hatten."

So war die Regentin wieder Herrin der Hauptstadt geworden. Doch waren die Bedingungen, welche sie den Evangelischen zugestehen mußte, den Umständen nach weniger ungünstig, als sie Knox ansehen mochte. Es wurde zwar auf der einen Seite bestimmt, daß „die Lords der Congregation und alle Mitglieder derselben gehorsame Unterthanen ihrer rechtmäßigen Königin bleiben, sowie auch, daß sie in Zukunft keinen Geistlichen beunruhigen und kein Kirchengut (Klöster u. dergl.) mehr antasten sollten, aber auf der andern Seite mußte die Regentin doch auch zugestehen, daß Niemand von ihnen für das Geschehene zur Rechenschaft gezogen werden dürfe weder von einer weltlichen, noch von einer geistlichen Behörde und daß es den Predigern erlaubt sein solle, öffentlich ihr Amt zu verwalten, bis zu dem auf den 10. Januar 1566 zusammenberufenen Parlamente. Ebenso sollte auch den Einwohnern von Edinburg im Besonderen gestattet sein, die Religion nach ihrem Gefallen zu wählen, und der reformirte Gottesdienst in der Hauptkirche der Stadt (zu St. Giles) blieb unangetastet, wie dann endlich auch noch festgesetzt wurde, daß keine französischen Truppen in die Stadt gelegt werden sollten[1]). Es

1) Tytler, VI, 124. Knox, hist., 152. Buchanan, 317.

war ein Waffenstillstand, der so zwischen der Regentin und den evangelischen Baronen geschlossen wurde, aber — es sollte sich bald genug zeigen, wie weder der eine, noch der andre Theil sich mit diesem Abkommen genügen zu lassen Willens war.

Die Evangelischen namentlich waren nicht damit einverstanden, daß sie sich alles weiteren Reformirens enthalten sollten[1]). Die Artikel, in denen dies ausgesprochen wurde, waren wider ihr Wissen in den Vertrag aufgenommen worden, und gleich vom Anfang an waren sie darüber unwillig. „Unsre Lage," sagten sie, „ist noch nicht so verzweifelt, daß wir zu Dingen unsre Zustimmung geben müßten, die unvernünftig und sündhaft sind, und wenn wir es thun, so ist zu befürchten, daß Alles einen üblen Ausgang nehmen wird[2])." Sie erließen deshalb eine Proclamation, welche auf dem Marktplatze von Edinburg verkündigt wurde und in der sie erklärten, daß sie auf der Religionsfreiheit in jeder Weise bestehen würden, und ebenso gab noch der Graf Argyle und der Lord Stuart die Erklärung ab, daß sie sofort sich gegen die Regentin erheben würden, sobald diese sich einfallen lasse, auch nur ein Jota von dem zu brechen, was sie versprochen habe; sie würden alsdann die Sache des Evangeliums mit aller ihrer Macht vertheidigen.

Aber auch die Regentin dachte nicht bei dem stehen zu bleiben, was sie errungen hatte. Sie wartete nur auf Hilfe von Seiten Frankreichs, um auf's Neue gegen die Evangelischen loszubrechen. Zugleich dachte sie aber auch ihre Gegner dadurch zu schwächen, daß sie einestheils Uneinigkeit unter dieselben zu säen und anderntheils die Unterthanen der evangelischen Lords gegen ihre Grundherren aufzuwiegeln versuchte. Deshalb aber kamen die Lords der Congregation, nachdem sie sich von Edinburg zurückgezogen hatten, in Stirling zusammen, und der Erfolg war, daß sie den alten Bund mit einander auf feierliche Weise erneuerten. „Da wir vorhersehen," so lautete die Acte, „daß die List und Schlauheit unsrer Gegner uns auf alle Weise zu hintergehen sucht und nichts Anderes im Sinne hat, als Jeden von uns im Besonderen durch freundliche Zusagen und Versprechungen zu verlocken, um uns so Einen von dem Andern zu trennen und unser Verderben herbeizuführen, so verbinden wir uns, um uns dagegen zu schützen, fest und treu mit einander, und versprechen in Gegenwart Gottes, die wahre Religion aufrecht zu erhalten und daß Keiner von uns in Zukunft an den Hof der Königin Witwe gehen, mit ihr reden, einen Briefwechsel mit ihr anfangen oder auch nur eine Botschaft zu ihr senden soll, es sei denn mit Zustimmung der Uebrigen und nach gemeinsamer Berathung. Auch verpflichten wir uns, sobald eine Botschaft oder ein Schreiben von ihr an Einen von uns gelangt,

1) Knox, hist., 152, beklagt sich, daß die Friedensbedingungen überhaupt von der Regentin gefälscht seien.

2) Ebendas. 154.

dies unverzüglich Einer dem Andern mitzutheilen, so daß in dieser Angelegenheit Nichts ohne die gemeinsame Zustimmung von uns Allen geschehen darf. Stirling, 1. August 1559[1])." — —

Knox nun hatte mit den evangelischen Lords Edinburg wieder verlassen. Er selbst wäre, auch nach der Einnahme der Stadt durch die Regentin, am liebsten bei seiner Gemeinde geblieben, aber die Barone fürchteten, ihn auf's Spiel zu setzen, da gerade er den Römischen am meisten verhaßt war, und sie nahmen ihn deshalb mit sich fort. An seiner Statt wurde jedoch Willock, der weniger anrüchig war, als Prediger der Gemeinde zurückgelassen, und seiner Klugheit, Mäßigung und Festigkeit gelang es auch, sich unangetastet zu behaupten. Die Regentin dachte zwar durch Ueberredung die Einwohner von Edinburg zum Verlassen des evangelischen Glaubens zu bewegen, und namentlich war es ihr darum zu thun, die Kirche von St. Giles für den römischen Gottesdienst wieder zu gewinnen — Graf Huntley war es, der es übernommen hatte, die Bürger selbst dahin zu bringen, daß sie erklärten, die Wiederaufrichtung der alten Kirche sei ihr Wunsch — aber es war umsonst, sowohl daß Huntley im Geheimen die Leute zu gewinnen suchte, als auch, daß er eine öffentliche Versammlung berief, in welcher er die Sache der römischen Kirche verfocht. Die Bürger bestanden auf den bei der Uebergabe der Stadt ihnen zugesicherten Rechten, und — Willock blieb, obgleich die französischen Soldaten oft den evangelischen Gottesdienst störten, an seinem Platze. Im Monat August theilte er, unter den Augen der Königin, zum ersten Male in Edinburg das Abendmahl nach reformirter Weise aus, und der römische Gottesdienst blieb auf die königliche Capelle und die Kirche zu Holyroodhouse beschränkt[2]).

Knox dagegen suchte seine Zeit auf andre Weise für die Sache des Evangeliums zu verwenden. Er unternahm eine Reise durch das Königreich, das Wort von Christo verkündigend, wohin er kam. Noch war ja die Sache des Herrn nicht durchgekämpft, noch war sie vielmehr mit den größten Gefahren umgeben, und es bedurfte der Anstrengung der ganzen Nation, wenn das Errungene nicht wieder verloren gehen und das Ziel, das dem Reformator vor Augen stand: die Aufrichtung der reinen evangelischen Kirche im ganzen Bereiche von Schottland, erreicht werden sollte. Um so größer war deshalb aber auch sein Eifer, um an allen Orten des Königreichs die Seelen für die große Sache des Herrn zu entflammen. So besuchte er Kelso, Jedburgh, Dumfries, Ayr, Stirling, Perth, Brechin, Montrose, Dundee, und kehrte dann nach St. Andrews zurück, überall auch mit gutem Erfolge gekrönt, so daß durch diese seine Reise das Wort der Wahrheit nur noch weiter verbreitet und die Anhänglichkeit an dasselbe nur noch fester begründet wurde.

1) Knox, hist., 155.
2) M'Crie, I, 280. Knox, hist., 159.

Es war ja das Verlangen nach der rechten Speise für die heilshungrigen Seelen aller Arten wachgerufen, wie hätten die begeisterten Worte des Predigers, der so ganz nur in Christo lebte, nicht auch überall einen freudigen Wiederhall finden sollen [1]?

Von Muthlosigkeit war deßhalb auch in Knox' Seele jetzt keine Spur. Hatten ihn früher die größten Widerwärtigkeiten und Verfolgungen nicht dahin bringen können, die Hoffnung auf den endlichen Sieg der Sache, die er vertrat, aufzugeben, ja war sein Glaube, daß der Herr doch am Ende das Feld behalten werde, selbst da nicht erschüttert, als nach menschlichem Bedünken sogar keine Aussicht auf Erfolg vorhanden zu sein schien: jetzt, wo er die Nation so freudig vom Geiste ergriffen sah, mußte auch seine Seele freudig werden und voll der besten Zuversicht. So spricht er sich denn auch in den Briefen aus, die er um diese Zeit und überhaupt seit seiner Rückkehr nach Schottland schrieb [2]).

„Wie sehr," ruft er da aus (24. Juni), „hat Gott den Ruhm seines lieben Sohnes doch unter uns gefördert! O, daß mein Herz dankbar genug sein könnte für diese überschwängliche Gnade meines Gottes! Der lange Durst meines armen Herzens ist so völlig gestillt, daß es ganz über meine Erwartung geht, denn nun hat 40 Tage hindurch und länger Gott meine Zunge gebraucht, um in meinem eigenen Vaterlande seine Ehre zu verkündigen! Was nun noch folgen mag in Betreff meines eigenen Lebens, so sei sein heiliger Name gepriesen! Das Verlangen des armen Volks sowohl, als auch der Edelleute ist hier wunderbar groß, welches mich mit dem Troste erfüllt, daß Jesus Christus hier in dem nördlichen und äußersten Ende der Erde bald den Sieg gewinnen wird." In einem andern Briefe, vom 2. Sept., sagt er: „Die Zeit ist für mich so kostbar, daß ich mit genauer Noth innerhalb 8 Tagen eine Stunde stehlen kann, um mich zu erholen und an meine Freunde zu denken. Ich bin seit dem Vertrage (mit der Regentin) fortwährend auf Reisen, und ungeachtet das Fieber mich gequält hat, so bin ich doch den größten Theil des Reiches durchwandert, wo (Gott sei Lob und Dank!) Leute von allerlei Art und Stand die Wahrheit erfassen. Feinde haben wir manche, wegen der Franzosen, welche angekommen sind und von denen unsre Papisten goldene Berge hoffen. Da wir nicht im Stande sind, ihnen Widerstand zu leisten, so beschränken wir uns darauf, um Jericho herumzugehen, die Trompeten zu blasen, soweit Gott Kraft dazu giebt, und Sieg von seiner Macht allein zu hoffen."

Und so groß war seine Zuversicht auf die göttliche Hilfe, daß er keinen Anstand mehr nahm, auch seine Familie in sein Vaterland nachkommen zu lassen. Am 13. Juni kamen seine Frau und Schwiegermutter in Paris an

---

1) Sadler, I, 431. M'Crie, I, 281.
2) M'Crie, I, 282 f., nach Manuscript.

und wandten sich an den englischen Gesandten Nic. Throkmorton um die Erlaubniß, durch England reisen zu dürfen. Ihnen wurde sie nicht verweigert. Throkmorton[1]), der die Pläne der Guisen kennen gelernt hatte und wohl einsah, wie nützlich die Freundschaft des schottischen Reformators seiner Königin werden könnte, schrieb selbst an Elisabeth und rieth ihr, die Beleidigung des kühnen Trompetenbläsers zu vergessen und sich ihn durch eine freundliche Behandlung seiner Frau zu verbinden, ein Rath, der jetzt nicht mehr überhört wurde. Mrs. Knox kam nach England, und nachdem sie auf Befehl des Hofes bis an die Grenze geleitet worden war, traf sie mit ihrem Manne am 20. September zusammen, während die Schwiegermutter eine Zeitlang in Berwick blieb und dann auch der Tochter nach Schottland folgte.

Zugleich mit der Familie des Reformators kam dann auch noch ein andrer Mann in Schottland an, der ihm zu nicht geringer Hilfe gereichen sollte: Christoph Goodman, sein früherer Mitprediger in Genf. Knox hatte ihn wiederholt aufgefordert, zu kommen und ihm Beistand zu leisten, und war schon über sein Zögern ungehalten gewesen. Jetzt hatte er auch diesen bewährten Zeugen Christi zur Seite, und das war um so mehr ein Gewinn, als es überhaupt noch an ordentlichen Predigern in Schottland fehlte. Knox, in einem Briefe vom 2. Sept., erwähnt 8 Städte, die mit Predigern versehen waren, nämlich Edinburg, St. Andrews, Dundee, Perth, Brechin, Montrose, Stirling und Ayr[2]), während das ganze übrige Land noch derselben entbehrte. Goodmann wurde sofort zu St. Andrews als Prediger angestellt, während Knox vorläufig ohne einen festen Aufenthaltsort blieb, bald predigend das Land durchziehend, bald aber auch im Dienste der Congregation die Unterhandlungen mit England führend, die jetzt wieder lebhafter und auch mit mehr Entgegenkommen von Seiten Elisabeths, wenn auch noch immer nicht so, wie es Knox und seine Freunde gewünscht hätten, betrieben wurden.

Durch den Tod Heinrichs II. von Frankreich waren die Guisen in diesem Lande vollends zur Herrschaft gekommen, und um so mehr glaubte der englische Hof deßhalb Ursache zu haben, sich vor ihnen vorzusehen. Daß das letzte Ziel dieser ehrgeizigen und so ganz und gar mit der römischen Kirche verbündeten Prinzen die Entthronung Elisabeths sei, war ja längst kein Geheimniß mehr, und Cecil wurde von den Intriguen, die sie anzettelten, stets durch seine Agenten unterrichtet. So stellte sich auch für England immer mehr die Nothwendigkeit heraus, mit den Evangelischen Schottlands gemeinsame Sache zu machen zur Abwehr des gemeinsamen Feindes, und auch Knox wurde jetzt mit mehr Rücksicht und Freundlichkeit behandelt. Das Betreten Englands wurde ihm erlaubt, und zugleich der Gouverneur von Berwick,

---

1) M'Crie, I, 283. Anm.
2) Ebendas. I, 284.

Jakob Krofts, beauftragt, mit ihm, als dem Bevollmächtigten der Congregation, Namens der Königin Elisabeth in Unterhandlungen zu treten.

So begab sich Knox denn im Auftrage seiner Freunde nach Berwick[1]), und ließ es nicht an sich fehlen, die Engländer zu entschiedenem Auftreten für die Sache der Reformation in Schottland zu bewegen. Er verlangte eben sowohl Geld[2]), damit die Lords in den Stand gesetzt würden, ihre Mannschaften zu bezahlen, als auch thätige Hilfe, namentlich zur See. Vor Allem, meinte er, sei es nöthig, Stirling zu besetzen, da dieß der wichtigste Platz sei, durch welchen, wenn er in den Händen der Regentin wäre, die Hochlande von den Niederlanden durchaus abgeschnitten seien und so eine gemeinsame Action beider unmöglich gemacht werden würde. Dundee und Perth müßten dadurch gesichert werden, daß England vom Meere aus zu Hilfe käme. England müßte sodann auch die Grenzfestungen besetzen und die Barone an den Grenzen aufbieten, um den Schotten zu Hilfe zu kommen, wie er denn auch verlangte, daß Elisabeth Truppen sende, um den Evangelischen, wenn sie angegriffen würden, beizustehen. Auf solche Bedingungen hin, erklärte Knox, wären die Lords der Congregation bereit, in ein Schutz- und Trutzbündniß mit Elisabeth einzutreten und ihr zu versprechen, daß sie niemals ohne Zustimmung der Königin von England mit Frankreich unterhandeln wollten.

Freilich wurden diese Vorschläge jedoch nicht mit dem Eifer aufgenommen, mit welchem sie gemacht wurden. Knox hatte kein anderes Interesse, als die Sache des Evangeliums, und um diese zu fördern, war er bereit, alle Hebel in Bewegung zu setzen. Nicht so die Königin von England. Sie ließ sich auf die schottischen Angelegenheiten nur ein, soweit es ihr Vortheil erforderte, d. h. es war ihr nur darum zu thun, die Barone gegen Frankreich aufzureizen, um dieses zu beschäftigen, aber sich selbst um die Sache, die es dort galt, ernstlich zu bemühen und wohl gar sich um derselben willen bloß zu stellen, lag gar durchaus nicht in ihrem Sinne. Krofts handelte deßhalb auch gewiß nur nach seinen Instructionen, wenn er den auf Entscheidung drängenden Knox damit vertröstete, daß er die ihm gemachten Vorschläge nach London berichten wolle, aber ohne irgend welche Zusage zu machen, und wenn er, als Knox dann erklärte, selbst nach London reisen und dort die Sache betreiben zu wollen, ihn daran verhinderte[3]). Nur als Unterhändler in Berwick wollte man den mißliebigen Mann sich gefallen lassen, das übrige England blieb ihm nach wie vor untersagt, und er mußte schleunigst nach Schottland zurückkehren, wobei er den Nachstellungen der Regentin, die von seiner Reise erfahren hatte,

---

1) Tytler, VI, 127. M'Crie, I, 288 f. Auch eine Zusammenkunft Knox' mit Cecil war beabsichtigt. Knox, hist., 212.

2) Tytler, 128, wirft den Lords vor, sie hätten Pensionen von England haben wollen.

3) M'Crie, I, 289.

nur dadurch entging, daß er einen andern, als den gewöhnlichen Weg nahm[1]).

Ueberhaupt zeigte sich die englische Politik noch immer fort als höchst zweideutig und doppelzüngig. Während Elisabeth so auf der einen Seite mit den Evangelischen unterhandeln ließ, richtete sie auf der andern auch einen Brief an die Regentin, in welchem sie ihre besten Wünsche für die Erhaltung des Friedens und des freundschaftlichen Verhältnisses zwischen beiden Ländern an den Tag legte. Es ist klar, sie wollte wohl die beiden Parteien in Schottland eine gegen die andere hetzen, aber sich selbst weder Kosten, noch Unannehmlichkeiten bereiten, und in diesem Sinne wurde denn auch ihr damaliger Gesandter in dem Nachbarlande, Ralph Sadler, instruirt. „Er solle," hieß es, „den Zwiespalt zwischen den Schotten und den Franzosen zu nähren suchen, damit die Franzosen um so mehr beschäftigt würden und England vor ihnen Ruhe hätte: auch solle er auskundschaften, ob Lord Stuart Absicht auf die Krone von Schottland habe oder nicht[2])."

Knox sowohl, wie seine Freunde ertrugen dieß Benehmen von Seiten Englands, wenn auch mit großem Unwillen, so doch auch mit nicht geringer Geduld. Es lag in dem ganzen Charakter des Reformators, alles unentschiedene und vollends alles doppelzüngige Wesen von Grund der Seele zu verabscheuen, zumal wenn es die Angelegenheit galt, die zu fördern ihm als die heiligste Pflicht jedes Christen erschien und für die er selbst bereit war, Alles auf's Spiel zu setzen. Am liebsten, ohne Zweifel, hätte er deßhalb alle Unterhandlungen abgebrochen, aber — die Evangelischen konnten der Hilfe Englands nun einmal nicht entbehren und so ertrug er denn, was zu ertragen war, und fuhr fort, die Verbindung mit dem englischen Hofe zu unterhalten. Zugleich mit Graf Argyle und Lord Stuart, welche Knox freilich zu weiteren Schritten erst hatte überreden müssen, richtete er auch auf's Neue ein Schreiben an den Gouverneur Crofts in Berwick, in welchem er auf mehr Entschiedenheit von Seiten der Engländer drang, und zugleich den Verdacht zu widerlegen suchte, der von dort her ausgesprochen war, als handle es sich für die Schotten mehr um politische Zwecke und um den Umsturz der Regierung, als um die Aufrichtung des Evangeliums.

„Ich kann nicht umhin, euch zu bemerken," sagte er darin[3]), „daß, obgleich wir durchaus entschlossen sind, vorwärts zu gehen, ihr doch Aller Herzen hier auf's Höchste entmuthigt, denn sie können den (gegen uns ausgesprochenen) Verdacht nicht ertragen. Sie wollen nicht müßig sein, aber wenn sie keine Hilfe finden, so werden sie das nächste beste Mittel ergreifen (ich meine

1) Knox nahm die Rückreise zu Schiffe, doch wurde ein anderer Agent, Alex. Whitlaw von Greenrig, statt seiner verfolgt und entging kaum der Gefangenschaft. Knox, hist., 159.
2) Vgl. Tytler, VI, 129.
3) Ibid.

nicht, daß sie sich Frankreich unterwerfen wollen), um ihre Leiber in Sicherheit zu bringen, was dann auch über das Land kommen mag, welches die Feinde leicht besetzen können, und wenn sie das gethan haben, so berechnet selbst, was dann euch bevorstehen mag." Ueberhaupt wußte Knox die Lage der Dinge jetzt in einem auch für die Engländer so gefährlichen Lichte darzustellen, und die Nothwendigkeit, den Schotten Hilfe zu leisten, so dringend zu machen, daß man auch in London wenigstens Etwas meinte thun zu müssen, um die Evangelischen in Schottland von dem gänzlichen Aufgeben ihrer Sache abzuhalten, zumal Knox auch noch geradezu an Cecil geschrieben und ihm die Nothwendigkeit der Hilfeleistung an's Herz gelegt hatte. Hier hatte er geradezu gesagt, wenn den Schotten nicht wenigstens Geld verschafft werde, um ihre Truppen zu bezahlen, so seien sie gezwungen, lediglich an ihre Sicherheit zu denken; auch seien nicht Alle so fest und zuverlässig, daß sie nicht doch am Ende den Franzosen sich unterwerfen würden, zumal auch Bettancourt, der französische Gesandte[1]), sich alle Mühe gäbe, sie durch Drohungen und Versprechungen zu verlocken, und „ich hoffe," sagte er, ihr werdet einsehen, daß unser Verderben auch euer größter Schaden wäre, und daß Frankreich, wäre es, was Gott verhüte, Herr unseres Landes, euch nur ein sehr lauer Freund sein würde."

Endlich mußte sich England dazu verstehen, wenigstens seinen guten Willen zu zeigen. Deßhalb kam denn auch jetzt bald eine Antwort von London zurück, und man wies den Schotten eine Summe Geldes an, indem zugleich Ralph Sadler beordert wurde, sich nach Berwick zu begeben und die Unterhandlungen weiter fortzuführen. Von nun an wurden denn auch regelmäßige Subsidien an die Congregation gezahlt, wenn auch Elisabeth noch sich weigerte, die Hilfe zu leisten, die Knox namentlich begehrt hatte: Truppen und Schiffe, und so waren die Schotten denn wenigstens in den Stand gesetzt, ihre Mannschaften bei einander zu behalten[2]).

Und es war auch Noth, daß endlich solche Hilfe kam. Nicht blos daß wirklich, wie namentlich aus den Briefen Knox' erhellt, die Schaar der Evangelischen aus Mangel an Geldmitteln immer mehr zusammen geschmolzen war, auch von Seiten Frankreichs wurden ernstliche Anstrengungen gemacht, die Evangelischen zu unterdrücken. Was der König Franz dem Prior von St. Andrews hatte drohen lassen, daß er nämlich seine Krone auf das Spiel setzen werde, um seinen Willen in Schottland durchzusetzen[3]), das sollte in der That, wie es schien, zur Ausführung gebracht werden. Bettancourt, der französische Gesandte, kam mit der Nachricht, daß eine Armee

1) Vgl. Tytler, VI, 140.
2) Ebendas. 138.
3) S. auch den Brief des Königs an Lord Stuart und dessen Antwort bei Knox, hist., 156. Der Prior bezeugt, es sei ihm nur um das Evangelium zu thun.

unter dem Oberbefehl des Marquis d'Elbeuf, eines Bruders der Regentin, im Anzuge sei, und wirklich wurden bereits gegen Ende August 1000 Mann, angeführt von einem Italiener, Namens Octavian, in Leith ausgeschifft. Auch begann die Regentin sich zu rüsten, und nahm eine drohende Haltung an, indem sie namentlich in Leith sich festsetzte und die Stadt zu befestigen suchte. Zugleich kam dann auch der Bischof von Amiens in Begleitung von 2 Doctoren der Sorbonne als Gesandte des Papstes in der Absicht, die Kirche und das Volk von der Ketzerei zu reinigen, aber wenn ihm dieser Zweck auch nicht gelang und seine Bemühungen bei den Führern der Evangelischen vergeblich waren, so sah man doch auch daraus, worauf der französische Hof hinaus wollte, zumal auch der Bischof in der Begleitung von 200 Mann Fußsoldaten und 80 Reitern unter Anführung La Brousse's gekommen war[1]). Endlich offenbarte die Regentin ihre Absicht, das Evangelium wieder auszurotten, denn auch noch dadurch, daß sie einen Preis auf den Kopf des Reformators setzte.

Alle diese Vorgänge zeigten, daß der Kampf unvermeidlich sei, und auch die Congregation rüstetete sich, nunmehr mit englischem Gelde unterstützt, auf das Eifrigste. Am 10. September kamen sie zu Stirling zusammen und beschlossen hier, noch einmal gegen die Anwesenheit französischer Truppen im Lande, so wie auch gegen die Befestigung von Leith, welche bereits begonnen hatte, zu protestiren, indem sie zugleich auch den Lord Erskine, den Befehlshaber des Schlosses von Edinburg, aufforderten, sich der Sache des Evangeliums und des Vaterlandes anzunehmen[2]). Als aber die Regentin bei ihrem Sinne beharrte, setzten sie einen anderen Tag (15. Okt.) fest, wo sie mit ihrer ganzen Macht zu Stirling sich vereinigen und von da auf Edinburg marschiren wollten, um dem Treiben der Franzosen ein Ende zu machen. Briefe wurden daneben im Lande umhergesandt, in denen sie auf die durch die französischen Truppen drohenden Gefahren aufmerksam machten und zur Mithilfe aufforderten, zugleich darauf hinweisend, wie demüthig sie bisher die Regentin um Abstellung ihrer Beschwerden und um Befreiung des Landes von der Last der Franzosen, aber freilich vergebens gebeten hätten[3]).

An allen diesen Schritten nahm nun auch ein Mann Theil, der persönlich freilich sehr unzuverlässigen Charakters war, durch dessen Macht jedoch den Evangelischen ein nicht unbedeutender Zuwachs entstand: der Herzog von Chatelherault, der ehemalige Regent. Daß er die Regentschaft an die Königin-Mutter abgetreten hatte, war ihm längst leid gewesen, und mancherlei Intriguen hatte er fortwährend angezettelt, um seine Nebenbuhlerin wieder zu verdrängen. Aber zu den Evangelischen hatte er sich bisher nicht schlagen

---

1) Tytler, VI, 140 f.
2) Knox, hist., 169 ff.
3) Ebendas. 171 f.

mögen, theils wohl, weil ihn sein Halbbruder, der Erzbischof von St. Andrews, davon zurückhielt, theils auch, weil die Regentin selbst es verstand, ihn mit Verdacht gegen die Führer der Protestanten zu erfüllen, als ob diese damit umgingen, den Prior von St. Andrews auf den Thron zu bringen und damit auch die Ansprüche der Hamilton's zu beseitigen[1]). Der Herzog war überhaupt ein Mann, der lediglich durch die Interessen seines Hauses sich leiten ließ und demgemäß Partei ergriff, woher denn auch das Schwankende und Unzuverlässige seines Charakters kam. Jetzt aber sah er seinen Vortheil auf der Seite der Evangelischen. Die Anhäufung der französischen Truppen im Lande mußte auch ihn wegen der Absichten des Königs von Frankreich besorgt machen, und war Schottland einmal der Krone der Valois unterworfen, so traten auch die Aussichten, welche er auf den schottischen Thron hatte, sehr in den Hintergrund.

Dazu kam dann aber auch noch ein andrer Umstand, der für ihn bedeutend in's Gewicht fallen mußte. Sein Sohn, der junge Graf Arran, hatte bisher in Frankreich in der Leibwache des Königs gedient, und sah sich jetzt den Verfolgungen der Guisen ausgesetzt, welche, da derselbe evangelischen Grundsätzen günstig war, dieß zum Vorwande gebrauchten, in der That aber wohl die Absicht hatten, denjenigen aus dem Wege zu räumen, der künftig auf den Thron von Schottland Ansprüche hätte erheben können[2]). Der Graf Arran hatte nach Genf fliehen müssen, während ein jüngerer Bruder desselben zu Paris gefangen gehalten wurde, und, von England geschützt, kehrte er jetzt in sein Vaterland zurück. Das gab für den Herzog vollends den Ausschlag. Er unterschrieb bei Gelegenheit einer Zusammenkunft mit den Lords der Congregation, die auf seinem Schlosse zu Hamilton im September stattfand, den Covenant, und nahm von dieser Zeit an an allen Schritten Theil, welche die Evangelischen zum Sturze der Regentin und zur Aufrechthaltung des wahren Glaubens unternahmen[3]).

So standen sich denn beide Parteien wieder drohend gegenüber, und wie die Evangelischen nicht zurück konnten und wollten, so auch war die Regentin nicht gesonnen, zu weichen. Auch sie erließ Sendschreiben an das Land, in welchen sie das Unternehmen ihrer Gegner als einfachen Hochverrath darstellte und sie beschuldigte, die rechtmäßige Gewalt in Schottland stürzen zu wollen[4]), und während die Evangelischen in ihren Unterhandlungen mit England fortfuhren, um von dort her kräftigere Unterstützungen zu erlangen, trieb sie den König von Frankreich dazu an, ihr mit aller Macht zur Hilfe zu kommen. Es war klar, und weder die eine, noch die andre Partei täuschte sich auch noch

1) Knox, hist., 149, 172.
2) Ebendas. 155 f. Tytler, VI, 140.
3) Knox, hist., 169 f. Von ihm ging auch der oben erwähnte Brief an Lord Erskine aus.
4) Ebendas. 171.

darüber, daß an eine Versöhnung nicht mehr zu denken sei. Entweder die Regentin mußte weichen, oder die Evangelischen mußten die Sache, für die sie bisher Leib und Leben eingesetzt hatten, aufgeben und sich den Römischen auf Gnade und Ungnade unterwerfen [1]).

Sechzehntes Kapitel.

Absetzung und Tod der Regentin.

Die Evangelischen schritten nun auch zum Angriff. Wie sie von Seiten des englischen Ministers unausgesetzt ermahnt wurden, ihre Sache durchzukämpfen, bevor Frankreich im Stande sei, sie mit seiner ganzen Macht zu erdrücken, so dachten sie nun in der That auch daran, der Ankunft neuer französischer Truppen zuvorzukommen und die angefangenen Befestigungen von Leith zu zerstören, ehe sie uneinnehmbar geworden seien. Wie beschlossen war, kamen sie deßhalb auch mit ihrer ganzen Macht — etwa 12000 Mann — am 15. October zu Stirling zusammen und rückten schon am folgenden Tage gegen Edinburg vor, ein Unternehmen, das auch ohne Weiters gelang. Die Regentin, einer solchen Macht nicht gewachsen, zog sich ohne Widerstand nach Leith zurück, und die Hauptstadt kam wieder in die Hände der Evangelischen, welche sich nun hier auch sofort festzusetzen und sich, so gut sie konnten, zu organisiren suchten. Ein geheimer Rath zur Leitung ihrer Angelegenheiten wurde niedergesetzt, bestehend aus dem Herzoge von Chatelherault, dem Grafen Arran, Argyle und Glencairn, den Lords Stuart, Ruthven, Boyd und Macwell nebst dem Laird von Dun, Heinrich Balnaves, Kirkaldy von Grange und dem Schultheißen von Dundee, indem man zugleich zur Besorgung dessen, was die Religion anginge, Knox, Willock, Goodman und Alex. Gordon, den Bischof von Galloway, der sich zum Evangelium bekannt hatte, als besondere Commission niedersetzte [2]). Am folgenden Tage richteten sie dann ein Schreiben an die Regentin, in welchem sie dieselbe nochmals zu friedlichen Maßregeln ermahnten: sie möge die Franzosen und übrigen Truppen aus Leith entfernen und die Stadt den Unterthanen wieder öffnen [3]).

Das war jedoch der letzte friedliche Versuch. Die Regentin antwortete in entschieden abweisendem Tone. Ihr Schreiben, sagte sie, sei so respectwidrig, daß es von Fürsten an ihre Unterthanen, nicht aber umgekehrt von

1) Da wir nicht die Geschichte Schottlands schreiben, so können wir auf nähere Einzelheiten, namentlich auf die Seitens der beiden Parteien gegen einander erlassenen mannigfachen Proclamationen nicht weiter eingehen.

2) Tytler, VI, 143 f. Knox, hist. 181.

3) S. das Schreiben bei Knox l. c. Knox selbst hatte kurz zuvor auch ein ähnliches Ermahnungsschreiben an die Regentin erlassen. Ibid. 179 f.

Unterthanen an ihre Fürsten gerichtet zu sein schiene, und es sei lächerlich, zu behaupten, daß das Reich von Fremden besetzt sei, da die Franzosen Freunde und Schottland mit Frankreich durch Heirath verbunden wäre. Sie schloß damit, daß sie dem Herzoge und allen seinen Genossen, bei Strafe des Hochverraths, befahl, die Hauptstadt zu verlassen[1]).

So blieb denn Nichts übrig, als der Krieg. Aber die Evangelischen waren gleichwohl in eine peinliche Lage gebracht worden. Was sollte man mit der Regentin anfangen? Sie angreifen und sie doch als die Stellvertreterin der rechtmäßigen Gewalt anerkennen, war an sich schon ein innerer Widerspruch, und die Barone waren auch allmälig zu der Ueberzeugung gelangt, daß an keine friedliche Ordnung der Religions-Angelegenheiten zu denken sei, so lange Maria von Lothringen an der Spitze des Staates stehe. Zu offen hatte sie erklärt, daß sie nur die römische Kirche dulden werde, und zu offen trat es auch hervor, wie gerade sie die Pläne Frankreichs auf völlige Unterwerfung Schottlands auszuführen gesonnen sei. Gleichwohl war die Regentin auf gesetzlichem Wege mit ihrer Macht bekleidet worden, und sie nicht anerkennen oder gar gewaltsam beseitigen wollen, schien in der That nichts Anders, als Empörung gegen die berechtigte Gewalt zu sein.

Dennoch war es klar, daß kaum etwas Andres übrig bliebe, und die evangelischen Barone sahen sich so zu einem Schritte gedrängt, den sie bisher als durchaus nicht in ihrer Absicht liegend und als bloße Verläumdung Seitens ihrer Gegner von der Hand gewiesen hatten. Im Anfang, das geht aus allen ihren Proclamationen und Correspondenzen hervor, war es ihnen nur um Sache des Glaubens zu thun gewesen. Wenn die Regentin sie beschuldigte, daß sie nach einer Veränderung der Regierung strebten und sie deßhalb Rebellen nannte, so antworteten sie stets, daß sie bereit seien, ihrer Königin und der Stellvertreterin derselben in allen Stücken gehorsam zu sein und sich als getreue Unterthanen zu betragen, sobald man ihnen nur die Religion freigebe und ihnen verstatte, Gott nach ihrem Gewissen zu dienen, mit einem Worte, sobald man nur der Reformation keine Hindernisse in den Weg lege[2]). Und dasselbe hatten sie auch denen geantwortet, deren Freundschaft sie suchten, den Engländern: den von diesen ausgesprochenen Verdacht, als hätten sie doch auch politische Zwecke im Hintergrunde, wiesen sie anfänglich mit derselben Entschiedenheit zurück. So schrieb noch Kirkaldy von Grange an Heinrich Percy am 1. Juli 1559: „Wenn die Königin eine Reformation dem lautern Worte Gottes gemäß bewilligen und die Franzosen entfernen will, so wird man ihr gehorsam und unterthänig sein und alle Einkünfte der Abteien mit der Krone vereinigen[3])," und ebenso hatte Lord Stuart, den man haupt

1) Knox, hist., 182.
2) S. die Proclamationen bei Knox.
3) Tytler, VI, 117.

sächlich beschuldigte nach der Krone zu streben, solche Gelüste auf das Entschiedenste von sich gewiesen, immer behauptend, es sei ihm nur um die Aufrichtung des Evangeliums zu thun [1]). Daß die Regentin auf die Forderungen der Evangelischen eingehen und so allen Unfrieden ein Ende machen möge, war dasjenige, was die Führer dieser Partei immerfort begehrt hatten.

Allmälig aber kam eine Umwandlung in die Gesinnungen der Lords der Regentin gegenüber. Durch den Widerstand, den man Seitens der französischen Truppen fand, und eben so durch die Kenntniß, die man von den geheimen Absichten Frankreichs erlangt hatte, war man zu der Ueberzeugung gekommen, daß die Unabhängigkeit Schottlands ebensowohl, wie die Reformation gefährdet sei, so lange die Franzosen ihren Fuß im Lande hätten, und so mischte sich denn auch bald insofern wenigstens ein politisches Interesse ein, als man mit der Forderung der Glaubensfreiheit auch die andre verband, daß die französischen Soldaten aus dem Lande entfernt werden möchten, bis dann die Hartnäckigkeit der Regentin, mit welcher sie den einmal eingeschlagenen Weg ging, so wie auch ihre immer mehr an den Tag kommende Doppelzüngigkeit, Falschheit und Unzuverlässigkeit dahin führte, auch an ihre Entfernung zu denken. Im Monat August, also nachdem Edinburg bereits wieder in den Händen der Königin war, finden wir zuerst darauf hingedeutet, daß man, wenn auch wider Willen und Absicht, doch im Nothfall auch zu diesem Schritte sich veranlaßt sehen könne [2]), und von da an war auch die Frage nach der Regentschaft mehr und mehr hervorgetreten und von den Evangelischen berathen worden. Jetzt schien kaum etwas Andres übrig zu bleiben, als die Regentin, die mit ihrer ganzen Persönlichkeit für die Sache der römischen Kirche und Frankreichs eintrat, von dem Platze zu entfernen, den sie allerdings mißbrauchte, indem sie die Unabhängigkeit Schottlands an Frankreich verrieth.

Dennoch war diese in den letzten Wochen oft in Aussicht genommene Angelegenheit jetzt, da sie vor der Thür war, peinlich genug, und man beschloß, sie noch einmal in ernstliche Berathung zu ziehen. Am 21. October versammelte sich die ganze Congregation auf dem Stadthause zu Edinburg, die Grafen, Barone und Bürger, und Lord Ruthven, der zum Vorsitzenden ernannt wurde, sprach seine Meinung dahin aus, daß Marie von Lothringen, welche nicht die eingeborne Königin von Schottland, sondern nur die erwählte Regentin sei, da sie die Forderungen derer, die durch ihre Geburt die natürlichen Rathgeber des Reiches wären, mit Verachtung zurückgewiesen habe, und da ihre Absichten das Gemeinwohl mit Verderben bedrohten, auch nicht länger als Regentin geduldet werden dürfe, worauf er

1) S. dessen Brief an den König von Frankreich bei Knox, hist., 157.
2) Tytler, VI, 132., in einem Brief an Cecil.

ihre Absetzung in Vorschlag brachte. Eine längere Debatte folgte, in welcher die widersprechendsten Meinungen zum Vorschein kamen. Daß die Königin-Mutter noch länger an der Spitze des Staates zu lassen, mit den größten Gefahren für die Freiheiten des Landes verbunden und ihre Entfernung im Interesse Schottlands geboten sei, zumal bei der Unzuverlässigkeit ihres Charakters, da auch ihre heiligsten Zusagen keine Sicherheit boten, das sah man allgemein ein; aber man war nicht darüber einig, ob der von Ruthven vorgeschlagene Schritt auch mit göttlichem und menschlichem Rechte bestehen könne, und gegen das Recht zu handeln schien bedenklich. Endlich beschloß man, die Prediger Willock und Knox über diese Sache zu vernehmen und Alles dem Worte Gottes zu unterwerfen.

Willock, als der Prediger der Stadt, nahm zuerst das Wort und sprach sich dahin aus, daß die Obrigkeit allerdings von Gott geordnet sei und auch von ihm ihre Gewalt empfangen habe, daß aber doch die Macht derselben gewisse Grenzen habe und daß keinem Fürsten durch das Wort Gottes gestattet sei, die Unterthanen ihrer Rechte zu berauben und sie zu unterdrücken, vielmehr stünde es auch den Unterthanen zu, um gerechter Ursachen willen die Obrigkeit abzusetzen. Er führte dann auch Beispeile aus der Schrift an, wo ein solcher Fall wirklich vorgekommen sei, und erinnerte an die vielen Bedrückungen, die sie Seitens der Regentin, welche er eine offene und halsstarrige Götzendienerin nannte, zu erdulden gehabt hätten. Sie habe, sagte er, ihnen Gerechtigkeit verweigert, habe ihre Freiheiten angegriffen und die Predigt des Wortes Gottes verhindert, sie habe sich durchaus nicht gescheut, zu erklären, daß Schottland nicht mehr ein freies und unabhängiges Königreich, sondern nur ein Zubehör zu Frankreich sei, und da sie sich so betragen habe, so sehe er nicht ein, weßhalb sie, die Lords und gebornen Berather des Reiches und Wächter seiner Freiheit, sich bedenken sollten, die Regentin der Macht zu berauben, die sie bisher ausgeübt habe.

Mit dieser Ansicht stimmte denn auch Knox vollkommen überein, nur daß er vorsichtiger zu Werke ging und die Versammelten von jedem unrechtmäßigen und zu weit gehenden Schritte zurück zu halten suchte. Es zeigte sich hier, wie der Reformator noch immer weit davon entfernt war, an irgend welche Auflehnung gegen die weltliche Macht zu denken, die nicht durch das Interesse des bedrohten Evangeliums geboten wäre. Das schlimme Betragen der Regentin, sagte er, dürfe in keiner Weise ihre und der übrigen Unterthanen Herzen von dem Gehorsame abwenden, den sie ihrer wirklichen Oberherrin schuldig seien, und er ermahnte, daß man doch ja auch, bevor man einen Beschluß fasse, seine wahrhaften Beweggründe prüfen möge. Wenn, sagte er, dieß ihr so höchst ernstes Vorhaben nicht aus dem Wunsche hervorgehe, das Gemeinwesen vor Verderben zu schützen, sondern wenn es blos aus den Beweggründen persönlichen Neides und Uebelwollens komme, so würden sie der Strafe Gottes nicht entgehen, wie sie denn auch, wenn die Regentin bereue und si

den Forderungen des Lords unterwerfe, unzweifelhaft verpflichtet seien, sie in ihre bisherige Macht wieder einzusetzen[1]).

So kam es endlich zur Beschlußfassung. Ein Jeder wurde ermahnt, ganz nur nach seinem Gewissen zu stimmen, und man kam unter Namensaufruf jedes Einzelnen einstimmig dahin überein, daß die Regentin abgesetzt werden sollte. Auch setzte man darüber sogleich eine Acte auf, in welcher man die Gründe, welche die Congregation zu diesem Schritte bewogen habe, weitläufig darlegte, und die man Tags darauf unter Trompetenschall dem Volke verkündigen ließ[2]). An die Regentin aber richtete man ein Schreiben, das auch ihr anzeigte, was man beschlossen habe. Es lautete folgender Maßen:

„— Wir haben eure Antwort und des Creditiv eures Heroldes empfangen, woraus wir hinreichend ersehen haben, daß ihr in der üblen Gesinnung gegen uns, das Wort Gottes, unser öffentliches Wohl und die Freiheiten unseres Vaterlandes beharrt. Um diese zu schützen und gemäß unsrer Pflicht, haben wir im Namen unsrer Souveräne euch von eurem Auftrage und von der Verwaltung des Reiches entbunden, da wir fest überzeugt sind, daß euer Verfahren geradezu gegen den Willen unsrer Königin und ihres Gemahls ist, von denen wir immer voraussetzen, daß ihnen das Wohl, und nicht der Untergang ihres Landes am Herzen liege. Und da euer Gnaden uns, die treuen Barone und Vasallen unsrer Souveräne, nicht anerkennen will als deren Unterthanen und Räthe, so wollen auch wir euch nicht mehr als wahre Regentin und gesetzliche Obrigkeit anerkennen. Wenn ihr auf Grund des von unsrer Souveränin euch gegebenen Auftrages irgend welche Macht habt, so ist dieselbe hiermit aus höchst gewichtigen Gründen und durchaus mit Recht von uns aufgehoben, im Namen unsrer Königin, deren Rathgeber wir sind in Allem, was das öffentliche Wohl betrifft. Und da wir mit Gefahr unsers Lebens entschlossen sind, jene Stadt in Freiheit zu setzen, in welche ihr höchst ungerechter Weise eure Soldaten und die fremden Truppen gelegt habt, so ersuchen wir, wegen der Achtung, die wir eurer Person als der Mutter unsrer Königin schuldig sind, euer Gnaden, von dort fortzugehen, denn ihr sehet, wir sind um des Gemeinwohls willen genöthigt und entschlossen, mit den Waffen in der Hand in sie einzudringen, da wir es auf friedliche Weise nicht können, indem ihr unsre früheren Forderungen zurückgewiesen habt. Möge euer Gnaden doch auch veranlassen, daß mit ihr fortgehe aus der genannten Stadt jede Person, welche eine Gesandtschaft bekleidet, wenn etwa eine solche dort sein sollte, etwa auf einem Kriegsschiff unsrer Königin, so wie auch alle französischen Soldaten, welche in der Stadt sind, denn wir dürsten nicht nach ihrem Blute, wegen der alten und langjährigen Freundschaft zwischen Frankreich und uns, welche durch die Verheirathung unsrer Königin mit dem

1) Knox, hist., 183.
2) Ebendas. 184.

Könige von Frankreich vielmehr sollte zu-, als abgenommen haben, und dieß bitten wir euer Gnaden und sie innerhalb 24 Stunden zu thun, um der Rücksicht willen, die wir eurer Person schuldig sind. Indem wir uns so eurer Gnaden zu unterthänigem Dienst empfehlen, stellen wir euch zugleich dem Schutze Gottes anheim. Edinburg, 23. Okt. 1559. Ew Gnaden unterthänige Diener[1])."

Das war nun freilich eine eigenthümliche Auffassung, durch welche die Evangelischen ihr Vorgehen zu rechtfertigen suchten, und von Seiten des bestehenden Rechtes ließ sich Vieles dagegen einwenden. Allerdings nahmen die Lords an der obersten Staatsgewalt Theil und über die Freiheiten des Landes zu wachen, war ihre Pflicht, doch nur, sofern sie Sitz und Stimme im Parlamente hatten und dort ihre Gerechtsame ausübten. Aber ein Parlament war ihre Versammlung nicht, sondern sie faßten den Beschluß, die Regentin abzusetzen, lediglich als Privatpersonen, und vollends von ihrer Souveränin hatten sie, wie sie unterstellten, durchaus keinen Auftrag. Aber es war einmal die Lage eine solche, daß von einem Rechtszustande in Schottland kaum noch die Rede war. Diejenigen, welche die Pflicht gehabt hätten, die Unabhängigkeit des Landes zu vertheidigen, sowohl die Regentin, als die Königin, waren eben Diejenigen, welche sie zu vernichten drohten, und — ein Parlament konnte nicht zusammenberufen werden. So erscheint der Schritt der Barone denn allerdings lediglich in dem Lichte der Nothwehr gegen fremde Vergewaltigung, und immer tritt in diesem Beschlusse doch auch das noch hervor, daß sie keineswegs gesonnen waren, die Rechte ihrer Königin anzutasten, sondern sie nur in die Schranken zurückzuweisen, die ihnen gebührten. —

So war nun aber Alles auf die Spitze des Schwertes gestellt, und an Verhandlungen nicht mehr zu denken. Weder die Regentin konnte sie anbieten, noch die Lords sie annehmen, beide vielmehr mußten vorwärts auf der betretenen Bahn. Die Lords zögerten denn auch nicht lange. Am 25. October erschien ihr Herold vor Leith und forderte „im Namen der Souveräne und des Geh. Raths" die französischen sowohl, wie die im Dienste der Regentin und in französischem Solde stehenden schottischen Soldaten auf, die Stadt innerhalb 12 Stunden zu verlassen[2]). Da dieß natürlich zurückgewiesen wurde, beschloß man den Sturm und traf die Vorbereitungen dazu in aller Schnelligkeit. Doch sollte der Erfolg kein glücklicher sein. Wieder trat der Fall ein, der so oft die Evangelischen vom entschiedenen Verfolgen ihrer Pläne verhinderte: das Geld fing an zu fehlen. Die englischen Subsidien waren aufgezehrt, und die Soldaten der Congregation verlangten ihren Sold, wenn sie länger dienen sollten. Es waren, wie Knox selbst sagt, zum großen Theil „Leute ohne Gott und Ehre[3])," die sich verlauten ließen, sie würden Jedem zu Dienste

1) Knox, hist., 186.
2) Ebendas. 187.
3) Ebendas. 188.

stehen, der sie bezahle, auch wenn es gelte, die Congregation zu unterdrücken und die Messe wieder aufzurichten. Zwar wurden verschiedene Anstrengungen gemacht, um die Drängenden zufrieden zu stellen. Man suchte eine Sammlung zu veranstalten, aber „die Einen waren zu arm, die Andern zu geizig," als daß diese Maßregel von Erfolg hätte sein können. Man dachte ferner daran, sich der Münze zu bedienen und die Silbersachen der Barone prägen zu lassen, doch als dieser Plan zur Ausführung kommen sollte, waren die Stempel gestohlen. Und nicht weniger unglücklich fiel die Bitte aus, mit welcher man an England sich wandte, um neue Subsidien zu erlangen. Zwar händigte Sadler und Krofts dem zu diesem Zwecke an sie abgesandten Laird von Ormiston 4000 Pfund ein, und diese Summe hätte für die augenblicklichen Bedürfnisse ja hingereicht, — aber sie kam nicht in die Hände der Congregation. Die Regentin, welche ihre Spione in Edinburg hatte, hatte davon Wind bekommen, und sie veranlaßte den Grafen Bothwell, dem Laird von Ormiston aufzulauern und ihm das Geld abzunehmen, eine That, die um so schändlicher von Seiten des Grafen war, als er noch wenige Tage vorher sich gestellt hatte, als sei er bereit, mit den Evangelischen gemeinsame Sache zu machen. Zwar setzten Graf Arran, Lord Stuart und Mr. Macwell dem Räuber nach, aber auch nur, um die Zeit zu verlieren und ohne Etwas wieder zu erlangen. So war denn die Verwirrung allgemein. Die Soldaten, von den geheimen Agenten der Königin aufgereizt, gingen von Drohungen sogar zu Thätlichkeiten über, und die 12000 Mann, welche man ursprünglich in's Feld gestellt hatte, verminderten sich täglich. Endlich kam noch dazu, daß die Regentin, wie schon angedeutet, Spione in Edinburg unterhielt und selbst unter der Congregation Verräther fand, die sie von allen Plänen der Evangelischen unterrichteten und es ihr möglich machten, jedem Unternehmen gegen ihre Festung mit Kraft zu begegnen. Es war augenscheinlich, daß man Nichts ausrichten werde, und mit Sicherheit konnten daher die Prediger, auf all' dieß wüste Treiben blickend, die bevorstehende Niederlage voraussagen. „Gott," sagten sie, „wird dergleichen Mißbrauch seiner Gnade nicht lange ungestraft lassen [1])."

Auch kam es bald wirklich dahin. Zu der Zeit als die oben genannten Lords den Grafen Bothwell verfolgten und der Herzog von Chatelherault nebst Andern in der Kirche war (31. Oct.), unternahm Haliburton, der Provost von Dundee, ein sonst ausgezeichneter Soldat, auf eigene Hand mit seinen Leuten einen Sturm auf Leith, höchst wahrscheinlich, um der Ungewißheit und dem Zögern ein Ende zu machen. Er pflanzte in der Nähe von Holyrood auf einem Hügel seine Batterie auf und begann die Stadt zu beschießen. Aber die Franzosen waren bereits über die Lage der Evangelischen unterrichtet, sowohl daß Graf Arran und Lord Stuart abwesend, als auch, daß die Uebrigen in der Kirche seien, und sie griffen deßhalb die Batterie an, schlugen

1) Knox, hist., 187 ff.

die Gegner in die Flucht und verfolgten sie auf dem Wege nach Edinburg. Dadurch aufgeschreckt, griffen nun freilich auch die in der Stadt anwesenden Lords zu den Waffen, um ihren Brüdern zu Hilfe zu kommen, aber bald entstand auch unter ihnen völlige Verwirrung. Ein Söldling der Regentin, wie Knox berichtet, rief plötzlich, es seien ihnen die Feinde bereits im Rücken, und — so löste sich Alles in wilde Flucht auf. Die Franzosen drangen bis mitten in die Hauptstadt vor, wo sie allerlei Grausamkeiten an wehrlosen Personen ausübten. Greise, Frauen und Kinder wurden erschlagen und die Häuser der Bürger, so weit es die Eile zu ließ, ausgeplündert. Erst am entgegengesetzten Stadtthor gelang es endlich dem Grafen Argyle, die Fliehenden wieder zum Stehen zu bringen, und die Franzosen zogen sich darauf auch wieder in ihre Festung zurück, bewillkommnet von der Regentin, welche darüber lachte, sie mit der Beute der Hauptstadt beladen zu sehn[1]).

Durch diese Niederlage stieg die Verwirrung unter den Evangelischen nur noch mehr. Knox sagt[2]): „Von dem Tage an war der Muth Vieler gebrochen; nur mit großer Schwierigkeit konnten die Leute in der Stadt zurückgehalten werden, ja, Einige von hohem Ansehn beschlossen bei sich selbst, die Sache aufzugeben; Manche flohen heimlich fort, und diejenigen, welche blieben, waren, mit wenigen Ausnahmen, alles Muthes und aller Ueberlegung baar. Mr. Macwell, ein kluger und tapferer Mann, sah die Gefahr voraus und wünschte auf das Ernstlichste, entweder solche Ordnung herzustellen, daß sie dem Feinde Schrecken einflößen könnten, oder sonst sich mit Batterien und Fahnen in Ordnung zurückzuziehen, aber seine Rathschläge fanden kein Gehör, wie denn überhaupt keine ruhige Ueberlegung etwas ausrichten konnte. So standen die Sachen vom Donnerstag den letzten October bis Montag den 5. November, aber es blieben nicht zwei oder drei vierundzwanzig Stunden hinter einander einerlei Meinung."

Am 5. November sollten sich die Sachen vorläufig entscheiden, und zwar zum Nachtheile der Congregation. Die Franzosen machten einen Ausfall, um eine Zufuhr, welche für Edinburg bestimmt war, aufzufangen, und sie wurden deßhalb von Arran und Lord Stuart mit einem kleinen Haufen angegriffen, ein Versuch, der jedoch vollständig mißlang, theils wegen der geringen Anzahl der Angreifenden, theils wegen ihres Mangels an Ordnung und namentlich wegen der unglücklichen Bodenverhältnisse, auf denen sie zu kämpfen hatten. Sie geriethen in Sümpfe hinein, wo sie weder vorwärts noch rückwärts konnten und dem Feuer der Feinde schutzlos ausgesetzt waren. Allgemeine Unordnung riß sofort unter ihnen ein, indem sich ein Jeder, so gut er konnte, zu retten suchte, und sicher würden sie sämmtlich sammt ihren Anführern umgekommen sein, wäre ihnen nicht Haliburton von Dundee zu

1) Knox, hist., 189.
2) Ebendas. 190.

Hilfe geeilt. Ihm gelang es, sie zu retten, doch verlor er selbst dabei das Leben, und Viele theilten sein Schicksal, oder wurden von den Franzosen gefangen genommen. Nach dieser Niederlage glaubten die Evangelischen, sich in Edinburg nicht länger halten zu können. Noch in derselben Nacht verließen sie die Hauptstadt und zogen sich über Linlithgow nach Stirling zurück, diesen Ort wenigstens besetzt haltend, um sich den Verbindungsweg zwischen dem Hoch- und Niederlande offen zu erhalten. Die Einwohner von Edinburg aber, zum großen Theil an der Sache, die sie vertraten, irre geworden, begleiteten die Abziehenden mit Verwünschungen und Drohungen [1]).

Nur ein Mann war's, der unter allen diesen Unglücksfällen den Muth nicht verlor: Knox. Wie er in früheren Zeiten, auch wenn Alles verloren schien, stets auf seinen Herrn und Gott, dessen Sache er zu führen sich bewußt war, vertraut hatte, so auch jetzt, und er suchte den gesunkenen Muth seiner Freunde auf alle Weise wieder zu entflammen. Noch zu Edinburg hatte er begonnen, über den 80. Psalm zu predigen und darzulegen, daß das Glück des Volkes Gottes nicht nach dem äußeren Anscheine zu bemessen sei, da es oft im Laufe der Geschichte sich zugetragen habe, daß die auserwählte Heerde des Herrn mehr hätte zu leiden gehabt, als die unwissenden und götzendienerischen Heiden. In diesem Vortrage durch das eingebrochene Unglück unterbrochen, setzte er denselben jetzt zu Stirling weiter fort, und zwar „in Gegenwart des Herzogs und des ganzen Raths."

„In der Einleitung", wie er selbst berichtet [2]), „erklärte er, weshalb Gott zuweilen zugebe, daß seine auserwählte Heerde Schmähungen, Gefahren und scheinbarer Vernichtung ausgesetzt sei, nämlich damit sie die Heftigkeit des Unwillens Gottes fühlen und erkennen möchten, wie wenig mit ihrer Macht doch gethan sei, und dann auch, damit sie den kommenden Geschlechtern ein Zeugniß würden, sowohl von der Bosheit des Teufels gegen das Volk Gottes, als auch von Gottes wunderbarem Thun, indem er seine kleine Heerde durch ganz andre Mittel, als Menschen dächten, zu erretten wisse. Indem er die Worte: „Wie lange, o Herr, willst du zürnen gegen die Bitten deines Volkes", auslegte, erklärte er, wie schrecklich und schmerzlich es sei, gegen die Versuchung anzukämpfen, als ob Gott sein Antlitz von unsren Bitten hinweg wenden könnte, denn das sei nichts Anderes, als zu denken, Gott mache sich auf, uns zu verderben, welche Versuchung das Fleisch weder aushalten, noch überwinden könne, wenn nicht der allmächtige Geist Gottes plötzlich zu Hilfe käme.

„Als Beispiel führt er die Ungeduld Saul's an, als Gott sein Gebet nicht erhören wollte. Den Unterschied zwischen den Erwählten und Verworfenen bei solcher Versuchung legte er offen dar, indem er sagte, daß der Er-

---

1) Knox, hist., 191 f.
2) Ebendas. 194.

wählte sie durch die geheime Gewalt des Geistes Gottes bestehe, indem er sich doch auf Gott verlasse, obgleich dieser seine Bitten zu verachten scheine, und das, sagte er, ist das Gott angenehmste Opfer, und heißt gewisser Maßen mit Gott selbst ringen und ihn überwinden, wie Jakob that, als er mit dem Engel rang. Aber der Verworfene, sagte er, da er der Hilfe Gottes entbehrt, hört entweder auf zu bitten und verachtet zugleich Gott, welcher uns doch ernstlich gebietet, uns in den Tagen der Trübsal auf ihn zu verlassen, oder er ergiebt sich dem Teufel, indem er bei ihm sucht, was er von Gott nicht erlangen kann.

„Im zweiten Theile setzte er auseinander, wie schwer es unsrer verdorbenen Natur ankomme, sich nicht selbst zu rühmen und auf sich selbst alles Vertrauen zu setzen, wenn Gott Sieg verleihe; und wie nöthig es deßhalb sei, daß der Mensch durch Unglücksfälle zur Erkenntniß seiner eigenen Schwachheit gebracht werde, damit er nicht, aufgeblasen in eitlem Selbstvertrauen, einen Götzen aus seiner eigenen Kraft mache, ähnlich dem Könige Nebukadnezar. Er redete ernstlich von der Natur der blinden Welt, welche zu allen Zeiten auf unverschämte Weise sich gerühmt habe, wenn Gott seine eigenen Kinder gezüchtigt, dessen Ruhm und Ehre, da sie der Verworfene niemals sehen könne, sie deßhalb verachteten, so wie auch die wunderbaren Werke, die Gott in seinen Auserwählten thue. Und doch, sagte er, ist die Freude und das Rühmen der Welt Nichts, als eitel Kümmerniß, weil ihr Ende plötzliche Vernichtung ist, wie die gerechte Bestrafung Belsazar's beweist, und indem er diese Stücke auf die Zeit und die Personen anwandte, sagte er, wenn Keines von Gottes Kindern vor uns dieselben Trübsale erduldet hätte, die wir jetzt erdulden, so würden dieselben uns wohl unerträglich erscheinen; so ist unsre zarte Weichlichkeit und die Eigenliebe unsres Fleisches beschaffen, daß wir diese Dinge, die wir bei Andern leicht übersehen, auf das Höchste beklagen, wenn sie uns selbst treffen. Ich zweifle nicht, daß Manche von uns diesen Psalm öfters gelesen haben, wie wir auch die Kämpfe und Trübsale unsrer Vorfahren gelesen und gehört, aber wer von uns, wenn wir ihre Leiden und Heimsuchungen vernehmen, kehrte so sehr bei sich selbst ein, daß wir die Bitterkeit ihrer Schmerzen fühlten? Ich glaube: Keiner! Und deßhalb hat uns Gott davon an uns selbst einige Erfahrung machen lassen.

„Aber wenn dieß Alles auch noch dunkel scheinen mag, so lange es nicht deutlicher an's Licht tritt, so brauche ich doch nur die Klagen auszusprechen, welche Gott mir in den Mund legt. Unsre Feinde triumphiren, unsre Herzen haben gezittert vor Furcht, und noch jetzt sind sie mit Sorge und Scham erfüllt. Aber welches mag der wahre Grund gewesen sein, weßhalb Gott uns so niedergeworfen hat? Wenn ich es sagen soll: unsere Sünden und bisherige Undankbarkeit gegen Gott. Glaubt es mir! ich rede die Wahrheit, und rede doch nur noch mehr im Allgemeinen, als ich eigentlich sollte. Denn wenn die Sünden der Menschen nur im Allgemeinen gerügt werden, so ge-

schieht es selten, daß die Leute Einkehr halten in sich selbst, um an sich selbst anzuklagen und zu verdammen, was Gott mißfällt, sondern sie zweifeln lieber, ob das eine Sünde sei, was in der That vor Gott eine Sünde ist. Zum Beispiel: Als die Israeliten gegen den Stamm Benjamin kämpften, wurden sie zwei Mal geschlagen mit einem Verluste von 40,000 Mann. Sie klagten und jammerten beide Male, aber wir finden nicht, daß sie zur Erkenntniß ihrer Sünde und Missethat kamen, welches die Ursache war, daß sie dem Schwerte zur Beute fielen, sondern sie zweifelten vielmehr, ob denn das die Ursache ihrer Unglücksfälle wäre, was ihnen Gott befohlen hatte. Denn sie fragten: „Sollen wir hingehen und noch einmal mit unsern Brüdern, den Benjaminiten, streiten?" durch welche Frage es augenscheinlich wird, daß sie voraussetzten, sie seien deßhalb in solch Mißgeschick gerathen und besiegt worden, weil sie das Schwert gegen ihre Brüder und Landsleute erhoben, und doch befreite der ausdrückliche Befehl Gottes, der ihnen gegeben war, sie von aller Schuld in dieser Sache. Doch aber ist auch kein Zweifel, daß bei den Israeliten ein Grund vorlag, weshalb sie Gott in die Hand dieser verruchten Menschen gab, gegen die er sie durch seinen ausdrücklichen Befehl gesandt hatte, um sein Gericht an ihnen zu vollziehen. Diejenigen, welche die Geschichte und die Zustände jenes Volkes genugsam kennen, können leicht auch die Ursache einsehen, wodurch Gott beleidigt war. Das ganze Volk war von Gott gewichen, Götzendienst war mit Zustimmung der Menge eingeführt, und wie der Text sagt, „Jedermann that, was ihm gut dünkte." Um diese Zeit klagte der Levit über die Schmach, welche ihm und seinem Weibe angethan sei, welches, von den Benjaminiten von Gibeah überwältigt, unter ihren gemeinen Lüsten starb, eine abscheuliche That, die das ganze Volk aufbrachte, um den Frevel zu rächen, und — darin sündigten sie nicht, wohl aber war das ihr Fehler, daß sie hingingen, um das Gericht an den Gottlosen zu vollziehen, ohne selbst Reue und Gewissensbisse zu empfinden über ihre eigenen früheren Missethaten und ihren Abfall von Gott. Und ferner, weil sie eine große Menge waren, und die Anderen viel weniger zahlreich, als sie, so vertrauten sie auf ihre eigenen Kräfte, und hielten sich selbst für stark genug, um ihr Vorhaben auszuführen, ohne den Namen Gottes auch nur anzurufen. Aber nachdem sie zwei Mal die Ohnmacht ihrer eigenen Kraft erfahren hatten, da fasteten und beteten sie, und da sie vor Gott sich demüthigten, so empfingen sie eine günstigere Antwort und eine gewisse Zusage des Sieges.

„Dasselbe mag denn nun aber auch wohl mit uns geschehen, wenn wir es auch nicht so plötzlich erwarten dürfen. Und damit ein Jeder sich selbst prüfen möge, so will ich unsere ganze Versammlung denn in zwei Arten von Menschen unterscheiden: die Einen sind diejenigen, welche vom Anfang dieser Streitigkeiten an die gemeinsame Gefahr mit ihren Brüdern getheilt haben, die Anderen aber die, welche erst vor Kurzem sich mit uns vereinigt. Bei

den Einen, wie bei den Anderen, fürchte ich, werden gerechte Ursachen gefunden werden, daß Gott uns so gedemüthigt hat, und wenn dieß auch auf den ersten Blick strenge zu sein scheint, so zweifle ich doch nicht, daß, wenn Jedermann sich selbst recht prüfen und auf sein Gewissen hören will, er doch meiner Meinung beistimmen wird.

„Laßt uns mit uns selbst beginnen, die wir am längsten in diesem Kampfe gestanden haben! Als wir noch eine geringe Anzahl waren im Vergleiche zu unseren Feinden und, mit Ausnahme von Wenigen, keine Grafen und Lords zu unserm Beistande hatten, da riefen wir Gott an und hielten ihn für unsern Beschützer, Vertheidiger und für unsre einzige Zuflucht. Unter uns wurde von keinem Trotzen auf die Menge, auf unsre Stärke und Klugheit gehört, wir seufzten allein zu Gott hinauf, er möge die Gerechtigkeit unsrer Sache und die grausame Verfolgungswuth unsrer Feinde ansehen. Aber seit unsre Zahl gewachsen ist, und hauptsächlich seit des Herzogs Gnaden nebst seinen Freunden sich mit uns vereinigt hat, wurde nichts Anderes mehr gehört, als: „Dieser Lord wird diese vielen hundert Lanzen uns zuführen; jener Mann wird im Stande sein, das Land zu überreden; wenn der und der Graf unser sein wird, so wird Niemand es wagen, einen solchen Bund anzutasten", und so haben die Besten unter uns, welche früher die allmächtige Hand Gottes als unsern rechten Beistand erkannten, in den letzten Tagen „Fleisch zu ihrem Arme" gemacht.

„Und worin hat nun der Herzog und seine Freunde gesündigt? Es mag das gewesen sein, daß, wie wir uns auf sie verlassen, so auch sie zu viel Vertrauen auf ihre eigne Kraft gesetzt haben. Aber wenn das auch nicht gewesen wäre, so sehe ich doch eine höchst gerechte Ursache, weßhalb der Herzog und seine Freunde, nebst den Uebrigen ihrer Brüder so gedemüthigt werden mußten. Ich habe noch nicht vergessen, was für Schmerz und Angst mein Herz ergriff, als zu St. Johnston, Cupar-Moor und Edinburg diese grausamen Mörder, welche uns nun in solches Elend gebracht haben, uns mit unserm gegenwärtig eingetretenen Verderben bedrohten, und während jener drei Tage leisteten der Herzog und seine Freunde ihnen bedeutenden Beistand, uns aber gereichten sie zu großer Entmuthigung, denn sein Name und Ansehen schreckte und ängstigte uns mehr, als die Gewalt der Anderen, ja, ohne seinen Beistand würden sie uns nie dahin gebracht haben, mit der Regentin so ungünstige Bedingungen einzugehen. Ich bin ungewiß, ob der Herzog aufrichtig bereut hat, daß er den Mördern, die uns so ungerecht verfolgten, zu Hilfe gekommen ist, ja, ich bin ungewiß, ob er bereut hat, daß so viel unschuldiges Blut der Zeugen Christi durch sein Vergehen vergossen worden ist.

„Aber wenn er es auch gethan hat, wie ich denn ja höre, daß er seinen Fehler vor den Lords und Brüdern von der Congregation bekannt, so bin ich doch gewiß, daß weder er selbst, noch auch seine Freunde vor dieser Zeit

die Angst und den Kummer des Herzens gefühlt haben, den wir empfanden, als sie in ihrer blinden Wuth uns verfolgten, und deßhalb hat es Gott gerechter Weise über sie und uns verhängt, daß wir zusammen in solch Elend gerathen sollten: über uns, weil wir unser Vertrauen und unsre Zuversicht auf Menschen setzten, und über sie, weil sie in ihren eigenen Herzen fühlen sollten, wie bitter der Kelch war, welchen sie uns zu trinken gaben. Mögen denn Beide, sie und wir, zu dem ewigen Gott uns wieder bekehren, und wenn wir das thun, so zweifle ich nicht, daß dieser unser Kummer, Elend und Furcht in Freude, Ehre und Muth umgewandelt werden wird, eben so wie ich sehe, daß Gott den Israeliten Sieg über die Söhne Benjamins verlieh, nachdem sie zwei Mal auf schmachvolle Weise geschlagen und in die Flucht getrieben waren, ja, was uns und unsre sterblichen Leiber auch treffen mag, ich zweifle nicht, daß unsre Sache, dem Satan zum Trotz, in Schottland obsiegen werde. Denn da es die ewige Wahrheit des ewigen Gottes ist, so wird sie auch siegen, wie auch die Welt dagegen sich auflehnen mag. Es mag sein, daß Gott Einige mit allerlei Qualen heimsuchen wird, weil sie nicht die Wahrheit lieben, sondern nur um irdischer Zwecke willen sie begünstigen, ja, Gott wird vielleicht einige seiner liebsten Kinder hinweg nehmen, bevor ihre Augen noch größere Trübsale zu sehen bekommen, aber weder die Einen, noch die Anderen werden ihn hindern, daß er nicht am Ende den Sieg behalte."

Diese Rede, welche von dem ungebrochenen Vertrauen des Reformators auf die Sache, die er vertrat, eben so Zeugniß ablegte, wie von den offenen Augen, die er auch für die Schäden seiner eigenen Partei hatte, und von seinem Muthe, mit dem er diese zu rügen wagte, hatte nun auch den besten Erfolg. „Die Gemüther der Leute wurden wunderbar aufgerichtet", und man beschloß, auszuharren und sich durch die augenblickliche Niederlage nicht schrecken zu lassen. Gleich an demselben Tage, Nachmittags, wurde Rath gepflogen und, nachdem Knox in einem Gebete den Segen des Herrn erfleht hatte, kam man zu dem Beschlusse, Alles aufzubieten, sowohl zur Förderung der Sache des Evangeliums, als auch zur Befreiung des Vaterlandes. Namentlich aber wollte man die Königin Elisabeth zu energischer Hilfe zu bewegen suchen, und Maitland von Lethington, bisher Secretair der Regentin, nun aber ganz zu der Partei der Evangelischen, die er bis dahin im Geheimen begünstigt hatte, übergegangen, wurde ausersehen, um nach London zu reisen und das Anliegen dort zu betreiben. Bis er zurückkehrte, wollte man sich ruhig verhalten und sich darauf beschränken, eine Defensivstellung einzunehmen und Vorbereitungen für einen erneuerten Feldzug zu treffen. Zu dem Ende theilten sich die Evangelischen in zwei Haufen. Der Herzog von Chatelherault nebst dem Grafen Glencairn und den Lords Boyd und Ochiltree, sowie anderen Freunden, begab sich in die Gegend von Glasgow, um die dortigen Brüder gegen Vergewaltigung zu schützen während Arran, Lord Stuart, Graf Rothes, Lindsay und ihr Anhang in

der Grafschaft Fyfe sich festsetzten, wohin sie auch Knox in der doppelten Eigenschaft als ihr Prediger und Secretair begleitete. Am 16. December wollte man dann aber wieder in Stirling zusammen kommen, um auf's Neue zu berathen, was zu thun sei[1]).

Die Regentin war so vorläufig wieder Herrin des Landes. Sie hielt unmittelbar nach dem Abzuge der Protestanten ihren Einzug in die Hauptstadt und, jetzt an den früheren Vertrag nicht mehr gebunden, stellte sie ohne Weiteres den römischen Gottesdienst in St. Giles wieder her. Doch traf sie auch auf Widerstand Seitens des Lords Erskine, des Befehlshabers auf dem Schlosse. Dieser, entschlossen neutral zu bleiben, verweigerte ihr eben sowohl die Uebergabe der Burg, wie er sie den Evangelischen verweigert hatte, und alle ihre Versuche, ihn zu gewinnen, waren vergeblich. Er habe, erklärte er, von dem Parlamente den Befehl erhalten, das Schloß zu vertheidigen, und Niemand, als diese große Rathsversammlung des Reichs, könne ihn von seinem Dienste entbinden[2]). Sonst aber schien Alles günstig für die Sache Frankreichs und der römischen Kirche zu stehen. Die Soldaten waren durch den Erfolg ermuthigt worden, und von Paris kam die Nachricht, daß man dort sich anschicke, Schottland mit einer solchen Macht anzugreifen, daß die Congregation bald unterdrückt und der Krieg beendet sein werde.

So weit sollte es nun aber keineswegs kommen, und man täuschte sich, wenn man die Macht der Evangelischen für ganz gebrochen hielt. Als die französischen Truppen in die Grafschaft Fyfe einzurücken suchten, fanden sie hier bereits einen Widerstand Seitens des Grafen Arran und des Lords Stuart, der ihnen bewies, daß die Congregation ihre Sache noch durchaus nicht aufgegeben habe, und — namentlich war es nun England, welches sich veranlaßt sah, einzugreifen[3]).

So lange die Evangelischen noch für sich allein den Franzosen gewachsen zu sein schienen, hatte Elisabeth sich gescheut, durch offene Theilnahme an ihrem Kampfe sich selbst bloß zu stellen. Aber eine Unterdrückung Derer, die England vertheidigten, indem sie ihr eignes Vaterland vor fremder Unterdrückung sicher stellten, und namentlich den vollständigen Sieg der Franzosen in Schottland konnte sie nicht ruhig mit ansehen. Maitlands Sendung nach London hatte daher auch den besten Erfolg, wie er, ein kluger und in diplomatischen Dingen erfahrener Mann, denn auch die geeignete Persönlichkeit war, um Etwas auszurichten. Er stellte die Dringlichkeit englischer Hilfe in einem solchen Lichte dar und bewies mit so schlagenden Gründen, daß die Lords für sich allein und mit ihren zusammengerafften Haufen gegen

1) Knox, hist., 197.
2) Tytler, VI, 151.
3) Ebendas. 151 ff.

die Macht Frankreichs und dessen wohl geschulte Truppen Nichts vermögen würden[1]), daß Elisabeth nicht länger meinte zurückhalten zu dürfen.

Nur ein Bedenken stand noch entgegen: der Frieden, in welchem England mit Schottland sich befand, und daß eigentlich kein rechtlicher Grund vorhanden sei, ihn zu brechen. Ueber diesen Gegenstand wurden daher mehrfache Verhandlungen gepflogen, an denen auch Knox sich betheiligte, indem er ein Auskunftsmittel vorschlug, das freilich von Seiten Englands zurückgewiesen wurde. Er rieth nämlich in einem Briefe an den Gouverneur Crofts, England solle nur erst seine Truppen nach Schottland marschiren lassen, hinterdrein könne es ja vorgeben, daß es mit der Sache Nichts zu thun habe und die Soldaten, nachdem sie in den Dienst der Congregation eingetreten seien, für Rebellen erklären. Da es Jedermann freistehe, Kriegsdienste zu nehmen, wo er wolle, so, meinte er, müsse Frankreich am Ende mit einer solchen Ausrede schon zufrieden sein[2]).

Das wäre nun allerdings eine Unredlichkeit gewesen, und Knox hat sich wegen dieses Vorschlags manchen Tadel damals und später gefallen lassen müssen. Aber begreifen läßt sich doch auch, wie ein sonst so gerader Mann, dem alle Unwahrhaftigkeit ein Gräuel war — M'Crie[3]) sagt, es sei das der einzige Fall, wo er gefunden habe, daß Knox zu Verstellung gerathen — zu einem solchen Vorschlag kommen konnte: die Noth der Zeit riß ihn dazu fort, und bekannt genug ist ja doch auch, daß dergleichen Maßregeln den Politikern durchaus nicht fremd sind. Auch waren die Engländer, wenn sie auch den Vorschlag des Reformators mit Entrüstung zurückwiesen, keineswegs in ihrem eigenen Verhalten gewissenhaft. In demselben Briefe, in welchem er Knox Verwegenheit vorwirft, befiehlt der englische Staatssecretair dem Gouverneur von Berwick, fünf oder sechs Officiere den Schotten zu Hilfe zu senden, welche vorgeben sollten, sie hätten den englischen Dienst verlassen, weil sie keinen Sold bekämen, und sie wollten lieber am Kriege Theil nehmen, als müßig in den Festungen zu liegen, ein Verfahren, das sich von dem Vorschlage Knox' doch nur dadurch unterscheidet, daß es einen kleineren Maßstab hatte[4]).

Maitland brachte endlich den englischen Hof zu einem Entschlusse. Elisabeth verstand sich dazu, ein geheimes Bündniß mit den Führern der Evangelischen zu schließen, und es wurde bestimmt, daß Abgeordnete von beiden Seiten zu Berwick zusammenkommen und das Nähere berathen sollten. Zugleich befahl die Königin, eine Flotte auszurüsten, um auf dem Firth zu kreuzen und Truppen zu versammeln, um der Congregation zu Hilfe zu ziehen[5]).

---

1) Sadler, State-Papers, I, 565.
2) M'Crie, I, 292 ff. Tytler, 152.
3) Life of J. Knox, I, 294.
4) Sadler, I, 522, 534, 568. S. auch Tytlers Urtheil l. c.
5) Sadler, I, 647.

Als Maitland diese Nachrichten nach Schottland brachte, war natürlich die Freude groß, und man willigte auch gern in die Bedingungen ein, welche Elisabeth meinte stellen zu müssen. Sie bestand nämlich darauf, daß in dem mit den Schotten abzuschließenden Vertrage von Religionssachen durchaus nicht dürfe die Rede sein, sondern daß derselbe geschlossen werden müsse einzig und allein zu dem Zwecke, um die Freiheit Schottlands gegen die Unterdrückungspläne der Franzosen zu schützen[1]), Bedingungen, welche allerdings wohl von dem Mißfallen eingegeben sein mochten, das die Königin gegen die Reformationsideen Knox' hegte, so wie auch von der Furcht, es könne den Anhängern einer freieren Kirchengestalt in ihrem eigenen Lande Vorschub leisten, wenn sie in Schottland befördere, was sie in England unterdrückte, welche aber von den Führern der Congregation um so unbedenklicher angenommen werden konnten, als die französischen Truppen die einzigen waren, welche die Durchführung der Reformation in ihrem Lande noch verhinderten und als Elisabeth keineswegs von ihnen verlangte, von diesen Plänen abzustehen[2]). Am 27. Februar 1560 wurde das Bündniß zu Berwick abgeschlossen, indem man es aussprach, daß die Absicht einzig und allein sei, die Selbstständigkeit Schottlands zu vertheidigen, ohne dadurch den Rechten der Königin Maria und ihres Gemahls zu nahe zu treten, und daß auch Elisabeth mit keinen andern Plänen umgehe. Man versprach sich gegenseitig Hilfe bei diesem Unternehmen, und die Lords der Congregation gelobten noch besonders, daß sie jeden Franzosen oder Schotten, der England angreifen sollte, als ihren Feind betrachten, und daß sie, im Fall die Franzosen mit Elisabeth Krieg anfangen würden, dieselbe ebenfalls mit ihren Truppen unterstützen wollten[3]).

Das war nun aber auch Hilfe zu rechter Zeit. Die Evangelischen in Fyfe, Graf Arran und Lord Stuart an der Spitze, hatten freilich den Franzosen bis dahin Trotz geboten, zumal es ihnen durch Geldsendungen von England aus möglich geworden war, ihre Mannschaften zu vermehren[4]), und eben so waren auch die zu Glasgow, der Herzog von Chatelherault und Graf Glencairn, nicht müßig gewesen, neue Kräfte zu sammeln. Sie fuhren nicht nur fort in der „Abschaffung des Götzendienstes", indem sie Bilder, Altäre und Klöster abrissen, sondern nahmen auch die geistlichen Güter in Beschlag, wie es ihnen schon früher von Cecil gerathen war. Zugleich erließen sie auch eine Proclamation, in welcher sie darauf aufmerksam machten, daß die Regentin abgesetzt und die ganze Staatsgewalt auf diejenigen Mit-

1) Sabler, I, 569.

2) Tytler, VI, 154, tadelt Knox und seine Freunde wegen Annahme dieser Bedingungen — mit Unrecht —, denn nach Vertreibung der Franzosen verstand sich die Reformation von selbst.

3) Knox, hist., 217 ff.

4) Sabler, I, 631 ff.

glieder des Geheimraths übergegangen sei, welche sich zum reformirten Glauben bekannten, und die Geistlichen, welche dem römischen Aberglauben noch nicht abgesagt hätten, aufforderten, vor dem Rathe zu St. Andrews zu erscheinen, um dort öffentliches Zeugniß von ihrer Bekehrung abzulegen, bei Verlust ihrer Stellen und Einkünfte [1]). Doch würden sie bei allen ihren Anstrengungen den französischen Truppen ohne Zweifel am Ende haben erliegen müssen, wäre ihnen nicht die Königin von England zu Hilfe gekommen.

Nun aber änderten sich die Aussichten vollkommen. Die Regentin, Anfangs über ihren Sieg frohlockend, sah jetzt ängstlich nach der See hinaus, erwartend, ob die versprochene Hilfe von Frankreich unter dem Marquis d'Elbeuf noch nicht ankommen werde, und die Protestanten hatten neuen Muth bekommen. Sie wußten, eine englische Flotte unter dem Admiral Winter war bereits unterwegs, um Leith zu blockiren, und die englische Hilfsarmee näherte sich den Grenzen von Schottland, um sich mit ihnen zu vereinigen. Offenbar waren die Aussichten auf Erfolg jetzt auf Seiten der Evangelischen [2]).

Als die Gerüchte von den Rüstungen in England zu der Regentin gedrungen waren, hatte sie bei Elisabeth durch den französischen Gesandten Vorstellungen dagegen erheben lassen, die aber ohne Erfolg blieben. Elisabeth antwortete, sie sei bereit, die Verträge zu halten, aber mit Sorge sähe sie das Anwachsen der Macht Frankreichs in dem Nachbarlande, weßhalb sie es für gerathen halte, ihre Truppen an der Grenze zu verstärken, und als der Gesandte ihr bemerklich machte, daß es sein Hof mit Mißfallen gesehen, wie sie die schottischen Rebellen mit Geld unterstützt habe, entgegnete sie, sie könne den Adel und das Volk von Schottland nicht für Rebellen halten, sie halte dieselben im Gegentheil für verständige und treue Unterthanen der Krone von Schottland, weil sie gewagt hätten, den König von Frankreich anzugreifen, um die Rechte seiner Frau, die ihre Königin sei, zu vertheidigen. „Und fürwahr", hatte sie hinzugefügt, „wenn diese Barone es dulden wollten, daß die Regierung ihres Landes ihnen aus den Händen gerissen würde, während ihre Königin abwesend ist, wenn sie die Unabhängigkeit ihres Vaterlandes feige aufgeben wollten, weil die Königin sich nicht von Schotten, sondern allein von Franzosen berathen läßt, von ihrer Mutter und anderen Fremden in Schottland, von dem Cardinal und Herzog von Guise in Frankreich, es würde hinreichender Grund sein, daß die ganze Welt sie verachte, ja, wenn die junge Königin ihren Mann überleben sollte, sie hätte in solchem Falle gerechte Ursache, sie alle als Feiglinge und treulose Unterthanen zu verurtheilen [3]).

---

1) Tytler, VI, 155.
2) Ebendas. 156.
3) Ebendas. 157 f.

So blieb der Regentin denn Nichts übrig, als zu thun, was in ihr
Kräften stünde, um ihrer Niederlage vorzubeugen. Es wurde deßhalb in ihre
Rathe beschlossen, wenigstens der Ankunft der Engländer zuvorzukomm
und die Congregation zu vernichten, bevor sie unüberwindlich sei. D'Os
sollte unerwartet auf Glasgow ziehen, um den Herzog von Chatelherault z
überfallen und dessen Streitkräfte zu zerstreuen. Aber es war zu spät. Al
er an der Küste entlang zog, um zunächst St. Andrews anzugreifen, e
schien bereits eine zahlreiche Flotte auf dem Firth. Die Franzosen hielte
sie für die aus der Heimath erwartete und jubelten ihr entgegen, doch wur
den die englischen Flaggen aufgehißt. Es war Winter, der Admiral Eli
sabeths, der auch sofort Anker warf und den Firth versperrte, erklären
freilich, daß seine Absichten friedliche und er nur gekommen sei, um See
räubern aufzulauern [1]). D'Osell suchte nun rasch vorwärts zu kommen. In
schnellem Marsche zog er auf Stirling los, wurde aber hier nicht blos durc
den Schnee, der seinen Truppen in's Gesicht wehte, sondern auch durch de
Lord Stuart und dessen Reiterei hart mitgenommen. Es blieb ihm zulet
Nichts übrig, als nach Verübung von allerlei Grausamkeiten durch sein
Truppen nach Leith zurückzukehren, wo er denn bald genug Arbeit finden sollt

Die englische Armee unter Anführung des Lord Gray, marschirte a
2. April 1560 in Schottland ein, bestehend aus 2000 Pferden und 600
Mann Fußvolk, und vereinigte sich bei Preston mit den Truppen der Con
gregation, welche von dem Herzoge von Chatelherault, den Grafen vo
Argyle, Glencairn und Menteith, dem Lord Stuart u. A. geführt wurde
und sich auf etwa 8000 Mann beliefen [2]). Sie rückten sofort gegen Edinbur
vor und besetzten die Stadt, welche von den Franzosen vorher arg verwüst
worden war, worauf die Regentin von dem Lord Erskine in die Burg au
genommen worden war [3]).

Es handelte sich nun darum, Leith zu belagern und die Franzos
aus dieser Festung, ihrer letzten Zuflucht, zu vertreiben. Man schritt sofo
dazu. Lord Gray griff die Stadt von Süden und Südwesten an, währe
der Admiral Winter sie mit der Flotte beschoß. Bald wurde auch die fran
sische Batterie, welche auf dem St. Antonsthurme aufgestellt war, z
Schweigen gebracht. Leider aber veranlaßten die ersten günstigen Erfo
die vereinigte Armee zu all zu großer Sorglosigkeit. Man fühlte sich üb
legen, deßhalb wurde man sicher, und — als die Franzosen einen Aus
machten, gelang es ihnen nicht nur, drei Kanonen zu erobern, sondern a
die Belagerer in die Flucht zu schlagen [4]).

---

1) Sadler, I, 699.
2) Knox, hist., 223. Vgl. auch Sadler, I, 712.
3) Ibid.
4) Knox, hist., 224.

Zu diesen Unglücksfällen kamen noch andere, namentlich daß manche von den Baronen, welche ihre Hülfe zugesagt hatten, mit derselben zögerten. So vor Allen der Graf Huntley. Dieser, wie überhaupt die nördlichen Gegenden Schottlands, in denen er ansässig war, noch der römischen Kirche zugethan, hatte freilich versprochen, mit der Congregation gemeinschaftliche Sache zu machen, aber — er ließ vergeblich auf sich warten, vorschützend, er laufe Gefahr, von seinen Nachbarn angegriffen zu werden, sobald er mit den Lords sich verbinde[1]).

Am bedenklichsten war jedoch, daß auch die Königin Elisabeth andre Saiten aufzuziehen schien. Die Vorstellungen, welche von Frankreich aus ihr gemacht waren, hatten ihren Entschluß zum Wanken gebracht, zumal auch einige von ihren Räthen mit dem Kriege nicht einverstanden waren. Sie ließ deßhalb die Belagerung von Leith eine Zeit lang sehr lässig betreiben[2]), und verlangte von der Congregation, daß sie Unterhandlungen anknüpfen sollte[3]). Von Frankreich kam der Bischof von Valence mit dem Auftrage, eine Vermittlung zwischen der Regentin und den Lords zu versuchen, und auf Verlangen Elisabeths mußten sich die Letzteren darauf einlassen, den Bischof anzuhören. Derselbe verlangte von ihnen jedoch ein vollständiges Aufgeben des Bündnisses mit England und weigerte sich, auf ihre Forderung, daß die Festungswerke von Leith geschleift und die Franzosen aus dem Lande geschafft werden sollten, einzugehen, mit andern Worten, sie sollten sich auf Gnade und Ungnade ergeben. Das wiesen sie natürlich zurück und, aufgeschreckt durch die drohenden Gefahren, schlossen sie ein erneuertes Bündniß mit einander[4]), in welchem sie sich nochmals verpflichteten, nicht blos die Reformation der Kirche, die freie Predigt des Evangeliums und die rechte Verwaltung der Sakramente aufrecht zu halten, sondern auch der Tyrannei der Franzosen zu widerstehen und sich zur Vertreibung der Fremden und zur Bewahrung ihrer alten Freiheit zu verbinden.

Doch sollte die Gefahr, womit ein Abfall Elisabeths drohte, vorüber gehen. Die Königin nahm anderen Rath an, und Lord Gray erhielt Verstärkungen. Die Belagerung von Leith wurde deßhalb mit allem Eifer wieder aufgenommen[5]). Auch war zu erwarten, daß sie nicht lange mehr werde zu dauern haben. Da die Zufuhr von der See her durch die englische Flotte den Belagerten abgeschnitten war, so fingen sie schon an, vom Hunger zu leiden, und man konnte daher voraus sehen, daß sie sich bald würden ergeben müssen. So schien es denn in der That mit der französischen Herrschaft zu Ende zu sein. Graf Huntley ließ sich deßhalb auch bewegen,

1) Tytler, VI, 160.
2) M'Crie, I, 319.
3) Tytler, VI, 161.
4) Knox, hist., 224 f.
5) M'Crie, l. c.

nach mancherlei Aufschub endlich den Covenant zu unterschreiben, und di Regentin begann Diejenigen zu verwünschen, welche bisher ihre Rathgeb gewesen waren[1]).

Ohne wechselndes Kriegsglück ging es aber doch noch nicht ab. Im An fang Mai sollte ein allgemeiner Sturm auf die Festung unternommen werden, aber sei es nun, daß Verrath, sei es daß blos Sorglosigkeit im Spiele war, derselbe endete mit einer Niederlage der Verbündeten. Jakob Crofts[2]), der den Angriff zunächst dem Seeufer zu leiten hatte, führte seine Abtheilung nicht zu rechter Zeit in's Feuer, die Sturmleitern erwiesen sich, als man sie gebrauchen wollte, als nicht lang genug, u. d. gl. m., kurz: die Engländer wurden mit schwerem Verluste zurückgeworfen, wodurch denn der Muth der französischen Partei wieder gestärkt wurde. Die Regentin selbst hatte dem Kampfe vom Schlosse zu Edinburg aus zugesehen und frohlockte über den Sieg, und schon hofften die Römischen, die Engländer würden abziehen und die Belagerung aufgeben.

Das geschah jedoch nicht. Der Herzog von Norfolk, der damals zu Berwick lag, sandte neue Verstärkungen und verhieß, im Nothfall selbst zu kommen, um die Sache zu Ende bringen zu helfen. Der augenblickliche Sieg war deßhalb für die Belagerten kaum eine Erleichterung. So dachte die Re gentin denn endlich ihrer Seits daran, den Versuch zu machen, ob sie den Frieden herstellen könne. Sie bat deßhalb um eine Unterredung mit de Führern der Congregation, und diese erklärten sich auch bereit, den Kamp aufzugeben und sich der Regentin wieder zu unterwerfen, sobald die franzö sischen Truppen aus dem Lande entfernt würden. Die Religions-Angelege heit, sagten sie, wollten sie dann der freien Entscheidung des Parlament anheim stellen.

Aber das konnte Maria von Lothringen nicht für sich allein bewillige Wie sie überhaupt in Allem den Instructionen gefolgt war, welche ihr v Frankreich aus zugegangen, so hielt sie sich auch jetzt noch durch dieselb gebunden, und wollte wenigstens Nichts bewilligen, bevor sie nicht mit ihr französischen Rathgebern, d'Osell, La Brousse und dem Bischof von Amien gesprochen hätte. Sie bat deßhalb um eine Unterredung mit diesen, aber davon wollten nun die Lords Nichts wissen, sei es, weil sie der Regent die sie so oft betrogen hatte, nicht trauten und Verrätherei fürchteten, sei e weil sie der Ansicht waren, daß die Franzosen in die Angelegenheiten Scho lands überhaupt Nichts drein zu reden hätten. Man kann diese Verweig rung Seitens der Lords eine Unklugheit nennen[3]), aber — das war ja ei der hauptsächlichsten Beschwerden der Schotten gegen die Regentin, daß f

1) Knox, hist. 225.
2) Knox sagt, er habe vorher mit der Regentin gesprochen, l. c. 226.
3) Tytler, VI, 163.

sich in Angelegenheiten Schottlands fremder Rathgeber bediente. So blieben diese Bemühungen der Königin ohne Erfolg, und die Belagerung nahm ihren Fortgang.

Maria sollte auch das Ende derselben nicht erleben. Die mancherlei Anstrengungen und Gemüthsbewegungen der letzten Jahre hatten ihre Gesundheit völlig untergraben, und während der ganzen Zeit ihres Aufenthaltes auf dem Schlosse war sie bereits krank gewesen. Sie fühlte, daß ihr Ende nahe sei, und verlangte deßhalb nochmals eine Unterredung mit den Führern der Congregation. Chatelherault, Marshal, Glencairn und der Prior von St. Andrews begaben sich deßhalb zu ihr auf das Schloß, und hier fand denn eine rührende Scene statt. Die sterbende Frau empfing sie mit vieler Freundlichkeit und indem sie ihren Kummer über die im Lande eingerissene Verwirrung an den Tag legte, rieth sie, sowohl die Franzosen, als auch die Engländer aus dem Königreiche zu entfernen. Zugleich klagte sie die verkehrten Rathschläge Frankreichs an, denen sie hätte gehorchen müssen, sowie auch die Unredlichkeit des Grafen Huntley, der hauptsächlich Schuld sei, daß die zu Preston gehaltene Zusammenkunft[1]) ohne Erfolg geblieben. Sie ermahnte die Lords, dem Bündnisse mit Frankreich, das wegen der Ehe ihrer Königin mit Franz II. geboten sei, treu zu bleiben, und bat mit Thränen um Vergebung, wenn sie Jemanden beleidigt habe, wie denn auch sie zum Vergeben bereit sei.

Die Lords wurden durch das Alles allerdings tief gerührt, aber — in den Verhältnissen konnte Nichts dadurch geändert werden, und wie wenig die Vertreter der Congregation bereit waren, von ihren Forderungen zu lassen, geht daraus hervor, daß sie der Regentin riethen, den evangelischen Predigern Zutritt zu gestatten, damit sie von diesen nicht blos Trost, sondern auch Belehrung empfinge.

Maria willigte darein, und Willock durfte sie in den nächsten Tagen besuchen. Mild und doch zugleich fest in seinem Glauben redete er der sterbenden Fürstin von dem alleinigen Verdienste Jesu Christi und von der Verwerflichkeit der Messe, und sie gab ihm auch die Versicherung, daß sie auf den Tod des Herrn allein ihr Vertrauen setze, doch ohne über die Messe Etwas zu sagen. Sie starb am 10. Juni 1560, „voll von Glauben und Hoffnung[2])", und ihr Leichnam wurde später nach Frankreich gebracht[3]).

---

1) S. oben S. 200.

2) Tytler, VI, 164.

3) Knox, hist., 271.

Siebenzehntes Kapitel.

Sieg der Reformation.

Die Belagerung von Leith dauerte auch nach dem Tode der Regentin noch fort, und es war, bei aller Anstrengung Seitens der verbündeten englisch-schottischen Armee, kaum zu erwarten, daß die Festung so bald werde eingenommen werden. Maitland schreibt an den Herzog von Norfolk geradezu: gut verproviantirt, würde die Stadt im Stande sein, sich gegen ein Heer von 20000 Mann zu halten[1]).

Doch sollte der Frieden schneller geschlossen werden, als zu erwarten war. Elisabeth, überhaupt nur durch die Gefahr, welche ihr von den Plänen der Guisen drohte, und eigentlich sehr wider Willen zur Unterstützung der Congregation bewogen, ließ nicht nach, auch Friedensunterhandlungen mit dem französischen Hofe zu führen und wünschte Nichts mehr, als daß die Feindseligkeiten aufhören möchten, sobald es mit Ehre und Sicherheit geschehen könnte. Auch kam man ihr von Seiten Frankreichs jetzt mit gleichen Wünschen entgegen. Da man dort erkannte, daß jene Pläne der Guisen, welche auf die Vereinigung der drei Königreiche England, Schottland und Frankreich hinausgingen, von dem englischen Hofe entdeckt seien, so fand man es gerathen, dieselben wenigstens vorläufig aufzugeben, und ebenso nöthigte auch die Lage des eigenen Landes, die Streitkräfte nicht auf auswärtige Unternehmungen zu verwenden. Auch in Frankreich selbst drohte der Bürgerkrieg um des Evangeliums und um der tyrannischen Willkür willen, welche die Guisen ausübten[2]), und man konnte deßhalb nicht mehr daran denken, den Brand bei den Nachbarn zu löschen, weil es im eigenen Hause an zu brennen fing. Dazu kam, daß die für Schottland ausgerüstete Flotte durch einen Sturm zerstört worden war: kurz, auch Frankreich zeigte sich zum Frieden geneigt, und was endlich die Lords der Congregation anging, so mußte auch ihnen eine Vermittlung willkommen sein, wenn durch dieselbe ihren Wünschen Rechnung getragen würde. Nur nothgedrungen hatten gerade sie ja das Schwert ergriffen, und es konnte ihnen nicht verborgen bleiben, daß eine Verlängerung der Feindseligkeiten für sie verderblich sein müsse. Nicht nur, daß ihr Heer noch immer mit der Gefahr drohte, auseinander zu laufen, sobald ihm der Sold zu fehlen begann, auch ihre eigenen Mittel wurden ja mehr und mehr aufgezehrt, je länger der Krieg dauerte, und es war augenscheinlich, daß sie am Ende ruinirt werden würden.

---

1) Tytler, VI, 167.

2) Vgl. Polenz, Gesch. des französischen Calvinismus, II, §. 2 ff.

Nachdem man sich daher über die Präliminarien verständigt hatte, kam der englische Staatssecretair Cecil in Begleitung des Dr. Wotton selbst nach Edinburg (16. Juli), und die Verhandlungen desselben mit den französischen Bevollmächtigten, den Bischöfen von Valence und Amiens, so wie den militärischen Befehlshabern D'Osell und La Brousse und dem Sieur Randam [1]) hatten am Ende den Erfolg, daß die Franzosen ihre Pläne auf Schottland aufgeben und damit der Reformation freien Lauf lassen mußten. Ohne lange Verhandlungen ging das freilich nicht ab. Die Franzosen bestanden Anfangs hartnäckig darauf, daß der Vertrag von Berwick, zwischen England und der Congregation geschlossen, als nichtig anerkannt und alle Verbindung zwischen Beiden aufgelöst werden sollte, aber — als Cecil drohte, in diesem Fall die ganze englische Armee in Schottland einrücken zu lassen [2]), mußten sie am Ende nachgeben. Der Friede wurde unter den günstigsten Bedingungen, wie für England, so auch für die Congregation abgeschlossen [3]). Das Recht Elisabeths auf den englischen Thron, so lange von Frankreich in Frage gestellt, wurde anerkannt, und die Lords konnten nicht mehr verlangen, als ihnen zugestanden wurde. Alles, was geschehen sei, sollte vergeben und vergessen sein und ein allgemeiner Friede hergestellt werden, der eben sowohl die Evangelischen, als auch die Anhänger des „alten Glaubens" umfaßte. Niemand sollte in Zukunft um des Geschehenen willen belästigt werden dürfen und der Einfluß Frankreichs ganz aufhören. Die Regierung des Landes wurde, während der Abwesenheit der Königin, einem Regentschaftsrathe von 12 Mitgliedern übertragen, von denen Maria 7 und das Parlament 5 zu wählen hätte, und es sollten nur Eingeborne in demselben Sitz und Stimme haben dürfen, wie denn auch in die obersten Staatsstellen nur Schotten gebracht werden sollten. Alle fremden Truppen, jedoch die englischen erst nach Einschiffung der französischen, sollten das Land räumen, so daß also auch dadurch den Schotten ihre volle Freiheit in Ordnung der eigenen Angelegenheiten zurückgegeben wurde. Endlich sollte schon im August desselben Jahres ein Parlament zusammentreten, um festzusetzen, was in diesem Vertrage noch nicht näher bestimmt war (d. h. die Religions-Angelegenheiten).

Es war für die Evangelischen ein voller Triumph, und daß nunmehr die Sache der Reformation siegen werde, war vorauszusehen. Zwar hatte man absichtlich in den Friedensvertrag keine weiteren Bestimmungen darüber aufgenommen, wie es künftig mit den kirchlichen Angelegenheiten gehalten werden sollte, aber das war auch durchaus nicht nothwendig. Daß Diejenigen, welche überhaupt als die Sieger hervorgingen, auch in dieser Beziehung ihren Willen durchsetzen würden, war gar nicht anders denkbar, zumal ihnen ja

---

1) Knox, hist., 228.
2) Tytler, VI, 169.
3) S. die Bedingungen ausführlich bei Knox, hist., 229 ff.

ausdrücklich die Gewalt in die Hände gegeben wurde und ihr Gegner, die Prälaten, nicht im Stande waren, gegen sie Etwas auszurichten. Einzelne Gegenden in den Hochlanden abgerechnet, war die Anhänglichkeit an die römische Kirche fast überall völlig im Lande verschwunden, und die Prediger hatten während der Zeit des Krieges Alles aufgeboten, um das Volk im Evangelium nur noch mehr zu befestigen. Wie Knox, so waren auch sein Genossen im Lande umhergezogen, und der Erfolg war, wie sie nur wünschen konnten[1]). Entweder daß man den römischen Gottesdienst ganz abgethan hatte, oder wo er noch bestand, da waren es die Priester, die ihn abhielten das Volk aber kümmerte sich nicht mehr darum, man kann sagen, die römisch Kirche stand von Gott und Menschen verlassen da. Auch hatte sich di Anfangs so geringe Zahl evangelischer Prediger in dem letzten Jahre nich unansehnlich vermehrt, indem mancher ehemalige Priester und Mönch, de sich früher aus Vorsicht zurückgehalten hatte, sich jetzt offen zur Wahrheit de Wortes Gottes bekannte: so jener bereits früher erwähnte Subprior vo St. Andrews, Joh. Winram, ferner Adam Herriot, ein Mönch aus derselbe Abtei, Joh. Spottswood, Pfarrer von Calder, und Joh. Carsewell, Recto von Kilmartine; an welche dann auch noch andre, in den Wissenschafte erfahrene Männer sich anschlossen: David Lindsay, Wilh. Christison, Andr Hay, Rob. Montgomery, Patrick Adamson und Archibald Hamilton. Die Alle hatten für Verbreitung der Erkenntniß des Evangeliums so eifrig un erfolgreich gewirkt, daß es den Franzosen, selbst wenn sie Sieger gewese wären, doch würde schwer geworden sein, den alten Aberglauben aufrec zu erhalten, und was sollten die Prälaten jetzt, da sie der französischen Hil beraubt waren, für ihre Sache noch hoffen?

Freilich machten sie ja einzelne Anstrengungen, um auch ihrer Seits a das Volk zu wirken, aber in einer Weise, daß ihre Erfolglosigkeit von vo herein einleuchten mußte. So hatte in den Tagen nach der Wiedereinnah der Hauptstadt durch die Regentin der Erzbischof von St. Andrews selbst unternommen, auf der Kanzel der dortigen Abteikirche zu erscheinen und zu Volke zu reden, aber er hatte sich bald so sehr verwirrt, daß er zum Sp wurde und mit der Entschuldigung abtreten mußte, er sei diese Art geistlic Wirksamkeit bisher nicht gewohnt gewesen[2]). Die römische Geistlichkeit erw sich eben selbst als unfähig für den Dienst der Kirche, und vollends den glühen Reden eines Knox gegenüber mußte sie in dem ungünstigsten Lichte erschein Da half es denn auch nicht, daß der Bischof von Amiens mit seinen bei Doctoren zu ihrem Beistande herbei kam. Er hatte verheißen, die evangelisc Prediger ad absurdum zu führen und das Volk durch die überzeugende Kr seiner Beweisführung wieder mit der römischen Kirche auszusöhnen, aber

1) M'Crie, I, 321.
2) Ebendas. 280 f.

er mußte sich bald darauf beschränken, den römischen Geistlichen einige Reformen anzurathen, wie sie dieselben selbst früher schon vergeblich versucht hatten und die jetzt vollends nutzlos waren. Es war ein Spiel, das von vorn herein verloren war.

Vollends aber verloren die Priester auch den letzten Rest von Ansehen, als eine Spekulation, die sie auf die Unwissenheit der Massen gebaut hatten, auf das Glänzendste vereitelt wurde. Die Sache war folgende[1]): „In der Nachbarschaft von Musselburg war eine Capelle, der heiligen Jungfrau von Loretto geweiht, deren Heiligkeit dadurch besonders groß geworden war, daß in ihr der hochberühmte Eremit Thomas sich am liebsten aufgehalten hatte. Nach diesem heiligen Orte waren die Einwohner von Schottland seit unvordenklichen Zeiten gewallfahrtet, um ihre Gaben der Jungfrau darzubringen und um die Kraft ihrer Fürbitte und die wunderbaren Heilungen des „Eremiten von Loretto[2])" zu erproben. Im Laufe des Jahres 1559 machten nun die Mönche öffentlich bekannt, daß sie die Wahrheit ihrer Religion dadurch zu beweisen beabsichtigten, daß sie bei der Capelle an einem jungen Menschen, der blind geboren sei, ein Wunder verrichteten. An dem bestimmten Tage kam deßhalb auch eine ungeheure Menschenmenge aus der Grafschaft Lothian zusammen. Der junge Mann, begleitet von einem feierlichen Zuge von Mönchen, wurde auf eine Tribüne geführt, welche auswärts an der Capelle errichtet war, und so der Menge gezeigt. Viele erkannten ihn als den blinden Menschen, den sie oft hatten betteln sehen und an dessen Unglück sie geglaubt hatten. Alle sahen zu ihm hinauf und erklärten, daß er stockblind sei. Die Mönche begannen dann ihre Gebete mit großem Eifer, indem sie den Beistand der Jungfrau anriefen, an deren Altar sie standen, sowie auch den aller Heiligen, die sie verehrten, und nachdem sie einige Zeit also in Gebeten und mit allerlei Ceremonien hingebracht hatten, öffnete der Blinde die Augen zur größten Verwunderung aller Zuschauer. Nachdem er den Mönchen und ihren Schutzheiligen für diese wunderbare Heilung gedankt hatte, ließ man ihn von der Tribüne herabsteigen, um die Neugier des Volks zu befriedigen und seine Almosen zu empfangen.

„Aber zufälliger Weise befand sich unter dem Haufen ein Edelmann aus Fyfe, Robert Colville von Cleish, welcher wegen seiner romantischen Tapferkeit gewöhnlich der Squire von Meldrum genannt wurde, nach einem Manne dieses Namens, welchen David Lindsay in einem Gedichte verherrlicht hatte. Er gehörte den Evangelischen an, aber seine Frau war eifrig römisch gesinnt, und da sie um diese Zeit guter Hoffnung war, hatte sie einen Diener mit einem Geschenke nach der Capelle von Loretto gesandt, um sich den Beistand der

---

1) Wir erzählen mit den Worten M'Crie's, I, 323 ff.

2) Graf Glencairn hatte denselben in einem satyrischen Gedichte besungen, vgl. Knox, hist., 25, wo dasselbe mitgetheilt ist.

Jungfrau bei ihrer Niederkunft zu sichern. Der Squire war zu galant, um die Gefühle seiner Frau dadurch zu verletzen, daß er das Geschenk zurückgehalten hätte, aber er war entschlossen, es dem Diener unterwegs abzunehmen, und in dieser Absicht war er nach Musselburg gekommen.

„Er hatte das an dem Blinden vollbrachte Wunder mit jenem Unwillen mit angesehen, welcher dem Protestanten natürlich war, und beschloß, wenn es möglich wäre, den Betrug aufzudecken, bevor er den Ort verließe. Deßhalb suchte er den jungen Menschen aus dem Haufen bei Seite zu ziehen, schob ihn ein Stück Geld von ansehnlichem Werthe in die Hand und überredete ihn, ihm in seine Wohnung nach Edinburg zu folgen. Dort nahm er ihn allein mit sich auf ein Zimmer, verschloß die Thür und sagte ihm offen, er sei überzeugt, daß er mit den Mönchen ein schändliches Complott gemacht habe, um die Leichtgläubigkeit des Volkes zu betrügen. So erfuhr er endlich von ihm das Geheimniß der Begebenheit.

„Als der Bursch noch ein Knabe gewesen war, hatte er das Vieh, welches den Nonnen von Siena gehörte, in der Nähe von Edinburg hüten müssen, und er hatte ihre Aufmerksamkeit durch eine eigenthümliche Gabe auf sich gezogen, welche darin bestand, daß er das Weiße des Auges hervorzukehren und demselben eine solche Stellung zu geben vermochte, daß es vollkommen so aussah, als ob er blind sei. Dieß war einigen der Mönche in der Stadt mitgetheilt worden, und diese faßten sogleich den Entschluß, sich seiner zu ihren Zwecken zu bedienen. Sie bewogen die Nonnen, ihnen den Knaben zu überlassen, und brachten ihn in ihrem Kloster unter. Indem er nun tägliche Uebungen anstellen mußte, wurde er endlich äußerst geschickt in der Kunst, einen Blinden darzustellen, und nach dem er so lange in seinem Versteck geblieben war, bis er von seinen früheren Bekannten nicht mehr erkannt werden konnte, wurde er hinaus geschickt, um als ein armer Blinder zu betteln. Die Mönche hatten ihm dabei ein feierliches Gelübde ablegen lassen, daß er das Geheimniß nicht verrathen wolle.

„Um nun seine Erzählung zu bestätigen, führte er sein Kunststück vor Cleish auf, indem er die Augenlider hinaufzog und das Weiße hervorkehrte, so daß er wie ein Blinder aussah, ganz in derselben Weise, wie auf der Tribüne von Loretto. Der Edelmann hielt ihm nun das Schändliche seines Betragens vor und sagte ihm, daß er am folgenden Tage die ganze Geschichte öffentlich am Marktkreuze zu Edinburg werde erzählen müssen, und wenn ihn das der Rache der Mönchen aussetzen würde, so wolle er sein Beschützer sein und ihn als Diener bei sich in's Haus nehmen. Der junge Mensch war damit zufrieden, und Cleish stand mit entblößtem Schwerte neben ihm, bis er sein Bekenntniß zu Ende gebracht hatte, dann nahm er ihn zu sich auf das Pferd und brachte ihn hinweg nach Fyfe.

„Die Entdeckung dieses Betruges wurde bald durch das ganze Land verbreitet und erfüllte die Mönche mit Bestürzung.“ Ohne Zweifel, diese

Vorgang mußte den letzten Rest von Achtung einer Priesterschaft nehmen, welche dadurch an den Tag legte, daß fromme Betrügerei die letzte Waffe sei, mit der sie sich zu vertheidigen wisse, und nicht zu verwundern ist es, wenn es in dem nun bald versammelten Parlamente gelang, die römische Kirche gänzlich zu beseitigen und das Evangelium wieder auf den Leuchter zu stellen, ohne daß auch nur ein Widerspruch, geschweige denn ein Widerstand von Seiten des Volkes sich erhoben hätte. Es hatte eines langen Kampfes bedurft, um die Reformation endlich zum Siege zu führen, aber um so mehr hatte auch die römische Kirche Gelegenheit gehabt, sich in ihrer ganzen Blöße zu zeigen, und um so gründlicher war auch das Evangelium in die Herzen des Volkes eingewurzelt. So konnten die evangelischen Lords denn auch getrost sein, als ihre Forderung, auch Garantien für die Freiheit des Wortes Gottes mit in den Friedensvertrag aufgenommen zu sehen, nicht blos von Seiten Frankreichs, sondern auch von England zurückgewiesen wurde: sie wußten, die römische Kirche sei in Schottland eine Unmöglichkeit geworden, und konnten deßhalb ruhig die Entscheidung des bevorstehenden Parlamentes erwarten[1]), obgleich auch die Prälaten in demselben noch Sitz und Stimme haben sollten. —

Am 8. Juli 1560 wurde der Frieden öffentlich zu Edinburg verkündigt, und bald darauf die Franzosen, 4000 Mann stark, auf englischen Schiffen nach Frankreich gebracht, worauf auch das Heer Elisabeths das Land verließ. Die Evangelischen aber betrachteten sich sofort als die Herren der Situation und legten dieß zunächst dadurch an den Tag, daß sie einen feierlichen Dankgottesdienst zu St. Giles durch ihre Prediger abhalten ließen. Vermuthlich war es Knox selbst, der das Gebet sprach, das er uns in seiner „Geschichte" aufbewahrt hat und das nichts Anderes, als ein eben so demüthiges, als freudiges Frohlocken über den Sieg ist, es lautet also[2]):

„O ewiger und unwandelbarer Gott, Vater unsres Herrn Jesu Christi, der Du uns nicht allein befohlen hast, zu bitten, und versprochen, uns zu erhören, sondern auch willst, daß wir Deine Gnade preisen und Deinen Namen rühmen, wenn Du Dich gnädig und barmherzig gegen uns erweisest, namentlich aber, wenn Du uns aus den allergrößesten Gefahren errettest — denn so thaten Deine Knechte Abraham, David, Josaphat und Hesekiel, ja, das ganze Volk Israel unterließ nicht, Dir zu danken, wenn Du durch Deine allmächtige Hand ihre Feinde schlugst und sie von Furcht und Gefahr des Todes befreitest!. Wir dürfen und können nicht vergessen, o Herr, in wie

1) Cecil, in einem Brief an Elisabeth, sagt, die Religionsangelegenheit sei zwar in dem Frieden nicht geordnet, aber das Evangelium sei so tief in die Herzen gepflanzt, daß es schwer sein würde, es wieder auszurotten („a hard thyng now to alter, as it is planted"). Vgl. M'Crie, I, 327. Anm.

2) Knox, hist., 235 f. Knox nennt den Prediger nicht.

elendem Zustande dieß arme Land sich befand und wir, die berechtigten Einwohner desselben, noch vor wenigen Tagen, als noch der Götzendienst bestand, als noch grausame Fremde herrschten, als Jungfrauen entehrt, Wittwen geschändet, Ehefrauen gewaltsam und schändlicher Weise überwältigt, das Blut der Unschuldigen ohne Barmherzigkeit vergossen wurde, und endlich, als die ungerechten Befehle grausamer Tyrannen als Gesetze galten. Aus diesem Elende, o Herr, konnte weder unser Verstand und unsre Klugheit, noch auch unsre Macht uns erretten, ja, Du zeigtest uns, wie eitel die Hilfe der Menschen ist, wenn Deine Gnade nicht den Sieg verleiht[1]). In diesen unsern Nöthen, o Herr, seufzten wir zu Dir hinauf, wir riefen nach Deiner Hilfe, wir verkündigten Deinen Namen als Deine schwer heimgesuchte Heerde, die um Deiner Wahrheit willen verfolgt werde. Gnädig hast Du uns erhört, o Herr, gnädig, wir müssen es ja bekennen, weil weder in uns selbst, noch in unseren Verbündeten ein Grund war, weßhalb Du uns so rasch und so freudig hättest erretten sollen. Denn Keiner von uns hörte auf, Uebles zu thun, selbst mitten in der größten Bedrängniß, und doch hast Du auf uns so barmherzig hernieder gesehen, als wenn wir Dir vollkommnen Gehorsam geleistet hätten. Du hast die Rathschläge der Listigen vereitelt und hast der Wuth der Blutgierigen ein Ende gemacht, Du hast in Deiner Gnade dieß unser Land, das schon dem Untergange nahe war, wieder in Freiheit gesetzet. O gieb uns Herzen, Du Herr, von dem alle guten Gaben kommen, voll von Ehrfurcht und Scheu, damit wir bedenken Deine wunderbaren Thaten, die Du jüngst vor unseren Augen gethan hast, und laß das Andenken davon nie undankbar aus unsern leicht bewegten Herzen entschwinden. Wir erkennen es ja, o Herr, daß wir Alles, was Du an uns gethan hast, doch bald wieder vergessen und es so zu unserer Verdammniß gereichen würde, wenn Du durch die Kraft Deines heiligen Geistes das Andenken davon nicht immer neu und unverändert in uns erhalten wolltest. Deßhalb bitten wir Dich, o Vater der Barmherzigkeit, daß Du, wie Du durch Deine unverdiente Gnade zum Theil die Finsterniß von uns genommen, den Götzendienst unterdrückt und vor dem drohenden Schwerdte feiler Fremdlinge unser Leben bewahrt hast, daß Du so auch Dein Wohlgefallen daran haben mögest, also die angefangene Gnade unter uns zu vollenden. Und obwohl in uns Nichts ist, das Deine Heiligkeit bewegen könnte, uns Deine Huld zu erweisen, o, um Christi Jesu, Deines eingebornen lieben Sohnes Willen, dessen Namen wir tragen und dessen Lehre wir bekennen, bitten wir Dich, Du wollest uns nie verlassen, noch verleugnen die Wahrheit, die wir jetzt bekennen. Aber da wir ja sehen, daß Du uns gnädig erhörst und Deiner Wahrheit in uns zum Siege verholfen hast, so vertrauen wir auch, Du werdest das angefangene Werk auch vollenden, damit Dein heiliger Name in uns, Deinen Geschöpfen, verherrlicht

1) Diese Worte hat Knox selbst im Druck hervorgehoben.

werde, und weil Nichts so verhaßt vor Deinem Angesichte ist, o Herr, als Undankbarkeit und Meineid und Bruch des Bundes, der in Deinem Namen geschlossen ist, und weil Du unsre Verbündeten von England zu den Werkzeugen gemacht hast, durch welche wir nun in Freiheit gesetzet sind, denen wir ja auch in Deinem Namen gegenseitige Treue gelobt haben, so laß uns, o Herr, denn nie in jene Undankbarkeit verfallen, daß wir uns ihnen undankbar erweisen und Deinen heiligen Namen mißbrauchen. Vereitle Du die Rathschläge Derer, die damit umgehen, das in Deinem Namen errichtete Bündniß zu brechen, und gieb uns, daß wir so fest zu einander halten durch die Kraft Deines heiligen Geistes, daß es dem Satan nie gelingen möge, Zerwürfniß und Zwietracht unter uns zu stiften. Verleihe uns Deine Gnade, um in jener christlichen Liebe zu leben, welche Dein Sohn, unser Herr Jesus, so ernstlich allen Gliedern seines Leibes befohlen hat, damit auch andre Völker, durch unser Beispiel bewogen, allen gottlosen Krieg, Streit und Raub aufgeben und sich bemühen mögen, in Ruhe und Frieden zu leben, wie es gezeimt den Schaafen Deiner Weide und dem Volke, das täglich auf seine endliche Befreiung harrt durch die Wiederkunft unseres Herrn Jesu Christi. Ihm, nebst Dir und dem heiligen Geiste sei allein Ruhm und Preis und Ehre jetzt und in Ewigkeit! Amen!"

Zugleich nahmen die Evangelischen auch, ohne erst das Parlament zu erwarten, eine Ordnung ihrer Kirche vor, indem sie die Prediger, welche damals fast sämmtlich in Edinburg waren, in die verschiedenen Städte vertheilten, um dort die ordentliche Seelsorge zu verwalten. So wurde Knox selbst wieder zum Prediger von Edinburg ernannt, Goodman kam nach St. Andrews, Adam Herriot nach Aberdeen, Joh. Row nach Perth, Paul Methven nach Jedburg, Wilh. Christison nach Dundee, Dav. Ferguson nach Dumfermline, und Dav. Lindsay nach Leith. Außerdem ernannte man sog. Superintendenten, d. h. solche Prediger, welche einen größeren Bezirk als Wirkungskreis angewiesen bekamen, um in demselben das Evangelium zu verkündigen. Der Mangel an tauglichen Männern machte es unmöglich, sofort jede Gemeinde mit einem ordentlichen Prediger zu versehen. Deßhalb traf man die Einrichtung, daß in denen, die des Seelsorgers noch entbehren mußten, Leute aus dem Volke mit dem Vorlesen der Schrift u. s. w. beauftragt wurden, die sog. Leser und Ermahner, und über diese sollten die Prediger die Aufsicht führen. Man wies so dem ehemaligen Pfarrer von Calder, Joh. Spottswood, die Grafschaft Lothian, dem Subprior Winram Fyfe, Joh. Willock Glasgow, dem Laird Erskine von Dun Angus und Mearns und Joh. Carsewell Argyle und die Inseln als Wirkungskreis an[1]). Aber die ganze Einrichtung sollte nur bestehen, so lange der Mangel an wirklichen Predigern dauere, von einer Ueberordnung des einen Predigers über den

1) Knox, hist., 236.

anderen war dabei durchaus nicht die Rede, sondern in dieser Beziehung hielt man schon jetzt darauf, daß ein Diener am Wort dem andren gleich und Keinem verantwortlich sei, als nur dem Herrn. „Ihr aber seid Alle Brüder!"

So kam das Parlament heran, und die Evangelischen rüsteten sich, den letzten Kampf, der kaum noch einer sein konnte, zu bestehen. Vor allen Dingen mußte man daran denken, sich die Majorität zu sichern, zumal den Prälaten gegenüber, die noch am Parlamente Theil zu nehmen berechtigt waren. Deßhalb veranlaßte man eine Anzahl von niederen Edelleuten, welche früher zwar Sitz und Stimme in der Versammlung gehabt, dieß ihr Recht aber seit vielen Jahren, zum Theil aus Gleichgültigkeit, weil sie die Kosten gescheut, nicht ausgeübt hatten, sich wieder zum Parlamente einzufinden. Es waren etwa 100 Stimmen, um welche die Partei der Evangelischen auf diese Weise zunahm [1]).

Namentlich aber war es Knox, der jetzt die Zeit zu benutzen suchte und sich bemühte, nicht blos der reformirten Kirche einen gesetzlichen Boden in Schottland zu sichern, sondern auch die Führer der Congregation vor Mißbräuchen und Ungerechtigkeiten zu bewahren, deren sie schon anfingen, sich schuldig zu machen. Was nämlich während des Krieges der englische Staatssecretair angerathen hatte: sich der Kirchengüter zu bemächtigen, um davon die Kosten der Kriegführung zu bestreiten, das hatten doch Manche der Edelleute bereits in Ausführung zu bringen gesucht. Der Herzog von Chatelherault, der ja überhaupt nur weltliche Interessen im Sinn hatte, war damit voran gegangen, und Viele waren ihm nachgefolgt. Die Kirchengüter waren ja eine zu willkommene Beute. Knox jedoch dachte sie für die Bedürfnisse seiner Kirche zu sichern und mochte der Meinung sein, daß auch über diesen Gegenstand vom Parlamente sofort ein bindender Beschluß gefaßt werden solle. Er unterließ es daher nicht, auch öffentlich in seinen Predigten die Frage nach dem Kirchengut zu erörtern. So redete er um dieser Zeit über den Propheten Haggai, dessen „Lehren, wie er selbst sagt, ihm für die Umstände recht passend schienen," und zwar hielt er mit seiner Meinung durchaus nicht zurück. Das Kirchengut sei für den Dienst der Kirche, für die Erhaltung der Prediger und Lehrer und zur Vertheilung von Almosen bestimmt, und Niemand habe ein Recht, es der Kirche zu entziehen [2]). Dadurch freilich beleidigte er Manche. Die Barone waren nicht geneigt, herauszugeben, was sie sich zugeeignet hatten, und man zürnte und spottete über den Prediger. „Wir müssen nun uns selbst vergessen und die Axt nehmen, um das Haus Gottes zu bauen," rief Einer der Edelleute [3]), und Knox traf in dieser Beziehung nur auf Ablehnung und Widerstand [4]). Den Prediger schreckte das nicht

1) M'Crie, I, 329.

2) Es sollte sich später, als die Prediger oft in den drückendsten Verhältnissen leben mußten, zeigen, wie weise der Rath Knox' gewesen war.

3) Nach Tytler, VI, 180, war es Maitland von Lethington.

4) Vgl. Knox, hist., 237.

Ihm lag nur das Wohl der Kirche am Herzen, weßhalb er in der sogleich zu erwähnenden Petition die Frage auch vor das Parlament zu bringen wagte.

Am 1. August trat dann das Parlament zusammen, und Schottland hatte vielleicht nie eine Versammlung seiner Stände gesehen, deren Aufgabe eine so wichtige war. Der Zudrang in Edinburg war deßhalb auch ein ungeheurer. Von allen Seiten waren die Menschen herbeigeströmt, theils um mit zurathen, theils um die Berathungen anzuhören — es hing die ganze religiöse Zukunft des Landes von dieser Versammlung ab. Diesem Bewußtsein wurde denn auch von Maitland von Lethington Ausdruck gegeben, als ihn das Parlament zu seinem Sprecher erwählt hatte. Er ermahnte die Stände [1]), ihre persönlichen Interessen bei Seite zu setzen und nur dafür zu sorgen, daß der rechte Gottesdienst in dem Lande aufgerichtet werde. Auch sah man die Stimmung der Versammlung von vorn herein darin, daß in die Commission, welche die zu gebenden Gesetze vorläufig zu berathen hatte (Lords der Artikel), kein römischer Geistlicher oder Anhänger der römischen Kirche gewählt wurde. Selbst für die Angelegenheiten der Kirche wählte man entweder Geistliche, die zum Evangelium übergetreten waren, oder in Ermangelung solcher weltliche Lords.

Nachdem dann einige unumgängliche Fragen, wie die nach der Gesetzlichkeit der Versammlung, ohne daß sie von der Königin zusammenberufen wäre, erledigt waren — man berief sich für die Rechtmäßigkeit des Parlamentes auf den Friedensvertrag, in welchem die Einberufung desselben auf den 1. August angeordnet war [2]) — kam auch sogleich die große Angelegenheit des Tages zur Sprache. Eine Petition wurde der Versammlung Seitens einer Anzahl Evangelischer übergeben, welche die Reformation verlangte, und es ist unzweifelhaft, daß Knox, wenn er nicht der Verfasser derselben war [3]), doch den größten Antheil an ihr hatte. Sie verlangte auf das Entschiedenste, daß die von der römischen Kirche bekannten Lehren, welche auf so tyrannische Weise von der Geistlichkeit aufrecht erhalten wurden, verdammt und abgeschafft werden sollten, und unter den Irrthümern, die zu verwerfen seien, nannte sie hauptsächlich die Transsubstantiation, die Anbetung der Hostie, das Verdienst der guten Werke, das Fegfeuer, das Wallfahrten und die Anrufung der Heiligen; sie erklärte, daß Gott in seiner großen Gnade durch das Licht seines Wortes einer nicht geringen Anzahl im Königreiche die Augen über die verderblichen Irrthümer der römischen Kirche geöffnet habe, Irrthümer, welche die Diener dieser Kirche mit Feuer und Schwert aufrecht zu erhalten gesucht

1) Vgl. Tytler, VI, 177.

2) Knox, hist., 231.

3) Knox, der sie (hist., 237 f.) mittheilt, nennt sich nicht als den Verfasser, aber es ist ganz seine Ausdrucksweise, in der sie abgefaßt ist.

hätten und welche doch die Verdammniß über die Seelen brächten, welche sie hegten; sie wies in einer ernsten und eindringlichen Sprache darauf hin, daß die Sakramente unsers Herrn auf das Schamloseste von der römischen Kirche gemißbraucht und durch sie die rechte Zucht der Kirche aufgehoben sei, und stellte ein abschreckendes Bild von dem Leben Derer dahin, welche sich selbst die „Geistlichen" nannten; daß kein ordentlicher Diener in der römischen Kirche zu finden sei, das verhieß die Petition „allem Geschwätz der Priester" gegenüber darthun zu wollen, sobald nur das Wort Gottes und die Weise der Apostel und der Urkirche als die alleinige Autorität anerkannt würde, und indem sie die Priester als Diebe, Mörder, Rebellen, Verräther und Ehebrecher bezeichnete, die in aller Art von Schändlichkeit lebten und nicht werth wären, in einem Gemeinwesen geduldet zu werden, verlangte sie im Namen Jesu Christi, daß die römische Geistlichkeit zur Verantwortung gezogen, für unwürdig der Herrschaft in der Kirche erklärt und ihres Sitzes im Parlamente beraubt würde. „Wenn ihr das nicht thut," hieß es, „so warnen wir euch, euch an die Furcht Gottes und an die Drohungen seines Wortes erinnernd, daß, wie ihr ein schweres Joch und eine unerträgliche Last auf der Kirche Gottes in diesem Reiche lasset, daß sie (die Priester) euch ebenso Dornen in den Augen und Stiche in den Seiten sein werden, und daß ihr hernach, wenn ihr wolltet, doch nicht mehr die Gewalt haben werdet, sie zu entfernen." Diese außerordentliche Bittschrift sei jedoch nicht ihre, sondern Gottes, welcher dieß durch seine Diener verlange, und sie bäten Gott, daß er den Mitgliedern des Parlamentes ein aufrichtiges Herz und ein richtiges Verständniß für ihre Forderungen verleihen möge.

Durch diese Petition wurde dieß Parlament sogleich auf ihren Gegenstand gelenkt und ihm seine Aufgabe gegeben. Zwar waren die Gefühle, mit der sie aufgenommen wurde, bei den verschiedenen Parteien natürlich auch höchst verschiedene. Die Römischen[1]) konnten sie nicht billigen, ihnen mußte sie nur als ihr Todesurtheil klingen, und auch mild Denkende unter den Evanglischen nahmen an den harten Ausdrücken der Bittschrift Anstoß, ja, leicht hätte sie auch die Barone, die sonst entschiedene und rücksichtslose Gegner des Papstthums waren, gegen sich einnehmen können. Sie redete nämlich auch vom Kirchengut und verlangte, daß dieß von Denen zurückgegeben würde, die es an sich gerissen hätten, ein Verlangen, das, wie Knox sagt, den Edlen nicht recht war, welche aus weltlichem Interesse einer vollkommnen Reformation entgegen waren. Doch ließ man sich auf die Petition ein. Man ließ die Frage nach dem Kirchengut dahin gestellt sein, und — die Majorität des Parlamentes befahl den Predigern, ein Glaubesbekenntniß aufzusetzen, welches

---

1) Knox sagt (hist., 236): „Die Hauptpfeiler der papistischen Kirche waren erschienen, wie die Bischöfe von St. Andrews, Dumblane und Dunkeld nebst Anderen niederen Ranges."

ı der Kürze diejenigen Lehren enthielte, die sie für heilsam und mit dem Jorte Gottes übereinstimmend ansähen [1]).

Knox nebst fünf Anderen seiner Gefährten: Winram, Spottswood, Willock, Douglas und Row [2]), übernahmen die Arbeit, und in vier Tagen war zu Stande gebracht, doch muß eben daraus ersichtlich sein, daß dieß Bekenntniß schon länger vorbereitet gewesen sein wird, wie man denn ohne weifel längst vorher berathen hatte, welche Schritte man thun wolle und lchen Verlauf die Berathungen des Parlamentes nehmen sollten.

. Das Glaubensbekenntniß [3]) enthielt in 25 Artikeln die Grundzüge der ormirten Kirche, und zwar, wie dieß bei dem Verhältniß Knox' zu dem nfer Reformator kaum anders zu erwarten war, in folgerichtiger Durchrung der Calvinischen Anschauungen. Nachdem in einer Vorrede an die andsleute und alle anderen Reiche und Völker" die Ursache angegeben ist, ch welche die Stände zur Aufstellung dieses Bekenntnisses bewogen werden, ſt dem Erbieten, sich unterwerfen zu wollen, wenn Jemand „in diesem ſenntniß einen Artikel oder eine Meinung nachweisen sollte, die dem heiligen ırte Gottes widerspräche [4])," folgt dann das Bekenntniß selbst, theils die ren, in denen man mit der ganzen Kirche einig ist, darstellend, theils aber) hauptsächlich den Gegensatz gegen das Papstthum und seine Verkehrt-

1) Knox, hist, 239.

2) Joh. Row war Anfangs zu St. Andrews Advokat beim erzbischöflichen Gerichte gewesen, hatte dann aber um's Jahr 1556 Schottland verlassen, um auf dem Festlande weitere Studien zu machen. In Italien war er von zwei Universitäten zum Doctor der Rechte gemacht worden. Doch beschränkten sich seine Studien keineswegs auf die Jurisprudenz, sondern namentlich trieb er auch alte Sprachen und unter diesen besonders Griechisch und Hebräisch mit Vorliebe. Während seines Aufenthaltes in Italien übertrugen ihm die Evangelischen mancherlei Sachen, die sie mit dem Römischen Hofe zu verhandeln hatten, und so wurde er mit dem Cardinal Sforza, sowie auch mit den beiden Päpsten Julius III. und Paul IV. bekannt. Wäre er in Italien geblieben, würde er's ohne Zweifel zu hohen kirchlichen Ehren gebracht haben, aber Gesundheitsrücksichten zwangen ihn, nach Schottland zurückzukehren (1558). Der Papst ernannte ihn zu seinem dortigen Nuntius mit dem Auftrage, die evangelischen Meinungen nach Kräften unterdrücken zu helfen. Es kam anders. Da Row sah, daß er Nichts ausrichten werde und daß sein Vaterland durch die Umtriebe der Prälaten nur immer mehr in Verwirrung gerieth, beschloß er Anfangs, nach Italien zurückzukehren, doch der Prior von St. Andrews, der in ihm einen tüchtigen Mann erkannte, bewog ihn, in Schottland zu bleiben. Als dann die Priester jenes Schauspiel zu Musselburg aufführten (s. oben S. 239 ff.), wurde er am Papstthum irre, und Knox vollendete die Bekehrung. Später wurde Row Prediger zu Perth und fing an, jungen Leuten Unterricht im Hebräischen zu geben. M'Crie, II, 15 f. und Note C.

3) S. Anhang.

4) Vgl. damit den Schluß des kleinen Basler Bekenntnisses.

heiten hervorhebend. Charakteristisch ist namentlich die, eigentlich die ganze Darstellung beherrschende, Prädestinationslehre, sowie auch die Lehre von den Sakramenten und von der Person Christi, bei welcher die personale Einigung beider Naturen in Christo betont und neben anderen Irrthümern auch der der Lutherischen, wenn auch nicht namentlich, abgewiesen wird.

Das Bekenntniß wurde nun zunächst den „Lords der Artikel" vorgelegt und, nachdem es deren Billigung erhalten hatte, dem Parlamente selbst. „Es waren zugegen," sagt Knox[1]), „nicht blos diejenigen, welche sich zu Christo bekannten, sondern auch eine große Anzahl von Gegnern unseres Glaubens, wie die oben genannten Bischöfe und einige Andere von weltlichem Stande, welche im Namen Gottes aufgefordert wurden, wenn sie Etwas gegen die Lehre vorzubringen hätten, es zu sagen. Einige von unsern Predigern waren auch gegenwärtig, einstehend für ihren Glauben und bereit zu antworten, in Fall Jemand das Papstthum vertheidigen und unsre Meinungen angreifen würde. Aber weil keine Einwände gemacht wurden, so wurde ein Tag zur Abstimmung über diesen Gegenstand anberaumt. Unser Bekenntniß wurde Artikel für Artikel noch einmal vorgelesen, in der Ordnung, wie sie geschrieben waren, und das Votum jedes Einzelnen gefordert. Vom weltlichen Stande stimmten allein der Graf Athol und die Lords Somerville und Borthwick dagegen[2]), brachten aber für ihre Meinung nichts Andres vor, als daß sie sagten: „Wir wollen glauben, wie unsre Väter geglaubt haben." Die Bischöfe, ich meine die papistischen, sagten Nichts. Alle Andren von den drei Ständen bekannten sich zu der Lehre, und Viele um so mehr, als die Bischöfe Nichts dagegen zu sagen wagten, und dieß war das Votum des Grafen von Marshall: „„Es ist schon lange her," sagte er, „daß ich der Wahrheit zugethan gewesen bin und Verdacht gegen die papistische Religion gehegt habe, aber ich preise Gott, daß er heute mich zur klaren Erkenntniß sowohl in der einen, als auch in der anderen Hinsicht gebracht hat. Denn da ich sehe, daß die Herren Bischöfe, welche gelehrt genug sind, um Etwas einwenden zu können, das der Wahrheit Gottes entgegen wäre, und welche gemäß dem Eifer, den sie für die Wahrheit hegen sollten, wie ich vermuthet, auch wohl Etwas einwenden möchten, daß die Herren Bischöfe, die hier gegenwärtig sind, Nichts gegen die aufgestellte Lehre sagen, so kann ich nur dafür halten, daß es die volle Wahrheit Gottes und das Gegentheil eine trügliche Lehre sei, und deshalb, soviel an mir ist, billige ich die eine und verwerfe die andre Lehre, und bitte Gott, daß nicht blos ich, sondern auch alle meine Nachkommen des Trostes der Lehre sich erfreuen mögen, die wir heute mit unsren Ohren gehört haben, ja, noch mehr, ich kann nur dafür stimmen, und wäre es al

1) Knox, hist., 253.

2) Der englische Gesandte Randolph, Brief an Cecil d. d. 19. Aug., nennt die Grafen Cassilis und Caithnes als dissentirend. Vgl. Tytler, VI, 182

em Wege einer Protestation, daß wenn hernach irgend welche von der Geistlichkeit diesem unsrem Bekenntniß sich widersetzen sollten, daß ihnen dann kein laum gegeben und kein Glauben geschenkt werde, zumal ihnen schon lange ieß unser Bekenntniß hinreichend bekannt gewesen ist und jetzt doch Keiner on ihnen in einem gesetzmäßigen, freien und friedlichen Parlamente Etwas gen das vorbringt, was wir bekennen. Deßhalb, wenn Einer von dieser rt später sich anmaßen sollte, sich dagegen aufzulehnen, so protestire ich gegen und erkläre, daß er dafür anzusehen sei, daß er mehr seinen eigenen ortheil und die Ehre der Welt lieb hat, als die Wahrheit Gottes und s Heil unserer Seelen.""

Eben so sprach sich auch der ehrwürdige Lord Lindsay aus. Er pries ott, daß er ihn diesen Tag habe erleben lassen und meinte, jetzt könne er it Simeon sagen: „Nun lässest Du Deinen Diener in Frieden fahren!" ie denn überhaupt die Freude über das endliche Gelingen des mit so viel lut und Trübsal errungenen Werkes der Kirchenverbesserung und über die mmehr erlangte Freiheit von dem römischen Drucke eine allgemeine war. ie Stadt Edinburg stellte ein Dank- und Freudenfest an, und im ganzen nde pries man Gott für seine große Barmherzigkeit, das Parlament aber, chdem es das Glaubensbekenntniß angenommen hatte, vollendete sein Werk ch dadurch, daß es drei weitere Beschlüsse faßte, durch welche es die päpstihe Jurisdiction für immer beseitigte, alle von früheren Parlamenten zu unsten der römischen Kirche und gegen das Evangelium gefaßten Beschlüsse ifhob und die Ausübung der Messe im ganzen Königreiche verbot[1]). Wer wagen würde, noch ferner Messe zu lesen oder zu hören, sollte beim ersten etretungsfalle mit Einziehung seines Vermögens, beim zweiten mit Landesrweisung und beim dritten mit dem Tode bestraft werden. Alle Beamten s Reiches wurden angewiesen, darüber zu wachen, daß diese Beschlüsse beobhtet würden[2]). —

Dadurch nun aber, daß man die alte kirchliche Ordnung abschaffte, irde es nöthig, eine neue nach evangelischen Grundsätzen aufzurichten. Ganz ne eine gewisse Ordnung waren die Gemeinden der Evangelischen freilich ch schon bisher nicht gewesen, und namentlich Knox, wie wir bereits gesehen ben, hatte sich es fortwährend angelegen sein lassen, allen Geist der Unnung und Willkür fern zu halten, wie man denn ja auch unmittelbar nach n Friedensschlusse darauf bedacht gewesen war, die verschiedenen Prediger

1) Tytler, VI, 185; Knox, hist., 254, wo die Beschlüsse wörtlich mitgetheilt sind.
2) Man hat die Evangelischen in Schottland wegen dieser strengen Maßregeln gegen die Anhänger der römischen Kirche oft der Unduldsamkeit angeklagt, und namentlich Tytler wird nicht müde, diese Beschuldigung zu erheben, aber jedenfalls mit Unrecht. Man konnte damals gegen diejenigen nicht duldsam sein, die als geschworene Feinde des Evangeliums dasselbe stets bedrohten.

auch in bestimmte Gemeinden einzuweisen und die Ortschaften, welche noch nicht mit einem eigenen Prediger versehen werden konnten, sog. Superintendenten zuzutheilen. Aber eine fest begründete, gesetzlich anerkannte Ordnung fehlte gleichwohl noch, und keineswegs war es blos der Mangel an Predigern, über den man zu klagen hatte: auch Willkürlichkeiten aller Art mochten hervorgetreten sein und vor allen Dingen wohl ein Mangel an ordentlicher Zucht. Bedenken wir, wie unordentlich es unter dem Heerhaufen der Congregation zuging, als Leith belagert wurde, so müssen wir überzeugt werden, daß von kirchlicher Zucht damals noch wenig zufinden sein mochte. So empfingen die Prediger nach Auflösung des Parlamentes vom Geh. Rath den weiteren Auftrag, auch ein Statut über die Ordnung der neuen Kirche auszuarbeiten und vorzulegen[1]), und es entstand nun jenes „Disciplinbuch" (book of discipline), welches für die Ordnung in der schottischen Kirche maßgebend geworden ist[2]).

Knox war es hauptsächlich, der in Gemeinschaft mit den vier für Abfassung des Glaubensbekenntnisses ernannten Predigern[3]) bei Ausarbeitung dieser Kirchenordnung thätig war, wie denn ja sein Einfluß auch auf seine Mitprediger nicht größer sein konnte. Es war deßhalb nicht zu verwundern, wenn die strengen Grundsätze dieses allein für die Sache seines Herrn lebenden Mannes auch in diesem Buche sich geltend machten, obwohl voraus zu sehen war, daß der Widerstand kein geringer sein würde, den Manche der Barone diesen Forderungen des Prediger entgegensetzen würden. Hatte Knox schon vor seiner Bekanntschaft mit Calvin dieselben Anschauungen in Betreff der allein rechtmäßigen kirchlichen Ordnung gehegt, welche von dem Genfer Reformator vertreten wurden, namentlich was die Verfassung der Kirche, die Reinheit und Einfachheit des Gottesdienstes und die kirchliche Zucht anbetrifft, so war er darin während seines Aufenthaltes in Genf nur noch bestärkt worden[4]), und die mancherlei Erfahrungen, welche er in der letzten Zeit, wie über die Willkürlichkeit der Großen, so auch über die Zuchtlosigkeit unter dem Heere der Evangelischen gemacht hatte, konnten ihn von seinen Grundsätzen am wenigsten zurückbringen. Vor allen Dingen wollte er nicht, daß die den Händen der römischen Prälaten entrissene Kirche nun eine Beute der Barone und weltlichen Herren werden sollte, ihm galt sie vielmehr lediglich als die „Braut Christi," und Er, der himmlische Bräutigam und König, sollte deßhalb auch der alleinige Herr der Kirche sein, der sie regiere durch sein Wort und seinen heiligen Geist, und dem ein Jeder, welche Stellung er auch

1) Knox, hist., 256.

2) S. dasselbe bei Dunlop, Confessions, II.

3) S. oben.

4) Doch bezeugt Row, daß sie sich „nach keiner Kirche der Welt," sondern nur nach dem Worte Gottes bei Abfassung dieser Kirchenordnung gerichtet hätten. Vgl. M'Crie, II, 4.

in der Welt einnehmen möge, sich unbedingt zu unterwerfen habe. Diesen Geist athmet denn auch die von Knox und seinen Freunden dem Parlamente vorgelegte Kirchenordnung durchaus. Ihre Grundsätze sind folgende[1]):

Christus ist das einzige und alleinige Haupt seiner Kirche und theilt seine Gewalt mit Niemandem, wer es auch sein mag; deßhalb ist aber die Kirche auch nicht etwa blos von Rom unabhängig, sondern ebenso unabhängig ist sie auch von allen Einflüssen des Staates auf ihre inneren Angelegenheiten. Ihre geistlichen Rechte (das Amt der Schlüssel) hat sie nicht vom Staate, sondern von Christo empfangen, und die Ausübung derselben steht daher auch nur den Amtsträgern der Kirche zu, die als solche nicht Staatsbeamte, sondern nur den kirchlichen Behörden unterworfen und verantwortlich sind. Diese Rechte aber sind: Predigt des Wortes, Verwaltung der Sakramente, Zulassung und Ordinirung zum geistlichen Amte, geistliche Regierung und Ausübung der Zucht. Beide, Staat und Kirche, „das weltliche und geistliche Schwert", sind freilich beide von Gott geordnet, aber doch auf das Strengste von einander zu scheiden, und weder der Eine noch der Andere hat in die Befugnisse sich einzumischen und einzugreifen, welche jedem von Beiden zustehen.

Die Verfassung der Kirche ist die presbyterianische, wie sie von den Aposteln angeordnet und deßhalb allein schriftgemäß ist, und zwar sollen beide Stände in der Kirche, der geistliche und der weltliche, zusammen wirken, um die Zwecke der Kirche zu verwirklichen. Eine Organisation der gläubigen Elemente in der Gemeinde zur Auferbauung des Reiches Gottes ist in dieser Beziehung der Grundgedanke, und namentlich tritt die Hineinziehung des sogenannten Laienelementes in den Dienst der Kirche auf das Entschiedenste hervor.

Die Prediger werden nur gewählt durch die Gemeinden[2]), doch kann Niemand zugelassen werden, der nicht vorher vor offener Gemeinde geprüft und als fähig zum geistlichen Amte sich ausgewiesen hat. Nach der Wahl wird dann der Prediger durch andere bereits im Amte stehende eingeführt, wobei eine Predigt gehalten, und Gebete gesprochen werden, jedoch glaubte man die Handauflegung, jedenfalls aus Opposition gegen den römischen Brauch, beseitigen zu müssen[3]).

Unter den Predigern soll keine Rangordnung bestehen, eben so wenig, wie eine Ueberordnung oder Herrschaft des geistlichen Standes über das christliche Volk gestattet ist, sondern der Prediger hat eben nur einen Dienst (ministery) am Worte Gottes und an der Kirche des Herrn, aber durchaus keine Vorrechte vor den Mitgliedern der Gemeinde. Uebrigens werden die

1) Vgl. darüber namentlich auch M'Crie, II, 6 ff., wo eine gute Zusammenstellung.

2) Es gelang jedoch nicht, das Patronat zu beseitigen.

3) Später wurde sie wieder eingeführt.

geistlichen Amtsträger in vier Classen getheilt, nämlich 1) Minister oder Prediger, 2) Doctoren oder Lehrer an den Seminarien und Universitäten, 3) die ordnenden Aeltesten und 4) die Diakonen, welche sich um das Kirchenvermögen und die Armenpflege zu bekümmern haben, wozu dann, als vorübergehend noch hinzu kamen die Leser und Ermahner[1]) in denjenigen Gemeinden, welche aus bereits angeführten Gründen noch nicht mit wirklichen Predigern versorgt werden konnten, und die Superintendenten, d. h. Prediger, welche in einem weiteren Bezirke die Aufsicht über die noch nicht mit Geistlichen versehenen Gemeinden zu führen und in ihnen den Dienst an Wort und Sakramenten zu versehen hatten[2]).

Diese kirchlichen Beamten bilden die kirchlichen Versammlungen, denen dann die Gerichtsbarkeit in kirchlichen Dingen zukommt. Zunächst in den einzelnen Gemeinden treten Prediger und Aelteste zu der Kirchensitzung (Kirk-Session) zusammen, die sich wöchentlich zu versammeln und die Gemeinde zu leiten hat. In jeder größeren Stadt sollen dann die „wöchentlichen Uebungen" (weekly exercise oder prophesying) gehalten werden, Versammlungen, welche sich mit der Auslegung der Schrift beschäftigen und zu denen sich die Prediger, Leser, Ermahner und andre unterrichtete Leute aus der benachbarten Landschaft einfinden sollen[3]). Zwei Mal des Jahres tritt sodann der Superintendent mit den Predigern und abgeordneten Aeltesten zu einer Provincial-Synode zusammen, welche sich um die kirchlichen Angelegenheiten ihres Bezirks zu kümmern hat, und das ganze kirchliche Leben gipfelt in der General-Versammlung, zusammengesetzt aus den von den einzelnen Bezirken des Königreichs abgesandten Predigern und Aeltesten, welche zweimal des Jahres, nach Bedürfniß auch öfter sich zu versammeln hat, um die Interessen der Gesammtkirche wahrzunehmen.

In den Händen dieser Versammlungen liegt die ganze kirchliche Gewalt, und ganz besonders ist es auch die Zucht, welche sie auszuüben haben. Diese hat es mit solchen Sünden zu thun, welche sich dem Strafamte der weltlichen Obrigkeit entziehen. Ihr haben sich Alle gleichmäßig zu unterwerfen, weß Standes sie auch sein mögen, auch die Prediger nicht ausgenommen[4]), geübt aber wird sie nicht etwa von den Predigern allein, sondern sie ist wesentlich Sache der Aeltesten. Um sie ausüben zu können, werden den

1) Die Leser hatten nur die Schrift vorzulesen, die Ermahner, wozu die Geschickteren gewählt wurden, durften sie auch erklären, beide konnten aber auch, nach abgelegter Prüfung, Prediger werden.

2) Auch Visitoren wurden von der General-Synode ernannt, jedoch nur mit bestimmtem Auftrage für bestimmte Zeit. Knox hat öfter solchen Auftrag empfangen.

3) Aus diesen Zusammenkünften bildeten sich später die „Presbyterien oder Classical-Versammlungen."

4) S. unten das Verfahren gegen Paul Methven.

Aeltesten besondere Abtheilungen der Gemeinden zugewiesen, denen sie als Aufseher (visitors) vorstehen und von deren Verhalten sie wöchentlich Bericht zu erstatten haben. Alle Uebertretungen des Sittengesetzes gehören vor das Forum dieses Aeltestengerichts, und namentlich wird Niemand zum Abendmahle zugelassen, der nicht vorher wegen etwaiger Vergehungen Genüge geleistet hat. Auch üben die Aeltesten die Censura fraterna unter einander.

Der Gottesdienst wurde möglichst einfach eingerichtet, bestehend aus Gebet und Predigt, gemäß dem früher von Knox entworfenen Gebetbuche der Genfer Flüchtlingsgemeinde; wenigstens lag dieß Anfangs zu Grunde. Am „Sabbath" war zwei Mal Gottesdienst, Morgens und Nachmittags, und zwar wurden am Nachmittage Jugend und Gemeinde katechisirt. In den Städten fand denn auch noch ein Wochengottesdienst statt, und fast täglich wurde in den Kirchen gepredigt und die Schrift gelesen. Die Taufe wurde nie anders als vor der Gemeinde verrichtet und mit einer Predigt oder Katechisation über die Bedeutung derselben begleitet, während das Abendmahl in den Städten vier Mal, auf dem Lande aber nur zwei Mal jährlich gefeiert wurde, und zwar jedes Mal Morgens und Nachmittags zugleich. Alle aus der römischen Kirche hergebrachten Gebräuche aber, wie das Kreuzschlagen bei der Taufe und das Knieen beim Empfange des Abendmahls, wurden abgeschafft, wie auch die römischen Heiligentage nicht mehr gefeiert wurden.

Namentlich richteten die Verfasser des Disciplinbuchs ihre Aufmerksamkeit dann auch auf die Erziehung der Jugend und drangen darauf, daß in jedem Kirchspiele eine Schule errichtet werden sollte, um die Kinder in der Religion, der Grammatik und im Lateinischen zu unterrichten. Eben so sollte in jeder bedeutenderen Stadt ein Collegium für Logik und Rhetorik, so wie auch für die gelehrten Sprachen hergestellt werden, wie denn auch auf eine zweckmäßige Einrichtung der drei Universitäten des Königreichs gedrungen wurde. Das ganze Schulwesen aber, auch die Universitäten, sollte von den kirchlichen Versammlungen überwacht werden.

Wie zweckmäßig nun aber und durch die Umstände geboten alle diese Vorschläge auch sein mochten, sie fanden gleichwohl bei dem Adel nicht geringen Widerstand. Hatte Knox schon früher, als er bei Gelegenheit seiner Predigten über Haggai [1]) diese Dingen berührte, von Seiten mancher Lords Worte der Unzufriedenheit und des Spottes hören müssen, so ging es ihm jetzt nicht besser. Er selbst sagt [2]): „Einige billigten das Buch und wollten, daß es zum Gesetz erhoben würde, Andre dagegen, als sie einsahen, daß ihre Freiheit und weltlicher Nutzen dadurch einigermaßen Schaden litten, murrten und es ging so weit, daß der Name des Disciplinbuches bei ihnen verhaßt

1) S. oben S. 244.

1) Knox, hist., 256 f.

wurde. Alles, was ihren verderbten Neigungen entgegen war, bezeichneten sie spottend als „fromme Träumereien.“ — Einige waren leichtfertig, Andre hatten allmälig sich der Kirchengüter bemächtigt und noch Andre dachten, sie wollten am Rocke Christi auch ihr Theil haben, und das sogar, bevor er noch gekreuzigt war, wie es ihnen oft genug von den Predigern vorgehalten wurde. Der Hauptsächlichste unter den Großen, welcher Jesum Christum bekannt hatte, und sich weigerte, das Disciplinbuch zu unterschreiben, war der Lord Erskine, und das war kein Wunder, denn außerdem, daß er eine wahre Isabel zur Frau hatte, so würde, wenn die Armen, die Schulen und die Prediger das Ihrige bekommen hätten, sein Tisch zwei Gänge weniger gehabt haben. Sicherlich haben sich Manche von uns gewundert, wie Leute, welche Jesum Christum bekannten, so lange Zeit hindurch die Drohungen Gottes gegen Diebe und deren Häuser hören und, da sie sich selbst solcher Dinge schuldig wußten, wie wir ihnen offen vorwarfen, doch niemals Gewissensbisse empfinden, noch sich entschließen mochten, Etwas von dem heraus zu geben, was sie schon lange gestohlen oder geraubt hatten. Da war Niemand im ganzen Königreiche so ungnädig gegen die Prediger, als Diejenigen, welche die größten Einkünfte von den Kirchen hatten.“

Die Ursachen, weßhalb die Barone der Einführung des Disciplinbuches widerstrebten, giebt Knox in diesen, vom tiefsten Unwillen eingegebenen Worten deutlich an: Einmal war es die strenge Kirchenzucht, der sie sich nicht unterwerfen wollten, und dann eben die Rücksicht auf die Güter der Kirche, die sie als die ihnen zukommende Beute betrachteten. Die Verfasser des Disciplinbuches verlangten, daß diese Güter auch für die evangelische Kirche erhalten blieben. Die Prediger, die Schulen und die Armen bezeichneten sie als Diejenigen, denen dieselben zu Gute kommen sollten, und das Buch brachte Vorschläge der Art. Für die Prediger verlangten sie „anständige Versorgung“, so daß dieselben weder im Ueberfluß lebten, noch Mangel litten, und eben so sollte für die Universitäten, Collegien und Schulen gesorgt werden, wie auch für die wirklich bedürftigen Armen. Doch das war nicht nach dem Sinne der Lords, und daher der Widerstand, der denn auch dahin führte, daß das Parlament aus einander gegangen, ohne diese so wichtige Sache geordnet zu haben, und daß Knox auch später so wenig durchzudringen vermochte. Nachdem die evangelische Kirche frei geworden war, überließ man es lieber ihr selbst, ihre Angelegenheiten zu ordnen, und — nahm die Hinterlassenschaft der römischen Geistlichkeit für sich selbst. Doch nennt Knox[1]) auch eine Anzahl von Edelleuten, welche das Buch hernach unterzeichnet haben, und unter diesen gerade Diejenigen, welche nicht erst in der letzten Zeit sich zum Evangelium bekannt hatten.

Diese Irrungen zwischen den Predigern und einem Theile der Lords

1) Knox, hist., 257.

waren jedoch für die Sache der Reformation wenigstens nicht in dem Grade verderblich, daß sie das Parlament von seinem Beschlusse zu Gunsten des Evangeliums zurückgebracht hätten. Sie waren die Vorboten mancher schweren Kämpfe, welche die neu aufgerichtete Wahrheit zu bestehen haben sollte, bevor sie im Stande wäre, in Saft und Mark des Volkes überzugehen, aber — die römische Kirche gewann keine Anhänger dadurch, vielmehr blieb es bei den strengen Maßregeln, welche man gegen dieselben ergriffen hatte, ja, man schritt sogar gegen die Prälaten noch weiter ein, indem man die Einziehung der Kirchengüter zum Gesetz erhob. Da eine große Anzahl derselben beim Parlamente nicht erschienen waren, alle aber die Versammlung für ungesetzlich erklärten, weil die Krone nicht in ihr vertreten sei, so wurde eine Anklage gegen sie Seitens der Barone erhoben, freilich, wie der englische Gesandte meldete[1]), mehr in allgemeinen Ausdrücken das ärgerliche Leben der Bischöfe angreifend, als Etwas vorbringend, das ein besonderes Verbrechen gewesen wäre. Die Prälaten suchten sich diesem Angriffe nun freilich dadurch zu entziehen, daß sie nicht vor dem Parlamente erschienen, und selbst die drei anwesenden Bischöfe, welche besonders aufgefordert wurden, sich zu vertheidigen, gaben keine Antwort. Aber die Folge davon war, daß das Parlament beschloß, die Einkünfte der römischen Geistlichkeit einzuziehen, und eben so gegen die Maßregel Schritte zu thun, durch welche die Prälaten bedacht waren, sich ihr Einkommen zu sichern. Mit Genehmigung des Papstes hatten sie nämlich die Kirchengüter gegen Zahlung einer jährlichen Rente und unter der Bedingung der Rückgabe zu gelegener Zeit an Personen ihres Anhanges abgetreten, und das Parlament beschloß, daß alle solche Entäußerungen als ungesetzlich zu betrachten seien und ihnen durchaus keine Folge gegeben werden dürfe[2]). So war denn in der That die römische Kirche in Schottland von Grund aus vernichtet.

Es fehlte nur noch die Genehmigung der Königin und ihres Gemahls, um diesen Beschlüssen volle Gesetzeskraft zu geben[3]), und deßhalb kam man überein, daß der Kompthur des Johanniterordens, Jacob Sandilands von Calder, nach Frankreich gesandt werden solle, um diese Genehmigung zu erwirken[4]), indem man zugleich auch einen geheimen Rath, aus zwölf Mitgliedern bestehend, errichtete, der die Angelegenheiten des Staates wahrnehmen und wenigstens zur Hälfte immer in Edinburg anwesend sein, bei wichtigen Anlässen jedoch vollzählig sich versammeln sollte. Auch dachte man darauf, die Bande zwischen England und Schottland nur noch mehr zu befestigen, um im Nothfalle gegen Frankreich eine Stütze zu haben, und es

1) Vgl. Tytler, VI, 189.
2) Tytler, l. c.
3) Es war in dem Frieden von Leith ausdrücklich bestimmt, daß die Beschlüsse des Parlaments der Königin und ihrem Gemahl vorgelegt werden sollten.
4) Knox, hist., 255.

wurde deßhalb der Vorschlag Maitland's von Lethington angenommen, der rieth, „bei der Königin von England auf passende Art das Gesuch anzubringen, daß es ihrer Majestät gefallen möge, zur Aufrichtung einer fortdauernden Freundschaft zwischen den beiden Reichen sich mit dem Grafen von Arran zu verheirathen[1])." Lethington nebst den Grafen Morton und Glencaire wurden ausersehen, diese Angelegenheit in London zu betreiben, und das Parlament löste am 27. August 1560 sich wieder auf.

Achtzehntes Kapitel.

Erste General-Versammlung.

So war denn für eine neue Ordnung der Dinge in Schottland der Boden gereinigt. Aber wenn die Reformation auch über die Gegner den Sieg gewonnen hatte, so fehlte doch noch Viel, daß die evangelische Kirche bald auf Ruhe hätte rechnen können.

Vor allen Dingen drohte Gefahr von Seiten Frankreichs. Daß man hier die kirchlichen Verbesserungsmaßregeln, wie sie das Parlament beliebt hatte, und die gänzliche Unterdrückung des Papstthums nur so lange dulden werde, als man sie nicht hindern konnte, war vorauszusehen, und die Prälaten hatten auch wohl nur deßhalb lautlos zugeschaut, wie man sie ihrer Vorrechte beraubte, weil sie jede Protestation als vergeblich erkannten und dagegen erwarteten, Frankreich werde ohne Weiteres zu ihrem Schutze herbei eilen. Auch war in der That die Mission Sandilands schwierig genug. Er sollte rechtfertigen, wovon er wußte, daß der französische Hof sich selbst hätte untreu werden müssen, wenn derselbe es billigen sollte, und die Genehmigung für Schritte zu erlangen suchen, die geradezu gegen Frankreich und seine politischen und kirchlichen Absichten gerichtet waren. Die Aufnahme, die er fand, war deßhalb auch eine äußerst ungünstige, wenn auch die Formen der Höflichkeit gegen ihn beobachtet wurden. Die Guisen sowohl, wie die Königin selbst beklagten sich über das Verfahren der Schotten auf das Heftigste. Mit dem Munde, hieß es, nennten sie sich getreue Unterthanen, aber mit der That seien sie Rebellen und vermäßen sich Dinge, die ihnen gar nicht zukämen[2]). Der Vertrag mit England wurde als Landesverrätherei bezeichnet, wie es denn auch übel vermerkt wurde, daß das Parlament an Elisabeth eine zahlreiche Gesandtschaft aus den angesehensten

---

1) Knox, hist., 257.
2) Tytler, VI, 192 f.

Männern des Königreichs, an Maria dagegen nur den Komthur Sandilands geschickt habe, einen „armseligen Edelmann, der, weil er verheirathet sei, nicht einmal mehr den Namen eines geistlichen Ritters verdiene [1])." Eine Genehmigung, sowohl des Bündnisses mit England, als auch der Parlamentsbeschlüsse zu Gunsten des Evangeliums lehnte die Königin auf das Entschiedenste ab [2]). Sie wolle erst ihre Commissarien, sagte sie, nach Schottland schicken und dann solle ein neues Parlament gehalten werden, das diese Angelegenheiten zu ordnen hätte.

Sandilands konnte am Ende von Glück sagen, daß er noch glimpflicher Weise davon kam, und sicher würde man ihm den Zorn noch fühlbarer gemacht haben, den man empfand, hätte man nicht Ursache gehabt, selbst zu wünschen, daß man Zeit gewinnen möge. Die Guisen sahen für den Augenblick keine Möglichkeit, das mit England verbündete Schottland wirksam angreifen zu können. In Frankreich selbst drohte der Religionskrieg und — die Cassen waren erschöpft. Namentlich wenn Elisabeth sich auf das Heirathsproject mit dem Grafen Arran, dem präsumtiven Kronerben von Schottland, einlassen und dann alle ihre Macht aufbieten würde, um die Sache der Schotten zu unterstützen, war es mißlich, gewaltsam aufzutreten. Deßhalb wurde Sandilands denn wenigstens höflich behandelt [3]), und man suchte die Entscheidung hinzuhalten. Erst wollten die Guisen abwarten, was Elisabeth thun werde, und danach dann ihre Maßregeln treffen, unter allen Umständen aber, bevor man zur Gewalt schritte, durch Intriguen Uneinigkeit unter die Vertreter der evangelischen Kirche und der nationalen Unabhängigkeit zu bringen suchen. Besonders wenn Elisabeth eine abschlägliche Antwort ertheilte, meinte man die Führer der Congregation sowohl gegen England einnehmen, als auch Einen wider den Andern hetzen zu können. Elisabeth wollte man alsdann den Schotten als eine Bundesgenossin verdächtig machen, die nur ihren Vortheil suche, und dadurch hoffte man wenigstens einen Theil derselben wieder für Frankreich zu gewinnen. Graf Arran und dadurch auch sein Vater, der Herzog von Chatelherault, sollte dann ganz besonders an Frankreich gefesselt werden, theils durch eine Heirath mit einer französischen Prinzessin, die man ihm anbieten wollte, theils aber auch dadurch, daß man ihn zum Statthalter in Schottland machte und ihm die Einkünfte des Landes überließe. Da man wußte, daß die Hamilton's im Grunde nur von politischen Interessen geleitet wurden, wenn auch der Vater mehr, als der Sohn, so hoffte man diesen Plan auch durchsetzen zu können und dadurch die Congregation zu sprengen. Wenn dagegen Elisabeth, sei es auf die Heirath mit Arran einginge, sei es auch nur in fester

---

1) Tytler, VI, 194.
2) Ebendas. 193. Vgl. Cook, II, 341.
3) Ebendas. 195.

Verbindung mit den Schotten bliebe, so wollte man wenigstens doch Arra
und den Lord Stuart zu verfeinden suchen und überhaupt Alles aufbiete
um sich unter den Führern der Congregation eine Partei gegen England z
bilden[1]).

Vor der Hand aber sollte Frieden gehalten werden, und deßhalb wurd
Sandilands denn auch, nach mancherlei Vorwürfen, die er hatte hör
müssen, freundlich entlassen, mit der Aufforderung, sich selbst als ein
treuen Diener der Krone zu bewähren, und mit einem Schreiben der Königi
und ihres Gemahls an die Stände von Schottland, in welchem es hieß, da
ihr Gesandter die Monarchen zwar versichert habe, die Schotten wünscht
auf das Ernstlichste, getreue und gehorsame Unterthanen zu sein, aber ma
habe aus den erhaltenen Nachrichten gesehen, wie weit sie von dieser Pflic
sich entfernt hätten; deßhalb wolle die Königin nun aber zwei vertrau
Personen als Commissarien senden, welche ein neues Parlament zusamme
berufen und die Beschwerden und Wünsche der Schotten in Erwägung zieh
sollten, die Vergehungen der letzten Zeit aber sollten, im Fall die Schott
sich fügten, vergeben und vergessen sein[2]).

So hatten die Prälaten denn allerdings vorläufig auf Hülfe von S
ten Frankreichs nicht zu rechnen, und jener Same der Uneinigkeit, den
Guisen unter die schottischen Barone zu streuen beabsichtigten, sollte a
nicht aufgehen. Elisabeth war durch ihren Gesandten von diesem Vorhab
zeitig genug unterrichtet worden, und wenn sie es auch vorzog, die Heira
mit dem Grafen Arran in höflichen Worten abzulehnen[3]), so betrachtete s
das Bündniß mit den Schotten doch als zu vortheilhaft für sich, um es au
zugeben. Sie schickte deßhalb einen ihrer geschicktesten Agenten, Mr. Clar
nach Schottland, dem es denn auch gelang, den Plänen der Guisen entgegen z
arbeiten, noch bevor diese im Stande waren, ihre Minen springen zu lassen[4].
Dazu kam dann aber noch ein anderes Ereigniß, das den Guisen vollend
einen Strich durch die Rechnuug machte: König Franz II. starb am 6. De
1560, und dadurch wurde die ganze politische Lage verändert. Die en
Verbindung mit Frankreich, in welche Schottland durch die Verheirathun
ihrer Königin mit dem französischen Monarchen gerathen war, hörte dam
auf, und die Guisen wurden noch dazu durch die Königin-Mutter, Catharin
von Medicis, so sehr aus ihrem Einflusse herausgedrängt, daß sie an ei
Ueberziehen Schottlands mit französischen Truppen vor der Hand nicht meh
denken konnten. Für die Schotten selbst aber fiel damit der hauptsächlich

1) Tytler, VI, 196 f.
2) Ebendas. 203.
3) Knox, hist., 260. Arran tröstete sich bald und warf sein Auge auf Mar
Stuart selbst, die eben (s. unten) Wittwe geworden war. „He bare
heavely in Heart“, sagt Knox, l. c.
4) Tytler, VI, 197.

Grund des Widerstandes hinweg, den sie ihrer Königin bisher entgegen gesetzt hatten: die Gefahr für ihre nationale Unabhängigkeit, und es war am Ende auch zu hoffen, daß sie, nach Schottland zurückgekehrt und den unmittelbaren Einflüssen ihrer Verwandten in Frankreich entzogen, auch gegen die kirchlichen Verbesserungen anders gesinnt werden würde, als bisher.

Mit großer Freude wurden deßhalb die Nachrichten von dem Tode Franz' II. in Schottland aufgenommen. Die Prediger bezeichneten das frühe Hinscheiden des Königs nicht nur als ein Strafgericht Gottes — Knox[1]) sagt: „Als Alles bereit war, unschuldig Blut zu vergießen, da legte sich der Ewige, unser Gott, der immer über die Seinigen wacht, in's Mittel und brachte sein Werk rasch zur Ausführung, denn als der König bei der Messe saß, wurde er plötzlich von einem Geschwüre befallen eben an jenem tauben Ohre, das die Wahrheit Gottes nimmer hatte hören wollen" — sondern auch als ein Ereigniß, das ihnen Rettung brächte, und Lethington sagte geradezu, es müsse nun eine gänzliche Veränderung in seiner und seiner Freunde Politik eintreten[2]). Auch verfehlten die Führer der Congregation nicht, ihrer Königin ihre Treue versichern und ihr ihre Dienste anbieten zu lassen. Hätte Maria verstanden, die religiösen Interessen ihres Volks auch nur zu schonen, vollends aber, wäre sie nicht zu leichtfertig gewesen, um überhaupt das Evangelium mit seinem Ernst und seiner Kraft zur Seligkeit nur zu verstehen, sie würde sich und ihrem Volke jetzt noch all das Herzeleid und Unheil haben ersparen können, das sie heraufbeschworen hat. —

Knox nun hatte während aller dieser Begebenheiten Mühe und Arbeit genug gehabt. In seiner Hand und auf seiner Seele lag ja zum größten Theil die neu errichtete Kirche, und es galt, das Gewonnene zu sichern, die Angriffe der Feinde abzuwehren, die Freunde zu stärken und warm zu halten, und vor allen Dingen das Gebäude auszubauen, zu dem der Grund jetzt gelegt war — Alles Aufgaben, die nicht leicht waren, sondern alle Kräfte des Reformators in Anspruch nahmen. War doch die Hierarchie, die zwar geschlagen und ihrer Güter beraubt, aber noch keineswegs vernichtet war, aller Orten geschäftig, um wieder Anhänger für sich und ihre Sache zu gewinnen[3]), und waren doch auch schon die geheimen Agenten der Guisen in's Land gekommen und warfen sie ihre Köder doch sogar den Evangelischen hin! Dazu kam, daß auch unter den Baronen zwar nur wenige, aber doch angesehene und mächtige Anhänger der alten Kirche sich fanden, die es nicht verhehlten, daß sie nicht daran dächten, sich die Anordnungen des letzten Parlamentes auf die Dauer gefallen zu lassen, und ob Elisabeth bei erneuerten

1) Knox, hist., 259.
2) In einem Briefe an Cecil, bei Tytler, VI, 202 f.
3) Knox, hist., 257 f. Selbst Gewaltthaten versuchten sie schon. So wurde dem Grafen Arran aufgelauert. Für den Frühling erwarteten die Prälaten bestimmt französische Hilfe.

Angriffen, zumal wenn es sich bei denselben mehr um religiöse, als um politische Dinge handelte, bereit sein werde, auch auf's Neue mit Geld und Mannschaften den Evangelischen zu Hülfe zu kommen, stand wenigstens Anfangs dahin. So waren die Führer der Congregation denn oft muthlos genug, wenn nicht gar eine Anzahl von ihnen daran dachte, ob es nicht auch gerathen sei, ihren Frieden mit dem französischen Hofe zu machen. Da galt es denn also, nach allen Seiten hin thätig zu sein und namentlich dafür zu wirken, daß die Barone bei gutem Muthe erhalten blieben. Knox sagt in dieser Beziehung von den Predigern, und es gilt das ohne Zweifel am meisten von ihm selbst: „Viele (unter den Evangelischen) waren furchtsam geworden, denn Manche argwöhneten, daß England nicht bereit sein werde, zu rechter Zeit zu kommen, zumal seine früheren Kosten schon groß genug waren. Der hauptsächliche Trost beruhte jedoch auf den Predigern, denn diese versicherten uns im Namen Gottes, daß Gott das Werk auch vollenden werde, das er so mächtig begonnen habe, da es ja nicht unser, sondern sein Werk sei. Und deßhalb ermahneten sie uns, daß wir standhaft sein und fortfahren sollten, alle Mißbräuche abzuschaffen und den rechten Dienst am Worte Gottes so aufzurichten, wie wir es nach Gottes Wort zu rechtfertigen vermöchten; dann werde Gott schon Erfolg verleihen, er, in dessen Macht alle Königreiche ständen. Und so begannen wir zu thun, denn die in Aussicht stehenden Drangsale bewogen uns, den Ermahnungen der Diener Gottes Gehör zu geben [1])."

Wenn Knox daher über den Tod des Königs frohlockte und denselben als eine Fügung Gottes betrachtete — „O, daß wir Herzen hätten", ruft er aus [2]), „um gehörig würdigen zu können, was Du an uns gethan hast, o Herr! daß wir Dich preisen möchten mitten unter diesem halsstarrigen und sündhaften Geschlechte und das Andenken daran der Nachwelt überlieferten, welche, fürchten wir, diese Deine unschätzbaren Wohlthaten vergessen wird!" — so kann man es wohl begreifen. Er zuerst hatte die Nachricht von der Krankheit und dem Tode Franz' II. durch einen seiner Freunde in Paris erfahren [3]), und begab sich deßhalb auch sofort zu dem Herzoge von Chatelherault, der damals in Edinburg sich aufhielt, um diesem seine Neuigkeit mitzutheilen und mit ihm zu berathen, was zu thun sei. Dort fand er auch den Lord Stuart, und man kam überein, daß eine Versammlung des Adels zu Edinburg gehalten werden sollte, um über die nothwendig gewordenen Schritte zu berathschlagen. — In dieser Versammlung brachte Knox denn auch das Disciplinbuch nochmals zur Sprache und suchte sie zur Annahme desselben zu bewegen.

---

1) Knox, hist., 258. Der Reformator redet in der ersten Person als im Namen der Evangelischen.

2) Knox, hist., 259.

3) Ebendas. 260. Denn er hatte damals vielerlei Briefwechsel mit der Kirche und mit Einigen vom Hofe in Frankreich.

Knox hatte nicht verfehlt, immer wieder daran zu erinnern, daß es nöthig sei, der evangelischen Kirche, wenn sie bestehen sollte, auch eine feste Ordnung und damit eine gesicherte Grundlage zu geben, und es war ihm allerdings auch in den letzten Tagen gelungen, die Annahme des Disciplinbuches Seitens einer Anzahl von Baronen zu erwirken. In der Mitte Decembers wurde nämlich die erste kirchliche General-Versammlung zu Edinburg gehalten, deren Aufgabe eben die Constituirung der Kirche sein sollte, und diese, bestehend aus 40 Mitgliedern meist weltlichen Standes — es waren nur sechs Geistliche, eben die Verfasser des Disciplinbuches anwesend, — hatte die vorgeschlagene Ordnung der Kirche nach sorgfältiger Erwägung jedes Einzelnen genehmigt. Aber es fehlte doch noch immer die Annahme derselben Seitens der Staatsgewalt und damit ihre Erhebung zum gesetzlich anerkannten Grundgesetze für die Kirche, und jetzt, wo der Tod des Königs eine so große Veränderung in die ganze Lage der Dinge zu bringen versprach, mochte es dem Reformator doch vor allen Dingen nothwendig erscheinen, diese Angelegenheit rasch zu ordnen. Was man von Maria Stuart, wenn sie nach Schottland zurückkehren werde, zu erwarten habe, war noch immer zweifelhaft, und Knox gab sich gewiß am wenigsten sanguinischen Hoffnungen hin. Auf alle Fälle aber war es am sichersten, die Verfassung der Kirche fest zu begründen, bevor die Königin in's Land käme, damit man ihr nicht mehr Gelegenheit böte, da störend und verwirrend einzugreifen. Sie mußte die Kirche in einem Zustande finden, der ihr die Möglichkeit nahm, ihren Willen in diesen Dingen noch geltend zu machen[1]). Diese Ueberzeugung, daß der Kirche eine gesicherte und rechtlich anerkannte Grundlage auch hinsichtlich ihrer äußerlichen Ordnung gegeben werden müsse, wenn sie überhaupt ein Bestehen haben solle, war nun doch auch in der Weise allgemein geworden, daß die anwesenden Barone das Disciplinbuch unterzeichneten. Zugleich wurde es dann auch der Regierungscommission vorgelegt und trug auch deren Genehmigung davon, wenn auch einzelne ihrer Mitglieder, die, wie der Graf Huntley, der römischen Kirche anhingen, die Unterschrift verweigerten. Von der Zeit an bildete das Buch die Grundlage für die Ordnung der schottischen Kirche und wurden die Gemeinden nach seinen Grundsätzen organisirt, obgleich allerdings die in demselben enthaltenen Forderungen in Betreff der Kirchengüter nicht zur Ausführung kamen.

Dieser Versammlung legte denn auch Sandilands, der eben von Frankreich zurückgekehrt war, den Brief der Königin vor[2]), und zugleich kam

---

1) Knox, hist., 280, sagt: The Preicheours vehemently exhortet us (sc. die Lords) to establische the Buik of Discipline, by ane Act and publist Law, affirming, that if they sufferit thingis to hang in suspens quhen God had gevin unto thame sufficient Power in thair Hands, they sould efter sobe for it, bot suld not get it.

2) Tytler, VI, 203.

auch die Antwort Elisabeths auf die ihr gethanen Vorschläge, durch welche freilich die Heirath mit Arran abgelehnt, sonst aber das Versprechen gegeben wurde, die Schotten nicht zu verlassen. Dieß Versprechen beruhigte die Lords in hohem Grade, und um die eigene Königin den Einflüssen der Guisen zu entziehen, wurde der Beschluß gefaßt, daß man auf's Neue eine Gesandtschaft an sie absenden wolle, um sie zur Rückkehr in ihr Reich einzuladen. Es schien dieß besonders auch deßhalb geboten zu sein, als voraus zu sehen war, daß Graf Huntley und die römische Partei nicht säumen werde, sich in der Gunst der Königin fest zu setzen und dieselbe dann für ihre Zwecke auszubeuten [1]). Lord Stuart, der Bastardbruder Maria's, wurde zu dieser Botschaft ausersehen, doch wurde ihm freilich auch eingeschärft, daß er der Königin in Betreff der kirchlichen Angelegenheiten durchaus keine Concessionen zu machen habe. Weder öffentlich noch im Geheimen die Messe wieder einzuführen, sollte ihr gestattet sein [2]), und überhaupt war man von vorn herein entschlossen, nur dann sich der Königin zu unterwerfen, wenn sie in friedlicher Absicht käme und Nichts gegen das Evangelium und seine Bekenner unternehmen würde [3]). Bis zum Mai erwartete man den Lord Stuart zurück und auf den 20. d. M. wurde deßhalb der Zusammentritt eines neuen Parlamentes festgesetzt, welches die Angelegenheiten weiter zu behandeln habe. Namentlich aber war es Knox, der die Rückberufung der Königin betrieb, denn, wie er selbst sagt [4]), „er mißtraute ihr damals noch nicht, wohl aber dem bösen Willen ihrer Freunde."

Gelegentlich bei dieser Versammlung fanden auch Religionsgespräche mit einzelnen Anhängern der römischen Kirche statt. So namentlich mit Alex. Anderson, Subprinzipal eines Collegs zu Aberdeen. Derselbe hatte die Messe in Schutz genommen, und man lud ihn deßhalb vor, sich zu verantworten. Da er sich weigerte, Rede zu stehen, so wurde er — wahrscheinlich von Knox — darauf aufmerksam gemacht, daß nach dem Befehle Petri ein Jeder Verantwortung in Betreff seines Glaubens zu geben habe. Alles, sagte man ihm, sei übrigens nach dem Worte Gottes zu richten, so auch die Lehren, Einrichtungen und Gebräuche der Kirche, und namentlich die Messe sei durchaus dem Worte Gottes entgegen. Wer sie administrire, begehe eine Lästerung, und wer sie höre, mache sich des Götzendienstes schuldig, da sie Nichts sei, als eine Annullirung des Opfertodes Christi, und der Priester sich Etwas anmaße, das dem Herrn allein zukomme, nämlich Opfer zu bringen für die Sünde. Als dann Anderson leugnete, daß der Priester in der Messe ein Opfer darzubringen vorgebe, wurde ein Meßbuch geholt und ihm nachge-

1) Tytler, VI, 206 f.
2) Lord Stuart bestand jedoch darauf, daß man der Königin die Messe in ihrem Hause nicht wehren könne. Knox, hist., 262.
3) Tytler, VI, 215 f.
4) Knox, hist., 262.

wiesen, daß dieß allerdings der Fall sei. Anderson gestand dann zu, daß das Abendmahl nicht ein Sühnopfer sei, sondern, wie er sich ausdrückte, ein Opfer des Dankes und der Erinnerung, und mußte überhaupt zuletzt sich damit zu helfen suchen, daß er sagte, er sei weniger in der Theologie, als in der Philosophie bewandert, während Knox den Satz aufrecht erhielt, daß „uns von Christo zwar der Befehl gegeben sei, zu nehmen und zu essen und ebenso zu nehmen und zu trinken, aber keineswegs den Leib Christi darzubringen, sei es als Dank-, sei es als Sühnopfer, und daß deßhalb die Römischen sich Etwas anmaßten, was ihnen nicht befohlen sei." Dann wurde auch Joh. Lesley, der spätere Bischof von Roß, aufgefordert, sich wegen derselben Anhänglichkeit an die Messe zu vertheidigen, doch auch er weigerte sich zu antworten. „Er sagte," berichtet Knox, „mit Gravität: Wenn unser Meister (Anderson) Nichts zu sagen hatte, so habe ich auch Nichts zu sagen, denn ich kenne Nichts, als das kanonische Recht." „Als der Adel nun hörte, daß weder der Eine, noch der Andere eine offene Antwort zu geben bereit war, sagte er: „Wir sind auf das Schändlichste betrogen worden, denn wenn die Messe weder Lebendigen, noch Todten Vergebung der Sünden verschaffen kann, weßhalb sind denn alle Abteien so reichlich mit unseren Gütern ausgestattet worden [1])?"

Der Erfolg sowohl der Annahme des Disciplinbuches durch die Versammlung, als auch dieser Religionsgespräche, bei welchen, wie Knox ausdrücklich sagt, übrigens den Römischen volle Freiheit gegeben war, ihre Sache zu vertreten, war kein anderer, als daß man nur noch mehr entschlossen wurde, die neue Ordnung der Kirche aufrecht zu erhalten. Ueberall im Königreich, mit Ausnahme der Gebiete natürlich, welche die Anhänger Roms noch inne hatten, wurde nun die Reinigung der Kirchen von allem abergläubischen Apparat betrieben, und die Gemeinden richteten sich nach Maßgabe des Disciplinbuches ein. Aelteste wurden gewählt, die Kirchensitzungen (Kircksessions) nahmen ihren Anfang und ebenso begann man auch die Zucht mit dem strengen Ernste zu üben, wie derselbe in den Absichten Knox' lag. „Die Diener Gottes, sagt der Reformator [2]), bemühten sich gewissenhaft (uprichtly), die Laster zu bestrafen und die Tugend zu pflanzen." So wurde ein allerdings strenges Gesetz, das aber nach den Sitten der damaligen Zeit bemessen werden muß, gegen diejenigen erlassen, die sich fleischlicher Sünden und des Ehebruchs schuldig machen würden. Sie sollten auf einem Karren öffentlich durch die Stadt gefahren und aus der Gemeinde ausgeschlossen werden, bis sie Buße gethan hätten und von dem Presbyterium wieder angenommen würden. Und eben so verfuhr man überhaupt gegen jeglichen Unfug, der mit einem ehrbaren und ruhigen Leben, wie es das Evangelium vorschrieb, nicht bestehen könnte.

---

1) Knox, hist., 261 f.
2) Ebendas. 269.

Aber eben diese Strenge war doch keineswegs nach dem Sinne der Leute und erregte Anfangs allerlei Widerstand. Die römische Kirche hatte geduldet, was sie nur nicht in ihrem Bestehen gefährdete, und die Umkehr von der Leichtfertigkeit, die vordem von Geistlichen und Laien getrieben wurde, zu diesem heiligen Ernste, wie ihn die Prediger von der Gemeinde Christi verlangten, war nicht so leicht durchzusetzen. Tumulte und offene Widersetzlichkeit blieben deßhalb nicht aus, wobei denn Knox [1]) Recht haben mag, wenn er meint, daß die „Papisten" dabei ihre Hände im Spiele gehabt hätten.

So wurde ein Fleischer in Edinburg, Namens Sanderson, überführt, daß er in Bigamie lebe, indem er eine Frau verstoßen und eine andere geheirathet habe, und die Kirchensitzung schritt deßhalb gegen ihn ein: er sollte „gekarrt" werden. Aber, sagt Knox [2]), „die Menge, durch einige gottlose d. h. römisch gesinnte Handwerker aufgereizt, machte einen Aufstand, zerbrach die Karre, mißhandelte die Gerichtsdiener und nahm den Uebelthäter mit sich hinweg."

Bald darauf entstand ein ähnlicher Tumult. „Die Menge," erzählt Knox [3]), „aufgereizt durch die Papisten, machte den Robin Hood (eine Art Fastnachtsaufzug), ein Skandal, der seit langen Jahren nicht vorgekommen und durch das Parlament verboten war [4]). Doch wollten sie sich nicht sagen lassen, sondern beunruhigten die Stadt, namentlich des Nachts, weßhalb die Bailly's ihnen ein Paar Schwerter und eine Fahne wegnahmen. Das aber gab die Veranlassung, daß sie in derselben Nacht einen Aufruhr erregten. Sie besetzten die Thore der Stadt, und verfolgten einige Leute bis in deren Häuser, indem sie die Rückgabe der Schwerter verlangten. Auch hörten sie danach noch nicht auf, sowohl die Einwohner von Edinburg, als auch verschiedene andere unserer Landsleute zu belästigen, indem sie ihnen Geld abnahmen und mit anderen Mißhandlungen drohten." Der Magistrat sah sich endlich genöthigt, Gewalt zu gebrauchen, und es wurde einer der hauptsächlichsten Rädelsführer, Namens Kyllon, ein Schuster, in's Gefängniß geworfen und vor Gericht gestellt. Da er überführt wurde, dem Joh. Mowbray 10 Kronen abgenommen zu haben, so sollte er auf dem Marktplatze von Edinburg gehängt werden. „Aber, fährt Knox fort, „da erhoben sie einen Tumult, der Tolbooth (Stadthaus) wurde erbrochen, und nicht allein der genannte Kyllon gewaltsam befreit, sondern auch andere Uebelthäter in Freiheit gesetzt und der Galgen zerschlagen. Als dann der Provost sich nach dem Tolbooth begab, um den Aufruhr zu stillen, griffen sie das Gebäude nochmals an, indem sie Allen, welche darin waren, den Tod drohten, und nur mit Mühe konnten sie zurückgehalten werden.

1) Knox, hist., 269.
2) Ebendas. 269.
3) Ebendas. 269 ff.
4) NB. früher hatten die Prälaten auf das Verbot gedrungen, weil man die Maskerade zur Verspottung der römischen Geistlichkeit benutzt hatte.

Daß nun aber bei diesem Aufstande papistisch gesinnte Leute ihre Hand im Spiele gehabt hätten, davon meint Knox, Beweise zu haben. Es seien, erzählt er, eben acht dieser Leute, die er mit Namen nennt, zu ihm gekommen und hätten verlangt, er solle den „Provost und die Stadt bewegen, die Hinrichtung zu unterlassen," und als er ihnen geantwortet, daß er schon bei dem früheren Tumult Einigen ausgeholfen habe, daß er nun aber sähe, wie sie ihn nur zum Schutzpatron ihrer Verbrechen machen wollten, da hätten sie ihm gedroht, daß, wenn die Hinrichtung nicht aufgeschoben werde, er und die Bailly's es entgelten sollten; er aber habe sie mit den Worten fortgeschickt, er wolle sein Gewissen nicht aus Menschenfurcht beflecken. Gleich darauf sei dann der Aufruhr entstanden.

Der Magistrat sah sich endlich genöthigt, nachzugeben und zu verkündigen, daß er Keinen, der bei dem Tumult betheiligt gewesen sei, zur Rechenschaft ziehen werde, aber — die Kirche ließ sich nicht so leicht schrecken. Knox berichtet, es seien sämmtliche Theilnehmer des Aufstandes für so lange vom Abendmahl ausgeschlossen worden, bis sie bereut und der Obrigkeit Genugthuung gegeben hätten. — —

Die Anhänger der römischen Kirche, denen Knox vorwirft, daß sie diese Unruhen angezettelt hätten, machten allerdings noch immer allerlei Anstrengungen und Pläne, wie sie ihre Macht wieder erlangen möchten. Gleichzeitig mit dem Lord Stuart schickten auch sie ihren Botschafter, den Bischof von Roß, Joh. Lesley, nach Frankreich, um bei der Königin ihre Sache zu betreiben, und als bald darnach noch ein französischer Gesandter ankam, um mit den Baronen zu unterhandeln, pflogen sie mit diesem mannigfach Rath, was zu thun sei. Die Bischöfe hielten eine Versammlung zu Stirling, und man beschloß denn, daß man Edinburg angreifen und es erobern wolle, noch bevor das Parlament zusammenkäme. Die Grafen Huntley, Athol und Bothwell sollten ihre Mannschaften dazu hergeben. Auch ging das Gerücht, daß der Herzog von Chatelherault durch seinen Bruder, den Erzbischof von St. Andrews, wieder der Sache des Evangeliums abwendig gemacht worden sei und, da er als die „zweite Person" im Königreich der natürliche Stellvertreter der Königin wäre, in deren Namen Schritte zu Gunsten der römischen Kirche zu thun gedenke. Doch waren die Protestanten auch wachsam genug, um sich nicht überrumpeln zu lassen. Sie kamen wieder in Edinburg zusammen, um die Stadt gegen mögliche Angriffe zu vertheidigen, und die Römischen, welche schon in zwei Haufen heranzogen, mußten ihr Unternehmen aufgeben, die Protestanten aber, sich am 27. Mai 1561 im Tolbooth versammelnd, — zweite General-Synode — beschlossen eine Zuschrift an den geheimen Rath und das bereits eröffnete Parlament zu richten, in welcher sie ihre Begehren nochmals zusammenstellten und baten, die folgenden Punkte zum Gesetz zu erheben[1]):

1) Knox, hist., 271.

1) Daß der Götzendienst und alle Denkmäler desselben im ganzen Königreiche unterdrückt und diejenigen, welche die Messe lesen oder hören würden, bestraft werden sollten gemäß dem früheren Parlamentsbeschlusse;

2) daß besondere und sichere Vorkehrung getroffen würde zur Unterhaltung der Superintendenten, Prediger, Ermahner und Leser, daß Superintendenten und Prediger eingesetzt werden möchten, wo sich noch keine befänden, daß denen Strafe gedroht würde, welche den Superintendenten in ihrem Amte ungehorsam wären und sie verachteten;

3) daß den Verächtern der Sakramente und Denen, die sie mißbrauchten, Strafe gedroht würde;

4, 5 und 6) daß man Vorkehrungen träfe, damit die Einkünfte der Kirchen (Zehnten) auch im Dienste der Kirche verwendet würden, und

7) daß diejenigen bestraft werden möchten, welche päpstliche Bullen erwirken, heimbringen und ausführen würden.

Diese Forderungen wurden denn auch vom Parlamente bewilligt und Befehl gegeben, sie in Vollzug zu setzen, sodaß Knox darüber frohlocken konnte, „daß die Anschläge des Satans schlechten Fortgang hätten [1].“ Wenigstens zeigte das Parlament, daß es seine früheren Beschlüsse zu Gunsten des Evangeliums aufrecht zu erhalten entschlossen sei, und auch die Prediger konnten jetzt sich dessen getrösten, daß sie zum Mindesten nicht vollständigem Mangel würden erliegen müssen, wenn auch ihr Einkommen noch immer gering genug war.

Um diese Zeit kam auch Lord Stuart von Frankreich zurück. Er hatte zuerst seine Reise über London genommen, theils um Elisabeth von dem Zwecke seiner Sendung zu unterrichten — daß er Nichts gegen das Bündniß mit England im Schilde führe — theils auch wohl um eben mit der Königin von England und ihren Diplomaten zu bereden, auf welche Weise dem Einflusse der Guisen bei Maria entgegen gearbeitet und diese zu dem Entschlusse gebracht werden könnte, den die Verhältnisse Schottlands nothwendig machten: zur Genehmigung des Friedens von Leith und der durch das Parlament von 1560 gefaßten Beschlüsse in Betreff der Religionsangelegenheiten. Daß die Schotten entschlossen waren, vom Evangelium nicht zu lassen, sondern im Gegentheil Alles, auch das Aeußerste dran zu setzen, um ihr evangelisches Glaubensbekenntniß und die nunmehr thatsächlich bestehende reformirte Kirche zu schützen, konnte sich der Prior nicht verhehlen, wie er denn auch selbst nicht geneigt war, Etwas von dem aufzugeben, wofür er selbst alle seine Macht und Thätigkeit eingesetzt hatte, und sollten in Schottland Ruhe und Frieden eintreten, sollte Maria selbst eine gesicherte Regierung führen, so blieb ihr allerdings Nichts übrig, als sich in die Verhältnisse zu fügen und

1) Knox, hist., 273.

mit Aufrichtigkeit anzunehmen, was nicht zu ändern war[1]). In diesem Sinne faßte der Prior seine Mission an seine Halbschwester auf, und was war natürlicher, als daß er dabei die Hilfe und den Beirath derer in Anspruch nahm, welche die Verbündeten der Evangelischen Schottlands waren: der Engländer?

Lord Stuart traf dann die Königin von Schottland zu Rheims, wo damals der französische Hof gerade sich aufhielt. Er fand, daß ihm Lesley, der Abgesandte der Römischen, bereits zuvorgekommen war, aber auch, daß dieser keine eben günstige Aufnahme bei Maria gehabt hatte. Der Official von Aberdeen hatte ihr die Ergebenheit der Anhänger Roms in ihrem Königreiche bezeugt und zugleich zu verstehen gegeben, daß dem Prior von St. Andrews nicht zu trauen sei, da derselbe selbst nach der Krone von Schottland strebe, aber die Königin schien für Beides keinen Glauben zu haben. In Betreff der Treue der römisch gesinnten Barone erinnerte sie deren Gesandten daran, daß ja Huntley während des letzten Krieges mit den Evangelischen gemeinsame Sache gemacht habe, um auch seinen Antheil an den Gütern der Kirche davonzutragen, und die Beschuldigungen gegen ihren Bruder wies sie ebenfalls zurück. Der Prälat erlangte nichts Anderes, als daß die Königin ihm erlaubte, ihrem Gefolge sich anzuschließen[2]).

Ein bei weitem freundlicheres Willkommen fand dagegen Lord Stuart, und er verstand es auch, das Vertrauen der Königin sich in wenig Tagen zu erwerben. Das geschwisterliche Verhältniß, in welchem er zu ihr stand, bahnte ihm den Weg, und es stellte sich bald ein freundschaftlicher Verkehr zwischen Beiden her. Er sagte der Königin, daß nur die Anhänglichkeit an ihre Person ihn bewogen habe, die Reise zu übernehmen, und gab ihr die Versicherung, daß sie, wenn sie sich entschließen könne, nach Schottland zurückzukehren, dort einer freundlichen Aufnahme und der Treue der Evangelischen gewiß sein könne[3]). Sie zu dieser Rückkehr, die durch die Verhältnisse so

---

1) Aus einem Briefe Lethingtons an Cecil, d. d. 6. Februar 1561, geht hervor, daß die Schotten entschlossen waren, Maria nicht bei sich aufzunehmen, „wenn dieselbe, auf die Rathschläge der Guisen hörend, damit umginge, das Vaterland in neue Schrecknisse zu stürzen.“ Tytler, VI, 205 f.

2) Tytler, VI, 217.

3) Ohne Zweifel meinte es der Prior redlich mit seiner Schwester, und es war wohl gewiß aus seinem Herzen gesprochen, wenn er sagte, daß brüderliche Liebe ihn zu ihr getrieben habe. Tytler, l. c., nimmt freilich Anstoß daran, daß er ihr das gesagt habe, aber — wäre es denn nicht wirklich zum Heile Maria's gewesen, wenn sie dem Rathe ihres Bruders gefolgt wäre und den Evangelischen ungeheuchelte Freundschaft bewiesen hätte? Freilich verkehrte der Prior auch mit Elisabeth und pflog mit dieser und ihren Gesandten Berathung, aber — war nicht auch ein Bündniß mit England für Schottland und für — Maria vortheilhafter, als ein solches mit Frankreich und mit den Guisen? Tytler legt offenbar einen zu

durchaus geboten war, und zu der eben so nothwendigen offenen Anerken-
nung der Parlamentsbeschlüsse von 1560 zu bewegen, ließ er unausgesetzt
seine Sorge sein.

Damit aber gelangte er freilich nicht weit. Wie freundschaftlich auch
sein Verkehr mit der Schwester war und wie große Vertraulichkeit sie gegen
ihn auch an den Tag legte, so vermochten doch seine Vorstellungen Nichts
über sie. Die Ratifikation des Friedens von Leith, namentlich das Bündniß
mit England lehnte sie auf das Bestimmteste ab, und ebenso gab sie auch in
Betreff der Sicherheit der reformirten Kirche in Schottland keine Zusiche-
rungen, wie sie denn auch die Rückkehr in ihr Königreich hinauszuschieben
Willens war. Sie stand damals, wie auch die ganze Zeit hernach, vollstän-
dig unter dem Einflusse der Guisen, und daß da keine günstige Gesinnung
gegen das Evangelium in ihrem Herzen aufkommen konnte, ist begreiflich.
Statt der Genehmigung der kirchlichen Veränderungen in Schottland wa
sie vielmehr entschlossen, die römische Kirche dort wieder aufzurichten, un
statt sich an England anzuschließen, blieb sie ihrem Bündnisse mit Frankrei
treu. Deßhalb aber schob sie ihre Abreise nach Schottland auch noch hinau
besonders weil es bei der damaligen Lage in Frankreich selbst den Guis
unmöglich war, die Sache ihrer Nichte in Schottland kräftig zu unte
stützen[1]). Lord Stuart redete deßhalb vergebliche Worte, und anstatt d
Königin für seine Pläne zu gewinnen, mußte er vielmehr erleben, daß m
ihn vielmehr für die ihrigen zu gewinnen suchte.

Es wurde geradezu der Versuch gemacht, ihn durch allerlei große Ve
sprechungen zum Rücktritt in die römische Kirche zu bewegen. Ein Card
nalshut wurde ihm angeboten, und man stellte ihm überhaupt die höchst
kirchlichen Würden in Aussicht, wenn er dem Evangelium entsagen und d
Plänen der Guisen und seiner Schwester sich dienstbar machen wolle[2]). D
lehnte er denn freilich ab, treu seinem evangelischen Glauben und überzeug
daß es für sein Vaterland nur eine Hilfe gebe: die aufrichtige Anerkennu
der Reformation, und daß damit seiner Schwester auch am besten gedie

---

niedrigen Maßstab an das Verhalten des Lord Stuart und betrachtet d
selbe lediglich unter dem von vorn herein angenommenen Gesichtspunkte p
sönlichen Ehrgeizes. Der Prior konnte auch durchaus uneigennützig s
und doch so handeln. Daß er seine Schwester aufgegeben habe, ehe
sich selbst aufgab und nicht mehr zu retten war, ist nicht nachzuweis
Tytler sagt selbst (VI, 214), daß der Prior bei einer Zusammenkunft
Elisabeth abgelehnt habe, den speciellen Interessen Englands zu dien
War das Verrath?

1) Auch mochte ihre Vorliebe für Frankreich sie bewegen, sowie ein H
rathsplan mit dem Kronprinzen von Spanien, der damals im Werke w
und den sie zum Abschluß zu bringen hoffte, wohl auch, um gegen i
„rebellischen" Unterthanen eine Stütze an Spanien zu haben.

2) Tytler, VI, 220.

sei. So fand denn eine wirkliche Annäherung weder von der einen, noch von der andern Seite statt und Lord Stuart mußte unverrichteter Sache wieder abreisen, nicht ohne daß, wie Knox[1]) erzählt, sogar Nachstellungen gegen sein Leben versucht worden seien.

Maria freilich hielt bei alledem den freundlichen Verkehr mit ihrem Bruder aufrecht, ob aus wirklichem Zutrauen zu ihm, wie Tytler meint[2]), oder weil ihr die Klugheit gebot, es mit dem einflußreichsten Manne in ihrem Königreiche von vorn herein nicht zu verderben, lassen wir dahingestellt, und es kam keineswegs zu einem Bruche zwischen Beiden. Sie versprach ihm vielmehr, ihn für die Zeit ihrer Abwesenheit von Schottland zum Regenten ernennen und ihm die Vollmacht darüber nachsenden zu wollen, ein Versprechen, das denn freilich nicht in Ausführung kam. Bei der Abreise suchte die Königin ihren Bruder noch zu bewegen, von dem Bündnisse mit England abzutreten und wenigstens seinen Rückweg nicht über London zu nehmen — da der Prior auch in dieser Beziehung bei Dem blieb, was ihm nothwendig erschien, und der Königin von England von dem Erfolge seiner Sendung Bericht erstattete, so blieb die Vollmacht aus[3]), wohl auch, weil Maria sich bald darauf doch entschloß, sich selbst nach Schottland zu begeben und die Leitung der Angelegenheiten dort, unter Beirath ihrer französischen Verwandten, mit eigener Hand zu übernehmen.

Maria und die Guisen hatten während der Zeit einen eigenen Gesandten nach Schottland geschickt, den Grafen von Noailles, der den Versuch machen sollte, ebensowohl die Barone von dem Bündniß mit England zurückzubringen, als auch das Bündniß zwischen Frankreich und Schottland wieder zu betreiben, und zugleich auch den Aenderungen in Sachen des Glaubens Einhalt zu thun. Noailles richtete jedoch gar Nichts aus. Eben als Lord Stuart von Frankreich zurückkehrte[4]), war eine Versammlung von Lords bei einander[5]), und es wurde beschlossen, dem Gesandten aus Frankreich zu antworten, daß Frankreich es um Schottland nicht verdient habe, mit ihm fernerhin ein Bündniß einzugehen, da dasselbe unter dem Vorwande von Freundschaft und Heirath ihr Reich und dessen Freiheiten auf verrätherische und grausame Weise habe zu unterdrücken gesucht, daß dagegen ihr Gewissen sowohl, wie die Furcht vor zeitlicher Schande den Lords gebiete, das Bündniß mit England aufrecht zu erhalten, das unter feierlichen Eidschwüren geschlossen sei, zumal ihnen auch England gegen die Grausamkeit

1) Knox, hist., 273.
2) Tytler, VI, 220.
3) Ebendas. 221.
4) Ebendas. 225: der Prior sei am 20. Mai in London und am 3. Juni 1561 in Edinburg gewesen, Knox, hist., 273, hat keine nähere Zeitangabe.
5) Knox sagt, l. c., „the Lords and Assambly wer togidder“ — also wohl die General-Synode.

und Tyrannei Frankreichs Hilfe geleistet habe; endlich daß sie diejenigen welche sich Bischöfe und Geistlichen (Kirkmen) nennten, nicht als rechte Hirten der Gemeinde anerkennen, noch auch zugeben könnten, daß dieselben ihre Einkünfte rechtmäßiger Weise bezögen, vielmehr hielten sie dieselben für Nichts, als Wölfe, Diebe, Mörder und faule Bäuche, und deßhalb könnten sie auch nicht, da Schottland das Joch des Papstes abgeworfen habe, d geschworenen Schildträger desselben fernerhin unterstützen und dulden. Zugleich faßte man den Beschluß, der dem Gesandten auch als Antwort dienen konnte, daß man in der Zerstörung des „Götzendienstes" fortfahren wolle. Es war augenscheinlich, daß an Frieden mit der Königin, so lange sie auf ihrem Sinne beharrte und nicht ehrlich die Reformation anerkannte nicht zu denken sei, und — aus diesem Grunde mochte Lord Stuart es wohl am gerathensten halten, wenn Maria noch nicht in Schottland erschiene; ein Zusammenstoß mit den Evangelischen konnte leicht sofort Alles verderben und nicht blos Schottland, sondern auch Maria in unsägliches Elend bringen. Er suchte deßhalb Schritte zu thun, um ihre Rückkunft in ihr Land hinauszuschieben, und hatte dazu um so mehr Grund, als ihm von dem englischen Gesandten Throckmorton mitgetheilt wurde, daß sich unter Maria's Auspicien eine streng römische Partei gegen ihn und die evangelische Kirche gebildet habe[2]).

Aber gerade die Nachrichten, welche Noailles von Schottland zurück brachte, scheinen den Entschluß Maria's bestimmt zu haben, die Zügel der Regierung in ihrem Lande selbst in die Hand zu nehmen. Es schien ihr Gegenwart dort nun durchaus nöthig zu sein, wenn den Baronen, die jetzt thatsächlich an der Spitze des Reiches standen, nicht vollständig das Feld gelassen werden sollte, und nur wenn sie dort war, war es möglich, ihnen ein Gegengewicht entgegenzustellen. So erbat sie sich denn jetzt von Elisabeth einen Paß, um ihre Reise durch England zu nehmen, und war entschlossen das ganze Gewicht ihres königlichen Namens, wie ihrer persönlichen Rei in die Wagschale zu legen, um das bereits verlorene Feld, wenn auch n allmälig, wieder zu erobern. Daß die Guisen an diesem Entschlusse den b deutendsten Antheil hatten, ist kaum anders zu denken. Maria stand durc aus unter dem Einflusse derselben[3]).

Elisabeth war jedoch nicht geneigt, auf ihr Begehren einzugehen, thei aus Furcht für ihre eigene Sicherheit — da die römische Kirche noch imm Anhänger genug in England zählte, und diese in Maria Stuart ihre rec

1) S. die Antwort bei Knox, hist., 274.

2) Vgl. Tytler VI, 224 f. und wie Tytler das Verfahren des Priors urtheilt.

3) Maria sagt zu Throckmorton, ihre Unterthanen hätten sich herausgenomme was ihnen nicht zustehe, und sie beruft sich auf ihren Onkel, den Cardin Tytler, VI, 227.

mäßige Königin und Diejenige erblickten, die allein im Stande wäre, ihre Sache zu fördern, so war die Anwesenheit einer solchen Nebenbuhlerin im eigenen Reiche gewiß nicht ohne Bedenken — theils aber auch, weil sie Grund hatte zu wünschen, daß Maria nicht eher in Schottland erschiene, als bis der Vertrag von Leith ratificirt worden sei. Dieß Letztere hatte sie noch vor Kurzem von der Königin von Schottland durch Throckmorton wiederholt verlangt, aber diese hatte es ebenso entschieden verweigert, wie früher, und dabei zugleich zu erkennen gegeben, wie wenig sie der Reformation in Schottland gewogen sei [1]). Deßhalb schlug Elisabeth ihr denn nicht blos in wenig freundlicher Weise die Erlaubniß, durch England zu reisen, ab, indem sie d'Osell, der darum nachsuchte und den Auftrag hatte, dann weiter nach Schottland zu gehen, um dort Maria's Ankunft zu melden, sofort nach Frankreich zurückschickte, sondern sie ließ auch Schiffe ausrüsten mit der Absicht, der Königin von Schottland aufzulauern, wenn diese ihren Weg zur See nehmen sollte [2]).

Maria wurde durch dieß Betragen im höchsten Grade aufgebracht [3]). Doch blieb sie bei ihrem Entschlusse. Sie ließ in der Stille Schiffe in Stand setzen und verließ am 21. Juli 1561 Paris, um sich, nachdem sie eine Zeit lang auf günstigen Wind hatte warten müssen, am 14. August zu Calais einzuschiffen. Die Geschichtschreiber erzählen, wie sie mit vielem Schmerze nach der Küste Frankreichs zurückgeblickt habe, bis ihr dieselbe aus den Augen verschwunden sei, und Dichter haben ihr „Lebewohl an Frankreich" sogar besungen [4]) — wichtiger ist, daß sie noch kurz vor ihrer Abreise eine Zusammenkunft mit dem Cardinal von Lothringen und den übrigen Häuptern der Guisen hatte und dort ihr künftiges Verfahren vorgezeichnet bekam. Begleitet wurde sie von ihrem Oheim, den Marquis d'Elbeuf, auch einem Guisen, und andern Anhängern dieser Partei.

Die Engländer kreuzten vergeblich. Ohne von ihnen angehalten zu werden, kam sie in Leith an, zum großen Staunen der Schotten, die auf ihre Ankunft nicht vorbereitet waren. Wenigstens nennt Knox [5]) ihre Ankunft eine „plötzliche." — — —

— Während dieser Zeit, wo des Reformators Seele mit so viel Sorgen für seine neu errichtete Kirche erfüllt war, erlitt er auch einen schweren häuslichen Kummer: Seine vortreffliche Frau, die so Vieles mit ihm getragen und ihm stets eine treue Gefährtin gewesen war, wurde ihm durch den Tod entrissen, etwa um die Zeit, als die Nachricht von dem Ableben des

1) S. die Aktenstücke bei Tytler, l. c.
2) Ibid., 228.
3) Vgl. ibid. 231 die Depesche Throckmortons.
4) Vgl. Beranger Adieu de Marie Stuart in dessen Chansons.
5) Knox, hist., 280.

Königs von Frankreich nach Schottland kam[1]). Er selbst erzählt uns, wie der Lord Stuart und der Herzog von Chatelherault sich bemüht hätten, ihn zu trösten, und wohl war es für ihn ein harter Verlust. Zwei unerwachsene Kinder blieben dem so viel beschäftigten Manne zur Obhut zurück, und wenn er auch noch die Schwiegermutter hatte, so war dieselbe doch auch so tief gebeugt, daß er Mühe hatte, sie aufzurichten. Die vielfältige Arbeit und Sorge, welche die drohenden Zeitumstände ihm machten, dienten ihm wohl dazu, ihm über diese Schmerzen hinweg zu helfen. Auch Calvin schrieb dem Freunde einen Trostbrief, in welchem er an den Tag legte, wie hoch er die Frau geachtet habe, wie denn auch dem Genfer Reformator dieser Verlust sehr zu Herzen gegangen zu sein scheint. „Dein Verlust, heißt es da, ist mir, wie billig, schmerzlich und bitter. Du hattest eine Frau, der wenige verglichen werden können[2]).“

Neunzehntes Kapitel.

Maria's erster Zusammenstoß mit Knox.

Die Königin wurde in durchaus freundlicher Weise von ihren Unterthanen empfangen. Die Barone kamen ihr bis Leith entgegen und holten sie von da in feierlichem Zuge nach Edinburg ab, und wenn sie es in Schottland auch nicht so glänzend fand, wie in Frankreich, das ja schon damals das Land der Ueppigkeit war, so zeigte ihr doch Alles, daß sie willkommen sei[3]). Beide Parteien setzten ihre Hoffnungen auf die Anwesenheit der Königin im Vaterlande, die Römischen, indem sie erwarteten, an ihr eine Stütze zu finden, die Evangelischen, indem sie hofften, ein längerer Aufenthalt Maria's unter ihnen und namentlich der Umstand, daß sie den unmittelbaren Einflusse der Guisen entzogen sei, würde am Ende bewirken, daß sie der Reformation geneigter würde[4]).

Beide sollten sich jedoch in ihren Erwartungen betrogen sehen. Um dem Evangelium Geschmack abzugewinnen, dazu war die Zöglingin des französischen Hofes überhaupt zu leichtfertig, auch wenn die Anhänglichkeit an die römische Kirche weniger tief in ihrem Herzen wäre eingeprägt gewesen

---

1) Vgl. Knox, hist., 260.
2) Calvini Oper. IX, 150.
3) Vgl. über den Empfang Knox, hist., 203 f. Tytler, VI, 236.
4) Knox, hist., 285. Die Edelleute sagten: „If we were not assaved, that she mycht be wone, we sould be als grit Enemies to her Mess as ye suld be.“

es wirklich der Fall war, und namentlich dieser strenge Ernst, mit
lchem die schottischen Protestanten, den Grundsätzen der reformirten
rche gemäß, auf Ehrbarkeit und Heiligung des Lebens drangen, war der an
piges Wesen Gewöhnten ein Gräuel. In Frankreich war sie eine Zeit
ig die erste Frau im Staate, von tausend Schmeichlern umgeben, die
en Winken gehorchten und nichts sagten, als was ihr angenehm war[1]),
r dagegen wagten es die Vertreter der evangelischen Kirche, die Prediger,
ohne Menschenfurcht und Menschengefälligkeit und ohne alle Verhüllung
Wahrheit vor die Augen zu stellen und ihr nicht blos in Sachen des
aubens zu widerstehen, sondern auch ihre eigene Lebensweise zu rügen,
d sie hätte eine tiefer und ernster angelegte Natur gewesen sein müssen,
m sie das hätte würdigen und dadurch nicht vielmehr geärgert und abge-
ßen, als bekehrt werden sollen. So war denn am Ende vorauszusehen,
ß sie den Evangelischen Nichts zugestehen werde, wozu sie sich nicht durch
Gewalt der Umstände gezwungen sähe.

Aber auch die Römischen täuschten sich, wenn sie meinten, Maria
rde nun ohne Weiteres Schritte thun, um ihnen wieder aufzuhelfen. Die
rückführung des Papstthums blieb zwar fortwährend das von der Königin

1) M'Crie, II, 22 sagt: Die Erziehung, welche Maria am französischen Hofe empfing, wie sehr sie auch ihrer Schönheit förderlich sein mochte, war die schlechteste, die man sich denken kann, um sie geschickt zu machen, ihr Vaterland in der gegenwärtigen Lage zu regieren. Schon von Natur heftigen Gemüthes, war sie durch die Unterwürfigkeit, welche sie gewohnt war, ihren persönlichen Reizen gewidmet zu sehen, gegen jeden Widerspruch im höchsten Grade empfindlich geworden. An den Glanz und die galanten Manieren des üppigsten und sittenlosesten Hofes von Europa gewöhnt, konnte sie es nicht über sich gewinnen, sich die Zurückhaltung aufzulegen, welche die strengere Lebensweise ihrer Unterthanen von ihr forderte, und während diese durch die Freiheit ihres Betragens geärgert wurden, verbarg sie die Abneigung und den Widerwillen nicht, den sie an den Sitten derselben empfand. Voll von hohen Meinungen über die Vorrechte der Könige, betrachtete sie die letzten Ereignisse in Schottland als eine Empörung gegen ihre Autorität, und nachdem sie aufgezogen war von Kindheit an in blinder Anhänglichkeit an die römische Kirche, wurde, ehe sie Frankreich verließ, jedes Mittel angewandt, sie in ihren Vorurtheilen zu bestärken und sie mit Abscheu gegen die Religion zu erfüllen, welche ihr Volk angenommen hatte. Man lehrte ihr, daß es der größte Ruhm ihrer Regierung sein würde, ihr Reich zur Unterwürfigkeit gegen den römischen Stuhl zurück zu führen und sich mit den papistisch gesinnten Fürsten des Kontinents zur Ausrottung der Ketzerei zu verbinden. Wenn sie die Religion, in der sie erzogen worden sei, aufgäbe, würde sie die Freundschaft dieser Fürsten verscherzen, wenn sie aber darin beharre, könne sie sich auf deren Beistand verlassen und sie würden sie in den Stand setzen, ihre rebellischen Unterthanen zu züchtigen und ihre Ansprüche auf den englischen Thron gegen die Usurpation einer Ketzerin durchzusetzen."

verfolgte Ziel, aber sie sowohl, wie ihre Vettern hatten sich überzeugt, daß dasselbe nur auf Umwegen zu erreichen sei, da man es auf dem geraden Wege der Gewalt nun einmal nicht vermochte. Deßhalb war sie denn auch entschlossen, vor der Hand ihre eigentlichen Pläne in ein tiefes Geheimniß zu verhüllen, bis es ihr gelungen sein würde, das geschlossene Bündniß der Evangelischen durch Intriguen zu sprengen[1]), und so war ihre erste That denn die, daß sie den „Zustand der Religion", wie sie ihn bei ihrer Ankunft in Schottland vorgefunden hatte, als rechtsbeständig anerkannte und sich nur ausbedang, die Messe in ihrer Privatcapelle feiern lassen zu dürfen.

Das Letztere erregte aber sofort den Verdacht und Unwillen Derjenigen unter den Evangelischen, die am Hofe Nichts meinten zu suchen zu haben, während dagegen freilich Andere, wie namentlich Lethington, aber auch Lord Stuart, Letzterer wohl aus brüderlicher Gesinnung gegen Maria, die Partei der Königin nahmen. Fast wäre es sofort zum Aufstande gekommen. Als die Königin gleich am ersten Sonntage nach ihrer Ankunft (24. August) die Messe in ihrer Capelle abhalten lassen wollte, entstand ein Sturm des Unwillens. Man erblickte darin eine Verletzung der Parlamentbeschlüsse, durch welche der „Götzendienst" für den g a n z e n Bereich des Landes verboten war, und indem man es als eine Verhöhnung des evangelischen Glaubens empfand, fürchtete man darin den Anfang weiter greifender Maßregeln gegen denselben. „Die Herzen aller Frommen", erzählt Knox[2]), „fingen an sich zu empören, und man sagte offen: Soll dem Götzendienste wieder Raum im Reiche gegeben werden? Das soll nicht geschehen!" Ein Haufen von Edelleuten aus Fyfe, an der Spitze Lord Lindsay, und Andere stürmten nach dem Schlosse und riefen zur Thür der Capelle hinein: „der götzendienerische Priester solle des Todes sterben, wie es das Wort Gottes gebiete." Sie würden ohne Zweifel ihren Vorsatz ausgeführt haben, hätte sich ihnen Lord Stuart[3]) nebst einigen anderen Baronen nicht in den Weg geworfen und sie von weiterem Vordringen abgehalten. So konnte die Messe denn allerdings gefeiert werden, „die Herzen der Frommen waren mit Kummer erfüllt und am Nachmittage begaben sie sich nach der Abtei, Klagen über dieß Vorgehen der Königin führend und indem sie zugleich es aussprachen sie könnten es nicht dulden, daß das Land, welches Gott durch seine Allmacht vom Götzendienste gereinigt hätte, nun wieder vor ihren Augen dam[it] befleckt werden sollte." Nur mit Mühe gelang es, sie zum Frieden zu reden indem man den Edelleuten Seitens der Hofpartei vorstellte, daß sie durch ein solches Benehmen die Königin sofort wieder vertreiben würden und da

1) Vgl. M'Crie, II, 23.

2) Knox, hist., 284. Vgl. Buchanan, 329.

3) Knox sagt, Lord Stuart habe die Thür zugehalten und vorgegeben, d[ie] Schotten von der Theilnahme an der Messe zurückhalten zu wollen. (l. c

ja Aussicht sei, Maria, wenn man ihr nur Zeit lasse, für das Evangelium zu gewinnen. „Durch diese und ähnliche Ueberredungen wurde der Eifer der Brüder gedämpft."

Knox bemühte sich nun allerdings selbst, den Unwillen seiner Brüder zu besänftigen [1]). Er wollte nicht, daß die Königin gleich bei ihrer Rückkehr beleidigt und dadurch von vorn herein gegen das Evangelium eingenommen werde, da ja auch er hoffen mochte, sie noch für dasselbe gewinnen zu können. Gleichwohl aber war auch er nicht wenig von dem Vorfalle ergriffen, und obgleich er von allem gewaltsamen Vorgehen abmahnte, so sah er sich doch veranlaßt [2]), öffentlich auf der Kanzel ein unumwundenes Zeugniß wider die Messe abzulegen, jedenfalls weil er meinte, daß sein Schweigen Niemanden zu einem Fallstricke dienen solle.

„Am nächsten Sonntage", erzählt er selbst [3]), „predigte er gegen den Götzendienst und zeigte, was für schreckliche Plagen Gott über die Königreiche und Nationen um desselben willen verhängt habe, indem er zugleich hinzufügte, daß eine Messe für ihn furchtbarer sei, als wenn zehntausend Feinde im Königreiche an's Land stiegen, um den heiligen Glauben zu unterdrücken. Denn, sagte er, unser Gott hat Macht genug, die Menge in die Flucht zu schlagen, wenn wir uns unbeweglich auf ihn verlassen, und davon haben wir ja auch Erfahrung genug gemacht; aber wenn wir mit dem Götzendienste uns einlassen, so ist kein Zweifel, daß Gott seine Hand von uns wenden wird, und was soll dann aus uns werden? Ach! ich fürchte, Erfahrung wird es uns lehren zum Wehklagen Vieler!"

Doch die Königin setzte ihren Willen durch, daß ihr die Abhaltung der Messe gestattet wurde. Auf den Rath ihres geheimen Rathes, den sie gleich nach ihrer Ankunft niedergesetzt hatte, bestehend aus dem Herzoge von Chatelherault, dem Lord Stuart, dem Grafen Huntley, Argyle und Anderen, erließ sie einen Befehl [4]), daß Jedermann sich ruhig verhalten und Niemand, bis zum Zusammentritt eines Parlaments, welches diese Angelegenheit in Ordnung bringen werde, irgend eine Veränderung oder Neuerung in Religionssachen vornehmen solle, bei Strafe des Hochverrathes. Auch solle Niemand sich unterstehen, an ihrer Dienerschaft oder an Personen, welche zu ihr aus Frankreich kämen, unter was immer für einem Vorwande sich zu vergreifen. Dadurch wurden Viele beruhigt, namentlich als den Edelleuten, welche sich Anfangs gegen die Messe aufgelehnt hatten, bemerklich gemacht wurde, daß es gelte, mit der Königin Geduld zu haben und zu warten, bis sie für das Evangelium gewonnen sein werde. So gab man sich am Ende zufrieden.

1) M'Crie, II, 24.

2) Wahrscheinlich weil Lethington und die rasch sich bildende Hofpartei ihn einer solchen Ermahnung bedürftig scheinen mochte.

3) Knox, hist., 287.

4) Ebendas. 285, wo die Proclamation mitgetheilt ist.

„Die schmeichelhaften Worte der Königin“, sagt Knox[1]), „auf der einen Seite, welche immerfort rief: Gewissen! Gewissen! es ist ein köstlich Ding, das Gewissen rein zu bewahren! und auf der andern Seite die subtilen Ueberredungen derer, die ihr das Wort redeten (wir meinen Solche, welche sonst für unsre Freunde galten) bethörten alle Leute und brachten ihnen die Meinung bei, sie werde sich dazu verstehen, die Predigt zu hören, und es sei kein Zweifel, daß sie werde gewonnen werden. Und so wurde von Allen beschlossen, sie (mit ihrer Messe) für eine Zeit lang zu ertragen.“ Nur Graf Arran schlug eine öffentliche Protestation an das Marktkreuz von Edinburg[2]), in welcher er sich auf die Beschlüsse des früheren Parlamentes, die Ausrottung des Götzendienstes betreffend, berief und darauf bestand, daß von diesem Gesetze Niemand innerhalb des Königreiches, auch nicht das Hausgesinde der Königin und die Fremden, die aus Frankreich kämen, ausgenommen sein könnten[3]).

So war denn allerdings ein Funken der Zwietracht von vorn herein zwischen die Königin und ihr Volk geworfen, der, für den Augenblick freilich gedämpft, doch gar leicht in helle Flammen ausschlagen konnte. Maria mochte das wohl selbst einsehen, daß die Gefahr nicht gering sei, besonders, daß Knox nicht ruhen werde, so lange der Stein des Anstoßes in der Capelle von Holyroodhouse bliebe. Aus diesem Grunde wünschte sie denn eine persönliche Unterredung mit dem Reformator zu haben, sei es, daß sie wirklich hoffte, vertrauend auf ihre so sehr gewinnende Persönlichkeit, auch ihn an sich fesseln zu können, sei es, daß ein unbestimmtes Gefühl sie trieb, den Mann kennen zu lernen, von dem sie wußte, daß er die Seele der Partei sei, die ihren Absichten gegenüberstand. Sie ließ ihn deßhalb zu sich entbieten (Anfang Septembers) und hielt in Gegenwart des Lord Stuart eine jener merkwürdigen Unterredungen mit ihm, um derentwillen Knox so oft der unehrbietigen Frechheit gegen seine Königin angeklagt worden ist, die aber doch am Ende nichts Anderes bezeugen, als den Freimuth des Predigers, der sich bewußt war, welche Sache er der Königin gegenüber zu vertreten hatte, und daß er davon nicht weichen dürfe.

Maria hatte von vorn herein ein Vorurtheil gegen den Reformator. wie dies auch kaum anders sein konnte, und sie ließ ihn dasselbe auch sogleich empfinden[4]). „Sie machte ihm Vorwürfe, daß er einen Theil ihrer Unter-

1) Knox, hist., 287.

2) Was Arran bewogen, ist nicht klar. Ob die Zurückweisung seiner Bewerbungen bei Maria?

3) Ebendas. 285. In allen gesetzlichen Dingen versprach die Proclamation, die als im Namen Vieler erlassen abgefaßt war, der Königin Gehorsam zu leisten und fügte hinzu, wie es sich von selbst verstände, daß Niemand das Gesinde der Königin verletzen werde. „We have learned in our Maiste Chrysts School, To keap Peace with all Men.“

4) Ebendas. 288 ff.

thanen gegen ihre Mutter und gegen sie selbst aufgereizt habe, sie hielt ihm die Schrift wider das Frauenregiment vor, und meinte, sie wolle dieselbe von den gelehrten Männern Europa's widerlegen lassen, sie beschuldigte ihn endlich wegen der „verrätherischen“ Verbindung mit England und daß ihr gesagt worden sei, er habe einen Bund mit dem Teufel gemacht.

Knox antwortete darauf: „Madame, es gefalle Ew. Majestät, mich ruhig anzuhören. Für's Erste, wenn die Wahrheit Gottes lauter lehren, wenn den Götzendienst zurückweisen und das Volk dahin bringen, daß es Gott gemäß seinem Worte verehrt, die Unterthanen gegen ihre Fürsten aufsetzen heißt, dann bin ich nicht zu entschuldigen, denn es hat Gott in seiner Gnade gefallen, mich nebst vielen Andern dazu zu erwählen, daß ich in diesem Reiche die Nichtigkeit der papistischen Religion und den Betrug, den Stolz und die Tyrannei des römischen Antichrist's an's Licht bringen soll. Aber, Madame, wenn die wahre Erkenntniß Gottes und seine rechte Verehrung die hauptsächlichste Ursache ist, welche die Leute bewegen muß, ihren Fürsten recht von Herzen zu gehorchen, wie es denn gewiß ist, daß es sich so verhält, wessen kann ich dann beschuldigt werden? Ich denke und bin davon sicher überzeugt, daß Ew. Gnaden unbeweglicher Gehorsam geleistet worden ist und noch wird von Denen, welche in diesem Königreiche Jesum Christum bekennen, wie jemals eurem Vater oder euren andern Vorfahren von Seiten derer, die man Bischöfe nannte. Und was das Buch anbetrifft, welches Ew. Majestät so sehr verletzt zu haben scheint, so ist es allerdings wahr, daß ich es geschrieben habe, und ich bin auch gern damit einverstanden, daß es von allen Gelehrten der Welt beurtheilt werde. Ich höre, daß ein Engländer gegen dasselbe geschrieben hat, aber ich habe ihn noch nicht gelesen. Wenn er jedoch meine Gründe hinreichend untersucht und seine Gegenbeweisungen mit eben so augenscheinlichen Zeugnissen, wie ich die meinigen, unterstützt hat, so werde ich nicht halsstarrig sein, sondern gern meinen Irrthum und meine Unwissenheit bekennen. Aber bis zu dieser Stunde bin ich überzeugt, daß ich die in meinem Werke behaupteten Dinge werde aufrecht erhalten können und zwar ich allein gegenüber von zehn Gelehrten Europa's, die sie widerlegen möchten.“

„Ihr meint“, erwiderte die Königin, „daß ich mit Unrecht auf dem Throne sitze!“

Knox: „Eure Majestät wollen bedenken, daß gelehrte Leute zu allen Zeiten Meinungen gehegt haben, die dem gewöhnlichen Urtheile der Welt gemeinlich entgegen waren, auch haben sie dieselben bekannt gemacht, sowohl mündlich, als schriftlich, ungeachtet sie selbst in der gewöhnlichen Gemeinschaft mit Anderen gelebt und ruhig die Irrthümer und Unvollkommenheiten ertragen haben, welche sie nicht beseitigen konnten. Der Philosoph Plato schrieb sein Buch über den Staat, in welchem er manche Dinge verwarf, welche damals in der Welt bestanden, und von manchen verlangte, daß sie

verbessert werden sollten, dennoch lebte er unter solchen Gesetzen, als damals galten, ohne irgend wie den Staat zu beunruhigen. Eben so, Madame, zu thun bin ich bereit und zwar mit aufrichtigem Herzen und mit dem Zeugnisse eines guten Gewissens. Ich habe meine Meinung der Welt dargethan, wenn nun das Königreich keinen Anstoß an der Regierung einer Frau nimmt, so werde ich dem, was man allgemein billigt, nicht ferner widersprechen, es sei denn inwendig in meinem Herzen, sondern ich werde eben so gern unter der Herrschaft Eurer Gnaden leben, wie Paulus unter Nero, und ich hoffe auch, daß, so lange ihr eure Hände nicht mit dem Blute der Heiligen Gottes befleckt, weder ich, noch das Buch eurem Ansehen Schaden thun wird, denn in der That, Madame, das Buch war ganz besonders gegen die gottlose Jesabel von England geschrieben."

Maria: „Aber ihr sprecht vom Frauenregiment im Allgemeinen."

Knox: „Ganz gewiß, Madame, und doch scheint mir, daß Eure Gnaden weise genug sein sollten, um niemals deßhalb Streit anzufangen was bis jetzt Eurer Gnaden nicht geschadet hat, weder was die Person, noch das Ansehen anlangt. Denn seit Kurzem sind manche Dinge, die man früher für ausgemacht hielt, in Zweifel gezogen, ja, sie sind geradezu angefochten worden. Doch aber, Madame, bin ich gewiß, daß weder ein Protestant, noch ein Papist jemals wird nachweisen können, daß diese Frage" (so weit sie nämlich die Rechte Maria's anbetrifft) „öffentlich oder im Geheimen aufgeworfen worden ist. Fürwahr, Madame, wenn ich die Absicht gehabt hätte, eure Rechte anzugreifen, weil ihr eine Frau seid, ich würde eine passendere Zeit gewählt haben, als jetzt, wo ihr selbst im Reiche anwesend seid. Aber nun, Madame, um kurz auf die andern Anklagen zu antworten, so preise ich Gott von Herzen durch Jesum Christum, daß Satan der Feind des Menschengeschlechtes, und die Gottlosen von dieser Welt mir keine andern Verbrechen zur Last legen können, als solche, von denen die ganze Welt weiß, daß sie falsche und leere Beschuldigungen sind. Denn in England habe ich mich nur fünf Jahre lang aufgehalten, und zwar in Berwick, wo ich zwei Jahre blieb, dann eben so lange in Newcastle und ein Jahr in London. Wohlan, Madame, wenn in einem dieser Orte für die Zeit, daß ich dort war, irgend Jemand nachweisen kann, daß dort Streit Aufruhr oder Empörung war, so will ich bekennen, daß ich selbst der Uebelthäter gewesen bin oder der, der das Blut vergossen hat. Ich schäme mich jedoch nicht, zu behaupten, daß Gott meine schwachen Arbeiten so gesegnet hat, daß in Berwick, wo die Leute gemeinlich für Händelsucher gehalten werden wegen der Streitigkeiten, welche dort zwischen den Soldaten zu entstehen pflegten, für die ganze Zeit, daß ich dort war, eine eben so große Ruhe gewesen ist, als heute in Edinburg. Und daß man mich der Magie der Teufelsbannerei oder irgend einer andern von Gott verbotenen Kunst beschuldigt, so habe ich, außer meinen Genossen, alle die Gemeinden zu

Zeugen, die mich jemals gehört haben, was ich gegen diese Künste und gegen die, die solche Frevel üben, gesagt habe. Aber da die Gottlosen von der Welt gesagt haben, daß mein Meister, der Herr Jesus, vom Teufel besessen sei, so ertrage ich es ruhig, daß ich, ein armer Sünder, ungerechter Weise wegen Dingen angeklagt werde, die mir in Wahrheit nie in den Sinn gekommen sind.

Maria: „Aber ihr habt das Volk gelehrt, eine andre Religion anzunehmen, als seine Fürsten gestatten können, und wie kann jene Lehre von Gott sein? da doch Gott den Unterthanen befiehlt, ihren Fürsten zu gehorchen."

Knox: „Madame, wie die rechte Religion nie von den weltlichen Fürsten ihren Ursprung genommen und ihre Beglaubigung empfangen hat, sondern allein von dem ewigen Gott, so sind die Unterthanen auch nicht verpflichtet, ihren Glauben nach den Gelüsten ihrer Fürsten einzurichten, denn oft geschieht es, daß Fürsten die Unwissendsten von Allen in Betreff der rechten Religion sind, wie wir es in der Geschichte sowohl vor, als auch nach dem Tode Jesu Christi lesen können. Wenn alle Nachkommen Abrahams der Religion Pharao's hätten anhängen sollen, dessen Unterthanen sie lange Zeit waren, so frage ich euch, Madame, was für eine Religion würde in der Welt sein? Oder wenn alle Menschen in den Tagen der Apostel hätten von der Religion des römischen Kaisers sein sollen, was für eine Religion würde dann auf Erden zu finden sein? Daniel und seine Genossen waren Unterthanen Nebukadnezar's und Darius', und doch, Madame, wollten sie nicht von der Religion derselben sein, weder von der des Einen, noch von der des Anderen, denn die drei jungen Leute sagten: „Wir kündigen dir an, o König, daß wir deine Götter nicht verehren werden!" und Daniel betete öffentlich zu seinem Gott, entgegen dem ausdrücklichen Befehle des Königs. Und so, Madame, mögt ihr wohl einsehen, daß Unterthanen nicht verpflichtet sind, desselben Glaubens mit ihren Fürsten zu sein, obgleich ihnen befohlen worden ist, denselben gehorsam zu sein[1]).

„Ja", sagte die Königin, „aber keiner von diesen Leuten erhob das Schwert gegen seinen Fürsten."

„Doch, Madame", erwiderte Knox, „ihr könnt nicht leugnen, daß sie ihnen widerstanden, denn wer den Befehlen, die ihm gegeben sind, nicht gehorcht, leistet doch gewiß Widerstand."

Maria: „Aber doch widerstanden sie nicht mit dem Schwert."

Knox: „Gott, Madame, hatte ihnen nicht die Macht und die Mittel dazu gegeben."

Maria: „Meint ihr, daß Unterthanen, welche die Macht dazu haben, ihren Fürsten Widerstand leisten dürfen?"

---

1) Vgl. damit den in Deutschland geltenden Grundsatz: **Cujus regio, ejus religio!**

verbessert werden sollten, dennoch lebte er unter solchen Gesetzen, als damals galten, ohne irgend wie den Staat zu beunruhigen. Eben so, Madame, zu thun bin ich bereit und zwar mit aufrichtigem Herzen und mit dem Zeugnisse eines guten Gewissens. Ich habe meine Meinung der Welt dargethan, wenn nun das Königreich keinen Anstoß an der Regierung einer Frau nimmt, so werde ich dem, was man allgemein billigt, nicht ferner widersprechen, es sei denn inwendig in meinem Herzen, sondern ich werde eben so gern unter der Herrschaft Eurer Gnaden leben, wie Paulus unter Nero, und ich hoffe auch, daß, so lange ihr eure Hände nicht mit dem Blute der Heiligen Gottes befleckt, weder ich, noch das Buch eurem Ansehen Schaden thun wird, denn in der That, Madame, das Buch war ganz besonders gegen die gottlose Jesabel von England geschrieben."

Maria: „Aber ihr sprecht vom Frauenregiment im Allgemeinen."

Knox: „Ganz gewiß, Madame, und doch scheint mir, daß Eure Gnaden weise genug sein sollten, um niemals deßhalb Streit anzufangen, was bis jetzt Eurer Gnaden nicht geschadet hat, weder was die Person, noch das Ansehen anlangt. Denn seit Kurzem sind manche Dinge, die man früher für ausgemacht hielt, in Zweifel gezogen, ja, sie sind geradezu angefochten worden. Doch aber, Madame, bin ich gewiß, daß weder ein Protestant, noch ein Papist jemals wird nachweisen können, daß diese Frage" (so weit sie nämlich die Rechte Maria's anbetrifft) „öffentlich oder im Geheimen aufgeworfen worden ist. Fürwahr, Madame, wenn ich die Absicht gehabt hätte, eure Rechte anzugreifen, weil ihr eine Frau seid, ich würde eine passendere Zeit gewählt haben, als jetzt, wo ihr selbst im Reiche anwesend seid. Aber nun, Madame, um kurz auf die andern Anklagen zu antworten, so preise ich Gott von Herzen durch Jesum Christum, daß Satan, der Feind des Menschengeschlechtes, und die Gottlosen von dieser Welt mir keine andern Verbrechen zur Last legen können, als solche, von denen die ganze Welt weiß, daß sie falsche und leere Beschuldigungen sind. Denn in England habe ich mich nur fünf Jahre lang aufgehalten, und zwar in Berwick, wo ich zwei Jahre blieb, dann eben so lange in Newcastle und ein Jahr in London. Wohlan, Madame, wenn in einem dieser Orte für die Zeit, daß ich dort war, irgend Jemand nachweisen kann, daß dort Streit, Aufruhr oder Empörung war, so will ich bekennen, daß ich selbst der Uebelthäter gewesen bin oder der, der das Blut vergossen hat. Ich schäme mich jedoch nicht, zu behaupten, daß Gott meine schwachen Arbeiten so gesegnet hat, daß in Berwick, wo die Leute gemeinlich für Händelsucher gehalten werden wegen der Streitigkeiten, welche dort zwischen den Soldaten zu entstehen pflegten, für die ganze Zeit, daß ich dort war, eine eben so große Ruhe gewesen ist, als heute in Edinburg. Und daß man mich der Magie, der Teufelsbannerei oder irgend einer andern von Gott verbotenen Kunst beschuldigt, so habe ich, außer meinen Genossen, alle die Gemeinden zu

Zeugen, die mich jemals gehört haben, was ich gegen diese Künste und gegen die, die solche Frevel üben, gesagt habe. Aber da die Gottlosen von der Welt gesagt haben, daß mein Meister, der Herr Jesus, vom Teufel besessen sei, so ertrage ich es ruhig, daß ich, ein armer Sünder, ungerechter Weise wegen Dingen angeklagt werde, die mir in Wahrheit nie in den Sinn gekommen sind.

Maria: „Aber ihr habt das Volk gelehrt, eine andre Religion anzunehmen, als seine Fürsten gestatten können, und wie kann jene Lehre von Gott sein? da doch Gott den Unterthanen befiehlt, ihren Fürsten zu gehorchen."

Knox: „Madame, wie die rechte Religion nie von den weltlichen Fürsten ihren Ursprung genommen und ihre Beglaubigung empfangen hat, sondern allein von dem ewigen Gott, so sind die Unterthanen auch nicht verpflichtet, ihren Glauben nach den Gelüsten ihrer Fürsten einzurichten, denn oft geschieht es, daß Fürsten die Unwissendsten von Allen in Betreff der rechten Religion sind, wie wir es in der Geschichte sowohl vor, als auch nach dem Tode Jesu Christi lesen können. Wenn alle Nachkommen Abrahams der Religion Pharao's hätten anhängen sollen, dessen Unterthanen sie lange Zeit waren, so frage ich euch, Madame, was für eine Religion würde in der Welt sein? Oder wenn alle Menschen in den Tagen der Apostel hätten von der Religion des römischen Kaisers sein sollen, was für eine Religion würde dann auf Erden zu finden sein? Daniel und seine Genossen waren Unterthanen Nebukadnezar's und Darius', und doch, Madame, wollten sie nicht von der Religion derselben sein, weder von der des Einen, noch von der des Anderen, denn die drei jungen Leute sagten: „Wir kündigen dir an, o König, daß wir deine Götter nicht verehren werden!" und Daniel betete öffentlich zu seinem Gott, entgegen dem ausdrücklichen Befehle des Königs. Und so, Madame, mögt ihr wohl einsehen, daß Unterthanen nicht verpflichtet sind, desselben Glaubens mit ihren Fürsten zu sein, obgleich ihnen befohlen worden ist, denselben gehorsam zu sein [1]).

„Ja", sagte die Königin, „aber keiner von diesen Leuten erhob das Schwert gegen seinen Fürsten."

„Doch, Madame", erwiderte Knox, „ihr könnt nicht leugnen, daß sie ihnen widerstanden, denn wer den Befehlen, die ihm gegeben sind, nicht gehorcht, leistet doch gewiß Widerstand."

Maria: „Aber doch widerstanden sie nicht mit dem Schwert."

Knox: „Gott, Madame, hatte ihnen nicht die Macht und die Mittel dazu gegeben."

Maria: „Meint ihr, daß Unterthanen, welche die Macht dazu haben, ihren Fürsten Widerstand leisten dürfen?"

---

1) Vgl. damit den in Deutschland geltenden Grundsatz: **Cujus regio, ejus religio!**

Knox: „Wenn ihre Fürsten ihre Befugnisse überschreiten und Etwas thun, was dem entgegen ist, um deßwillen sie Gehorsam finden sollten, so ist es kein Zweifel, sie (die Unterthanen) dürfen Widerstand leisten, selbst mit Gewalt. Denn Königen und Fürsten soll keine größere Ehre und kein anderer Gehorsam erwiesen werden, als Gott befohlen hat, Vater und Mutter zu erweisen, aber wenn es geschieht, daß der Vater vom Wahnsinn befallen wird, in welchem er seine eigenen Kinder tödten will, und wenn dann die Kinder dagegen sich auflehnen, sich mit einander verbinden, den Vater ergreifen, ihm das Schwert und andern Waffen nehmen, endlich ihm die Hände binden und ihn in's Gefängniß setzen, bis seine Raserei vorüber ist, denkt ihr, Madame, daß die Kinder dann Unrecht thun? oder meint ihr, Gott werde durch diejenigen beleidigt, welche ihren Vater davon zurückhalten, ein Verbrechen zu begehen? Eben so ist es, Madame, mit den Fürsten, welche die Kinder Gottes morden wollen, die ihre Unterthanen sind. Ihr blinder Eifer ist Nichts, als im eigentlichen Sinne eine tolle Raserei, und deßhalb ihnen das Schwert wegzunehmen, ihre Hände zu binden, und sie in's Gefängniß zu werfen, bis sie wieder zur Besinnung gebracht sind, ist kein Ungehorsam gegen die Fürsten, sondern rechter Gehorsam, weil es mit dem Willen Gottes übereinkommt.

„Ueber diese Worte", erzählt Knox weiter, „wurde die Königin im höchsten Grade bestürzt. Sie stand fast eine Viertelstunde sprachlos da, so daß schon der Lord Stuart voll Besorgniß herbeikam und sie fragte, ob ihr Etwas zugestoßen sei. Zuletzt ermannte sie sich und sagte: „„Wohl, ich sehe, meine Unterthanen sollen euch gehorchen und nicht mir, sie sollen thun, was ihnen gelüstet, nicht was ich ihnen befehle, und so soll ich ihnen unterthänig sein, und nicht sie mir!""

„Gott verhüte", erwiderte Knox darauf, „daß ich jemals dahin komme, Jemanden zu befehlen, daß er mir gehorche, oder auch die Unterthanen dahin zu bringen, daß sie thun, was ihnen beliebt, sondern was ich bewirken möchte, ist, daß Beide, Fürsten und Unterthanen, Gott gehorchen! Und glaubt nicht, Madame, daß euch etwas Uebles geschieht, wenn ihr dahin gebracht werdet, Gott unterthänig zu sein! Denn er ist's, der das Volk den Fürsten unterworfen und den Gehorsam befohlen hat, den es ihnen schuldig ist, ja, Gott gebietet den Königen Pflegeväter seiner Kirche, und den Königinnen, die Ammen seines Volkes zu sein [1]). Und diese Unterwerfung unter Gott, Madame und unter seine verfolgte Kirche ist die größte Würde, welche Fleisch und Blut auf Erden erlangen kann, denn das wird sie (die Fürstin) zur ewigen Herrlichkeit führen."

Maria: „Ja, aber ihr seid nicht die Kirche, welche ich nähren will.

---

1) Von Knox selbst hervorgehobene Worte.

Ich will die römische Kirche vertheidigen, denn die ist, denke ich, die wahre Kirche Gottes."

Diese Worte, von der Leidenschaft, in welche die Königin gerathen war, unbesonnen herausgestoßen, belehrten den Reformator, was er von der Königin zu erwarten habe, und, leicht erregt, wie er war, so bald er die Sache des Herrn, für die er sein Leben lang gestritten hatte, in Gefahr sah, ließ auch er sich zu heftiger Erwiderung hinreißen.

„Euer Wille, Madame", sagte er, „ist kein Grund, noch macht eure Meinung jene römische Hure zu der wahren und unbefleckten Braut Jesu Christi. Und wundert euch nicht, Madame, daß ich Rom eine Hure nenne, denn jene Kirche ist mit aller Art von geistlicher Hurerei befleckt, sowohl in ihrer Lehre, als auch in ihren Sitten (manners). Ja, Madame, ich erbiete mich, zu beweisen, daß die Kirche der Juden, welche Jesum Christum gekreuzigt hat, damals als sie so offenbar den Sohn Gottes verleugnete, nicht so weit von den Ordnungen und Gesetzen, die Gott durch Moses und Aaron seinem Volke gab, abgewichen ist, als jene Kirche von Rom seit mehr als fünfhundert Jahren von der Reinheit der Religion sich entfernt hat, welche die Apostel gelehrt und gepflanzt haben."

„Meine Ueberzeugung" (consciense), sagte die Königin, „ist nicht so!"

Knox: „Ueberzeugung, Madame, erfordert Erkenntniß, und ich fürchte, die rechte Erkenntniß habt ihr nicht."

Maria: „Ich habe es sowohl gehört, als gelesen."

Knox: „So, Madame, lasen die Juden, welche Jesum Christum gekreuzigt haben, das Gesetz und die Propheten und hörten dieselben auf ihre Weise auslegen. Aber habt ihr irgend eine Lehre gehört, als die, welche der Papst und die Cardinäle erlaubt haben? Und ihr dürft überzeugt sein, daß die Nichts sagen werden, das ihnen schaden könnte."

Maria: „Ihr legt die Schrift aus auf die eine Art und jene auf eine andre; wem soll ich nun glauben? und wer soll Richter sein?"

Knox: „Ihr sollt Gott glauben, der offen und klar in seinem Worte redet, und mehr, als euch das Wort lehrt, sollt ihr nicht glauben, weder das Eine, noch das Andre. Das Wort Gottes ist klar in sich selbst, und wenn ja eine Dunkelheit an irgend einer Stelle hervortritt, so erklärt der heilige Geist, der sich nie selbst widerspricht, dieselbe deutlicher an anderen Stellen, so daß da kein Zweifel übrig bleiben kann, als nur für diejenigen, welche hartnäckiger Weise unwissend bleiben wollen. Und nun, Madame, um einen von den hauptsächlichsten Punkten hervorzuheben, welcher heut' zu Tage zwischen uns und den Papisten streitig ist: die Papisten lehren und haben es frech behauptet, daß die Messe ein Gebot Gottes, eine Einrichtung Jesu Christi und ein Opfer für die Lebenden und für die Todten ist, wir dagegen leugnen das Eine, wie das Andre, und behaupten, daß die Messe, wie sie jetzt gehalten wird, Nichts, als eine Erfindung der Menschen und

auch, was freilich bemerkt werden muß, die Sache des Evangeliums
aufzugeben Willens waren, sondern sich immer noch überredeten, d
Königin derselben noch günstig werden würde.

Knox erzählt uns[1]), wie oft nur wenige Tage des Aufenthal
Hofe dazu gehört hätten, um eine solche Umwandlung zu vollbringe
er beklagt sich bitter darüber im Hinblick auf die mancherlei Leiden,
für die Kirche hernachmals aus dieser anfänglichen Sorglosigkeit und
giebigkeit hervorgegangen seien. „Ein eifriger und gläubiger Mann
richtet er, Robert Campbell von Kineancleuch, sagte zu Lord Oc
Mylord, ihr seid jetzt gekommen und beinahe der Letzte von Allen, au
nehme ich aus eurem Aerger, daß das Feuer euch noch nicht ergriffe
aber ich fürchte, daß ihr, wenn ihr nur erst mit dem Weihwasser des
besprengt worden seid, dann eben so sanft und nachgiebig sein
wie die Uebrigen. Denn ich bin hier erst fünf Tage gewesen und A
hörte ich Jedermann schreien: Laßt uns die Priester hängen! abe
dem sie zwei oder drei Mal in der Abtei gewesen waren, war auch ih
dahin." Und so kam's denn, wie Knox[2]) klagt, bald so weit, daß, w
„die Papisten so eingeschüchtert gewesen waren, daß Keiner von ih
ganzen Königreiche die Messe zu lesen oder zu hören gewagt hatte,
stanten gefunden wurden, welche sich nicht schämten, bei Tische und
dern öffentlichen Orten zu fragen: „Warum soll die Königin nic
Messe haben und die Art und Weise ihrer Religion? was kann da
oder unserm Glauben schaden? Und von diesen Beiden, nämlich von
Warum und Was, kamen sie denn bald dahin, zu sagen: Die Me
Königin und ihre Priester wollen wir schützen! diese Hand und dieß S
soll sie vertheidigen!" — Namentlich war es, wie schon erwähnt, de
Maitland von Lethington, der, von der Königin zu ihrem Secretair e
bald ganz auf der Seite derselben sich finden ließ[3]), und mit bes
Sorge blickte Knox auch auf den Lord Stuart, der, schon durch sei
wandtschaft mit der Königin an sie gebunden und von ihr auf jede
hervorgezogen und geehrt — rasch hintereinander wurde er zum Graf
Mar und von Murray ernannt — allerdings in der Gefahr stand, s
der Schwester umgarnen und dem Evangelium abwendig machen zu

Knox änderte um Alles dessen willen jedoch sein Verhalten in
Weise. Es war wieder nicht ungefährlich geworden, für die Wahrhe
tes einzustehen, aber anstatt sich dadurch einschüchtern zu lassen, wa
entschlossen, um so unbeweglicher gerade an Dem festzuhalten, was

1) Knox, hist., 287.
2) Ebendas. 282.
3) Vgl. dessen Brief an Cecil, d. d. 25. Oct. 1561, mitgetheilt von
VI, 241 f.

Leben lang vertheidigt hatte, je mehr der Adel, der dem Evangelium eine Stütze hätte sein sollen, von den Reizen der Königin und des Hoflebens sich verleiten ließ, gleichgiltig oder doch wenigstens sorglos in Betreff dieser großen Sache des Volks zu werden. Aus diesem Gesichtspunkte ist ohne Zweifel das ganze Verhalten des Reformators, wie er es der Königin und den Baronen gegenüber beobachtet hat, zu beurtheilen. Er bedauerte recht von Herzen, daß er zu diesem Verfahren sich gezwungen sah, wie er denn z. B. in einem Briefe an den englischen Staatssecretair [1]), in welchem er seine Ueberzeugung ausspricht, daß „die Königin nie werde für das Evangelium zu gewinnen sein, sondern daß die Lehren des Cardinals (von Lothringen) zu tief ihrem Herzen eingeprägt zu sein schienen, um ausgerottet werden zu können," zugleich es ausspricht, daß „er sich freuen würde, sich in dieser Hinsicht betrogen zu sehen, daß er aber fürchte, er habe sich nicht über den Charakter der Königin getäuscht." Aber er erkannte auch die Pflicht und die schwere Verantwortung, die auf ihn lag, in diesen Zeiten, welche mit einem allgemeinen Abfall drohten, mit seiner ganzen Persönlichkeit, und wär's mit seinem Leben, für die Sache des Herrn einzustehen. Es ist dabei namentlich wohl zu berücksichtigen, daß die Rechtsbeständigkeit der evangelischen Kirche noch keineswegs von der Königin anerkannt war. Das frühere Parlament hatte freilich das Glaubensbekenntniß angenommen und den römischen Gottesdienst, besonders die Messe, verboten, aber Maria hatte diese Beschlüsse durchaus nicht sanctionirt. In der gleich nach ihrer Ankunft erlassenen Proclamation befahl sie zwar, daß der Zustand der kirchlichen Angelegenheiten, wie sie denselben in ihrem Reiche vorgefunden, vorläufig respectirt und unverletzt erhalten bleiben solle, aber — sie verwies dabei auf ein künftiges Parlament, das die Dinge endgiltig zu ordnen haben werde, und — was konnte sie, über deren Absichten Knox nach jenem ersten Gespräche nicht mehr zweifelhaft sein durfte, bei dem neuen Parlamente nicht durchsetzen, wenn es ihr gelang, den Adel auf ihre Seite zu bringen? Dazu war auch Dasjenige, was der reformirten Kirche erst ihren festen Bestand und ihre gesicherte Grundlage hätte geben können, das Disciplinbuch, weder von der Königin, noch auch von dem Parlamente angenommen worden; alle Anstrengungen, welche der Reformator gemacht hatte, gerade diese Angelegenheit vor Ankunft der Königin zu einem festen Abschlusse zu bringen, waren an dem weltlichen Interesse des Adels gescheitert [2]), und so blieb die Kirche auch von dieser Seite her den Angriffen der Königin bloßgestellt. Ohne Zweifel, die Gefahr war durchaus nicht zu unterschätzen, und Knox, der

1) Vgl. M'Crie, II, 40, wo die Stelle des Briefes mitgetheilt ist (d. d. 7. October 1561.) Vgl. auch Knox, hist., 350; wo er sagt, daß er oft öffentlich und im Stillen für Bekehrung der Königin gebetet.

2) Auf jener Versammlung zu Edinburg (s. oben S. 260) war das Buch zwar unterzeichnet, aber nicht durchgeführt.

das Bewußtsein von der auf ihm liegenden Verantwortlichkeit haben durfte sah sich dadurch sein Verfahren vorgezeichnet.

Indem er allerdings auch so viel, wie möglich, an seine eigene Sicher heit dachte und deßhalb dahin strebte, die Vorurtheile, welche die Königi von England gegen ihn hegte, nur noch mehr zu zerstreuen — er unterhiel einen fortlaufenden Briefwechsel mit Cecil und dachte daran, sich im Noth falle eine Zufluchtsstätte im Nachbarlande zu sichern[1]) — übernahm er i Schottland das Amt des unermüdlichen und durch keine Künste zu täuschende Wächters[2]) über die Kirche Christi. Wie er es deßhalb gleich nach Wieder aufrichtung des römischen Gottesdienstes in der königlichen Capelle getha hatte, so suchte er auch hernach von dem ihm zum öffentlichen Reden ange wiesenen Orte, von der Kanzel aus, das Volk und den Adel bei jeder Gelegen heit auf die drohenden Gefahren aufmerksam zu machen, und die Betrachtun gen, welche er da über das Verhalten der Königin und ihres Hofes anstellte waren allerdings rückhaltslos offen — er war überhaupt nicht der Mann, de gelernt hätte, die Gegner der Sache Christi mit sanfter Hand anzufassen — dazu galt ihm das Evangelium eines Theils zu sehr als die eine, übe Alles aufrecht zu erhaltende Wahrheit, und dazu hatte er auch anderntheil sein Leben hindurch zu viel von den Gegnern desselben zu leiden gehab hatte zu sehr die Erfahrung gemacht, wie wenig auch diese geneigt waren zu schonen, wenn sie die Macht dazu in Händen hätten — aber immer i doch das zu bedenken, welche Sache es war, die er also vertrat, und welch Gefahren dieser Sache drohten, immer auch das, daß er wohl hätte möge Frieden haben, wenn nicht sein Gewissen es gewesen wäre, das ihn getrieben auch sein Leben selbst auf das Spiel zu setzen, wenn es nicht anders sei könnte. Daß „Offenheit" der einzige Weg sei, der unter den obwaltende Umständen helfen könne, das spricht er selbst als seine Ueberzeugung aus und schreibt an Cecil[3]): „Leute, die es vorziehen, zwischen zwei Wassern zu schwimmen, haben sich oft über meine Strenge beklagt, aber ich fürchte daß das, was sie als Sanftmuth und Milde preisen, über sie und Ander mehr Schrecken und Verderben bringen wird, als die Heftigkeit eines Pre digers jemals in diesem Lande verursacht hat." Da er die Pläne der Königi durchschaut hatte, auf wem beruhte da die Sicherheit der evangelischen Kirche als auf der unbeweglichen Festigkeit des Adels und des Volkes, wodurch si nach Gottes Gnaden zuerst war aufgerichtet worden, und Volk und Ade die Dinge sehen zu lassen, wie er sie sah — und die Ereignisse haben gelehrt daß er sie richtig gesehen hat — war deßhalb unzweifelhaft die Pflicht, die ihn aus Amt und Stellung hervorging. Der englische Gesandte Randolph schreib

1) Vgl. M'Crie, II, 30.
2) Vgl. Knox, hist., 333.
3) In dem oben erwähnten Briefe.

von ihm: „Die Stimme dieses einen Mannes ist im Stande, uns in einer Stunde mehr aufzuregen, als sechshundert Trompeten, welche fortwährend vor unsern Ohren ertönten [1])", und man hat dem Reformator diese entschiedene Offenheit oft genug zum Vorwurfe gemacht, aber vergleichen wir nur sein gerades Wesen mit dem verschlagenen Auftreten der Königin, welche kein Reizmittel unversucht ließ, um der reformirten Kirche ihre Stützen zu entziehen, so möchte sich doch fragen, auf wessen Seite das Lob und auf wessen Seite der Tadel sein dürfte. — —

Immer mehr trat die Gesinnung der Königin gegen das Evangelium nun aber auch öffentlich hervor. Als sie nach einer Rundreise durch das Land wieder nach Edinburg zurückkehrte, wurde sie dort auf das Glänzendste empfangen. Man hielt allerlei Aufzüge zu ihren Ehren, man sang Verse zu ihrem Ruhme, man ließ ihr die Schlüssel der Stadt in sinnreicher Weise durch einen aus einer Wolke herabschwebenden Knaben überreichen, und sie zeigte sich auch sehr zufrieden mit allen diesen Huldigungen, aber als man ihr auch eine Bibel mit einigen Worten zu deren Preise darbot — vielleicht war Knox selbst der Redner — empfing sie dieselbe mit spöttischer Miene und übergab sie einem der offenbarsten Anhänger des Papismus, dem Lord Arthur Erskine [2]).

Um dieselbe Zeit wurden neue Beamte der Stadt gewählt, und diese machten nach herkömmlicher Weise die Gesetze bekannt, denen das Volk nachzuleben habe. Da sie aber, den Parlamentsbeschlüssen zu Folge, auch den „Messehaltern, den hartnäckigen Papisten, welche das Volk verderben, den Mönchen, Priestern und andern Leuten der Art" die Stadt verboten, ließ sie die Königin in's Gefängniß werfen und setzte durch, daß Andere an ihre Stelle gewählt wurden, die bekannt machen mußten, daß die Stadt allen Leuten der Königin offen stehe, ein Vorgang, der die Anhänger des Evangeliums nicht wenig erregen mußte [3]), wenn freilich auch gesagt werden muß, daß die eigenthümliche Stellung, in welcher der Hof sich zu der bestehenden kirchlichen Ordnung befand, solche Maßnahmen dem Unbefangenen und Arglosen in einem milderen Lichte erscheinen lassen konnte.

Der hauptsächliche Stein des Anstoßes war und blieb aber für die entschiedenen Evangelischen die Messe in der königlichen Capelle. Sie sah man stets mit argwöhnischen Augen an, sie als den Punkt betrachtend, von dem aus der Papismus seine Angriffe gegen die reformirte Kirche mit Sicherheit führen könne, und besonders als die Leichtfertigeren immer sorgloser gegen dieß „Aergerniß" zu werden begannen, als sogar auch den geheimen Anhängern des Papismus aus der Stadt der Zutritt zu der königlichen Messe ge-

1) S. M'Crie, II, 41.
2) Knox, hist., 292.
3) Ibid.

stattet wurde, wuchs auch die Erbitterung gegen dieselbe. Auch such
Königin ihrem Gottesdienste immer mehr Pracht und äußeren Glanz ;
leihen, und es war klar, daß das, was Anfangs nur ihr und ihre
Frankreich mitgebrachten Gesinde gestattet worden war, immer mehr au
das Land sollte ausgedehnt werden. „Wenn die Königin ihre Messe
hörte man schon sagen, „warum sollten sie die Unterthanen nicht auch ho
und mit großer Klugheit wurden dergleichen Reden von den Hofleuten
das Volk gebracht, um dasselbe so wieder an den Gedanken zu gewöhne
die Aufrichtung des römischen Gottesdienstes auch an andern Orten, a
in der Capelle der Königin, durchaus rechtmäßig und unverfänglich se

Die Prediger waren deßhalb aber wachsam, und als am Allerh
tage die Messe auf dem Schlosse mit aller möglichen Ostentation gefeiert
war, unterließen sie es nicht, unverholen auf die Gefahren aufmerks
machen, die solches Vorgehen mit sich brächte. Sie „ermahnten nam
den Adel an seine Pflicht," und als von Manchen der bereits „zahm
machten Barone dagegen die Frage aufgeworfen wurde, ob „es den
Unterthanen erlaubt sei, den Götzendienst ihrer Königin zu unterdr
wurde eine Zusammenkunft der Geistlichen mit den bisherigen Häupte
Congregation gehalten, in denen diese Frage erörtert werden sollte.
Stuart, Graf Morton, Graf Marshall, der Secretair Lethington und
nahmen die Partei der Königin und erklärten; „es sei den Unterthanen
gestattet, ihr die Messe zu verbieten," während die Prediger, Knox,
Hay und Rob. Hamilton das Gegentheil behaupteten. Endlich kam man
ein, daß man den Rath Calvins einholen wolle, und Knox erbot si
denselben zu schreiben. Das aber war Lethington nicht recht: „wenn gesc
werden solle, so wolle er schreiben;" er fürchtete, Knox möge dem
Reformator die Sache zu sehr in seinem Lichte darstellen. Es gesche
Alles aber nur, wie Knox sagt, „um die Zeit hinzubringen [1])." Ein
einigung beider Theile kam nicht zu Stande, auch nicht das Schreib
Calvin [2]). Die Barone blieben dabei, daß es der Königin und ihrem
halt freistehen müsse, die Messe in ihrer Capelle zu begehen, die Predi
haupteten: „diese der Königin zugestandene Freiheit werde in nicht lang
zu ihrem eigenen Verderben ausschlagen."

Eine Gelegenheit, bei welcher der so hoch gespannte Gegensatz ge
sonders hervortrat, war dann aber die im December 1561 zu h
General-Synode. Hier mußten die kirchlichen Dinge ja zur Sprache ko
eben sowohl die Befugniß der Königin, Messe halten zu lassen, als au

1) Knox, hist., 293.
2) Ibid., 366. Lethington entschuldigte sich damit, daß er als Unterth
Secretair der Königin ohne deren Zustimmung keinen Rath in solche
gen habe einholen dürfen.

allen Dingen die noch immer offene Frage nach der Ratification des Disciplinbuches Seitens der Königin und des Parlamentes und nach Allem, was damit zusammenhing: nach der Kirchenzucht, nach dem Verfahren mit den geistlichen Gütern, nach den den Predigern und Superintendenten zu verschaffenden Subsistenzmitteln, und hier sehen wir auch deutlich bereits zwei Parteien innerhalb der reformirten Kirche einander entgegenstehen, auf der einen Seite diejenigen, welche Knox [1]) die „Hofleute" nennt, und auf der andern die Prediger nebst einem Theile der Edelleute, welche als Abgeordnete der Kirchen gekommen waren. An der Spitze der ersteren stand Lethington nebst seinem Schreiber Joh. Wood, der sich, wie Knox sagt, „vorher als äußerst eifrig in der Sache Gottes gezeigt und manchen guten Rath in zweifelhaften Angelegenheiten gegeben hatte", während Knox natürlich die Gegenpartei vertrat und Alles that, um die Uebrigen zu einem entschiedenen Vorgehen in den vorliegenden Fragen zu bewegen. Das aber brachte die Hofleute auf. Sie zogen sich von der Versammlung zurück, indem eine Anzahl von Edelleuten sich ihnen anschloß, und sie verboten den Uebrigen, irgend Etwas ohne ihr Beisein zu beschließen. Alles ließ sich zu einem offenen Bruche innerhalb des evangelischen Lagers an, und — freilich damit auch zu einem Siege der Königin.

Um jedoch den Zwiespalt beizulegen, begaben sich die Superintendenten und einige der Prediger zu den Lords, welche in der Abtei bei einander waren, und machten ihnen Vorstellungen. Doch im Grunde vergeblich, wenn sich auch die Hofleute zuletzt bewegen ließen, an der Versammlung wieder Theil zu nehmen. Die Lords beklagten sich, daß „die Prediger im Geheimen mit den Edelleuten verhandelten und Zusammenkünfte ohne ihre Kenntnißnahme hielten," worauf denn die Andern entgegneten, daß sie Nichts im Geheimen und überhaupt Nichts gethan hätten, das nicht mit der Kirchenordnung übereinstimmte. Sie klagten nun auch ihrer Seits über die Lords (d. h. wie Knox hinzusetzt, über die Schmeichler der Königin), daß dieselben sich nicht zu ihren Brüdern hielten, obgleich sie doch die Ordnung kennten, und dieselbe ihrem eigenen Wunsche gemäß aufgestellt, auch von ihnen das Disciplinbuch eigenhändig unterschrieben sei. Die Erwähnung des Disciplinbuches war aber nun den Lords durchaus nicht recht. Einige leugneten sogar, überhaupt „ein solches Ding, wie das Disciplinbuch, zu kennen," und zogen es in Zweifel, ob es auch wirklich nothwendig sei, Versammlungen wie die gegenwärtige zu halten, denn „gern hätte es die Königin und ihr geheimer Rath gesehen, wenn alle Zusammenkünfte der Frommen unterblieben wären."

So kam die hauptsächlichste Frage des Tages zur Sprache, und „die Verhandlungen waren scharf und lebhaft auf beiden Seiten." Die Partei der Königin hob hervor, wie es den Fürsten Verdacht erregen müsse, wenn sich

---

1) Knox, hist., 295, wo auch der Bericht über die Versammlung.

ihre Unterthanen ohne deren Vorwissen versammelten, worauf ihr erwidert wurde, daß die Kirche ohne Vorwissen der Königin Nichts gethan habe, da es derselben gar wohl bekannt sei, daß in Schottland sich eine reformirte Kirche befinde, welche ihre Ordnungen und bestimmten Versammlungen habe. Das aber wollten die Gegner nicht gelten lassen. Es sei, sagte Lethington, nicht die Frage, ob die Königin von den Versammlungen wisse, sondern ob sie dieselben erlaube, so daß es augenscheinlich war, man wollte der Monarchin eine größere Gewalt über die Kirche in die Hände spielen, als die Reformatoren ihr zuzugestehen für gut hielten und es unter den vorhandenen Verhältnissen auch wünschenswerth war. Deßhalb brach denn auch ein Sturm des Unwillens gegen den Staatssecretair los. Wenn die Freiheit der Kirche, erwiderte man ihm, von dem guten Willen der Königin abhängen sollte, so würde man bald nicht nur keine Versammlungen mehr haben, sondern auch der Freiheit des Predigens entbehren, das Evangelium selbst werde wieder unterdrückt werden, und als Lethington dieser Furcht spottete, rief man (Knox?) ihm zu: „Wohl! die Zeit wird es lehren! aber nehmt uns die Freiheit, uns zu versammeln und ihr nehmt uns das Evangelium! denn ohne Synoden — wie kann da Ordnung und Einigkeit in der Lehre aufrecht erhalten werden? Es ist nicht anzunehmen, daß alle Prediger so vollkommen seien, um nicht der Ermahnung zu bedürfen, sowohl in Betreff ihres Wandels, als ihrer Lehre, ja es kann auch sein, daß einige so steifnäckig[1]) sind, daß sie die Ermahnungen einfacher Leute nicht annehmen werden, wie auch, daß Fehler an einem Prediger gefunden werden, die nicht geradezu ein Verbrechen sind, und doch muß Ordnung gehalten werden und sowohl dem Klagenden, als dem Beklagten sein Recht geschehen, wenn nicht gar schlimme Unordnungen daraus hervorgehen sollen. Deßhalb ist es nothwendig, daß man ein Mittel habe, um in solchen Fällen eingreifen zu können, und das ist nur möglich durch die General-Versammlungen, in welcher viele ernste und urtheilsfähige Leute zusammenkommen, um die Thorheiten und Irrthümer der Einzelnen zu verbessern oder zu unterdrücken." Das brachte den größten Theil der Versammlung denn freilich doch dahin, dem Reformator beizustimmen, und man bat die Anhänger der Königin, ihr zu sagen, wenn sie irgend einen Verdacht gegen die Synode habe, so möge sie Leute schicken, die zuhören könnten, was man vornähme, aber dazu, das Disciplinbuch anzunehmen, waren die Letzteren dennoch nicht zu bewegen.

Es wurde das Buch vorgelegt und verlangt, die Königin um ihre Bestätigung anzugehen, aber Lethington und seine Partei suchten diesen Beschluß hartnäckig zu hintertreiben. Es frage sich ja noch, erwiderte er, ob alle Diejenigen, die das Buch unterschrieben hätten, es auch noch jetzt gelten lassen wollten. Als man ihm entgegnete, alle Gläubigen würden das, fragte er

1) „stiff-necked."

„Will es der Herzog?" „Wenn er nicht will," rief darauf Lord Ochiltree „so wollte ich, daß er ausgestoßen würde, nicht allein aus dem Buche, sondern auch aus unsrer Gemeinschaft, denn weßhalb soll man sich anstrengen, die Kirche in Ordnung zu bringen, und weßhalb sollen die Leute unterschreiben, wenn sie nicht Willens sind, zu halten, was sie versprochen haben?" Lethington entgegnete spottend: „Viele haben unterschrieben in fide parentum," damit auf die Taufe anspielend, aber da erhob sich wieder Knox. „Wenn ihr meint," sagte er, „daß das ein passender Witz ist, so irrt ihr euch sehr, er ist vielmehr im höchsten Grade unpassend. Das Buch wurde in öffentlicher Versammlung verlesen und mehre Tage hindurch über die einzelnen Bestimmungen desselben berathschlagt, wie Alle, die hier sitzen, ganz gut wissen, und ihr selbst könnt es nicht leugnen, so daß also Niemand gezwungen war, zu unterschreiben, was er nicht verstand." Zugleich sagte Knox vorher, daß, wenn das Buch nicht angenommen würde, alle Diejenigen, die das jetzt zu verhindern suchten, es in Zukunft schwer würden büßen müssen. Es konnte Nichts helfen. Der Kirche die geforderte Selbstständigkeit geben, hieß sie für immer den Angriffen der Staatsgewalt unzugänglich machen, und — die Anhänger der Königin waren verblendet oder leichtsinnig genug, um ihr in diesem Stücke ihren Willen zu thun. Knox mußte das Disciplinbuch abermals zurückgewiesen sehen und es blieb ihm Nichts übrig, als der Prophet künftiger schwerer Verwirrungen zu sein.

Um jedoch wenigstens Etwas zu erlangen, überreichte die Versammlung dem geheimen Rathe eine Bittschrift, in welcher sie verlangte, daß der Götzendienst unterdrückt, die Kirche mit treuen Predigern versehen und für deren Unterhalt gesorgt werden möge[1]). Das Letztere war wenigstens das dringenste Bedürfniß, wenn die evangelische Kirche Bestand gewinnen und nicht vor der Zeit aus Mangel an ordentlicher Predigt und Seelsorge zu Grunde gehen sollte. Die Prediger litten bis dahin thatsächlich Mangel selbst an dem Nothdürftigsten. Zwar waren ihnen ja schon früher Bewilligungen aus den geistlichen Gütern gemacht worden[2]), aber diese Beschlüsse des Parlamentes wurden durchaus nicht befolgt. Den größten Theil der Kircheneinkünfte verzehrten noch immer die römischen Geistlichen, einen anderen Theil hatten die Barone an sich gerissen, die Prediger aber gingen leer aus, und waren auf die freiwilligen Gaben angewiesen, welche ihnen aus den Gemeinden gereicht wurden[3]). Da mußte denn allerdings meist der Hunger der Koch sein, und namentlich wußten auch die Superintendenten die Ausgaben nicht zu bestreiten, die ihnen die Rundreisen in ihren Bezirken verursachten. Die Hilfe war deßhalb auf das Dringendste nothwendig, und — der geheime Rath ließ

1) Knox, hist., 296.
2) S. oben S. 266.
3) Daß es Knox selbst besser hatte, s. unten.

sich denn auch bewegen, eine Fürsorge zu treffen, doch freilich auch in einer Weise, in welcher die evangelische Kirche so spärlich, wie möglich bedacht wurde. Man theilte die Kirchengüter in drei Portionen ab, zwei Drittel sollten der ehemaligen römischen Geistlichkeit verbleiben, und von dem letzten Drittel die eine Hälfte für den Haushalt der Königin, die andere für den Unterhalt der reformirten Prediger verwendet werden [1]). Das war denn freilich zum Sterben zu viel und zum Leben zu wenig. Hundert Mark (= 39 Thlr.) jährlich wurden für den einzelnen Prediger, und für den Superintendenten 300 Mark ausgeworfen, und wenn Knox über solche stiefmütterliche Fürsorge für seine Kirche unwillig wurde, wer kann's ihm verdenken? Er sagte deßhalb auch geradezu: „zwei Drittel habe man dem Teufel ganz, das eine Drittel aber halb gegeben, während Gott nur die andere Hälfte übrig bliebe!" ein Wort, rauh und scharf, und doch am Ende der Wahrheit gemäß. „Ja, fügte er hinzu, wenn es nach diesem Leben nicht Himmel und Hölle gäbe [2])!"

Wenn der Reformator aber fortwährend auf einer besseren Versorgung der Prediger bestand und bittere Klagen über die Noth führte, der man sie sorglos oder hinterlistig überließ, so hatte er dabei doch am wenigsten sein eigenes Interesse im Auge, denn obgleich sein Einkommen auch nicht bedeutend war, so schützte es ihn doch vor Mangel. Anfangs hatte er freilich auch von den „Almosen" seiner Freunde leben müssen, als er aber seine feste Stellung in Edinburg antrat, wies ihm der Magistrat ein Einkommen von 200 Pfund an nebst einer Wohnung in dem Hause des ehemaligen Abtes Durie von Dumfermline, indem derselbe zugleich auch bezahlte, was der Reformator dem David Forrest, einem Bürger zu Edinburg, bei dem er anfänglich gewohnt hatte, für Kost und Miethe schuldig war [3]). Was ihm daher auch hier antrieb, auf Verwendung der Kirchengüter zu ihrem eigentlichen Zwecke zu dringen, war seine Sorge für die Kirche selbst, und ohne Zweifel müssen seine Forderungen auch als durchaus begründet erscheinen. Nur die Habsucht der Barone und der böse Wille der Königin konnten sich darüber verblenden, daß sie der Kirche ein Unrecht und einen Schaden zufügten, der später kaum wieder gut zu machen war. Und so groß war allerdings die Beutesucht, die sich eines Theiles des schottischen Adels bemächtigt hatte, daß die mit Vertheilung der geistlichen Einkünfte beauftragte Commission die Prediger auch noch um einen großen Theil

1) S. die Verordnungen des Geh. Raths bei Knox, hist., 296—300.

2) Weall! if the end of this ordour, pretendit to be takin for sustentatioun of the ministers, be happie, my jugement failes me. J see twa pairtis freelie gevin to the devill, and the third mon be devyded betwixt God and tho devill. Quho wald have thocht, that quher Joseph reulled in Egypt, his brethren sould have travellit for victualles and have returned with emptie sackes unto thair families' (p. 300 f.).

3) M'Crie, II, 45, nach den Acten des Edinburger Stadtarchivs.

res geringen Gehaltes zu bringen wußte. Von dem Laird Pittarrow, der ls Zahlmeister bei der Commission angestellt war, kam sogar das Sprichwort uf: „der gute Laird von Pittarrow ist ein ernstlicher Bekenner Christi, aber er T— mag den Zahlmeister holen!" Klagen halfen da nicht. „Wenn, sagt Knox[1]), sich die Brüder über ihn beschwerten, so antwortete man ihnen, es äbe manche Lairds, die nicht mehr baar Geld einnähmen, als sie, und wenn ie dann darauf hinwiesen, daß sie auch mehr Ausgaben für Bücher u. s. w. hätten, als ein Laird, und ihre Zeit auf Studien und Seelsorge wenden müßten, während Andere ihren weltlichen Geschäften nachgingen, so lautete die Gegenrede: „die Königin hat nicht mehr übrig." Der Secretair (Lethington) brach einst in Zorn aus und rief: Den Predigern ist das Jahr hindurch genug gezahlt, und wer dankt jetzt der Königin dafür? Dazu aber lächelte Knox[2]) und erwiderte: „Gewiß, wer Etwas umsonst von der Königin empfängt, ist undankbar, wenn er es nicht mit Herz und Mund anerkennt, aber umsonst, deß bin ich gewiß, empfangen die Prediger Nichts, und ob sie überhaupt Etwas von der Königin empfangen, darüber mögen kluge Leute urtheilen. Ich bin überzeugt, daß weder ein noch zwei Drittel jemals ihren Vorfahren gehört haben die letzten tausend Jahre hindurch, noch hat die Königin jetzt ein besseres Anrecht auf das, was sie in Anspruch nimmt, mag sie es Andern geben oder selbst behalten, als diejenigen, die Christum kreuzigten und sein Gewand unter sich theilten[3])." Knox hat schwer an dieser Bedrückung der Kirche, die so augenscheinlich auf ihre Unterdrückung hinausging, zu tragen gehabt.

Noch schwerer aber trug er an dem lockeren Leben, das am Hofe geführt wurde und auch die Stadt mit anzustecken drohte. Während die Kirche alle Anstrengungen machte, um Ordnung und Sittlichkeit unter dem Volke zu befördern und namentlich den Ausschweifungen ein Ziel zu setzen, an welche die Stadt sowohl durch die früheren Könige, als auch durch die römischen Prälaten gewöhnt worden war — bedenkt man diese Zustände, so kann man ohne Zweifel die Strenge begreifen, mit welcher Knox, gleich Calvin, die kirchlichen Censuren handhabte — hatte der Hof dagegen die französische Leichtfertigkeit mitgebracht und ließ sich rücksichtslos gehen. Gelage und andere Festlichkeiten wurden in Menge gefeiert, und — mit der Keuschheit und Ehrbarkeit stand es auch nicht zum Besten, kurz, es wurde wieder ein Beispiel gegeben, auf welches der Reformator nur mit Entrüstung blicken konnte. Selbst bis zu Straßenskandalen kam es, indem der Graf Bothwell, der Marquis d'Elbeuf (le Beuf nennt ihn Knox[4]) und der Lord Joh. von Coldingham in das Haus des Robert Ramsay einbrachen, um zu dessen Pflegetochter zu gelangen. Das war

1) Knox, hist., 301.
2) Ohne Zweifel ist er es gewesen, wenn er sich auch nicht nennt.
3) Knox, hist., 301.
4) Ebendas. 305.

denn endlich aber zu arg, „der Abscheu über diese That[1]) ergriff alle frommen Herzen." Die Generalsynode und der größte Theil des Adels war damals gerade in der Stadt versammelt, und sie „beschlossen, Gerechtigkeit zu fordern." Deßhalb richteten sie eine Bittschrift an die Königin, in welcher sie die Thatsache darstellten und Abhilfe begehrten. „Dieß Verbrechen, hieß es, ist in den Augen eures Königreiches so abscheulich (denn wer hat bisher gehört, daß in den Mauern von Edinburg nächtlicher Weile Fenster und Thüren erbrochen und Häuser erstürmt worden sind, und zwar in feindseliger Absicht, um, wie es scheint, ein Weibsbild zu entehren), daß alle frommen Leute nicht blos fürchten, daß der Zorn Gottes über euch und euer Königreich kommen werde, sondern euch daß solche Freiheit Verachtung gegen euch und am Ende Empörung zu Wege bringen wird, wenn nicht bei Zeiten Maßregeln dagegen ergriffen werden, was nach unserm Dafürhalten unmöglich ist, es sei denn, daß das Verbrechen strenge bestraft werde. Deßhalb ersuchen wir Ew. Gnaden unterthänigst, alle Zuneigung (affection) bei Seite zu setzen und euch so aufrichtig in der Sache zu erklären, daß ihr allen euren Unterthanen den klaren Beweis gebt, daß die Furcht Gottes, verbunden mit der Liebe zum öffentlichen Frieden, vor Allem das Herz Ew. Gnaden beherrscht und erfüllt. Ferner fügen wir nach Pflicht und Gewissen hinzu, daß, wie Ew. Gnaden im Namen Gottes von uns Gehorsam fordert (den wir in allen gesetzlichen Dingen zu leisten durchaus Willens sind), daß wir, die sämmtlichen Bekenner des Evangeliums Christi in diesem Königreich, in derselben Weise von Ew. Gnaden und von eurem geheimen Rathe strenge Bestrafung des Verbrechens fordern und daß, damit dieselbe vollzogen werde, ohne allen Aufschub die hauptsächlichsten Thäter dieses überaus abscheulichen Verbrechens vor den obersten Gerichtshof dieses Reiches geladen werden, um gerichtet und den Gesetzen gemäß bestraft zu werden." Zugleich erklärten die Bittsteller, „daß sie sich selbst des Verbrechens für schuldig halten müßten, wenn sie aus Gleichgiltigkeit oder weltlicher Furcht es mit Schweigen übergehen wollten[2])."

Eine Anzahl von Edelleuten überreichte die Bittschrift, doch hatte keineswegs den gewünschten Erfolg. „Die Schmeichler des Hofes schalt Anfangs und fragten: „wer behauptet das?" worauf Lord Lindsay erwidert „Tausend rechtschaffene Leute in Edinburg!" Andere schämten sich, öffentli entgegen zu sein, aber sie überredeten die Königin, eine nachsichtige Antwo zu geben, sobald die Generalversammlung sich aufgelöst hätte. Und so th sie, denn sie war listig genug, aber nur um die Gottlosigkeit und vor allem d H—wirthschaft zu beschützen. Sie sagte, daß ihr Oheim ein Fremder s und daß er jugendliche Genossen habe; aber sie werde ihm Befehl ertheilen, wie auch allen Andern, daß sie (die Bittsteller) künftig nicht zu klagen habe

1) Knox, hist., 302 ff.

2) Ebendas. 303, wo die Bittschrift.

sollten. Und so verachtete sie die gerechte Bitte ihrer Unterthanen, und kein Wunder, denn nun sollte sie an Andern das Laster strafen, das in Frankreich ganz straflos ist und welches Könige und Cardinäle ganz allgemein treiben." Knox ergeht sich in seinem Bericht[1]) in noch andern bitteren Bemerkungen, wie über den französischen Hof, so auch über die Königin und ihre Genossen, welche denn allerdings bezeugen, wie entrüstet er über solche Vorgänge und über das ganze Treiben am Hofe war, in denen aber doch Nichts sich ausspricht, als die gerechte Empörung eines Christen über die schamlose Verletzung ehrbarer Sitten.

Um so strenger aber hielt er selbst und seine Mitprediger auf Zucht und ernstes, christliches Leben. Unsere Zeit wird es freilich zu strenge finden, wenn die Verletzer öffentlicher Sittlichkeit nicht blos ermahnt und vom Abendmahl ausgeschlossen, wenn sie sogar zum Bekennen ihrer Sünden vor der versammelten Gemeinde gezwungen und offen ausgestellt werden, auch dürfte es fraglich sein, ob in unseren Tagen dergleichen Handhabung der Kirchenzucht die Wirkungen haben würde, die man beabsichtigte; wenn aber zu seiner Zeit der Reformator sich nicht scheute, ohne Ansehen der Person auch das Strafamt der Kirche in der eben beschriebenen Weise zu üben, so ist zu bedenken, daß jene Zeit auch eine andere war und daß wirklich kein anderes Heilmittel sich fand, als die öffentliche und unnachsichtige Bestrafung. Das Uebel hatte unter der römischen Hiearchie zu sehr gewuchert.

Zwanzigstes Kapitel.

Weitere Kämpfe mit dem Hofe und mit den Römischen.

Ueberaus arbeitsvoll war indessen das Leben des Reformators auch in diesen Tagen, und jemehr er einsah, was auf dem Spiele stand, deßtomehr verdoppelte er auch seine Anstrengungen, um das Evangelium mehr und mehr in die Herzen der Leute zu pflanzen. Er war um diese Zeit noch der einzige Prediger innerhalb der Stadt, und wurde nur von dem Leser Joh. Cairns unterstützt, während allerdings Wilh. Harlow ganz in der Nähe zu St. Cuthberts stand[2]) und auch in Canongate oder Holyroodhouse ein besonderer Prediger, Joh. Craig[3]), angestellt war. Seine Arbeiten mußten deßhalb

1) Knox, hist., 304.

2) S. oben S. 121 f.

3) Joh. Craig war geboren im Jahre 1512 und hatte bald darauf seinen Vater in der Schlacht bei Flodden verloren. Nachdem er zu St. Andrews studirt hatte, ging er nach England und wurde Erzieher in der Familie des Lords Dacres, kehrte dann aber nach Schottland zurück und trat in den

übermäßig sein. Zwei Mal Sonntags und drei Mal in den Wochentagen predigte[1]) er und zwar selten ohne die gewissenhafteste Vorbereitung. Dazu

Orden der Dominikaner ein. Er gerieth jedoch bald in den Verdacht der Ketzerei — er war ja in England gewesen — und wurde eingezogen. Da man ihm Nichts überführen konnte, wurde er indessen wieder in Freiheit gesetzt, und blieb auch noch bei der römischen Kirche. Doch widerte ihn die Unwissenheit der Priester und Mönche an, und er ging deßhalb 1537 nach Frankreich und von da nach Italien. Auf Empfehlung des Cardinal Pole wurde er in ein Dominikanerkloster zu Bologna aufgenommen und dort bald in wichtigen Geschäften gebraucht, aber hier in der Klosterbibliothek fielen ihm Calvins Institutionen in die Hände, die ihm etwa dieselben Dienste leisten sollten, wie Luther'n die angekettete Bibel zu Erfurt. Er wurde für das Evangelium durch Lesen des Buches gewonnen, aber da er in der ersten Begeisterung seine Worte nicht hütete, kam er bald in Verdacht und würde ein Opfer geworden sein, hätte nicht ein alter Mönch ihn gerettet. Dieser, auch ein Schotte, benachrichtigte ihn rechtzeitig von seiner Gefahr, und Craig floh. Er wurde anfänglich Hauslehrer bei einem benachbarten Edelmann, der ebenfalls evangelisch gesinnt war, aber bald wurde er entdeckt, ergriffen und vor die Inquisition nach Rom geführt. Nach neunmonatlicher qualvoller Haft machte man ihm den Prozeß. Er wurde zum Feuertode verurtheilt, und nur ein günstiger Umstand rettete ihn. Am Abend vor dem zu seiner Hinrichtung bestimmten Tage starb Papst Paul IV., und der Gewohnheit gemäß wurden noch an demselben Abend die Gefängnisse Roms geöffnet. Zwar erstreckte sich die Amnestie nicht auch auf die wegen Ketzerei Verurtheilten, aber Craig entkam in dem Tumult und flüchtete sich in eine Schenke nahe bei Rom. Es wurden ihm jedoch Truppen nachgeschickt, die ihn auch aufspürten, und er würde zurückgebracht sein, hätte ihn nicht der Anführer der Häscher als den Mönch erkannt, der ihm nicht lange vorher, als derselbe in einem Gefecht bei Bologna verwundet dagelegen, mit Barmherzigkeit erquickt hatte. Der Hauptmann gab ihm die Freiheit und seine Börse obendrein. Craig konnte seine Reise antreten und war entschlossen, nach Schottland zurückzukehren. Aber freilich reichte das Geld des Soldaten nicht weit. Bald war dasselbe aufgezehrt, doch während er an dem Rande eines Gehölzes saß, in kummervollen Gedanken über seine verzweifelte Lage, kam ein Hund mit einer Börse im Maule zu ihm heran. Er suchte denselben zwar Anfangs fortzutreiben, aber das Thier wollte nicht weichen, kehrte immer wieder zurück und bot ihm den Beutel an. So ergriff er denn diese Hilfe in der Noth und gelangte glücklich bis nach Wien. Hier hatte er Gelegenheit, vor dem Kaiser Maximilian II. zu predigen, und dieser fand so großes Wohlgefallen an ihm, daß er ihn behalten wollte, und nur die Nachricht, daß Craig ein bereits verdammter Ketzer sei — sie kam vom Papst P[illegible] IV. selbst, der ihn ausgeliefert verlangte — bewog den Kaiser, ihn [illegible] sicherm Geleite zu entlassen. Im Jahre 1560 kam er so zuerst nach En[illegible]land und dann, als dort die neue Ordnung der Dinge eintrat, nach Scho[illegible]land, wo man ihn als Prediger anstellte. Er war 24 Jahre abwese[illegible] gewesen und hatte seine Muttersprache so sehr verlernt, daß er Anfan[illegible] lateinisch predigen mußte. M'Crie, II, 53 ff. Vgl. Row, hist., 47.

1) M'Crie, II, 52, nach den Acten des Stadtarchivs.

kam die besondere Seelsorge und die übrigen Pflichten seines Amtes: die regelmäßige wöchentliche Kirchensitzung, in welcher die Zucht gehandhabt wurde, die Wochenversammlungen mit den Predigern und Aeltesten der Nachbarschaft zur gemeinsamen Erklärung der heiligen Schrift, dazu denn auch die Provincial- und General-Synoden und der mancherlei briefliche und mündliche Verkehr, in welchem er mit den einzelnen Kirchen des Landes, mit den Führern der Evangelischen, mit England und dessen Gesandten, mit den auswärtigen Freunden in Genf, England und Frankreich stand, sowie auch die mancherlei Kämpfe mit der Hofpartei. Wo es Etwas auszurichten gab oder wo man eines Rathes bedurfte, da wandte man sich an Knox. So wurde er regelmäßig von der Generalversammlung beauftragt, den einen oder den anderen Theil des Reiches zu besuchen und dort zu predigen, um die Erkenntniß des Evangeliums daselbst zu fördern, so übertrug man ihm, die Wahl der Prediger und Superintendenten zu leiten, wie wir ihn denn diesen Auftrag ausrichten sehen, als Joh. Spottswood zum Superintendenten von Lothian und Erskine von Dun[1]) zu dem von Angus und Mearns ernannt wurden. Endlich hatte er denn auch ohne Zweifel den größten Theil der Schriften zu verfassen, welche von den kirchlichen Versammlungen ausgingen. Daß er bei seiner noch immer schwankenden Gesundheit — wir hören ihn noch über das Fieber klagen, an welchem er litt — diesen Anstrengungen werde erliegen müssen, war kaum anders zu erwarten, und deßhalb verstand sich der Magistrat von Edinburg im April 1562 dazu, ihm einen Gehilfen an die Seite zu setzen, eben jenen Joh. Craig zu Canongate, der aber freilich erst im Juni des folgenden Jahres das Amt übernehmen konnte, weil man nicht rüher die Mittel fand, ihm ein Einkommen zu verschaffen[2]).

Auch in Privatangelegenheiten wurde des Reformators Rath und Vermittlung nicht selten in Anspruch genommen. So wird uns erzählt, daß er inen Streit zwischen dem Grafen Argyle und dessen Frau beizulegen gewußt abe, und so brachte er auch zwischen Bothwell und Arran eine Versöhnung u Stande, an der er freilich selbst wenig Freude erlebte. Die Veranlassung ar folgende[3]): Als jene Excesse Bothwells und d'Elbeufs von der Königin icht bestraft wurden, wuchs nur die Unverschämtheit der Wüstlinge. Mehr nd mehr übten sie Gewaltthaten aus und hielten nächtliche Umzüge. Darüber urden die ehrbaren Leute aber zuletzt entrüstet, der Abt von Kilwinning, aw. Hamilton, der zum Evangelium übergetreten war, und mehrere andere reunde des Herzogs von Chatelherault kamen eines Nachts zusammen und schlossen, diesem Treiben zu wehren. Selbst Lord Ochiltree, ein Mann, ehr gemacht Frieden zu stiften, als zum Schwert zu greifen, verlangte

1) M'Crie, II, 40.
2) Ibid. II, 53.
3) Knox, hist., 304 ff.

Gewalt anzuwenden. „Nein," sagte er, „solche Gottlosigkeit soll nicht geduldet werden, so lange Gott uns beistehen wird, und bei dem Sieg, den uns Gottes Gnade verliehen, werden wir durch seine Gnade auch ferner erhalten werden." Er befahl deßhalb seinem Sohne und seinen Dienern, einzuschreiten. Als nun Bothwell hörte, daß die Hamiltons auf der Straße seien, rief er, sie sollten nicht blos aus der Stadt, sondern auch aus dem Lande gejagt werden. So entstand ein Streit, der erst endete, als Graf Huntley und Lord Stuart die Kämpfenden trennten.

Hernach aber suchte Bothwell die Freundschaft der Hamiltons und namentlich des Grafen Arran, wahrscheinlich mit der geheimen Absicht, sich mit demselben gegen den Lord Stuart zu verschwören, dem Beide das Vertrauen nicht gönnten, das ihm die Königin bewies. Er wandte sich deßhalb an Knox um dessen Vermittlung und wußte sich als einen reuigen Sünder darzustellen. „Der Lord beklagte sein früheres unordentliches Leben," erzählt uns Knox, „und hauptsächlich, daß er sich durch die Künste der Königin-Regentin habe verführen lassen, zu thun, was ihm jetzt so sehr leid sei, besonders gegen den Laird von Ormiston, dessen Blut er vergoß. Sein größter Schmerz sei nun aber, daß er sich gegen den Grafen Arran schlecht betragen habe, dessen Gunst er um jeden Preis wieder zu erlangen wünsche." Knox ermahnte ihn, vor allen Dingen seinen Frieden mit Gott zu suchen, „denn," sagte er, „ich bin doch sehr in Sorgen, daß ihr nicht blos Menschen, sondern auch Gott beleidigt habt, und deßhalb ist mein Rath, daß ihr euch erst mit Gott versöhnt, dann wird er auch schon die Herzen der Menschen bewegen, euch eure Beleidigungen zu vergeben!" Zugleich versprach er jedoch, auch das Seinige bei'm Grafen Arran zu thun, und wirklich gelang es ihm auch, Frieden zwischen beiden Männern zu stiften. Es fand eine Zusammenkunft Beider in Gegenwart des Reformators statt, und Arran kam dem Beleidiger auf das Herzlichste entgegen. Auch ließ sich Bothwell, was bisher nicht geschehen war, am folgenden Tage in der Kirche sehen, um die Predigt anzuhören, so daß Knox wirklich an eine Sinnesänderung des Mannes glauben mochte.

Doch sollte er sich bald enttäuscht sehen. Nach wenigen Tagen kam Arran voll Bestürzung und Angst zu dem Reformator und theilte ihm mit, wie er von Bothwell aufgefordert worden sei, mit demselben gemeinsame Sache zu machen, um die Königin zu entführen, den Lord Stuart (nunmehr Grafen Murray), Lethington und Andre, die sie gegenwärtig mißleiteten, zu tödten und so die Gewalt in ihre eigenen Hände zu bringen. Arran war hauptsächlich in Sorgen, daß man ihn für einen Theilnehmer an dem Complott halten möge, und erklärte sich entschlossen, die Sache der Königin anzuzeigen. Knox suchte ihn zu trösten, indem er ihn darauf aufmerksam machte, daß er ja dem Vorschlage Bothwells nicht beigestimmt, und deßhalb keinen Verrath begangen habe, aber Arran betrachtete Alles als eine Schlinge, die ihm von Bothwell

selbst gelegt worden sei, um ihn zu verderben. Er benachrichtigte deßhalb die Königin von dem Vorgefallenen, die den Grafen Bothwell und Gaw. Hamilton, der in dessen Begleitung getroffen wurde, gefangen nehmen ließ. Auch auf den Herzog von Chatelherault warf sie Verdacht der Mitwissenschaft, und ohne Zweifel würde die Angelegenheit für diesen sowohl, wie für Bothwell schlimme Folgen gehabt haben, wäre bei Arran nicht gleich darauf ein Wahnsinn ausgebrochen, wahrscheinlich in Folge seiner Leidenschaft für die Königin [1]), welcher den Verdächtigen zu Gute kam [2]). Doch wurde dem Herzog von Chatelherault der Oberbefehl über das Schloß Dunbarton, welches er inne hatte, abgenommen, und Bothwell nebst Gaw. Hamilton längere Zeit im Gefängniß gehalten. Bothwell scheint übrigens schon jetzt jene Absichten auf die Königin gehabt zu haben, welche er später zu ihrem und seinem Verderben in Ausführung brachte. —

In der Stellung, welche Knox zur Königin und zum Hofe einnahm, änderte sich jedoch Nichts. Marie wurde den Evangelischen nicht günstiger gestimmt, obgleich sie noch immer sich die ehemaligen Führer der Congregation als Rathgeber gefallen ließ, und die Predigten des Reformators klangen ebenfalls nicht versöhnlicher, als früher. An eine Annäherung Beider war deßhalb nicht zu denken, vielmehr sollte bald wieder ein Zusammenstoß erfolgen. Es war nach Schottland die Nachricht von jenem Bludbade zu Vassy gekommen, wo die Guisen eine im friedlichen Gottesdienst begriffene Versammlung von Protestanten überfallen und hingemordet hatten [3]). Wurde schon dadurch der Reformator, der für die französischen Brüder stets ein warmes Herz hatte und mit ihnen in mehrfacher persönlicher Verbindung stand, auf das Heftigste erschüttert und, wie das so natürlich ist, auch gegen die Nichte und Verbündete der Guisen nur um so mehr mit Argwohn und Unwillen erfüllt, so mußte es ihn vollends empören, als Maria gleich nach dem Eintreffen dieser Nachricht einen glänzenden Hofball gab, wie um den Sieg ihrer Oheime über die „Ketzer“ zu feiern. Ob dieß wirklich ihre Absicht gewesen sei, muß freilich dahin gestellt bleiben, aber der Gedanke lag nahe und Knox faßte es so auf. Er sagt [4]): „die Gewißheit davon kam zu den Ohren Joh. Knox', denn es gab Einige, die ihm von Zeit zu Zeit über die Vorgänge am Hofe Nachricht gaben, und unter Andern wurde ihm versichert, daß die Königin übermäßig bis nach Mitternacht getanzt habe, weil sie Briefe erhalten, daß die Verfolgungen in Frankreich wieder begonnen und daß ihre Oheime die alte Macht wieder gewonnen hätten und im Begriff ständen, das ganze Königreich Frankreich in

1) „He alleged, that he was bewitched, he wald have beuc in the Quenes Bed, and affirmed that he was hir Housband.“ (l. c.)

2) Knox selbst verwandte sich bei Murray für die Bedrohten (hist., 308).

3) Polenz, Gesch. des französischen Calvinismus, II, 117 ff.

4) Knox, hist., 308.

erhalten, sich nicht scheuen, das Blut der Unschuldigen zu vergießen, deßhalb aber bin ich auch überzeugt, daß ihre Unternehmungen keinen besseren Erfolg haben werden, als die Anderen gehabt haben, welche vor ihnen Dasselbe gethan. Was aber eure eigene Person betrifft, Madame, so würde es mich freuen, Alles, was ich könnte, zu eurer Zufriedenheit zu thun, vorausgesetzt, daß ich nicht Pflichten meines Amtes verletze. Ich bin zu einer öffentlichen Thätigkeit an der Kirche Gottes berufen, und mein Amt ist, die Sünden und Laster Aller aufzudecken, aber ich bin nicht dazu da, zu jedem Einzelnen zu kommen und ihm seine Vergehungen vorzuhalten, denn — die Arbeit würde ohne Ende sein[1]). Wenn Ew. Gnaden die öffentlichen Predigten besuchen wollten, so zweifle ich nicht, ihr würdet hinlänglich einsehen, was mir gefällt und was mir nicht gefällt sowohl an Ew. Majestät, als auch an Andern. Oder wenn Ew. Gnaden mir einen bestimmten Tag und Stunde bezeichnen wollen, wo ihr geneigt seid, die Gestalt und den Inhalt des christlichen Glaubens zu hören, wie derselbe in den Kirchen dieses Reiches öffentlich gelehrt wird, so werde ich recht von Herzen gern zu Diensten stehen, wann und wo es euch gefällig ist, aber zu kommen, um in euren Vorzimmern oder sonst wo zu warten und dann keine andere Freiheit zu haben, als meine Meinung euch in das Ohr zu flüstern, oder Ew. Gnaden zu sagen, was Andere von Euch denken und reden, das würde weder mein Gewissen, noch das Amt, zu dem Gott mich berufen hat, erlauben. Denn wenn ich auch jetzt auf Ew. Gnaden Befehl hier bin, so kann ich doch nicht sagen, was Andere von mir urtheilen würden, wenn ich zu dieser Tageszeit nicht bei meinen Büchern wäre, sondern dem Hofe aufwartete[2])."

Die Königin schien jedoch durch diese Rede nur noch mehr erbittert zu sein. „Ihr werdet nicht immer bei eurem Buche sein!" sagte sie kurz und wandte sich ab. Knox war entlassen und ging, wie er sagte, mit „vergnügter Miene" fort. Einige von den Anwesenden, Anhänger des Papstes, sagten, so daß er es hörte: „Er fürchtet sich nicht!" worauf denn der Reformator erwiderte: „Warum sollte das hübsche Antlitz einer Frau mich erschrecken? Ich habe manchem zornigen Manne in's Gesicht gesehen und mich doch nicht übermäßig gefürchtet."

---

1) Knox hatte ohne Zweifel Recht, wenn er meinte, das Rügen einzelner Sünden der Königin sei nutzlos, so lange dieselbe nicht im christlichen Glauben gegründet sei.

2) Diese Weigerung ist dem Reformator oft als Schuld angerechnet, doch urtheilt M'Crie, II, 50 folgender Maßen darüber: „He was convinced that she had no inclination to receive his private instructions, but wished merely to induce him to refrain in his sermons from every thing that might be displeasing to the court." Das Volk öffentlich vor Intriguen gegen das Evangelium zu warnen, hielt er aber für seine Pflicht.

Die beiden Gegner waren auch jetzt einander nicht näher gebracht. Es war zwischen dem beiderseitigen Standpunkte, das vielmehr trat auch hier wieder hervor, und zwischen den Zielen, die sie verfolgten, keine Vereinigung möglich. So gingen sie, ein Jeder, wieder ihren Weg, Knox immerdar der ernste und strenge Wächter über die Unverletzlichkeit der neuerrichteten evangelischen Kirche und immer den Punkt im Auge habend, von dem er erkannt hatte, daß von ihm aus Gefahr drohe, die Königin dagegen durch „Fiedeln und Tanzen" versuchend, diejenigen an sich zu fesseln und für ihren Zweck, den Sturz des Evangeliums, willig zu machen, welche vordem die hauptsächlichsten Stützen der Reformation gewesen waren.

Das schien ihr auch immer mehr zu gelingen, und der Reformator hatte Kummer und Mühe genug davon. Zwar ließ er es an privaten und öffentlichen Warnungen nicht fehlen, wie oft aber mußte er hören, daß seine ehemaligen Genossen, von denen er sagen durfte, daß sie erst durch ihn zur Erkenntniß der Wahrheit gekommen seien, seine Predigten „unzeitige Reden" nannten und ihn vorwarfen, daß er von seinem Texte abgeschweift sei![1]) wie oft, daß nicht blos Lethington, der ganz für die Königin gewonnen war, sondern auch der nunmehrige Graf Murray und Andere ihn mit Vorwürfen überhäuften! Er fand sich mit der Zeit mehr und mehr gemieden und vereinsamt, der strenge Prediger war überlästig geworden, man hätte ihn gern zum Schweigen gebracht, wenn man gekonnt hätte. Aber eben das war nicht möglich. Zu klar stand dem Reformator die Gefahr, zu klar deßhalb auch die Aufgabe vor Augen, die er jetzt zu erfüllen habe, und — wie es ihm ja um die Sache des Herrn allein zu thun war, so war er auch entschlossen, bis zum Aeußersten für sie einzustehen. Seine Warnungen auf der Kanzel dauerten fort, und unbekümmert, ob man sie freundlich oder unfreundlich aufnehmen werde, benutzte er auch jede Gelegenheit, seinen ehemaligen Freunden in's Gewissen zu reden.

So mußte sich Murray selbst bei Veranlassung seiner von Knox vollzogenen Trauung gefallen lassen, an seine Pflicht gegen die Kirche erinnert zu werden. Der ehemalige Prior von St. Andrews verheirathete sich bald nach seiner Erhebung mit einer Tochter des Grafen Marshall, und der Prediger ließ es sich nicht nehmen, nicht blos der Hilfe zu gedenken, die er (der Graf) vordem der Kirche Gottes geleistet habe, sondern ihn auch zu ermahnen, daß er auf diesem Wege bleiben möge. „Wenn ihr," sagte Knox, „künftighin die bislang betretene Bahn verlassen solltet, so wird der Tadel nicht blos auf euch fallen, sondern auch auf euere Frau, von der es dann heißen wird, daß sie die Schuld davon trage[2])." Ohne Zweifel war die Frau, welche der Prediger fürchtete, jedoch weniger die

1) Knox, hist., 287.
2) Ebendas. 302.

Tochter des Grafen Marshall, als die Königin Maria, welche die Hochzeit ihres Halbbruders auf das Glänzendste feiern ließ, so daß „die eitle Ueppigkeit“, wie Knox sagt, „manchen Frommen ärgerte.“ Doch rühmt Knox in seiner Geschichte um diese Zeit den Grafen Murray, daß „das Ebenbild Gottes augenscheinlich in ihm Gestalt gewonnen habe“[1]), und in den Wegen Lethingthons ging derselbe nicht, wenn er auch die Befürchtungen des Reformators für übertrieben hielt und seinen Eifer zu mäßigen suchte. —

Um diese Zeit stand auch ein Ereigniß in Aussicht, das manchem Anhänger der Reformation mit Hoffnung erfüllte. Die Königin Elisabeth hatte zwar unausgesetzt die Ratification des Bündnisses von Berwick und des Friedens von Leith bei ihrer Nachbarin betreiben lassen[2]), aber natürlich lag es nicht in den Zwecken Maria's, darauf einzugehen. Wenn sich das Verhältniß zwischen beiden Monarchinnen auch wieder zu einem äußerlich freundlichen gestaltet hatte[3]) — die Königin von Schottland nannte die von England wieder „ihre gute Schwester“ und bezeugte ihr, wie sehr ihr die Erhaltung des Friedens am Herzen liege — so war Maria doch zu sehr an die Politik der Guisen gebunden, um ein näheres Verhältniß zu England für wünschenswerth zu halten. Dazu kam auch noch, daß Elisabeth sich ebenfalls nicht zu der Forderung der Königin von Schottland verstehen wollte, welche darauf hinaus ging, daß, im Fall der englische Thron erledigt werde, das Haus Stuart als zunächst erbberechtigt anerkannt werde[4]), und so waren von beiden Seiten denn freilich fortwährend Unterhandlungen gepflogen worden, die aber auch für die Wünsche beider Theile ohne Erfolg geblieben waren. Nun aber sollte eine Zusammenkunft zwischen beiden Königinnen stattfinden, und darauf bauten manche Evangelische ihre Hoffnungen. Hatte Maria selbst sich doch den Schein gegeben, als ob sie im Stande sei, sich zu den Grundsätzen der englischen Hochkirche bekehren zu lassen, um auf diese Weise Elisabeth für die Gewährung ihres Wunsches geneigt zu machen[5]), kurz, die Evangelischen meinten, daß eine solche Bekehrung das Ergebniß jener Zusammenkunft sein könne, und davon versprach man sich denn auch Frieden für die eigene Kirche.

Nur Knox (nebst den Predigern) scheint diese Erwartungen nicht getheilt zu haben[6]). Maria selbst hatte ihm ihre eigentlichen Zwecke gleich bei der ersten Zusammenkunft zu deutlich verrathen, als daß er in einem solchen

1) Knox, hist., 311.
2) Tytler, VI, 194.
3) Ebendas. 243.
4) Ebendas. 317.
5) Aus einem Briefe Randolph's an Cecil, 12. Februar 1562, geht hervor, daß der Cardinal von Lothringen selbst den Rath gegeben hatte, die Religion Englands anzunehmen. Tytler, VI, 254.
6) Knox, hist., 311.

Schritte etwas Anderes, als ein Unternehmen zum Sturze der reformirten Kirche in Schottland hätte sehen können. Man hat sich gewundert[1]), daß erade er einen solchen, dem Evangelium scheinbar günstigen Wechsel in der Stellung der Königin von Schottland zu den kirchlichen Händeln der Zeit icht gewünscht habe, und ihn getadelt, daß er auch dagegen auf der Kanzel eine Warnungen hören ließ, aber der Beweggrund, der ihn dazu trieb, ürfte nicht schwer zu erkennen sein. Nicht blos sein Widerwillen gegen die Gestalt der englischen Kirche, deren „Prälatenthum er allerdings für icht viel besser hielt, als das Papstthum," — wir erinnern an seine früheren Kämpfe im Betreff des englischen Gebetbuches — brachte ihn dahin, sondern veil er erkannte, daß der Uebergang zur Hochkirche und die Zurückführung er Kirche von Schottland zu der in England beliebten Kirchengestalt von Seiten Maria's nur als ein vorläufiger Schritt gemeint sein könne, um am Ende das Papstthum in Schottland wieder einzuführen. Auch mußte Denen, velche von dem Prälatenthum so lange Jahre hindurch so Schreckliches geitten hatten, der Gedanke, daß dasselbe wieder hergestellt werden könnte, chon an sich ein Gräuel sein, der mit der Verläugnung Christi gleichbedeuend wäre. So widersetzten sich Knox und seine Mitprediger einer solchen Aussicht denn allerdings auf das Heftigste. „Unsre Papisten," schreibt Randolph[2]), „mißtrauen der Zusammenkunft durchaus, unsre Protestanten vünschen sie von Herzen, aber — unsre Prediger sind mit einem Worte nehr heftig, als vorsichtig und klug, was ich herzlich bedaure. Das unbedeutende Gerücht, das hier neulich umlief, als sei die Königin durch den Cardinal bestimmt worden, die Religion von England anzunehmen, macht ie jetzt beinahe wild, und sie sagen und predigen davon, daß es nur um Weniges besser sei, als wenn es das Schlimmste wäre. Ich habe nicht so häufig mit Knox über diese Dinge verhandelt, als ich in der letzten Zeit es mußte, welcher am letzten Sonntage dem Kreuz und dem Leuchter einen olchen Streich versetzte, daß Leute, die eben so klug und gelehrt sind, wie r, gewünscht hätten, er hätte lieber Frieden gehalten. Er machte das aber nit einem wunderbar glühenden und ergreifenden Gebet am Ende seiner Predigt wieder gut, in welchem er für die Fortdauer der Freundschaft und herzlichen Liebe mit England bat[3])." Knox übte auch hier lediglich sein Wächteramt, indem er die Gemeinde vor der Annahme eines Geschenkes varnte, das ihr unter allen Umständen, auch wenn die Königin den Ueber-

1) Tytler, l. c.
2) S. oben die Note.
3) Nicht blos Knox, auch die übrigen Prediger waren gegen die Hochkirche von England eingenommen. So schrieb Goodman im Jahre 1560 an Cecil und forderte ihn auf, die Mißbräuche und die götzendienerischen und abergläubischen Ueberbleibsel ganz abzuschaffen. Tytler, I, 186, wo der Brief mitgetheilt ist.

tritt zur englischen Kirche ehrlich gemeint hätte, zu theuer zu stehen gekommen wäre, und es war um so nöthiger, dieß zu thun, als ja wirklich der eine Theil der Evangelischen, der der Königin nahe stand, in diesem Schritte ein Rettungsmittel zu erkennen meinte.

Die Zusammenkunft wurde jedoch vereitelt. In Frankreich waren jene Kriege zwischen den Römischen und den Protestanten ausgebrochen, die dieß Land so lange Zeit hindurch verwüstet haben, und Elisabeth hatte den Evangelischen Hülfe geleistet. So — ließ sie sich denn bei Maria zu deren großen Bedauern damit entschuldigen, daß sie den südlichen Theil ihres Landes nicht verlassen dürfe und deßhalb die Zusammenkunft aufschieben müsse, und die Königin von Schottland blieb davor bewahrt, den Umweg über London nach Rom zu nehmen[1]). —

Die Kirche gab es jedoch noch keineswegs auf, ihre Sache auch vor die Königin zu führen und selbst den Versuch zu machen, dieselbe von der Verkehrtheit der römischen Lehren zu überzeugen. Am 24. Juni 1562 wurde zu Edinburg eine General-Synode gehalten, und da hier mancherlei Klagen laut wurden, theils über die traurige Lage der Prediger und über die Anfeindungen, die sie Seitens der Anhänger Roms zu erfahren hätten, theils auch über die einreißende Unsittlichkeit und den üblen Einfluß, den die Messe der Königin auf die Bevölkerung ausübe, so beschloß man, eine Bittschrift an die Königin zu erlassen, in welcher man ihr alle diese Nothstände an's Herz legen wollte. Knox war es wahrscheinlich, der mit dem Abfassen derselben beauftragt wurde[2]), und der vorgelegte Entwurf war eben so freimüthig, als ehrerbietig. Nach Anwünschung göttlicher Gnade wird die Königin darauf hingewiesen, daß es die Pflicht der Prediger sei, sowohl die Fürsten, als das Volk auf ihre Fehler aufmerksam zu machen, und daß es deßhalb auch der Versammlung zukomme, die Königin und ihren geheimen Rath daran zu erinnern, wie das Land sich in einem Zustande befinde, der schleuniger Abhülfe bedürfe, wenn nicht Gott Fürsten und Volk strafen solle. Die Begehren, welche man vorzutragen habe, seien aber folgende:

1) Der Grund aller andern Uebel sei die Messe, „das Götzenbild und der Bastard-Gottesdienst, die Quelle aller Gottlosigkeit", indem sie nur zu einem Deckmantel für die ärgsten Sünden diene. „Aber gesetzt auch, die Messe wäre nicht die Ursache aller solcher Uebel, so ist sie doch an und für sich selbst so verhaßt vor Gott, daß wir nicht aufhören können, auf das Dringendste zu wünschen, daß sie abgeschafft werde, sowohl von euch selbst, als auch von allen Andern im Lande, indem wir Himmel und Erde, ja, auch euer eigenes Gewissen zu

1) Tytler, VI, 262.

2) Er nennt sich nicht selbst als den Verfasser, doch sagt er an einer andern Stelle (p. 340), er sei stets mit dem Abfassen der Schriftstücke betraut worden.

Zeugen anrufen, daß dieß hartnäckige Festhalten an diesem Götzendienste euch am Ende an Leib und Seele zum Verderben gereichen wird." Bisher, fährt die Bittschrift fort, hätten die Evangelischen gehofft, die Königin werde die Predigten besuchen und der heilige Geist ihr Herz bewegen, damit sie selbst einwillige, daß ihr Glaube an dem rechten Probirsteine, dem geschriebenen Worte Gottes, geprüft werde, so daß sie dann, von der Wahrheit des Evangeliums überzeugt, Gott werde die Ehre gegeben haben, aber in der Hoffnung wären sie getäuscht und deßhalb könnten sie nun auch nicht länger schweigen, sondern müßten die Königin an die Gefahr erinnern, in der sie stehe.

2) fordern sie Strafe für die schrecklichen Laster, wie Ehebruch, Unzucht, Gotteslästerung, Verachtung Gottes und seines Wortes und Sakramentes, welche, weil unbestraft, so überhand genommen hätten, daß Sünde nicht mehr für Sünde gehalten werde. Sie erinnern an die Strafen, die Gott drohe, und sagen, wenn man entgegne, daß solche Strafen ohne einen Parlamentsbeschluß nicht verhängt werden dürften, so sei darauf zu erwidern, daß Gott in seinem Parlamente längst jene Laster zu bestrafen befohlen habe, daß aber die Könige, als Gottes Statthalter, verpflichtet seien, diesen Befehl auszuführen, wenn sie nicht selbst von ihm bestraft werden wollten.

3) Die Bittschrift klagt eben sowohl über die Noth der Prediger, als darüber, daß für die Armen (Bettler, Waisen, Witwen und Fremden) nicht gesorgt werde. Der den Predigern bewilligte Antheil an den geistlichen Gütern werde nicht ausgezahlt, und sie müßten wie die Bettler leben, Alles komme aber daher, daß man den Prälaten zu Viel gegeben habe. Diese möchten ja immerhin bedacht werden, aber doch nur so, daß auch für die Prediger und die Armen gesorgt werde, und daß jene „faulen Bäuche" auch bekennten, daß sie das, was sie empfingen, nicht ihrem Recht, sondern lediglich dem Wohlwollen verdankten.

4) Den Predigern solle eine Wohnung und Ackerland angewiesen werden, ohne welches es ihnen unmöglich sei, ihr Amt in Frieden zu verwalten.

5) Papisten (certane wicked persones) widersetzten sich den Predigern und Superintendenten bei ihren Amtshandlungen, deßhalb wird um Hülfe gebeten, „nicht sowohl aus Furcht vor den Papisten, als aus Liebe zum Frieden." Daß die Papisten das Haus Gottes, das unter Mühe und Gefahr im Lande aufgerichtet sei, wieder zerstörten, würden sie nie dulden.

Schließlich wurden die Bitten noch einmal zusammengefaßt, um eine bestimmte (resolute) Antwort gebeten und Gott angerufen, das Herz der Königin und ihres Geheimen Raths zu lenken, „Gott leite Ew. Gnaden und des geheimen Raths Urtheil durch das Licht des heiligen Geistes, daß ihr so antworten mögt, wie es euer Gewissen vor dem gerechten Richter Jesus Christus verantworten kann, dann zweifeln wir nicht, daß ihr selbst glücklich sein werdet und daß dieß arme Land, welches so lange durch schlechte

Menschen bedrückt gewesen ist, sich der Ruhe und des Friedens erfreuen wird nebst der rechten Erkenntniß Gottes[1]).

Wie ehrerbietig diese Schrift bei aller Bestimmtheit und Unumwundenheit des Ausdrucks aber auch war, so daß Einige in der Versammlung, als sie verlesen wurde, wohl noch etwas mehr „Schärfe" gewünscht hätten, so suchten Andere, Lethington an der Spitze, doch zu hintertreiben, daß sie übergeben werde. Lethington erbot sich vielmehr, eine andere abzufassen, indem er in der vorgelegten eine Menge Ausdrücke fand, die so zu sagen nicht hoffähig wären. Vor allen Dingen, meinte er, müsse man sich hüten, zu sagen, die Königin selbst wolle die Papisterei wieder aufrichten, denn das dem Volk in den Kopf setzen, heiße nichts Anderes, als Aufruhr predigen. Die Königin denke übrigens auch gar nicht daran, den gegenwärtigen Zustand der Kirche umzustürzen, und habe es mit einem Eide bekräftigt. Man (Knox?) antwortete ihm, was die für anstößig befundenen Ausdrücke betreffe, so habe sie der Prophet Jesaias auch gebraucht und der werde doch wohl gewußt haben, was für den Hof und die Hofleute sich schicke. In Betreff der Papisterei aber, die man der Königin vorhalte, so sei dieselbe eine Thatsache, und der Staatssecretair möge doch angeben, wie man sich anders ausdrücken könne, namentlich aber auch, was man thun solle, wenn die sich bereits wieder fühlenden Papisten die Prediger schlügen, den Superintendenten nicht gehorsam wären und eine offene Empörung gegen die gute Ordnung der Kirche begönnen? „Dann verklagt sie doch!" sagte Lethington. — „Bei wem?" — „Bei der Königin!" „Ja, wie lange sollen wir das thun?" rief die ganze Versammlung, und als der Oberrichter antwortete: „So lange bis euch geholfen wird!" wurde ihm erwidert: „Wenn die Schafe bei den Wölfen klagen sollen, daß Wölfe ihre Lämmer zerrissen haben, so steht eher der Verkläger, als der Beklagte in Gefahr." Lethington wies eine solche Vergleichung als durchaus unpassend zurück, indem er nochmals versicherte, die Königin denke nicht daran, die römische Kirche wieder aufzurichten, noch auch sie zu beschützen, und obgleich Knox auf das Verhalten Maria's hinwies, das das Gegentheil beweise, so wurde dem Staatssecretair doch am Ende die Abfassung einer andern Bittschrift übertragen. Er versprach, den Inhalt der ersten beizubehalten und nur die Ausdrücke in angemessener Weise zu ändern, womit sich auch Knox einverstanden erklärte, „vorausgesetzt, daß er nicht gezwungen wäre, die Schmeicheleien Solcher zu unterschreiben, welche mehr die Personen ansehen, als die einfache Wahrheit Gottes." „So wurde die frühere Bittschrift Lethington übergeben, um sie zu ändern, wie seiner Weisheit es gut dünke, und in der That verbesserte er sie so, daß, als sie übergeben wurde (durch die Superintendenten von Lothian und Fyfe) und als sie (die Königin) einen Blick in dieselbe gethan hatte, sie

1) Knox, hist., 311 ff.

sagte: „Hier sind viele schöne Worte, aber ich weiß nicht, wie es mit dem Herzen steht!" So wurden wir für unsre Schönrednerei als Schmeichler und Heuchler bezeichnet, aber während der Sitzung erhält die Kirche keine Antwort[1])." —

Immer mehr erhoben nun aber auch die Anhänger Roms ihr Haupt, sei es, daß sie im Geheimen ausdrücklich von der Königin dazu ermächtigt waren, sei es, daß sie, auf die auch ihnen nicht verborgen gebliebenen Absichten derselben sich verlassend, überzeugt waren, nur in dem Sinne der Königin zu handeln, wenn sie an dem Sturze der evangelischen Kirche arbeiteten. Maria hatte ja freilich, der von ihr angenommenen Politik gemäß, Anfangs die römisch Gesinnten nicht sehr begünstigt. Wenn auch der Graf Huntley und einige Andere mit in den geheimen Rath erwählt worden waren, so hatte sie doch die Führer der Congregation, namentlich ihren Halbbruder, den Grafen Murray, und den Staatssecretair Lethington, mit ihrem Vertrauen beehrt und ihnen die Geschäfte des Staats in die Hände gegeben. Aber daß sie gleichwohl diesen in ihrem Herzen nicht gewogen war, war bekannt genug, und kurz, die Römischen glaubten deßhalb Ursache zu haben, der Billigung Maria's gewiß zu sein, wenn sie sich selbst an die Spitze der Geschäfte zu bringen und der römischen Kirche den Sieg zu verschaffen suchten.

Die Prediger und Superintendenten trafen deßhalb jetzt auf mannigfachen Widerstand, der sogar bis zu thätlichen Angriffen gegangen zu sein scheint[2]), und wie es einzelne von den ehemaligen Dienern der römischen Kirche wagten, die Lehren derselben in ihren Schriften zu vertheidigen, so redete man auch bereits von dem Siege, den man bald zu erlangen hoffte. Und das war durchaus nicht in den Wind geredet, vielmehr traten immermehr die Anzeichen hervor, daß wirklich ein geheimes Bündniß unter den Römischen bestände und daß namentlich Graf Huntley daran denke, Gewalt zu gebrauchen, wie man denn auch die Hamiltons, welche die Erhebung des Grafen Murray mit neidischen Augen betrachteten[3]), weil sie sich selbst zur Leitung der Staatsangelegenheiten für berufen hielten, mit in dieß Bündniß hineinzuziehen suchte. Es war der Plan, daß Huntley vom Norden und der Herzog von Chatelherault, den der Erzbischof von St. Andrews zu bearbeiten suchte, von Süden her vorrücken sollte, um sich der Königin zu bemächtigen und, indem man so die Gewalt an sich risse, die Evangelischen zu unterdrücken[4]).

Das gab neue Arbeit für Knox. Da er von dem Verkehr, den der Herzog mit seinem Bruder unterhielt, gehört hatte, so schrieb er an denselben

1) Knox, hist., 314 f.
2) Vgl. die oben angeführte Bittschrift.
3) Man hatte sogar den Grafen Murray schon ermorden wollen. Knox, hist., 305.
4) Tytler, VI, 261 ff. M'Crie, II, 58.

und warnte ihn, auf die Zuflüsterungen seines Bruders zu hören. Eine Verschwörung, gab er ihm zu bedenken, werde unfehlbar zum Verderben seines Hauses ausschlagen. Zugleich bewog er auch den Mr. von Maxwell, den Grafen Bothwell, der aus seinem Gefängniß entkommen war und Miene zu machen schien, mit Huntley gemeinsame Sache zu machen, auf andre Gedanken zu bringen, und vor allen Dingen suchte er die Kräfte der Protestanten zu etwa nöthig werdendem Widerstande zu vereinigen. Von der Generalversammlung beauftragt, die Grafschaften Kyle und Galloway zu besuchen, brachte er es dahin, daß die Barone von Kyle, Carrick und Cunningham in ein neues Bündniß zusammentraten und gelobten, sowohl die Prediger, als auch sich selbst gegen jeden Angriff zu vertheidigen, und überhaupt ließ er es, wohin er kam, nicht an sich fehlen, „den Adel und die Barone auf die drohende Gefahr aufmerksam zu machen und sie zu ermahnen, sich bereit zu halten, um die Gesetze aufrecht zu erhalten und um nicht zu dulden, daß die Wahrheit Gottes von Neuem unterdrückt werde[1]."

Bei dem Herzoge von Chatelherault scheinen die Warnungen des Reformators auch gewirkt zu haben. Huntley dagegen dachte immer eifriger daran, seine Pläne in Ausführung zu bringeu. Eine Gelegenheit sollte sich ihm denn auch bald genug bieten, möglich, daß sie ihm von der Königin selbst geboten wurde[2]). Maria unternahm eine Reise in die nördlichen Gegenden des Reichs, nach Aberdeen, und Huntley dachte an nichts Geringeres, als sie jetzt in seine Gewalt zu bekommen. Er suchte sie zuerst auf eins seiner Schlösser zu locken, als aber das, wahrscheinlich durch die Wachsamkeit Murray's, vereitelt wurde, schritt er zu offener Gewalt. Doch da kamen auch die Evangelischen dem Grafen Murray zu Hülfe, und obgleich auch unter den von diesem befehligten Truppen Verrätherei geübt wurde[3]), so war

1) Knox, hist., 316.

2) Daß Huntley im Einvernehmen mit Maria handelte, ist durchaus nicht unwahrscheinlich. Vgl. die Belege bei M'Crie, II, 59. Anm.

3) Charakteristisch sind die Gebete, welche beide Parteien vor der Schlacht sprachen, Huntley betete: „O Lord, J have bene a Blude-thirsty Man, and be my means hes mekle innocent Blude bene spilt; but wilt thow give me Victory this Day, and J shall serve the all the Days of my Life," dagegen Lethington: „O Lord, thow that rewles the Hevin and Earth, loke upon thy Servands, quhose Blude this Day is most injustly socht, and to Manis Iugment is sauld and betrayed. Our Refuge is now unto thee, and our Hope is in thee. Judge thow, O Lord, this Day betwixt us and the Erle of Huntlie, and the rest of our Enemies; if ever we have injustly socht his or thair Destructioun and Blude, let us fall in the Edge of the Sword. And, O Lord, if thou knowest our Jnnocencie, mentein thou and preserve us for thy gritt Mercies Sake." Knox, hist., 319 f., fügt zu Huntley's Gebet hinzu: „Note and observe, gude Reader, he confessed, that he had bene a Blude- thirsty Man" etc.

das Ergebniß doch eine vollständige Niederlage Huntley's. Er selbst nebst seinen Söhnen wurde gefangen genommen und nach Edinburg in das Gefängniß des Tolbooth gebracht, aber die Königin scheint über diesen Sieg ihrer Truppen nicht sehr erfreut gewesen zu sein. „Sie empfing", sagte Knox[1]), „den Boten unfreundlich, und gab ihm kaum ein gutes Wort, noch zeigte sie denen, die sie als Anhänger des Grafen Murray kannte, ein freundliches Gesicht". Doch mußte sie das Todesurtheil, welches über Huntley und seine Söhne als Hochverräther gesprochen wurde, vollstrecken lassen[2]), und die evangelische Kirche ging aus diesem Kampfe unverletzt hervor, wie auch aus einem andern, den Knox während der Zeit zu führen hatte.

Auf die Gunst der Königin sich verlassend, waren, wie schon angedeutet, auch die ehemaligen römischen Priester und Prälaten wieder kühner geworden. Sie fingen an, für ihren Glauben öffentlich aufzutreten, indem sie an verschiedenen Orten des Landes predigten und dabei zu verstehen gaben, daß sie bereit seien, mit den evangelischen Predigern zu disputiren, und daß sie ihre Meinungen gegen dieselben aufrecht erhalten würden[3]). Vor Allen war es der Abt von Croßraguel, Quintin Kennedy, ein Oheim des Grafen Cassilis, der als der Vertheidiger der römischen Kirche sich geltend zu machen suchte. Schon früher hatte er solche Versuche gemacht. Als in den Jahren 1556 und 1557 die Predigt gegen das schlechte Leben und die Pflichtvergessenheit der Geistlichkeit, sowie überhaupt gegen die römischen Lehren begann, wurde er, ein zwar nicht begabter, aber doch im Allgemeinen sich durch äußerliche Ehrbarkeit vor der Menge seiner Genossen auszeichnender Mann, dadurch angetrieben, sich aufzumachen, um die wankende Kirche zu stützen. Er gab deßhalb im Jahre 1558 eine polemische Schrift heraus, welche die hauptsächlichsten Lehren seiner Kirche zu vertheidigen unternahm und den Titel führte: „Kürzester und allein sicherer Weg, das Gewissen eines Christenmenschen zu beruhigen[4])." Dieser „Weg" war nun freilich kein andrer, als der bekannte der sog. fides implicita, d. h. das feste Vertrauen auf die Satzungen und Entscheidungen der Kirche und der Priesterschaft, wobei es denn nicht nöthig sei, diese Satzungen und Entscheidungen zu kennen, wenn man nur glaube, daß die, welche vorhanden seien, die richtigen wären. Wenn, meinte der Abt, irgend eine Glaubenslehre streitig werde, so solle freilich auf das Zeugniß der Schrift zurückgegangen werden, aber es komme

---

1) Knox, hist., 321.

2) Zu Spottswood, wie derselbe selbst erzählt, hatte Maria um diese Zeit offen gesagt, sie hoffe, in Jahresfrist die römische Kirche im ganzen Lande hergestellt zu sehen.

3) Ebendas. 316, 318.

4) „Ane Compendious Tractive, shewing the nerrest and onlie way to establich the conscience of a Christian man."

der Kirche zu, zu entscheiden, was die Schrift lehre[1]), und diese Entscheidungen, auf einem ordnungsmäßig versammelten Concil getroffen, habe jeder Gläubige demüthig anzunehmen und sich ihnen unbedingt zu unterwerfen. Es sei, meinte er, nur ein „barbarisches Geschwätz, wenn die Protestanten verlangten, daß Jedermann selbst in der heiligen Schrift forschen solle, denn es sei für diejenigen, die nicht zu predigen hätten, genug, wenn sie nur eine allgemeine Kenntniß vom Glauben hätten, von den Zehn Geboten und vom Gebete des Herrn, gemäß dem Sinne, in welchem diese von der Kirche ausgelegt würden. Was aber vollends „die Sakramente und die anderen Geheimnisse der Schrift betreffe, so müsse jeder Christenmensch sich an das Urtheil seines Pastors" halten, „welcher seine Last in allen zweifelhaften und über sein Verständniß hinausgehenden Dingen für ihn trage." Das war der Weg, den der Abt für die Beruhigung der Gewissen meinte anempfehlen zu sollen.

Im Anfange des Jahres 1559 forderte Kennedy dann auch Willock, der in seiner Nachbarschaft stand, auf, mit ihm über das Meßopfer zu disputiren. Willock war dazu bereit, doch zog sich der Abt, als schon Zeit und Ort bestimmt war, wieder zurück. Er verlangte nämlich, der Prediger solle zuvor sich verpflichten, daß er sich bei Auslegung der Schrift den Entscheidungen der alten Kirchenlehrer unterwerfen wolle, und als das abgelehnt wurde, weigerte er sich, zur Unterredung zu kommen[2]). Müßiger Zuschauer war er aber von nun an keineswegs. Im Jahre 1561 schrieb er vielmehr ein Buch zur Vertheidigung der Messe, welches dann von dem Prediger Georg Hay beantwortet wurde.

Mit diesem Manne traf Knox zusammen, als er jene Inspectionsreise durch die westlichen Grafschaften machte. Der Abt hatte am 30. August 1562 in der Capelle von Kirk Oswald eine Anzahl von Thesen, die Messe, das Fegfeuer, die Anbetung der Heiligen, den Gebrauch der Bilder und andere angefochtene Lehren der römischen Kirche betreffend, öffentlich verlesen und sich erboten, dieselben gegen Jeden aufrecht zu halten, der sie bestreiten werde. Am folgenden Sonntage hatte er versprochen, weitere Auseinandersetzungen zu geben, und der Reformator, der sich gerade in der Nachbarschaft befand, kam deßhalb an demselben Tage nach Kirk Oswald, um den Abt predigen zu hören und die Disputation mit ihm zu halten. Er schickte

---

1) „Marke, gude redare, the scripture to occupy the place of ane wytness, and not the place of ane juge."

2) Kennedy sagt in einem Briefe an den Erzbischof von Glasgow: „Willock, and the rest of his counsell labourit carnestlie to sie gif I wald admitt the scripture onlye juge, and, be that meines, to have maid me contrarry to my awin buke: but thair labouris wes in waist, I held me evir fast at ane grounde," nämlich an Kirche und Väter. Vergl. M'Crie, II, 62. Anm.

daher vor der Predigt einige Edelleute, die ihn begleitet hatten, zu Kennedy, um ihn zu benachrichtigen und zu verlangen, der Abt möge entweder selbst die Predigt halten oder bei der Predigt Knox' zugegen sein und dann seine Einwendungen gegen die vorgetragene Lehre machen.

Das scheint jedoch dem Abte nicht nach dem Sinne gewesen zu sein. Er ließ sich vergeblich erwarten, sondern schickte Knox ein Billet, in welchem er auseinandersetzte, daß er freilich weit davon entfernt sei, die vorgeschlagene Disputation zu verweigern, daß er aber doch wünsche, sie mehr in der Stille, in einem Hause zu Maybole abzuhalten, in Gegenwart von höchstens zwanzig Zeugen, die Jeder mitbringen könne. Unter diesen Bedingungen sei er am nächsten Sonntag bereit zu kommen. So entspann sich zuvörderst ein Briefwechsel zwischen dem Prediger und dem Abte. Knox wünschte eine größere Versammlung und schlug deßhalb die St. Johannis-Kirche zu Ayr für die Disputation vor, indem er dem Abte bemerklich machte, daß „er sich wundre, wie derselbe ein Privatgespräch über die Thesen wünschen könne, die er doch öffentlich vorgelegt habe." „Ihr habt," sagte er, die Einfältigen in Verwirrung gebracht, die Herzen der Gläubigen verwundet und eine Lästerung in offener Versammlung ausgesprochen, deßhalb mag euer eigenes Gewissen beurtheilen, ob wir verpflichtet sein können, euch vor 20 oder 40 Personen Rede zu stehen, von denen die eine Hälfte bereits von der Wahrheit überzeugt, die andre aber vielleicht so sehr in euren Irrthum verbissen ist, daß sie nicht zugeben wird, Licht sei Licht und Finsterniß sei Finsterniß." Der Abt bestand jedoch auf seinem Verlangen. „Wenn der Sieg auf Rufen und Schreien beruhen soll, dann will ich euch ohne Weiteres die ganze Sache überlassen," erwiderte er; „doch gelobt sei Gott, ich mag noch so leise sprechen, so werde ich doch in dem größten Hause in Carrick hinreichend gehört werden," worauf denn Knox entgegnete: „Je größer das Haus, desto besser für mich und die Zuhörer!"

Da der Gegenpartei bei der ganzen Sache nun aber nicht wohl zu Muthe sein mochte, so suchte sich der Graf Cassilis, der Verwandte des Abts, in's Mittel zu legen. Er schrieb an den Reformator und setzte ihm auseinander, daß aus der Disputation überhaupt nichts Gutes entstehen, sondern nur der öffentliche Frieden dadurch gestört werden könne: Knox möge deßhalb die Sache fallen lassen. Doch daran dachte derselbe nun keineswegs. Sein Oheim, schrieb er dem Grafen zurück, habe die Aufforderung ergehen lassen, und er sei deßhalb entschlossen, sie nicht abzulehnen; der Graf möge deßhalb den Abt nur ermuthigen, Wort zu halten, es seien durchaus keine schlimmen Folgen davon zu befürchten. Das brachte den Abt doch endlich zum Entschluß. Zwar beschuldigte er Knox, dieser habe den Brief des Grafen veranlaßt, um ihn (den Abt) in ein schlechtes Licht zu stellen, als fürchte er die Disputation. Er hätte, sagte er, längst mit dem Reformator angebunden, wenn sein Neffe es ihm nicht verwehrt hätte, und er werde gewiß zu der von ihm

angegebenen Zeit zu Maybole eintreffen, sobald „er das Leben und lose Füße habe."

So kam denn die Unterredung zu Stande, am 28. September um 8 Uhr Morgens, in dem Hause des Provosts von Maybole, und in Gegenwart von 40 Personen von jeder Seite und „wie viele sonst das Haus noch fassen möge." Notare und Schreiber wurden auf beiden Seiten erwählt, um das Protokoll der Verhandlungen zu führen, damit falschen Berichten vorgebeugt werden möge, und so ging man denn an's Geschäft.

Knox schlug dem Abt vor, ein Gebet zum Anfang zu verrichten, „worüber derselbe Anfangs sehr befremdet war, aber weil der Reformator auf keine andre Weise beginnen wollte, er und sein ernster Zuhörerkreis, so sagte der Abt endlich: bei meinem Glauben, der Vorschlag ist gut." Dann ließ Kennedy ein Papier verlesen, in welchem er darlegte, daß sein Eingehen auf die Disputation nicht so zu verstehen sei, als halte er die zu behandelnden Lehren überhaupt noch für anfechtbar und zweifelhaft, sondern da er im Gegentheil von der Wahrheit dessen, was gesetzmäßige General-Concilien festgesetzt hätten, überzeugt sei, so sei er nur bereit, die von ihm aufgestellten Thesen zu vertheidigen, und zwar zuvörderst die von der Messe. Knox leugnete darauf die Autorität der römischen General-Concilien, und, dann auf den Gegenstand eingehend, sagte er: es sei nöthig, vor allen Dingen den Gegenstand des Streites klar festzustellen. Dieser aber bestehe nach seiner Meinung in den folgenden vier Punkten, betreffend den Namen der Messe, die Form und die Handlung derselben, die Meinung, die man von ihr hege, und die Berechtigung dessen, der sie administrire, zu thun, was er zu thun vorgebe: in Betreff aller dieser Stücke sei er jedoch überzeugt, daß die römischen Lehren und Gebräuche alles Grundes in der Schrift entbehrten.

Indem Knox so seinen Gegner auf den Schriftgrund verwies, kam derselbe in Verlegenheit und suchte dem Gespräch eine andere Wendung zu geben. Es sei ihm, sagte er, gar nicht darum zu thun, irgend eines Menschen Messe, auch nicht die Messe des Papstes selbst aufrecht zu erhalten, sondern nur der Messe Jesu Christi, gemäß seiner These, wie er sie aufgestellt, und gemäß der näheren Erläuterung in seinem Buche, welches er hier bei sich habe." Das aber war Knox ganz gelegen. Wenn der Abt Nichts wolle, als die Messe Jesu Christi, erwiderte er, so sei ein „christliches Einvernehmen" zwischen ihnen leicht herzustellen, da sich leicht zeigen lasse, was durch Christum eingesetzt sei und was nicht. Freilich aber habe er das Buch seiner Herrlichkeit nicht gelesen, und er bitte daher, ihm zu sagen, was es enthalte. Keine andere Messe, entgegnete der Abt, als die nach ihrem Wesen, ihrem Gebrauch und ihrer Wirkung von Christo selbst eingesetzt ist, und er gab dann die Erklärung, daß sie ihrem Wesen und ihrer Wirkung nach das Opfer und die Darbringung des Leibes und Blutes des Herrn sei, gegeben und geopfert von ihm bei seinem letzten Abendmahle. Um aber

das aus der Schrift darzuthun, bezog er sich zuvörderst auf die Erzählung von Melchisedek, der auch Brod und Wein Gott dargebracht habe. Seine Beweisführung war folgende: die Schrift erklärt, daß Christus ein Priester sei nach der Ordnung Melchisedeks, Melchisedek aber bringt Gott Brod und Wein zum Opfer, eben so opfert nun Christus im Abendmahle seinen Leib und sein Blut, denn darin allein besteht die Aehnlichkeit der Priesterschaft Christi und Melchisedeks.

Knox nun, um die Verhandlungen von dieser so rein haltungslosen Beweisführung auf die eigentliche Sache zu lenken, entgegnete: die Ceremonien bei der Messe und die Meinung, als bewirke sie Vergebung der Sünden für Lebende und Todte, seien so wichtige Theile derselben und hätten so großen Einfluß auf das Volk, daß diese nothwendig in die Debatte gezogen werden müßten; aber da der Abt sich bereit erklärte, darauf später einzugehen, so legte er demselben die Frage vor, in welchem Sinne er das Wort „Opfer" verstehe. Es gebe zweierlei Opfer, sagte er, Sühnopfer und Opfer des Dankes, wie z. B. die Ertödtung des Fleisches, das Gebet und die Almosen solche Dankopfer in der Schrift genannt würden: zu welcher Art von Opfern denn nun das Meßopfer gehöre? Als darauf aber der Abt sagte: daß die Messe ein Erinnernungsopfer sei, im Gegensatz zu dem Sühnopfer am Kreuze, entgegnete Knox, daß dann sein Gegner ja aber zugestehe, was er selber behaupte: er für sein Theil bekenne freudig, daß das Abendmahl seinem rechten Gebrauche nach eben eine Erinnerung an den Tod Christi sei.

Doch da verlangte der Abt, Knox' solle sich auf seine erste Beweisführung in Betreff Melchisedeks einlassen, und obgleich der Reformator nochmals darauf hinwies, daß sein Gegner ja geleugnet habe, daß die Messe ein Sühnopfer sei und daß sie deßhalb Nichts mehr zu streiten hätten, so blieb der Abt doch bei seiner Forderung. „Ihr mögt leugnen, was ihr wollt," rief er, „denn Alles, was ihr leugnet, will ich vorläufig nicht bestreiten, aber womit ich angefangen habe, damit will ich endigen, nämlich die Messe zu vertheidigen gemäß meiner These." Knox mußte deßhalb auf jenes Argument eingehen und er sagte: „Eurer Herrlichkeit Grund ist, daß Melchisedek das Vorbild Christi sei, indem er Gott Wein und Brod geopfert habe, und daß es deßhalb auch Christo zukomme, bei seinem letzten Male sein Fleisch und Blut in der Gestalt von Brod und Wein Gott zu opfern. Ich antworte darauf, daß Melchisedek Brod und Wein G o t t nicht dargebracht hat, sondern dem A b r a h a m, um den zu erfrischen, und daß deßhalb dasjenige, was ihr mit diesem Grunde stützen wollt, nicht damit gestützt werden kann." Aber das wollte der Abt durchaus nicht gelten lassen, er hatte eine ganze Anzahl von Einwürfen gegen diese Auffassung der angezogenen Schriftstelle bereit, und es gelang ihm, das Gespräch darein so sehr zu verwickeln und in die Länge zu ziehen, daß der erste Tag damit hingebracht wurde, ohne daß man zu einem Ergebniß gelangte. Und eben so ging es auch am zweiten und dritten Tage —

immer neue Einwendungen wußte der Abt gegen die so klar und einfach in der Schrift enthaltene Auslegung des Reformators zu machen: daß Abraham ja selbst Lebensmittel genug gehabt habe, daß Melchisedek doch nicht so viel hätte tragen können, als die 318 Mann des Abrahams bedurft hätten u. dergl. — so daß die Zuhörer am Ende ermüdet wurden und Einer nach dem Andern davon ging, zumal sie auch zu Maybole keine Lebensmitttel mehr fanden und gewiß, wie M'Crie bemerkt, gern zufrieden gewesen wären, wenn Jemand „Wein und Brod" herbei geschafft hätte. Knox schlug deßhalb vor, wieder in Ayr zusammen zu kommen und dort das Gespräch fortzusetzen, aber das lehnte der Abt ab, versprach vielmehr in Edinburg sich einzufinden, wenn er die Erlaubniß der Königin dazu erlangen könne.

So endete diese Disputation. Knox bemühte sich, beim geheimen Rath die Erlaubniß zu erwirken, daß Kennedy nach der Hauptstadt kommen dürfe, aber der Abt kam nicht und starb dann auch im August 1564. Da aber der Abt und seine Freunde das Gerücht verbreitet hatten, als habe der Reformator in dem Gespräche den Kürzern gezogen, so veröffentlichte Knox 1563 die Protokolle, denen er seine Bemerkungen hinzufügte[1]).

Außer dem Abt von Crossraguel wird auch noch ein andrer Priester genannt, der um diese Zeit der Sache Roms sich entschlossen annahm: Ninian Wingate. Durch den Superintendenten von Lothian, Spottswood, von seiner Stelle als Schulmeister zu Linlithgow entfernt, eben wegen seiner papistischen Meinungen, schrieb er (Febr. 1562) an Knox, ihm 83 Fragen über die hauptsächlichsten Streitpunkte vorlegend, von denen er sagte, daß er sie im Namen der niederen Geistlichkeit und der römisch gesinnten Laien in Schottland aufgesetzt habe. Knox beantwortete eine Anzahl dieser Fragen öffentlich von der Kanzel herab, so auch diejenige, welche die rechtmäßige Berufung und die Befugniß der reformirten Prediger zu ihrem Amte in Frage stellte, und Wingate richtete deßhalb noch mehre Briefe an ihn, in denen er klagte, daß ihm die Antworten des Reformators nicht befriedigen könnten. Auch versuchte er diese Schreiben, nebst einer Zuschrift an die Königin, den Adel, die Bischöfe und den Magistrat von Edinburg, bald darauf zu veröffentlichen, doch da der Druck verhindert wurde, so floh er nach dem Continent und bewerkstelligte die Ausgabe zu Antwerpen. Ob Knox, wie er beabsichtigte, auch eine Antwort auf Wingate's Fragen in Druck gegeben hat, ist nicht bekannt, übrigens enthält die Schrift des Schulmeisters von Linlithgow, der später zum Abt von Ratisbon gemacht wurde, kaum etwas Merkwürdiges, außer daß sie von der unter der höheren Geistlichkeit Schottlands herrschenden Verkommenheit Zeugniß

1) Vgl. M'Crie, life of J. Knox, II, 62 — 73, dem wir nacherzählt haben, da uns die von dem Verf. benutzte Schrift Knox': The reasoning betwix J. Knox and the abbote of Crossraguell, fol. 4. Edinburg 1563, nicht zugänglich war. In der Hist., 318, hat Knox nur eine kurze Notiz über den Vorgang.

giebt und dagegen so offen zu Felde zieht, wie nur je einer der Reformatoren. —

Auch mit der eigenen Partei hatte der Reformator manche Kämpfe zu bestehen, namentlich mit denen vom Hofe, und zwar wegen der Strenge, mit der er und seine Mitprediger „die Laster straften." Er erzählt[1]): „Im Winter nach dem Tode des Grafen Huntley hielt sich der Hof meistens in Edinburg auf. Die Prediger waren wundervoll thätig im Rügen von allerlei Lastern, welche überhand zu nehmen anfingen, namentlich Habsucht, Unterdrückung der Armen, Ausschweifungen, lärmende Lustbarkeiten, Bankette, unmäßiges Trinken und Hurerei, welche daraus hervorgeht. Darüber aber fingen die Hofleute an zu stürmen und mit den Predigern zu zanken, als ob sie die Predigt nur benutzten, um Haß gegen den Hof zu erregen, weßhalb einer von ihnen (Knox selbst) folgende Antwort gab: Es kommt uns zu Ohren, daß wir Zänker genannt werden, aber ob wir uns auch darüber wundern, so schämen wir uns dessen doch nicht, da wir sehen, daß die würdigsten Diener Gottes, welche vor uns gearbeitet haben, uns in diesem Wege voran gegangen sind. Euch aber sage ich, daß derselbe Gott, der von Anfang an die Verachtung seines Wortes bestraft und über die stolzen Lästerer seinen Zorn hat ergehen lassen, auch euch nicht schonen wird, ja, er wird euch nicht schonen auch vor den Augen dieses selben sündigen Geschlechtes, zu dessen Gunsten ihr alle heilsamen Ermahnungen verachtet. Habt ihr nicht schon Größere da sitzen sehen, wo ihr jetzt sitzet, wie sie an ihren Nägeln kauten und ihre Mützen in's Gesicht drückten, als Götzendienst, Heuchelei, Mord, Bedrückung und ähnliche Laster gerügt wurden? war es nicht ihre gewöhnliche Rede: wenn die Bursche genug gescholten haben, dann werden sie Ruhe halten! und habt ihr es ihnen nicht in's Angesicht behaupten hören, daß Gott diese ihre Lästerung strafen werde sogar noch vor den Augen Derer, die Zeugen ihrer Schändlichkeiten seien? Damals wurde der Graf Huntley von euch angeklagt, als unterstütze er den Götzendienst und verhindre alle gute Odnung; ihn hat nun Gott gestraft, den Drohungen gemäß, welche seine und eure Ohren gehört haben, und durch eure Hände hat Gott sein Gericht hinausgeführt. Aber was könnt ihr Anderes irgend erwarten? Götzendienst war nie so stark im Schwange, Tugend und tugendhafte Leute waren nie mehr in Verachtung, Laster zeigten sich nie unverschämter und furchtloser. Und wer ist es nun, der die Königin und den Hof leitet? wer, als die Protestanten? O, abscheuliche Verachtung Gottes und seines heiligen Evangeliums! Es wäre euch besser, Jesum Christum gänzlich zu verleugnen, als so sein heiliges Evangelium dem Spotte Preis zu geben. Wenn Gott euch nicht straft, so daß dieß selbe Geschlecht eure Strafe mit Augen sehen kann, so leitet mich nicht der Geist rechter Erkenntniß. Diese Heftigkeit erregte den Haß nicht blos der Hofleute, sondern auch verschiedener

1) Knox, hist., 322 f.

Andrer gegen den Sprecher, welches Joh. Knox war, denn diejenigen, die die Gewalt haben, entbehren niemals der Schmeichler. Ihre Brüder vom Hofe seien unehrerbietig behandelt; das heiße nur, die Herzen des Volkes gegen sie aufregen, sie (die Prediger) thäten, was sie wollten. Indem sie so sprachen, wollten sie die Prediger dahin bringen, abzulassen, und das war die Furcht, welche sie für ihre gerechten Rügen davon trugen[1])."

Aber auch unter sich hielten die Prediger die strengste Zucht. Auf der Generalsynode vom December 1562 wurden nicht blos die gewöhnlichen Klagen über schlechte Besoldung der Prediger und über den Mangel an Seelsorgern, der noch immer herrschte, gehört, sondern es wurden auch Maßregeln ergriffen, um untaugliche Subjecte aus dem Kirchendienst fern zu halten. So entfernte man den Robert Cumie, Schulmeister von Aberbrothock, wegen seiner schlechten Sitten aus seinem Amte, und namentlich war es Paul Methven, Prediger zu Jedburgh, der die Strenge der Kirche fühlen mußte. Es war allerdings mit ihm ein großer Skandal, denn er wurde des Ehebruchs angeklagt, und die Synode beauftragte deßhalb Knox nebst einigen Aeltesten der Kirche von Edinburg, die Sache zu untersuchen. Methven leugnete, und Knox sagt selbst, es sei schwierig gewesen, die Wahrheit an den Tag zu bringen, auch habe man eine zu gute Meinung von der Rechtschaffenheit und Frömmigkeit des Mannes gehabt, um dem bloßen Verdachte Glauben zu schenken. Als aber doch die Wahrheit nicht mehr verborgen bleiben konnte, floh Methven und wurde, da er auf die öffentliche Vorladung nicht erschien, von der Kirchengemeinschaft ausgeschlossen und seines Amtes entsetzt[2]).

1) Wie locker das Leben am Hofe gewesen sein muß und welche Freiheiten Maria auch sich selbst gegenüber ihren Hofleuten gestatten mochte, beweist der Umstand, daß sie selbst sogar unzüchtigen Angriffen nicht entging. So hatte ein Hauptmann Hepburn solche gewagt, und namentlich skandalös wurde das Betragen Chastelards. Dieser war ein Edelmann aus der Dauphiné, ein guter Sänger und in dichterischen Künsten bewandert. Die Königin gestattete ihm allerlei Freiheiten. Er besang sie und sie ihn, und ließ ihn in der vertrautesten Weise in ihr Kabinet ein. Sie stützte sich auf seine Schultern und dergl., und Chastelard, dadurch ermuthigt, glaubte Alles wagen zu dürfen. Er verbarg sich unter ihrem Bett, und obgleich entdeckt und vom Hofe fortgewiesen, wiederholte er doch seinen Versuch. Chastelard wurde zwar mit dem Tode bestraft, aber — welches Licht mußten solche Vorgänge auf den Hof und auf die Königin werfen? Vergl. Knox, hist., 325. Andere Skandalgeschichten s. ebendas. 345.

2) Knox, hist., 323—324. Knox sagt, zwei Ursachen hätten die General-Synode zu dieser Strenge veranlaßt, einmal um den übrigen Predigern ein Beispiel zu geben und sie an das Wort des Apostels zu erinnern: Wer steht, der sehe zu, daß er nicht falle," und das andere Mal, weil dieser Fall dem Glauben an das Evangelium habe Schaden thun können. Die Papisten hätten alle Sünden der Priester geduldet, hier habe es nun gegolten, der Welt zu zeigen, „quhat Difference thair is betwixt Lycht and Darkness“ etc.

Methven war nach England geflohen und richtete von hier aus einen Brief an die Generalsynode, in welchem er sich bereit erklärte, sich der Kirchenzucht zu unterwerfen, doch bat er, daß der Bericht von dem Vorgefallenen aus den Acten getilgt werden möge. Das Letztere wurde ihm jedoch nicht zugestanden, sonst aber gestattete man ihm, in Sicherheit zurückzukehren, und legte ihm eine Buße auf, nach welcher er in die Kirche wieder aufgenommen werden sollte. Die Buße war freilich hart und strenge genug. Er sollte vor der Kirchenthür beim zweiten Geläute erscheinen, in ein grobes Gewand gekleidet, mit bloßem Kopf und nackten Füßen. So sollte er stehen, bis das Gebet verrichtet sei, und dann in die Kirche geführt werden, um die Predigt anzuhören, während welcher er allem Volke sichtbar dastehen sollte. Dieß sollte sich an drei auf einander folgenden Sonntagen wiederholen, am letzten sollte er dann nach der Predigt seine Sünde öffentlich bekennen und die Gemeinde um Vergebung bitten, worauf er dann wieder in sein gewöhnliches Gewand gekleidet und in die Gemeinschaft der Kirche aufgenommen werden sollte. Eben so sollte denn auch noch zu Dundee und zu Jedburgh, wo er gesündigt hatte, mit ihm verfahren werden. Auch hielt Methven dieser Strenge nicht Stand. Er machte zwar wirklich auch einen Theil dieser Demüthigungen durch und legte seine Reue an den Tag, aber endlich überwältigte ihn doch die Scham, und da er daran verzweifelte, daß er die verlorne Ehre jemals wieder gewinnen könne, floh er abermals nach England. Aber wie anstößig ein solches Verfahren auch wohl erscheinen mag, man muß doch am Ende zugestehen, daß die von allen Seiten noch bedrohten Prediger kaum umhin konnten, den Flecken, der durch Methven mit auf sie selbst geworfen war, auf die kräftigste Weise von sich abzuwehren. Es galt, den Römischen den Mund zu stopfen, zumal dergleichen Anschuldigungen im Geheimen auch gegen andre Prediger vorgebracht wurden.

So sogar gegen Knox selbst, und ob es eine förmlich gegen ihn angelegte Intrigue war, muß freilich dahin gestellt bleiben, aber etwa um dieselbe Zeit, als die Verhandlungen gegen Methven im Gange waren, wurde auch in Betreff seiner das Gerücht verbreitet, daß er nicht besser sei, als der Angeklagte. Eine Einwohnerin von Edinburg, Euphemia Dundas, welche dem Evangelium überhaupt nicht sehr zugethan gewesen zu sein scheint, hatte in einem Kreise von Bekannten auf die Prediger gescholten und namentlich gesagt, Johann Knox habe sein Leben lang einen unzüchtigen Wandel geführt und sei noch vor wenigen Tagen mit einer öffentlichen Dirne betroffen worden. In gewöhnlichen Zeiten würde der Reformator und die Kirchsitzung nun solches Geschwätz vielleicht mit Stillschweigen übergangen haben, wie sie ja so Vieles hinnehmen mußten, was ihnen die Römischen zur Last legten, aber jetzt, nach dem Skandal zu Jedburgh, war es doch bedenklich, die Verläumdung hingehen zu lassen, zumal dieß Gerede auch bereits weiter in die Oeffentlichkeit gedrungen und sogar ein bestimmtes Factum angegeben war. Man beschloß

daher die Sache förmlich und in dem ordentliche Wege zu untersuchen. Der Schreiber der Generalversammlung gab deßhalb am 18. Juni 1563 eine Vorstellung und Bitte bei dem Magistrate der Stadt ein, in welcher er ersuchte, jene Frauensperson vorzuladen und sie zu verhören, denn wenn die Anklage begründet sei, so solle der Angeklagte verdienter Maßen und auf das Härteste bestraft werden, im andern Falle aber möge man mit der Anklägerin verfahren, wie Rechtens sei. So stellte sich denn aber die Verläumdung heraus. Die Person leugnete, irgend Etwas der Art gesagt zu haben. Ob sie, da ihr nachgewiesen wurde, daß das Gerücht gleichwohl von ihr herrühre, bestraft worden sei, ist jedoch nicht aus den Acten ersichtlich[1]). Nach dem Tode des Reformators ist diese, nebst vielen andern Verleumdungen, aber begierig von den Römischen aufgegriffen und in der Welt verbreitet worden[2]).

Einundzwanzigstes Kapitel.

Das Parlament vom Jahre 1563.

Die Anhänger der römischen Kirche, auf die geheimen Gunstversprechungen der Königin vertrauend, wagten es, immer kühner hervorzutreten. Während der Osterzeit 1563 hatten sie sogar offen wieder die Messe in verschiedenen Gegenden des Landes gefeiert, und wenn auch der geheime Rath der Königin wiederholte Verbote dagegen erlassen hatte, so wurden dieselben doch weder beachtet, noch auch die Uebertreter bestraft. Es war klar, daß man den Papisten durch die Finger sah.

Das aber erregte neuen Sturm unter den Evangelischen, und namentlich die Edelleute der westlichen Grafschaften beschlossen, sich selbst zu helfen und auf eigene Hand die Aufrechthaltung der Gesetze zu erzwingen. Sie setzten die schuldigen Priester gefangen und stellten dieselben, ohne sich um den Hof weiter zu kümmern, vor ihr Gericht, ein Verfahren, das denn freilich die Königin nur als einen Eingriff in ihre Rechte betrachten konnte[3]).

„Die Königin," sagt Knox[4]), „wüthete über solche Freiheit, doch konnte sie Nichts ändern, denn der Geist Gottes, der ein Geist des Muthes und der

1) M'Crie, l. c. II, 93 f. und Note R.
2) Ebendas. l. c. II, Note S, wo eine Zusammenstellung dieser Verleumdungen.
3) Wir erinnern jedoch daran, daß Schottland ein Feudalstaat war und daß das Parlament von 1560 die Unterdrückung des Papismus allen Obrigkeiten befohlen hatte.
4) Knox, hist., 326.

Weisheit ist, hatte den größten Theil derer noch nicht verlassen, die im Anfange seine Werkzeuge gewesen waren, und diese waren entschlossen, die Wahrheit Gottes aufrecht zu erhalten und den Götzendienst zu unterdrücken, eigenes Interesse hatte sie noch nicht getrennt." Die Königin mußte einen andern Weg einschlagen, um die aufgeregten Protestanten wieder zu beruhigen, und sie dachte deßhalb daran, den Einfluß, den Knox auf seine Partei ausübte, zu diesem Zwecke zu benutzen.

Sie ließ ihn deßhalb nach Lochlevin, wo sie sich gerade aufhielt, zu sich kommen (Mai 1563) und verhandelte an zwei Stunden lang mit ihm, daß er die Edelleute des Westens bereden solle, von der Unterdrückung des römischen Gottesdienstes abzustehen. Doch in der Beziehung hatte sie sich an den Unrechten gewandt. Knox hatte zwar kein Gefallen an Allem, was Aufruhr hieß, und ermahnte stets mit allem Ernst zum Gehorsam gegen die Obrigkeit, aber die Sicherheit der evangelischen Kirche ging ihm über Alles, und die Messe galt ihm zu sehr als Frevel gegen Gott, als daß er nicht jeden Schritt gebilligt hätte, der die erstere beförderte und die letztere beseitigte. Er erwiderte deßhalb der Königin: wenn sie selbst Alles thun wollte, um die Gesetze des Landes in Vollzug zu setzen, dann könne er ihr ohne Weiteres ein friedliches Benehmen der Protestanten versprechen, aber wenn sie daran denke, diese Gesetze abzuschaffen, so fürchte er, es seien Leute da, die die Papisten würden fühlen lassen, daß sie dieselben nicht ungestraft verletzen und die Majestät Gottes beleidigen könnten; und als dann die Königin entrüstet fragte, ob er denn den Leuten „das Recht zugestehe, ihr Schwert in die Hand zu nehmen," versetzte er: „das Schwert der Gerechtigkeit ist Gottes und den Fürsten und Regenten zu einem Zwecke übergeben, den auszuführen sie verpflichtet sind: wenn sie den vernachlässigen, indem sie die Bösen verschonen und die Unschuldigen unterdrücken, dann sündigen Diejenigen nicht, welche in der Furcht Gottes das Gericht ausführen, das Gott befohlen hat, auch wenn es keine Könige sind, die das thun." Dazu führte er dann auch Beispiele aus der Schrift an. So, sagte er, habe Samuel sich nicht gescheut, den Agag zu erschlagen, den der König Saul geschont habe, und eben so habe Elias die falschen Propheten der Jesabel und die Priester des Baal nicht geschont, obgleich der König Ahab zugegen war, wie denn auch Phineas, wenn auch keine obrigkeitliche Person, doch die Casbi und den Simri wegen offenbarer Hurerei geschlagen habe. „Und so, Madame, möge Ew. Gnaden sehen, daß auch andre, als die höchsten Obrigkeiten, in gesetzmäßiger Weise strafen können und gestraft haben die Laster und Verbrechen, welche Gott zu strafen befohlen hat. Auch möchte ich in diesem Falle Ew. Majestät ernstlich bitten, guten Rath anzunehmen und die Papisten fühlen zu lassen, daß ihr Beginnen nicht ungestraft bleiben kann, denn durch einen Parlamentsbeschluß ist einem jeden Richter innerhalb seines Gebietes Macht gegeben worden, die Meßkrämer oder die Hörer der Messe aufzusuchen und sie den Gesetzen gemäß zu bestrafen. Deßhalb wird es Ew. Majestät auch nützlich sein,

zu bedenken, was Ew. Gnaden Unterthanen von Ew. Majestät erwarten, und was ihr des gegenseitigen Vertrags wegen zu thun schuldig seid: Sie sind verpflichtet, euch zu gehorchen und zwar um Gotteswillen, Ihr aber, die Gesetze unter ihnen aufrecht zu halten. Ihr verlangt von ihnen Dienste, sie verlangen von euch Schutz und Vertheidigung gegen die Bösen. Wohlan denn, Madame, wenn ihr eure Pflicht zu thun verweigert, denkt ihr denn, vollen Gehorsam von ihnen zu erlangen? Ich fürchte, Madame, ihr werdet es nicht." Das war der Königin zu stark. Sie brach die Unterredung ab mit augenscheinlichem Unwillen [1]).

Knox theilte den Verlauf der Unterredung dem Grafen Murray mit und dachte, am folgenden Tage wieder nach Edinburg zurückzukehren. Aber noch vor Sonnenaufgang am nächsten Morgen schickte die Königin zu ihm und ließ ihm sagen, er solle nicht eher abreisen, als bis er sie noch einmal gesprochen habe. Er begab sich deßhalb zu ihr und traf sie auf der Falkenjagd in der Nähe von Kinroß. Hier aber zeigte sich ihm die Königin in einer ganz anderen Weise, als bisher. „Entweder," erzählt er, „war es noch die Schläfrigkeit von der Nacht her, oder es war eine tiefe Verstellung in ihrem Herzen, was sie ihren früheren Aerger vergessen ließ." Sie erzählte ihm von allerlei Neuigkeiten: daß ihr der Lord Ruthven einen Ring geschenkt und daß sie ihn doch nicht lieben könne, da sie wisse, daß er Zauberei treibe, und doch sei er Einer von ihrem geheimen Rath, was aber nur Lethington verschuldet habe, der ihn dazu vorgeschlagen. Knox erwiderte: „der Mann ist abwesend und deßhalb mag ich nicht von ihm reden," worauf dann die Königin sagte: „Ich erfahre, daß ihr beauftragt seid, nach Dumfries zu gehen, um einen Superintendenten für diese Gegend zu wählen." Aber sie warnte, den Bischof von Athen (Alex. Gordon, Bruder des Grafen Huntly) zu wählen. „Wenn ihr ihn so kenntet, wie ich, ihr würdet ihn nie zulassen." Sie gab nicht unzweideutig zu verstehen, daß er ein „gefährlicher Mann", ein versteckter Papist sei [2]). Die Königin wollte offenbar Knox durch ihre Freundlichkeit und durch ihr scheinbares Interesse für die evangelische Kirche gewinnen.

Endlich, als sie lange Zeit so mit einander geredet hatten und der Reformator von ihr Abschied nehmen wollte, sagte sie: „Ich habe eine der größten Angelegenheiten, über die ich mit euch habe reden wollen, seit ich in Schottland bin, und ihr müßt mir darin helfen." Sie erzählte ihm dann, wie der Graf von Argyle mit seiner Frau nicht im besten Einvernehmen stehe, wie sie dadurch bekümmert sei und wie sie darauf rechne, daß er Beide zum Frieden bringen werde. Knox erwiderte, er sei mit den Verhältnissen nicht unbekannt, schon vor Ankunft der Königin habe diese Spannung zwischen

---

1) Knox, hist., 326. Vgl. M'Crie, II, 77 ff.

2) Knox hintertrieb auch wirklich seine Wahl (hist., 327).

beiden Gatten bestanden und er damals schon den Frieden hergestellt; er habe geglaubt, daß jetzt Alles gut gehe, da ihm die Gräfin versprochen habe, ihn zu benachrichtigen, wenn wieder Mißhelligkeiten entständen. „Ach!" entgegnete die Königin, „es steht schlimmer, als ihr denkt, aber thut es um meinetwillen daß ihr sie noch einmal zu versöhnen sucht, und wenn sie sich nicht beträgt, wie sie sollte, so werde ich ihr meine Gunst entziehen. Aber laßt den Grafen nicht wissen, daß ich mit euch über die Sache geredet habe." Dann auf ihr Gespräch von gestern zurückkommend, sagte sie: „Ich verspreche zu thun, was ihr verlangt, ich werde alle Uebelthäter zur Rechenschaft ziehen, und ihr sollt sehen, daß ich das Recht zu handhaben weiß." „Dann bin ich gewiß," erwiderte Knox, „daß ihr Gott gefallen und Frieden und Ruhe in eurem Reiche haben werdet, was Ew. Majestät nützlicher ist, als alle Papisterei jemals sein kann." —

Knox wandte sich nun sogleich an den Grafen Argyle, um dem Wunsche der Königin zu genügen. Er schrieb ihm, daß er seine Frau in ihren Schwächen eben so tragen müsse, wie sie ihn, und daß, wenn sie keinen Ehebruch begangen habe, es ihm nicht gestattet sein könne, sich ihr zu entziehen[1]). Aber das wäre ihm fast schlimm bekommen. „Der Brief" sagt er[2]), „wurde von dem Grafen nicht wohl aufgenommen" — hatte die Königin im Sinne, den Reformator mit diesem seinem früheren Freunde zu verfeinden? Doch scheint der Graf bald wieder seinen Verdruß überwunden zu haben. „Er gab sein Mißfallen nicht öffentlich zu erkennen, sondern zeigte sich im Gegentheil sehr freundlich gegen Knox." —

In Betreff der Verfolgung der Römischen aber hielt die Königin Wort. Am 14. Mai wurde der Erzbischof von St. Andrews und eine Anzahl der hauptsächlichsten Anhänger Roms auf Befehl der Königin vor Gericht geladen und in's Gefängniß gesetzt. „Aber", meint M'Crie[3]), „das war augenscheinlich nur eine politische Maßregel, um ihre Pläne bei dem Parlamente, das am folgenden Tag zusammen trat, um so leichter durchzusetzen."

Das Parlament war das erste, welches seit Ankunft der Königin in Schottland gehalten wurde. Oft genug aufgefordert, die Stände des Reiches zusammen zu berufen, hatte sie es doch immer verschoben. Es mußten auf diesem Parlamente ja die Religionsangelegenheiten, so wie auch der Vertrag von Berwick und der Frieden von Leith zur Sprache kommen, und die Königin hatte die Engländer, wenn sie die Ratification dieser Verträge begehrten, stets auf den Zusammentritt ihrer Stände vertröstet, aber eben deßhalb hatte sie mit der Einberufung derselben auch gezögert, weil sie gehofft hatte, bis dahin die geschlossene Reihe der Protestanten zu sprengen und wenigstens einen

1) Knox, hist., 328 f.
2) Ebendas. 329.
3) Life of J. Knox, II, 83.

Theil der Führer derselben auf ihre Seite zu bringen. Um so mehr jedoch hatten die Evangelischen Ursache, von diesem Parlamente die Bestätigung ihrer Rechte und Freiheiten zu verlangen. Die Beschlüsse der früheren Versammlung, durch welche der Papismus abgeschafft war, hatte die Königin nicht anerkannt. Daher entbehrte die evangelische Kirche in Schottland denn auch eigentlich des gesetzlichen Bodens. Wenn Maria sie bestehen ließ, so war das ihr guter Wille, und bisher hatte sie die Dinge nur gehen lassen, weil ihr die Möglichkeit fehlte, ihren Willen durchzusetzen. Hatte sie die Macht dazu, so konnte sie auch eben so gut die Rückkehr zum Papstthum als zu der noch zu Recht bestehenden Kirche in Schottland fordern.

Es war daher sehr natürlich, wenn die Evangelischen mit ängstlicher Spannung den Beschlüssen des Parlamentes entgegen sahen, und — viel Freude sollten sie an demselben auch nicht erleben. Die Königin hatte ihre Pläne und Intriguen zu gut geleitet, um nicht das Vertrauen und den guten Willen Mancher, die es auch sonst mit dem Evangelium hielten, auf ihrer Seite zu haben [1]), und eben so wirkte das eigene Interesse, das nicht Wenige daran hatten, die Reformation nicht in ihrer ganzen Strenge durchgeführt zu sehen, dazu mit, der Königin zu Willen zu sein. Zwar die Rückkehr zum Pastthum wurde nicht ausgesprochen — dazu hingen die Meisten doch zu fest am Evangelium und dazu war der Abscheu gegen die Prälaten zu groß — aber es kam doch zu Beschlüssen, welche wenig befriedigen konnten, und man darf sagen, die Stände ließen sich in thörichter Verblendung diese einzige Gelegenheit, die sich während Maria's Regierung darbot, entgehen, um der Reformation einen gesetzlichen Boden zu bereiten und der Kirche eine Ordnung zu geben, durch welche sie gegen alle Eingriffe der Staatsgewalt gesichert worden wäre. Das wurde allerdings beschlossen, daß Alle, die an dem letzten Kriege Theil genommen hätten, dafür nicht zur Verantwortung gezogen werden könnten, aber von der Bestätigung des Friedens von Leith war nicht die Rede, vielmehr wurde derselbe durch den ersteren Beschluß sogar in Frage gestellt, und — die die Kirche betreffenden Bestimmungen waren so zweideutig gehalten, daß man am Ende damit machen konnte, was man wollte. Statt auf den einmal gewonnenen Rechten zu bestehen, vertraute man sich vielmehr der Gunst der Königin an, und namentlich fiel auch die Versorgung der Prediger wieder sehr kümmerlich aus [2]).

Knox war, wie leicht zu denken ist, über dieß Verfahren im höchsten Grade entrüstet. Er suchte deßhalb auch sogleich eine Zusammenkunft mit den hervorragendsten Gliedern des Parlamentes und stellte ihnen vor, wie

---

1) Sie sagten, namentlich in Bezug auf die Bestrafung der Bischöfe: „Wir sehen, was die Königin gethan hat, dergleichen ist noch nie erlebt, wir wollen es deßhalb mit ihr halten und Alles wird gut gehen“ (Knox, hist., 230).

2) Vgl. M'Crie, II, 84. Buchanan, 339.

gefährlich es sei, wenn die Versammlung geschlossen würde, ohne daß die Acten des früheren Parlaments oder doch wenigstens die Aufrichtung der evangelischen Kirche bestätigt sei. Man erwiderte ihm aber, die Königin würde niemals diese Versammlung berufen haben, wenn man auf diesen Forderungen bestanden hätte, und namentlich der Graf von Murray, dem es um die Bestätigung seiner Grafschaft zu thun war, vertröstete auf spätere Zeiten. Die Königin, meinte er, werde sich bald verheirathen, und dann wolle man ihr Nichts bewilligen, wenn sie nicht zuvor die reformirte Kirche anerkenne. Aber Knox war dadurch nicht zu beruhigen. Jetzt, sagte er, sei die Gelegenheit da und die müsse man ergreifen, dagegen wenn sich die Königin verheirathen wolle, so sei das eine Angelegenheit, die schon selbst Schwierigkeiten genug mit sich bringe, welche zu überwinden man alle Vorsicht und Klugheit nöthig habe, da sei denn an die Kirche nicht zu denken. Er richtete jedoch Nichts aus, nur Verfeindungen zog er sich zu. Selbst der Graf Murray, auf den er so lange Zeit hindurch mit Vertrauen geblickt hatte als auf einen redlichen und zuverlässigen Charakter, brach offen mit ihm, sodaß er hernach in einem Zeitraum von anderthalb Jahren kein Wort mit ihm sprach. In seinem ersten Unwillen hatte der Reformator einen Brief an den Grafen geschrieben, in welchem er ihn daran erinnert hatte, in welcher Lage er ihn zuerst in London kennen gelernt und zu welchen Ehren ihn Gott nun erhoben habe. „Aber," schloß er dann, „da ich mich in meinen Erwartungen getäuscht sehe, welche darin bestanden, daß ihr Gott immer euerem Vortheile und die Beförderung seiner Wahrheit eurem eigenen Nutzen vorziehen würdet, so überlasse ich euch eurem eignen Gewissen und der Freundschaft derer, die euch mehr gefallen mögen. Ich preise Gott, daß ich euch diesen Tag als Sieger über eure Feinde in hohen Ehren erhoben und in Achtung und Ansehn bei der Königin sehe, und wenn Ihr so fortfahrt, so wird Keiner im ganzen Lande sich mehr darüber freuen, als ich; aber wenn ihr später wieder sinken solltet (wie ich fürchte, daß es geschehen werde), so erinnert euch, durch was für Mittel Gott euch erhöhet hat: das geschah keineswegs dadurch, daß ihr der Gottlosigkeit dientet, noch auch dadurch, daß ihr die schändliche Papisterei beschütztet." Dieser Brief hatte dem Grafen im höchsten Grade mißfallen und er zog sich von Knox zurück, „zur Freude der Königin und derer, welche ihre frühere Freundschaft nicht gern gesehen hatten und jetzt nicht verfehlten, Oel in's Feuer zu gießen, bis Gott die Flamme durch das Wasser der Trübsal wieder löschte[1])."

Es mußte dem Reformator in der That ein unerträglicher Gedanke sein, so die Arbeit seines mühevollen Lebens wieder in Frage gestellt zu sehen. Deßhalb ergriff er denn auch die Gelegenheit, sein Herz vor den Mitgliedern des Parlaments, als sie vor der Auflösung zum Gottesdienste kamen, zu entlasten. „In seiner Predigt vor dem größten Theile des Adels," erzählt

1) Knox, hist., 330 f.

zu bedenken, was Ew. Gnaden Unterthanen von Ew. Majestät erwarten, und was ihr des gegenseitigen Vertrags wegen zu thun schuldig seid: Sie sind verpflichtet, euch zu gehorchen und zwar um Gotteswillen, Ihr aber, die Gesetze unter ihnen aufrecht zu halten. Ihr verlangt von ihnen Dienste, sie verlangen von euch Schutz und Vertheidigung gegen die Bösen. Wohlan denn, Madame, wenn ihr eure Pflicht zu thun verweigert, denkt ihr denn, vollen Gehorsam von ihnen zu erlangen? Ich fürchte, Madame, ihr werdet es nicht." Das war der Königin zu stark. Sie brach die Unterredung ab mit augenscheinlichem Unwillen [1]).

Knox theilte den Verlauf der Unterredung dem Grafen Murray mit und dachte, am folgenden Tage wieder nach Edinburg zurückzukehren. Aber noch vor Sonnenaufgang am nächsten Morgen schickte die Königin zu ihm und ließ ihm sagen, er solle nicht eher abreisen, als bis er sie noch einmal gesprochen habe. Er begab sich deßhalb zu ihr und traf sie auf der Falkenjagd in der Nähe von Kinroß. Hier aber zeigte sich ihm die Königin in einer ganz anderen Weise, als bisher. „Entweder," erzählt er, „war es noch die Schläfrigkeit von der Nacht her, oder es war eine tiefe Verstellung in ihrem Herzen, was sie ihren früheren Aerger vergessen ließ." Sie erzählte ihm von allerlei Neuigkeiten: daß ihr der Lord Ruthven einen Ring geschenkt und daß sie ihn doch nicht lieben könne, da sie wisse, daß er Zauberei treibe, und doch sei er Einer von ihrem geheimen Rath, was aber nur Lethington verschuldet habe, der ihn dazu vorgeschlagen. Knox erwiderte: „der Mann ist abwesend und deßhalb mag ich nicht von ihm reden," worauf dann die Königin sagte: „Ich erfahre, daß ihr beauftragt seid, nach Dumfries zu gehen, um einen Superintendenten für diese Gegend zu wählen." Aber sie warnte, den Bischof von Athen (Alex. Gordon, Bruder des Grafen Huntly) zu wählen. „Wenn ihr ihn so kenntet, wie ich, ihr würdet ihn nie zulassen." Sie gab nicht unzweideutig zu verstehen, daß er ein „gefährlicher Mann", ein versteckter Papist sei [2]). Die Königin wollte offenbar Knox durch ihre Freundlichkeit und durch ihr scheinbares Interesse für die evangelische Kirche gewinnen.

Endlich, als sie lange Zeit so mit einander geredet hatten und der Reformator von ihr Abschied nehmen wollte, sagte sie: „Ich habe eine der größten Angelegenheiten, über die ich mit euch habe reden wollen, seit ich in Schottland bin, und ihr müßt mir darin helfen." Sie erzählte ihm dann, wie der Graf von Argyle mit seiner Frau nicht im besten Einvernehmen stehe, wie sie dadurch bekümmert sei und wie sie darauf rechne, daß er Beide zum Frieden bringen werde. Knox erwiderte, er sei mit den Verhältnissen nicht unbekannt, schon vor Ankunft der Königin habe diese Spannung zwischen

---

1) Knox, hist., 326. Vgl. M'Crie, II, 77 ff.

2) Knox hintertrieb auch wirklich seine Wahl (hist., 327).

ȝlen und damit auch zum Gesetz gemacht hat, ist innerhalb dieses König-
ches durch das Parlament angenommen worden, und wenn sie sagen wollten,
s sei kein Parlament gewesen, so meinen wir und denken es auch darzuthun,
ß jenes Parlament eben so gesetzlich war, wie irgend eines, das früher im
eiche gehalten wurde. Ja, wenn der König, der damals noch lebte, König
ır und die Königin noch jetzt in diesem Reiche die rechtmäßige Königin ist,
nn kann auch jenes Parlament nicht verleugnet werden."

Am Schluß der Predigt ließ er sich denn auch noch auf die Heirath der
önigin ein[1]): „Und nun meine Herren, um ein Ende zu machen, ich höre
n der Verheirathung der Königin reden, Herzöge, Brüder von Kaisern und
önige trachten alle darnach, ihre Hand zu gewinnen, aber das, meine Herren,
ge ich euch (bemerkt euch den Tag und denkt später daran), wenn der Adel
n Schottland, der Jesum Christum bekennt, damit zufrieden sein sollte,
ß ein Ungläubiger, und alle Papisten sind Ungläubige, der Herr unsrer
errin sei, so verbannetet ihr, so viel an euch liegt, Jesum Christum aus
esem Königreiche, würdet Gottes Strafgericht über das Land und ein Un-
ück über euch selbst bringen und vielleicht auch eurer Herrin wenig Nutzen
ıd Freude verursachen." —

Doch auch auf diese Weise richtete der Prediger Nichts aus. „Papisten
ıd Protestanten waren beide beleidigt, ja, die Vertrautesten gaben ihm ihr
ißfallen zu erkennen." Namentlich aber war es die Königin, die über die
ühnheit des Predigers entrüstet war. Sie ging damals in der That mit
eirathsgedanken um, und es war ihr sogleich hinterbracht worden, daß
nox auch über diese Angelegenheit zu reden gewagt habe. Das war ihr
ımentlich empfindlich. Sie hatte allen Widerstand durch ihre Maßregeln
erwunden, selbst die trotzigsten und unabhängigsten Barone hatten sich ihr
fügig gezeigt, nur dieser Mann von niederer Stellung nahm es über sich,
r noch entgegenzutreten und sogar in Angelegenheiten sich zu mischen, von
nen sie meinte, daß sie nur ihre Person angingen. Sie ließ ihn deßhalb so-
rt vor sich fordern, um ihn für seine Verwegenheit zu bestrafen.

Da zu erwarten war, daß Maria ihren Gegner dieß Mal nicht auf
ıs Glimpflichste behandeln werde, so begleiteten Lord Ochiltree, der nach-
alige Superintendent Erskine von Dun und eine Anzahl anderer Edelleute
n Reformator in den Palast. Doch bekam nur Erskine die Erlaubniß, mit
m vor der Königin erscheinen zu dürfen, und diese empfing den verhaßten
Kann mit allen Zeichen des Unwillens. „Niemals," rief sie ihm zu, „sei
ne fürstliche Person so behandelt worden, wie sie; sie habe ihn bisher
ı allen seinen Beleidigungen, die er ihr und ihren Oheimen zugefügt, er-
agen, sie habe seine Gunst auf alle Weise sich zu verschaffen gesucht, sie

1) Es war eben ein Heirathsproject mit dem Sohne Philipps II. von Spa-
nien, Don Carlos, im Werke, ohne Zweifel eine Ursache zur Besorgniß.

habe ihm Audienz bewilligt, wann und wie oft er für gut halten möc
zu ermahnen und zurecht zu weisen, und doch," sagte sie, „kann ich m
euch nicht retten, aber bei Gott, ich werde mich zu rächen wissen."
brach sie in Thränen aus und konnte kaum ein weiteres Wort hervorb

Knox hörte sie ruhig an und wartete, bis sie ihre Fassung wie
wonnen hatte. Dann suchte er sich zu vertheidigen. „Es ist wahr, Ma
sagte er, „daß zwischen Ew. Gnaden und mir manche Streitigkeiten in
des Glaubens vorgekommen sind, bei denen ich vorher nicht erfahre
daß ihr durch mich beleidigt worden seid. Aber wenn es Gott gefallen
euch von den Banden der Finsterniß und des Irrthums, in welchen i
Mangel an rechter Unterweisung aufgewachsen seid, zu befreien, so
Ew. Majestät die Freiheit meiner Zunge nicht beleidigend finden. Au
der Kanzel, meine ich, habe ich Ew. Majestät wenig Gelegenheit g
sich durch mich beleidigt zu fühlen, und dort, Madame, bin ich nic
meiner selbst, sondern muß dem gehorchen, der mir befohlen hat, g
zu reden und nicht irgend welchem Fleische auf Erden zu schmeicheln."

„Aber was habt ihr mit meiner Verheirathung zu thun?" fra
Königin, worauf der Reformator versetzte: „Wenn Ew. Majestät g
wollten, mich ruhig anzuhören, so könnte ich euch das in wenig
darthun. Ich gestehe zu, daß mir Ew. Gnaden mehr zugestanden h
ich jemals verlangt habe, aber wie ich damals antwortete, so antworte i
jetzt: Gott hat mich nicht gesandt, um am Hofe von Fürsten aufzu
oder in den Zimmern der Damen, sondern ich bin gesandt, das Evan
Jesu Christi denen zu predigen, die es hören wollen, und dieß hat zwei
nämlich Buße und Glauben. Wohlan denn, Madame, wenn ich
predigen soll, so ist es nöthig, daß ich den Leuten ihre Sünden vorhalte,
sie erkennen, worin sie Gott beleidigt haben, und da es nun so ist,
größte Theil des Adels euch so sehr zugethan ist, daß er weder da
Gottes, noch auch das Wohl des Staates recht in Acht nimmt, so ist e
Pflicht, so zu reden, daß sie ihre Schuldigkeit einsehen lernen."

Doch davon wollte Maria Nichts wissen. „Was geht euch meine
an?" fragte sie nochmals, „oder wer seid denn ihr in diesem Staate?"
Unterthan," erwiederte Knox, „der in demselben geboren ist, und obgl
weder Graf, Lord, noch Baron bin, so hat mich doch Gott, wie niedrig i
in euren Augen erscheinen mag, zu einem nützlichen Mitgliede dieses
gemacht. Ja, Madame, mir geziemt es nicht weniger vor solchen Di
warnen, die dem Lande schädlich sind, wenn ich sie vorher sehe, als
Einem vom Adel, denn sowohl mein Amt, als auch mein Gewissen
volle Aufrichtigkeit von mir, und deßhalb, Madame, sage ich auch z
was ich öffentlich gesagt habe: Wenn der Adel dieses Reiches zustimm
ihr einem ungläubigen Manne unterthan werdet, so verläugnet er,
an ihm ist, Jesum Christum, verbannt die Wahrheit aus diesem Lan

räth die Freiheit des Reiches und am Ende wird das Alles auch euch nicht zur Freude gereichen."

Knox sprach diese Worte mit solcher Festigkeit, daß die Königin erzitterte. Sie fing wieder an zu weinen, und Erskine, „ein Mann von mildem und freundlichem Gemüth," suchte sie zu beruhigen, so gut er konnte. „Er sagte ihr manch' freundliches Wort von ihrer Schönheit, von ihrer Vortrefflichkeit, und wie alle Fürsten Europa's sich freuen würden, ihre Gunst zu erlangen, aber Alles das war nur Oel in's Feuer gegossen." Knox jedoch ließ sich nicht rühren[1]). Hatte er früher so oft den Zorn der Männer ertragen, so ertrug er jetzt auch die Thränen eines Weibes, sich bewußt, daß er von der Sache, die er vertrete, nicht weichen dürfe, und so wartete er, bis „die unordentliche Leidenschaftlichkeit der Königin vorüber war." Dann sagte er: „Madame, bei Gott bezeuge ich, daß ich niemals ein Geschöpf Gottes ohne Kummer habe weinen sehen können, ja, ich kann kaum die Thränen meiner eigenen Knaben ertragen, wenn meine Hand sie straft, um so weniger finde ich an dem Weinen Ew. Majestät Gefallen; aber da ich euch keine gerechte Veranlassung gegeben habe, beleidigt zu sein, sondern habe nur die Wahrheit geredet, wie mein Amt es von mir verlangt, so muß ich, wenn auch wider Willen, die Thränen Ew. Majestät ertragen; mein Gewissen durch mein Schweigen zu verletzen oder das Gemeinwohl preiszugeben, geht einmal nicht an."

Dadurch wurde die Königin jedoch nur noch mehr erbittert. Sie hieß ihn hinausgehen und ihre weiteren Befehle im Vorzimmer erwarten. Erskine sollte bei ihr bleiben. — „Knox stand nun im Vorzimmer gleich wie ein Mann, den Niemand vorher gekannt hätte, denn Alle waren bestürzt, und nur Lord Ochiltree hielt sich zu ihm. Deßhalb fing er mit den Damen, welche dort in all' ihrem Staat saßen, ein Gespräch an und sagte: „O ihr schönen Damen, wie vergnügt würde doch dieß euer Leben sein, wenn es immer so fortdauern und wenn wir dann am Ende mit all' diesem Prunk in den Himmel eingehen könnten. Aber pfui über den Burschen Tod, der kommt, wir mögen wollen oder nicht, und wenn er sich unsrer bemächtigt hat, dann werden die närrischen Würmer sich mit unserm Fleisch zu schaffen machen, sei es auch noch so schön und zart, ach! und die arme Seele fürchte ich, wird dann so schwach sein, daß sie all ihr Gold, ihre Gehänge, Bänder, Perlen und kostbaren Steine nicht wird mit sich nehmen können." So genoß er die Gesellschaft der Frauen und so verging die Zeit, bis Erskine kam und ihm sagte, er könne vorläufig nach Hause gehen."

Die Königin jedoch verlangte seine Bestrafung. Sie legte den „Lords der Artikel" die Frage vor, ob denn ein solcher Mann wegen seines Predigens nicht

---

1) Man hat ihm oft vorgeworfen, daß er sich durch diese — Thränen nicht habe bewegen lassen, von dem zu weichen, was er — als seine Pflicht erkannt. Maria soll oft Thränen als Waffe gebraucht haben. M'Crie, II, 92.

zur Rechenschaft gezogen werden könne. Aber die Antwort scheint für sie keine günstige gewesen zu sein. Auch mochten ihre nächsten Rathgeber ihr vorstellen, daß es eine mißliche Sache sei, gerade Knox in einen Rechtshandel wegen seiner Predigten zu verwickeln; kurz sie stand am Ende von ihrem Vorhaben ab. „So legte sich der Sturm, nur nicht in ihrem Herzen" [1]).

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Knox angeklagt.

Wenn die Königin sich auch bewegen ließ, dieß Mal von einer weitern Verfolgung des Predigers abzustehen, so wartete sie gleichwohl nur auf eine Gelegenheit, um sich seiner zu entledigen. Da sie bei dem Parlamente so viel Willfährigkeit gefunden hatte, so glaubte sie in der That, nur Knox sei es noch allein, der ihren Plänen im Wege stehe. Er, der treue, unermüdliche Wächter, der nicht ruhte, immer auf die dem Evangelium drohenden Gefahren mit Fingern zu zeigen, beseitigt, und Alles würde sich ja allmälig machen lassen: ein Theil der Evangelischen wurde dann durch ihre Liebenswürdigkeit oder durch Vortheile, die sie ihm bot, ganz für ihre Interessen gewonnen, ein andrer allmälig eingeschläfert oder eingeschüchtert, und die dann noch zu widerstehen wagten, konnten nicht so zahlreich und mächtig sein, um sie nicht mit Gewalt unterwerfen zu können; am Ende konnte der Papismus mit klingendem Spiele wieder in St. Giles und im ganzen Reiche einziehen, wenn nur der Knox erst bei Seite geschafft wäre!

Und wirklich schien bald darauf die erwünschte Gelegenheit gekommen zu sein, um dem Reformator als Hochverräther den Prozeß zu machen. Die Sache war folgende: Knox hatte längst die Hoffnung aufgegeben, daß von der Königin irgend Etwas für die Sache des Evangeliums geschehen werde, vielmehr sah er mit seinen, durch die ausschließliche Liebe zu dem Herrn, die ihn so ganz beseelte, geschärften Augen zu deutlich, wie Maria allmälig zwar und Manchem unbemerkt, aber doch mit kluger Berechnung ein Netz zu spinnen suchte, in welchem die kaum errungene Freiheit des Evangeliums wieder eingefangen werden sollte. Deßhalb war er auf die Nothwendigkeit, der Staatsgewalt wieder mit Aufbietung der Wehrkräfte des Landes entgegen treten zu müssen, längst vorbereitet, wie auch aus dem Gebeten, die er jetzt hielt, hervorgeht. „Er begann," sagt er selbst[2]), „an seinem Tische nach der Danksagung also zu beten: 1) Befreie uns, o Herr, von allen Fesseln des Götzendienstes,

---

1) Knox, hist., 332 ff.

2) Ebendas. 334 f.

2) bewahre und behüte uns vor der Tyrannei der Fremden, und 3) erhalte uns in Frieden und Eintracht untereinander, wenn es dein Wohlgefallen ist, noch eine Zeit lang; und als einige seiner nächsten Freunde ihn fragten, warum er um Frieden blos noch für eine Zeit lang bitte und nicht vielmehr überhaupt, daß wir möchten in Frieden bleiben, antwortete er: Er dürfe nur im Glauben bitten, und sein Glaube an das Wort Gottes versichere ihn, daß fortdauernde Ruhe in einem Lande nicht bewahrt bleiben könne, in welchem der Götzendienst unterdrückt gewesen und dann wieder aufgerichtet worden wäre." Auch that die Königin alles Mögliche, um ihn in seinem schlechten Zutrauen zu ihr nur noch mehr zu estärken. Die Prälaten, welche am Tage der Eröffnung des Parlamentes egen ihres Feierns der Messe verhaftet worden waren, wurden nach der uflösung desselben sofort wieder in Freiheit gesetzt, so daß es klar war, orauf diese Komödie berechnet gewesen war. Eben so zog die Königin jetzt n Lande umher, und wohin sie kam, ließ sie durch ihre Priester sofort ich die Messe abhalten, ein Beginnen, das bei dem Reformator nicht blos erdruß, sondern auch Sorge erwecken mußte. Geschah das nicht, um die evölkerung wieder an den „Götzendienst" zu gewöhnen? und was war cht zu fürchten, zumal die Persönlichkeit der Königin so viel Gewinnendes itte? Dazu kam, daß auch Lethington, der hauptsächliche Leiter der taatsgeschäfte, sich offen zu erklärten Papisten hielt und dieselben, wie amentlich den Grafen Athol, in die obersten Stellen zu bringen suchte[1]). urz, Knox sah die Gefahr täglich wachsen.

Und um dieselbe Zeit ereignete sich ein Vorfall, der ihm auch zeigte, won man strebe[2]). Als die Königin in Stirling war, war ein Theil ihres esindes in Holyroodhouse zurückgeblieben, und diese feierten jetzt die Messe uf eine so öffentliche Weise, wie es selbst bei Anwesenheit der Königin icht geschehen war. Zugleich fingen sie auch andre Gebräuche (Processionen?) ieder an in Ausübung zu bringen, welche durch die Reformation abgeschafft worden waren, wozu dann auch noch kam, daß eine große Anzahl von euten aus der Stadt zu diesen Uebungen zugelassen wurden. Das erregte doch Unwillen und Besorgniß bei den Evangelischen, und „Einige der ifrigsten und Aufrichtigsten im Glauben" wurden nach der Abtei geschickt, m zu sehen, welche Personen an der Messe Theil nähmen. „Als sie nun hen, daß eine große Anzahl sich in die Capelle begab, drangen einige von en Brüdern auch hinein", weßhalb die Priester, dadurch erschreckt, nach er Stadt schickten und dem Lord von Pittarrow sagen ließen, er möge sie hützen, ihr Leben, wie auch der Palast der Königin stehe in Gefahr. Pittarrow fand zwar Alles in Ruhe und von Gewaltthaten keine Spur, nur

1) Knox, hist., 334.
2) Ebendas. 335 f.

daß Einige von den Evangelischen die Papisten beobachteten und ihnen sagten, sie sollten die Gesetze nicht überschreiten. Nur ein eifriger Mann, Patrick Cranston, hatte auch den Priester gefragt, wie er, da die Königin nicht gegenwärtig sei, sich unterstehen könne, Messe zu halten und gegen das Gesetz zu handeln. „Weiter war Nichts gethan oder gesagt." Dennoch aber verlangte die Königin Bestrafung, und Patrick Cranston nebst Andreas Armstrong, einem andern Evangelischen, der mit in die Capelle eingetreten war, wurden vor Gericht gefordert, und wegen „versuchter Felonie und Plünderung des Palastes der Königin" angeklagt.

Das aber brachte die Evangelischen in noch größere Bewegung. Man fürchtete nicht blos das Schlimmste für die Angeklagten, man sah auch bereits mit Schrecken voraus, daß die Königin wagen möchte, überhaupt gegen Diejenigen vorzugehen, die auf der Aufrechterhaltung der zu Gunsten des Evangeliums erlassenen Parlamentsbeschlüsse bestanden. Es wurden deßhalb Seitens der Protestanten in Edinburg Berathungen gehalten und beschlossen, im Nothfalle sich zum Widerstande bereit zu halten, Knox aber wurde beauftragt, die „Brüder" im ganzen Lande von der Lage der Sache zu benachrichtigen und sie zum Beistande aufzufordern, namentlich auch daß sie sich zu der bevorstehenden Gerichtsverhandlung einfinden möchten. Das geschah denn auch. Aber eben das wurde nun von der Königin als eine Handhabe ergriffen, um auch den Reformator wegen Hochverraths in Anklagestand zu versetzen.

Durch „falsche Brüder", wie Knox erzählt[1]), war der Brief in die Hände des Heinrich Sinclair gekommen, damals Bischof von Roß und Präsident des obersten Gerichtshofes, „eines geschwornen Feindes Jesu Christi", der namentlich auch dem Reformator auffäßig war, weil dieser die Bischöfe als „Mörder und Diebe und nicht als Hirten der Heerde" bezeichnet hatte, und Sinclair hatte nichts Eiligeres zu thun, als das Schreiben der Königin und dem geheimen Rathe vorzulegen. Man hielt dafür, daß sich der Verfasser dadurch, daß er seine Freunde zum Widerstande gegen die Königin aufgefordert, des Hochverraths schuldig gemacht habe, und man beschloß, ihn vor Gericht zu stellen. Um aber der Sache noch ein größeres Ansehen zu geben, berief man (Ende Decembers) eine Versammlung von Edelleuten nach Edinburg, welche die Sache entscheiden sollten. Der Reformator wurde vor diese Versammlung gefordert, Lethington sollte die Anklage führen, und die Königin wollte selbst zugegen sein.

Knox war jedoch bei alledem gutes Muthes und entschlossen, nicht zu weichen von der Sache des Herrn. Er wußte, auf wen er vertraute, und am Leben lag ihm am Ende auch nicht so viel, daß er es auf Kosten des Evangeliums hätte erkaufen sollen. Deßhalb wies er denn auch die An-

1) Knox, hist., 337.

strengungen, die von verschiedenen Seiten gemacht wurden, um ihn zur Nachgiebigkeit gegen die Königin zu bestimmen, eben so ruhig, als entschlossen zurück. So kam der Laird Maxwell zu ihm und kündigte ihm die bisherige Freundschaft, wenn er nicht bei der Königin Abbitte thäte. Aber Knox sah wohl ein, daß das so viel heiße, als sich der Königin auf Gnade und Ungnade zu ergeben. Wollte er der unabhängige Mann bleiben, der den Plänen Maria's gegenüber das Evangelium unbeweglich vertheidigte, so mußte er seine Freisprechung dem Recht, nicht ihrem guten Willen verdanken. Er antwortete daher dem Laird: Er wisse nicht, was er gegen die Königin gefehlt habe, und deßhalb wisse er auch nicht, wofür er Abbitte thun solle, und als Jener dann fragte: „Nicht gefehlt? habt ihr denn nicht die Briefe geschrieben, welche die Brüder aus allen Theilen des Reichs zusammenrufen?" entgegnete er: das ist kein Unrecht, wenigstens in solcher Sache nicht, denn größere Dinge wurden diese zwei Jahre hindurch für kein Unrecht gehalten. Maxwell sagte darauf: Die Zeit ist jetzt eine andre, denn damals war die Königin abwesend, aber jetzt ist sie im Lande, doch Knox wollte den Unterschied nicht gelten lassen. „Weder die Abwesenheit, noch die Gegenwart der Königin", sagte er, „bestimmt mein Gewissen, sondern Gott, der klar in seinem Worte zu uns redet, und was mir das letzte Jahr Recht war, das ist mir auch jetzt Recht, denn Gott ist unveränderlich." „Wohl", erwiderte Maxwell, „ich habe euch meinen Rath gegeben, thut was ihr wollt, aber glaubt, ihr werdet es bereuen, wenn ihr euch nicht vor der Königin beugt." „Ich weiß nicht, was ihr meinet", sagte Knox, „ich bin nie ein Gegner der Königin gewesen, außer in Sachen der Religion, und darin, hoffe ich, verlangt ihr nicht, daß ich nachgeben soll." — „Gut, gut! ihr selbst seid weise genug, aber ihr werdet finden, daß man sich künftig von euch zurückziehen wird!" — „Wenn Gott mein Freund ist", sagte Knox darauf, „so bin ich seiner Gnade versichert, und so lange ich auf seine Verheißungen vertraue und seine Ehre meinem Leben und irdischen Vortheile vorziehe, frage ich wenig danach, wie sich die Menschen gegen mich betragen, doch weiß ich, in wiefern man zu mir gehalten, außer daß mein Mund ihnen das Wort Gottes verkündigt hat. Wenn sie das künftig verleugnen, so wird mein Herz zwar trauern und eine Zeit lang klagen, aber der Schaden wird auf ihrer Seite sein." Kurz, der Laird konnte Nichts ausrichten, sondern mußte den Mann aufgeben, der andre Regeln des Handelns hatte, als er.

Und eben so ging es dem Grafen Murray und Lethington, die in der gleichen Absicht zu dem Bedrohten kamen. „Sie beklagten, daß er die Königin so sehr beleidigt habe, und sprachen die Furcht aus, daß ihm das zu großem Schaden gereichen werde, wenn er nicht klug wäre und sich vorsähe; auch redeten sie von den Anstrengungen, die sie gemacht hätten, um den Zorn Maria's zu besänftigen, aber sie sähen nur sein Verderben voraus,

sobald er nicht selbst sein Unrecht bekennen und ihre Gnade anrufen wolle." Aber auch ihnen antwortete Knox: „Ich preise Gott durch Jesum Christum, daß ich nicht gelernt habe, alles Das als Verschwörung und Verrath auszuschreien, was der ungläubige Haufen so nennt, noch auch das zu fürchten, was die Menge fürchtet. Ich habe das Zeugniß eines guten Gewissens, daß ich der Königin nie Gelegenheit gegeben habe, durch mich beleidigt zu sein, denn ich habe Nichts gethan, als meine Pflicht, und was auch daraus folgen wird, so bin ich der guten Zuversicht, daß mein Gott mir Geduld verleihen wird, es zu ertragen; aber ein Unrecht zu bekennen, wo mir mein Gewissen bezeugt, daß ich keines gethan habe, das sei ferne von mir." — „Wie wollt ihr euch vertheidigen?" fragte Lethington, „habt ihr nicht die Vasallen der Königin zusammenberufen?" Doch darauf erwiderte Knox: „Wenn ich keine gerechte Vertheidigung für meine That habe, so laßt mich dafür büßen." — „Laßt uns eure Vertheidigung hören, denn wir werden uns freuen, wenn ihr unschuldig erfunden werdet." — „Nein", lehnte Knox diese Aufforderung ab, „denn ich weiß sehr gut, daß ich von Menschen und selbst auch von euch, Herr Secretair, bereits verurtheilt und meine Sache schon im Voraus gerichtet ist. Deßhalb wäre ich ein Narr, wenn ich euch mit meiner Vertheidigung bekannt machen wollte." Darüber wurden denn freilich beide entrüstet, und Lethington ging fort. Nur der Graf blieb zurück und fing ein Gespräch über den Zustand des Hofes mit Knox an. Doch darauf erwiderte dieser: „Mylord, ich weiß bereits mehr vom Hofe, als mir lieb ist, und es ist nicht nöthig, daß ihr mich noch weiter dadurch beunruhigt." „Wenn eure Sache gut steht, so bin ich zufrieden, aber wenn nicht, und ich fürchte, es steht mit euch bereits nicht mehr, wie es sollte oder wird nicht lange mehr so stehen, so tadelt mich nicht, und ihr und die Rathgeber, die ihr erwählt habt, habt ja beide meinen armen Rath verachtet. Ich kann Nichts thun, als nur an das Ende denken, und ich bitte Gott, es möge anders sein, als mein geängstet Herz fürchtet [1])."

Nur ein Freund hielt treulich zu dem Bedrohteu: der Advokat Spence of Condy, „ein Mann von freundlicher Gemüthsart." Dieser kam heimlich zu dem Reformator, um zu fragen, wie sich denn Alles verhalte, und als ihm Knox das Concept seines Umlaufschreibens gezeigt hatte, sagte er: „Ich danke Gott, ich kam zu euch mit einem Herzen voll Furcht und Sorge, daß ihr ein solches Verbrechen begangen hättet, wie es durch die Gesetze geahndet werden kann, und das würde für die Herzen Aller, die das Wort des Lebens gehört haben, das ihr gepredigt, sehr schmerzlich gewesen sein, aber ich gehe jetzt mit Freuden fort, sowohl weil ich sehe, daß ihr selbst getrost seid, als auch weil ich durchaus überzeugt bin, daß ihr das Verbrechen,

---

1) Knox, hist., 338 f. Wir sind hier so ausführlich gewesen, weil gerade diese Gespräche den Mann so recht kennzeichnen.

dessen ihr beschuldigt werdet, nicht begangen habt. Ihr werdet angeklagt werden, aber Gott wird euch beistehen[1])." Mit diesem Manne mag Knox auch wohl berathen haben, wie er sich vertheidigen wolle.

So kam der Gerichtstag heran. Die Anklage des Reformators, des geistigen Hauptes der reformirten Kirche in Schottland, hatte natürlich eine große Bewegung unter den Evangelischen hervorgerufen, und „die Brüder aus der Stadt folgten ihm in so großer Anzahl, daß der Vorplatz des Gerichtssaales bis an die Treppen ganz davon angefüllt war, selbst bis in die Thür des Zimmers, wo die Königin und die Rathsversammlung saß, standen die Leute." Die Königin hatte vorher bereits mit den Richtern Berathung gepflogen, doch nicht überall die gewünschte Bereitschaft gefunden.

Knox beschreibt uns die Gerichtssitzung genau[2]). „Oben an auf der einen Seite", sagt er, „saß, seiner Würde gemäß, der Herzog, auf der andern Seite der Graf von Argyle, und dann folgten der Graf Murray, der Graf Glencairn, der Graf Marshall, der Lord Ruthven, die gewöhnlichen Beamten, Pittarrow, damals Schatzmeister, der Gerichtsschreiber, der Advokat Spence of Condy, und verschiedene Andre; entfernt vom Tische saßen der alte Lethington, Vater des Secretairs, Mr. Heinrich Sinclair, Bischof von Roß, und Mr. Jacob Macgill, Registerschreiber." Die Königin hatte in großem Pomp auf einem Stuhle Platz genommen, und ihr zur Seite standen, als ihre Beistände, Maxwell und Lethington, die, bald der Eine und bald der Andre, ihr in's Ohr flüsterten.

Maria machte ihrem Groll gegen den Mann, den sie nun endlich in ihrer Gewalt zu haben meinte, in wenig königlicher Weise Luft, indem sie, als sie ihn mit entblößtem Haupte dastehen sah, in ein lautes Gelächter ausbrach. „Der Mann," sagte sie, „hat mich weinen gemacht und doch selbst keine Thräne vergossen, ich will sehen, ob ich ihn jetzt zum Weinen bringen kann." Dann eröffnete sie die Verhandlung dadurch, daß sie ihrem Staatssecretair jenes Schreiben hinreichte, um deßwillen Knox angeklagt war, und ihm befahl, dasselbe dem Beschuldigten vorzulegen, damit er es anerkenne. Knox sah nach der Unterschrift und bekannte, daß sie die seinige war. „Obgleich er," sagte er, „eine Anzahl von weißen Blättern blos unterschrieben habe, so hätte er doch ein solches Zutrauen in die Zuverlässigkeit des Schreibers, daß er bereit wäre, den Inhalt des Blattes eben sowohl anzuerkennen als seine Unterschrift." — „Da thut ihr mehr, als ich thun würde," sagte Maitland, doch Knox entgegnete ihm: „Liebe ist nicht argwöhnisch," worauf denn die Königin rief: „Wohl, wohl! les't denn euren eigenen Brief und dann verantwortet euch, wegen dessen man euch beschuldigen wird!"

---

1) Knox, hist., 338 f.

2) Ebendas. 339 ff.

Knox: „Ich werde es thun, so gut ich kann!" und damit las er selbst das Schreiben mit lauter Stimme vor.

„Habt ihr jemals, meine Herren, einen abscheulicheren und verrätherischern Brief gelesen?" fragte dann die Königin, sich im Kreise herumsehend, und Lethington, sich an Knox wendend, sagte: „Meister Knox, seid ihr nicht in eurem Herzen betrübt und bereut ihr nicht, einen solchen Brief geschrieben zu haben, und daß derselbe durch euch Andern bekannt geworden ist?" — „Mein Herr Secretair," entgegnete der Angeklagte: „bevor ich bereuen kann, sagt mir doch, was ich Böses gethan!" — „Böses! wär's auch nicht mehr, als die Vasallen der Königin zusammenzurufen, so kann eure Schuld nicht geleugnet werden." — „Erinnert euch doch selbst, Herr, daß ein Unterschied zwischen einer gesetzlichen und ungesetzlichen Zusammenberufung besteht. Wenn ich wegen dieser schuldig bin, so habe ich oft Unrecht gethan, seit ich wieder nach Schottland gekommen, denn welche Zusammenberufung der Brüder hat bis zu dieser Stnnde stattgefunden, zu der meine Feder nicht benutzt worden wäre?" — „Damals war damals, und jetzt ist jetzt," rief der Secretair: „wir bedürfen jetzt solcher Zusammenkünfte nicht mehr, wie wir sie früher nöthig hatten!" — „Die Zeit, die gewesen ist," erwiderte Knox, „ist nach meinem Bedünken noch jetzt vorhanden, denn ich sehe die arme Heerde in nicht geringerer Gefahr, als früher, ausgenommen, daß der Teufel jetzt eine Maske vorgebunden hat. Sonst kam er mit offenem Gesicht, kennbar bei seiner Tyrannei und das Verderben Aller suchend, die dem Götzendienst abgesagt hatten, und damals, ich meine, auch ihr werdet das bekennen, versammelten sich die Brüder in durchaus gesetzlicher Weise, um ihr Leben zu vertheidigen; jetzt freilich kommt der Teufel unter dem Vorwande der Gerechtigkeit, um das zu thun, was Gott nicht dulden wollte, daß er es mit Gewalt ausführte." — —

„Was ist das?" rief die Königin, ihn unterbrechend: „was ist das? Wollt ihr mit ihm Geschwätze führen? Wer gab euch Vollmacht, meine Vasallen zusammenzurufen? Ist das nicht Verrath?" Doch darauf entgegnete Lord Ruthven: „Nein, Madame! denn er ruft das Volk fast täglich zu seinen Predigten zusammen, und was auch Ew. Gnaden oder Andre davon denken mögen, wir meinen nicht, daß es Verrath sei!" — „Seid ihr ruhig!" sagte die Königin, „und laß ihn selbst seine Sache führen!" — „Ich war schon dabei," nahm darauf Knox wieder das Wort: „mit dem Secretair zu verhandeln (von welchem ich glaube, daß er ein besserer Dialektiker ist, als Ew. Majestät), daß alle Zusammenberufungen nicht ungesetzlich sind, und nun hat Lord Ruthven ein Beispiel dazu angeführt." — Königin: „Ich will Nichts gegen euren Glauben sagen, noch auch gegen eure Predigten, aber welche Vollmacht habt ihr, meine Unterthanen zusammenzurufen, wenn's euch gelüstet, ohne meinen Befehl?" — Knox antwortete, daß auf seinen eigenen Willen niemals auch nur vier Leute in

Schottland zusammengekommen seien, sondern nur auf den Befehl seiner Brüder habe er oftmals Nachrichten gegeben und große Massen hätten sich in Folge davon versammelt, und wenn Maria klage, daß dieß ohne ihren Befehl geschehen sei, so erlaube er sich zu antworten, daß ohne ihren Befehl eben Alles geschehen, was die Reformation der Kirche in Schottland betreffe. Er hätte es niemals, sagte er, geliebt, Tumult zu erregen, hätte niemals Aufruhr gepredigt, im Gegentheil, er hätte immer gelehrt, daß das Volk seinen Fürsten und Obrigkeiten in allen gesetzlichen Dingen gehorchen müsse. Wenn er thätiger gewesen wäre, als seine Brüder in der Zusammenberufung der Protestanten zu außerordentlichen Versammlungen, so komme das von dem Auftrage her, den er von der Kirche empfangen habe, es zu thun, sobald er sähe, daß es nothwendig sei und namentlich daß dem Glauben Gefahr drohe, und er hätte zu wiederholten Malen gebeten, ihn von diesem lästigen und gehässigen Auftrage zu entbinden, aber bis jetzt vergeblich. Er müsse daher durch ein gerechtes Gesetz überführt sein, bevor er bekennen solle, daß er sein Thun bereue, bis jetzt sei er überzeugt, kein Unrecht gethan zu haben.

„Ihr sollt uns so nicht entkommen!“ sagte darauf die Königin: „Meine Herren, ist das nicht Verrath, einen Fürsten der Grausamkeit anzuklagen? Ich denke, es giebt Parlamentsbeschlüsse gegen solche Verleumdungen!“ Als dieß von einzelnen der Lords bestätigt wurde, fragte Knox: „Aber wie kann ich dessen beschuldigt werden?“ — „Les't diese Stelle aus eurem eigenen Briefe!“ befahl die Königin, und sie ließ folgenden Passus vorlesen: „Diese gefährliche Vorladung ist gegen sie (die beiden Angeklagten) gerichtet, ohne Zweifel um mit Wenigen anzufangen und sich so den Weg zu bahnen, um eine größere Anzahl grausam zu verfolgen.“ „Nun,“ rief die Königin: „was sagt ihr dazu?“ und die Augen der Versammlung waren auf den Reformator gerichtet, besorgt, was er antworten würde.

Knox aber ließ sich auch dadurch nicht schrecken. „Darf ich mich denn vertheidigen?“ fragte er, „oder soll ich ungehört verurtheilt werden?“ — „Sagt, was ihr könnt! ich denke, es wird euch schwer genug werden!“ — „So möchte ich denn zuerst Ew. Gnaden und diese sehr ehrenwerthe Versammlung fragen, ob Ew. Gnaden nicht wissen, daß die halsstarrigen Papisten Todtfeinde aller Derer sind, welche das Evangelium Jesu Christi bekennen, und daß sie auf das Ernstlichste daran denken, sie und die wahre Religion, die sie lehren, aus diesem Reiche zu vertilgen! — Die Königin schwieg, aber die Lords riefen aus einem Munde: „Gott verhüte, daß jemals das Leben der Gläubigen oder auch der wahre Glaube in der Macht der Papisten stände! denn Erfahrung hat gelehrt, zu welcher Grausamkeit ihre Herzen fähig sind!“ — „So fahre ich denn fort,“ sagte darauf der Reformator: „da ich sehe, daß Alle zustimmen, daß es grausam sein würde,

eine solche Menge zu verfolgen, wie sie in diesem Reiche Jesum Christum bekennt, was sie öfter, als zwei oder drei Mal mit Gewalt versucht haben — nachdem sie nun aber durch Gott und seine Vorsehung daran verhindert sind, noch ferner Gewalt zu gebrauchen, so haben sie andre hinterlistige und gefährliche Maßregeln erfunden, nämlich, die Fürstin unter dem Deckmantel des Gesetzes zu ihrem Werkzeuge zu machen, und so soll das, was sie mit Gewalt nicht vermochten, ihnen jetzt durch listigen Betrug gelingen. Denn wer glaubt, meine Herren, daß die unersättliche Grausamkeit der Papisten (ich meine, in diesem Reiche) mit dem Hinmorden dieser zwei Brüder genug haben wird, welche jetzt ungerecht vor Gericht gefordert sind, um in noch ungerechterer Weise angeklagt zu werden? Und deßhalb, Madame, schlagt die Acten des Parlamentes auf, wenn ihr Lust habt: ich habe durchaus nicht gegen sie gefehlt, denn ich klage in meinem Schreiben weder Ew. Gnaden, noch deren Gemüthsart der Grausamkeit an, sondern ich behaupte nur, daß die schändlichen Papisten, welche gegenwärtig Ew. Gnaden Herz gegen diese armen Leute entflammt haben, die Söhne des Teufels sind und deshalb thun wollen nach ihres Vaters Lust, der ein Lügner und Mörder von Anfang gewesen ist!" — „Ihr vergeßt euch selbst!" rief der Staatssecretair: „ihr seid jetzt nicht auf der Kanzel!" — „Ich bin da, wo mir mein Gewissen befiehlt, die Wahrheit zu sagen," entgegnete Knox, „und deßhalb sage ich die Wahrheit, bestreite sie, wer Lust hat!" Er fügte dann noch, sich an die Königin wendend, hinzu, daß Leute von redlicher, menschenfreundlicher und sanfter Gemüthsart oft durch schlechte Rathgeber verdorben seien, wie das Beispiel Nero's lehre, und daß die Papisten, auf die sie höre, gefährliche Rathgeber seien; sie sollte dabei nur an ihre Mutter denken.

Als die Königin nun aber sah, daß der Reformator sich zu vertheidigen wußte, hielt sie ihm sein neuliches Benehmen gegen sie vor, wie er sie damals so unehrerbietig behandelt habe und durch ihre Thränen nicht einmal gerührt worden sei. Aber auch diesen Vorwurf lehnte Knox von sich ab. Er erzählte einfach, was vorgegangen und was er gesagt habe, daß er an ihren Thränen kein Wohlgefallen habe, aber doch um des Gewissens willen von seinem Glauben nicht lassen könne. Er sei einmal zum Wächter über die Kirche berufen. Die Königin mußte endlich ihr Spiel für verloren geben. Nachdem sie heimlich mit Lethington gesprochen, erhielt der Angeklagte Erlaubniß, nach Hause zu gehen, um dort den Spruch des Gerichts zu erwarten. „Ich danke Gott und Ew. Majestät!" sagte Knox, als er hinausging, „und bitte den Herrn, daß er Euer Herz von aller Papisterei reinigen und Euch vor den Rathschlägen der Schmeichler bewahren möge, denn wie sie auch Euren Ohren und verkehrten Neigungen eine Zeit lang wohl gefallen mögen, Erfahrung hat gelehrt, in welches Elend sie auch den besten Fürsten schon gebracht haben."

Auch die Königin verließ dann den Saal und die Lords schritten zur Abstimmung und einstimmig wurde Knox freigesprochen. Das erregte aber einen großen Sturm, namentlich auf Seiten der Königin und Lethingtons. Maria erschien wieder im Saale und verlangte, daß man in ihrer Gegenwart noch einmal abstimmen solle. Doch das wurde von den Lords nur mit Unwillen aufgenommen. „Was?" hieß es: „soll es dem Laird von Lethington zustehen, uns zu überwachen? Oder soll die Gegenwart einer Frau uns bewegen, Gott zu beleidigen und einen Unschuldigen gegen unser Gewissen aus bloßer Menschengefälligkeit zu verurtheilen?" Noch einmal wurde Knox freigesprochen und „man lobte Gott wegen seiner Bescheidenheit und seiner offenen und verständigen Antworten." Auch der Bischof von Roß hatte ein freisprechendes Votum abgegeben, und als er deßhalb von der Königin hart angefahren wurde, indem sie rief: „Beunruhigt das Kind nicht! beunruhigt es ja nicht, denn es ist so eben vom Schlafe erwacht! warum sollte der alte Narr nicht in die Fußtapfen Derer treten, die ihm voran gegangen sind?" — erwiderte er ruhig: „Ew. Gnaden mögen erwägen, daß es weder Zuneigung zu dem Manne, noch Liebe zu seinem Glauben ist, was mich bewogen hat, ihn freizusprechen, sondern die einfache Wahrheit in seiner Vertheidigung bewog mich dazu, obgleich Andre ihn verdammen möchten!"

„In der Nacht war weder Tanzen noch Fiedeln am Hofe, denn Madame hatte ihr Vorhaben nicht erreicht, welches darauf hinausging, Johann Knox durch die Beistimmung des Adels in ihre Gewalt zu bekommen[1])."

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Neue Versuche gegen den Reformator.

Die Königin, wie sich denken läßt, war mit dem Ausgange des Prozesses im höchsten Grade unzufrieden. Sie hatte gehofft, die Verurtheilung des Reformators sollte ihr auch der Reformation gegenüber bedeutende Vortheile verschaffen, jetzt mußte sie sehen, daß das Evangelium über ihre Berechnungen auch dieß Mal den Sieg davon getragen hatte. Dazu kam die persönliche Eitelkeit, von der Niemand weniger frei war, als Maria, und die Lossprechung ihres Gegners empfand sie als eine ihr angethane Beleidigung. Die Hofleute hatten deßhalb bei ihr böse Zeit, die Einen, weil sie, wie der Graf Murray, in das Urtheil über Knox mit eingestimmt, die An-

3) Knox, hist., 339—343.

geschlossener Waffenstillstand, könnte man sagen, denn ein Frieden war es allerdings nicht; die Parteien standen sich vielmehr in bisheriger Weise kampfbereit gegenüber, nur daß es eine Zeit hindurch nicht zu Angriffen kam.

Die Königin dachte durchaus nicht an ein Aufgeben ihrer gegenreformatorischen Pläne. Aus Briefen, die sie an den Papst und das Tridentiner Concil, sowie auch an ihren Oheim, den Cardinal von Lothringen richtete, geht unwiderleglich hervor, daß sie die Ausrottung der Ketzerei noch immer als ihr letztes Ziel und als ihre höchste Aufgabe betrachtete [1]), so daß Knox mit seinen Beschuldigungen gegen sie vollkommen Recht hatte, nur daß sie die Ungunst der Zeiten bitter beklagt [2]). Aber die, das sah sie ein, war eben vorhanden; die letzte Verhandlung gegen den Reformator hatte ihr gezeigt, daß das Evangelium doch noch zu tiefe Wurzeln selbst in den Herzen der meisten ihrer Hofleute hatte, um einen Angriff gegen dasselbe wagen zu dürfen — deßhalb legte sie sich auf's Abwarten und ließ es vorläufig wieder ihr Bemühen sein, nur immer mehr die Gemüther an sich zu fesseln, sowie auch die Herzen ihres Adels durch Zerstreuungen und Lustbarkeiten zu vergiften, damit ihnen das Evangelium gleichgiltig und die Strenge der Prediger nur mehr verhaßt werden möge.

Das lockere Leben am Hofe dauerte deßhalb fort, und Knox [3]) erzählt von mancherlei Excessen, die da begangen wurden. „Tänzer und Hofmacher" wurden angesehene Leute, und von sittlichem Ernste, wie das Evangelium ihn fordert, war man weit entfernt. Namentlich aber schweifte man in Banketten und Trinkgelagen aus, die Königin veranstaltete Gastereien für den Adel, und der Adel war gezwungen, der Königin Genugthuung zu geben — so war das Leben denn lustig genug, nur daß das Alles nicht im Stande war, die Billigung der Prediger zu erlangen.

Diese vielmehr ließen es sich nicht nehmen, ihren Unwillen über das Leben am Hofe offen an den Tag zu legen. Nicht nur daß es im Allgemeinen Dem nicht entsprach, was sie auf Grund des Evangeliums zu fordern sich für berechtigt hielten, sie fürchteten noch im Besondern auch den üblen Einfluß, den ein solches Beispiel auf das Volk üben müsse. Aber „sie ernteten für ihre Arbeiten nur Unwillen und Haß." Craig hatte auf der Kanzel gesagt, es sei besser, daß die Frauen Nonnen und die Männer Mönche wären, als daß sie sich betrügen, wie es jetzt oft geschähe. Doch darauf hin hatte Lethington nicht blos in „offener Versammlung" gescholten, sondern die Hofpartei verlangte auch, es solle den Predigern verboten werden, beim Rügen der Sünden so sehr in's Specielle zu gehen, daß Jeder gleich wisse

1) Auch ein Gesandter des Papstes war bei ihr gewesen, von dem Randolph meint, daß „unter dem Auftrage desselben mehr verborgen gewesen sei als man ihn und Lethington habe sehen lassen." Vgl. Tytler, VI, 263.

2) Daher auch ihr stetes Zurückkommen auf die spanische Heirath.

3) Knox, hist., 345.

könne, wer gemeint sei, worauf diese Antwort gegeben wurde: „Mögen denn die Leute sich hüten, öffentliches Aergerniß zu geben, dann werden auch die Prediger von Specialitäten ablassen, aber so lange als Protestanten sich nicht schämen, offen gegen das Evangelium Jesu Christi zu handeln, so lange können die Diener Gottes nicht aufhören, zu schreien, daß Gott solchen Mißbrauch seines heil. Wortes heimsuchen werde[1])!" Die Drohungen der Prediger waren „schrecklich", aber der Hof lebte in solcher Sicherheit, daß es Nichts helfen konnte.

Vielmehr schien es, als ob die Königin wirklich mehr und mehr Boden für ihre Zwecke gewinnen sollte. Nicht nur, daß man auf die Prediger schalt oder über sie spottete, sondern man fing auch an, die Messe immer weniger anstößig zu finden. „Die Leute wissen nicht, was sie reden," hies es unter den Hofleuten, „wenn sie die Messe als Götzendienst bezeichnen," und Andere gingen sogar so weit, öffentlich zu behaupten, „sie wollten es verfechten, daß die Messe kein Götzendienst sei." Das aber brachte wieder die Prediger auf, und indem sie auf offener Kanzel davon redeten, klagten sie (Knox): „O Herr, wie lange sollen die Bösen herrschen über die Gerechten? wie lange willst du es dulden, daß du selbst und dein heiliges Evangelium von Menschen verachtet wird, von Menschen, die sich selbst rühmen, Vertheidiger der Wahrheit zu sein? denn über deine offenbaren und bekannten Feinde klagen wir nicht, sondern über Diejenigen, denen du dein Licht hast leuchten lassen. Denn jetzt hören wir, daß Leute, nicht Papisten, nein! Hauptprotestanten die Messe vertheidigen wollen, als ob sie kein Götzendienst sei. Wenn es so wäre, o Herr, elend wäre ich betrogen, und elend hätte ich selbst, o Herr, das Volk betrogen, und du weißt doch, o Herr, das habe ich immer mehr verabscheut, als tausend Tode. Aber," sagte er, sich dahin wendend, wo solche Leute saßen, „wenn ich nicht im Stande bin, zu beweisen, daß die Messe der abscheulichste Götzendienst ist, der je seit Anfang der Welt getrieben wurde, so will ich selbst die Strafe leiden, welche Gott falschen Lehrern gedroht hat, und es will mich bedünken, daß der, der das Gegentheil behauptet, demselben Gesetze unterworfen sein sollte, denn es ist die Wahrheit Gottes, die ihr verfolgt und lästert, und die Erfindung des Teufels, die ihr hartnäckig gegen sein Wort aufrecht haltet. Deßhalb, wenn ihr jetzt auch trotzt und pocht, als ob Alles nur in den Wind gesprochen wäre, so bin ich doch eben so gewiß, wie ich gewiß bin, daß Gott lebt, daß Einige, die von eurem Abfall und Lästern gegen die Wahrheit hören und Diener Gottes sind, einen Theil der Gerichte Gottes werden über dieß Reich kommen sehen, (und namentlich über euch, die ihr um die Gunst des Hofes buhlt) wegen der Frevel, die ihr beschützt." Doch auch das erregte nur den Spott der Höflinge. „Wenn auch Einige Thränen vergossen, so sagten doch die, die sich schuldig

1) Knox, hist., 347.

wußten: „Wir müssen bereuen und zu Kreuze kriechen, denn die Prediger sind verdrießlich[1])!" —

So bestanden fortwährend Reibungen zwischen den Parteien. Endlich aber dachten die „Hofleute" daran, die kühnen Prediger zum Schweigen zu bringen. Im Juli 1564 sollte eine General-Synode gehalten werden, und sie wandten sich deßhalb an die Gemäßigteren unter den Dienern der Kirche, um diese für ihre Zwecke zu gewinnen und dann durch die Synode jene ihnen so verhaßten Kanzelreden verbieten zu lassen. Als dann die Synode selbst sich versammelte, verlangten sie, zuvor mit den Predigern zu verhandeln, ehe sie die Vorschläge, die sie zu machen hätten, der Versammlung vorlegten. Das wurde jedoch Anfangs verweigert. Solche Privatverhandlungen, meinte man, seien nicht zu gestatten, sondern es müsse Alles in offener Versammlung besprochen und entschieden werden. Erst nachdem zugesagt war, daß in den Besprechungen Nichts entschieden, sondern Alles der Synode zur Beschlußnahme vorgelegt werden solle, willigte dieselbe ein, die Zusammenkunft der Lords mit den Predigern zu gestatten.

Die Debatte wurde hauptsächlich von Lethington und Knox geführt. Der Erstere eröffnete das Gespräch mit einer Anrede, welche darauf berechnet war, die Gemüther zu gewinnen. Er sprach zuerst von den Wohlthaten, deren sie sich unter der Regierung Maria's erfreuten, und wie die Königin alle Freiheit in religiösen Dingen gewährt habe. Er setzte dann auseinander, wie die Diener der Kirche allen Grund hätten, sich die Gunst der Monarchin zu erwerben, indem sie Alles aufböten, um dem Volke eine gute Meinung von ihrer Person und Regierung beizubringen, und er wies darauf hin, wie gefährlich es sei, wenn sie in ihrer bisherigen Weise für sie zu beten und in ihrer Lehre, die Pflichten der Unterthanen betreffend, fortführen. Indem er sich dann besonders an Knox wendete, sagte er mit vieler Höflichkeit, es sei der Wunsch des geh. Rathes, daß er vorsichtiger sei, wenn er Gelegenheit habe, von ihrer Majestät auf der Kanzel zu reden, nicht als ob sie fürchteten, daß er etwas Unpassendes sage, sondern weil die Freiheit, die er gebrauche, von Anderen, die weniger klug und bescheiden wären, gemißbraucht werden könne.

Knox antwortete, daß die Dinge doch nicht so günstig ständen, seit die Königin in's Land gekommen sei. Die Kirche sei bedrückt, und dieser Druck wachse nur noch täglich, anstatt sich zu vermindern. Unter diesen Umständen könnten sich die Hofleute daher über die Klagen der Prediger und über die Freiheit nicht wundern, mit welcher sie die Sünden rügten, die offen begangen würden, und wenn sie dabei blieben, die Leute pflichtmäßig zu ermahnen. Zugleich erklärte er sich bereit, über sein Verfahren in allen Stücken Rechenschaft zu geben und auf die Vorhaltungen zu hören, die ihm gemacht werden möchten.

---

1) Knox, hist., 347 ff.

Lethington griff dann hauptsächlich die Art und Weise an, wie Knox für die Königin zu beten pflegte. Die sei ihm und seinen Freunden, meinte der Staatssecretair, im höchsten Grade anstößig, und ebenso das heftige Auftreten des Predigers gegen die Messe der Königin. Das heiße nur das Volk aufreizen, sowohl gegen ihre Majestät, als auch gegen deren Anhänger, ein Vorwurf, dem die übrigen Lords beistimmten, ja, Maxwell sagte geradezu, er an der Stelle der Königin werde dergleichen nicht dulden.

Dem Reformator erschien das Alles nicht so. „Gebete und Thränen, meinte er, sind oft die einzigen Waffen, welche ein Christ gegen das Unrecht, das er leiden muß, gebrauchen kann, aber Diejenigen, welche ihn aller anderen Vertheidigungsmittel beraubt haben, möchten ihm gar gern auch noch diese entreißen, und deßhalb würden die Gebete, wenn sie nicht sanft genug wären, um ihren Gegnern zu gefallen und unter dem Scheine einer Anrufung Gottes den Fürsten zu schmeicheln, nicht selten als aufrührisch und verrätherisch bezeichnet. Knox wiederholte dann die gewöhnliche Art, wie er zu beten pflege. Es lautete: „O Herr, wenn es dein Wohlgefallen sein möchte, so reinige das Herz der Königin Majestät von dem Gifte des Götzendienstes und befreie sie aus den Banden und Stricken des Satans, in denen sie aufgewachsen ist und noch aus Mangel an rechter Einsicht beharrt; laß sie durch das Licht deines heiligen Geistes erkennen, daß es kein Mittel giebt, um dir zu gefallen, als dein Sohn Jesus Christus, und daß Jesus Christus nur in deinem heil. Worte gefunden, noch auch ergriffen werden kann, außer auf die Weise, wie dasselbe lehrt, nämlich durch Verzichtleistung auf die eigene Weisheit und auf unsre vorgefaßten Meinungen und dadurch, daß wir dich gemäß deinen Befehlen verehren; möchte sie doch, indem sie sich so verhält, der ewigen Verdammniß entgehen, welche alle Halsstarrigen und Unbußfertigen am Ende treffen muß, und möchte dieß arme Land doch mit den Plagen und Strafen verschont bleiben, welche der Götzendienst unvermeidlich nach sich zieht, der gegen dein offenbares Wort und dessen helles Licht aufrecht erhalten wird." „Das, sagte er, ist die Weise meines gewöhnlichen Gebetes, wie Ihr selbst bezeugen könnt, und was daran zu tadeln wäre, möchte ich doch hören!"

Der Staatssecretair fand es sehr anstößig. „Ihr bittet" erwiderte er, „für ihre Majestät unter der Bedingung, „„daß Gott ihr Herz erleuchten möge, wenn es ihm wohlgefalle"", und wo habt ihr Beispiele von solchen Gebeten in der Schrift?"

Knox: „Wo auch die Beispiele sein mögen, so bin doch ich davon, als von der allgemeinen Regel überzeugt, daß „„wenn wir Etwas bitten werden in seinem Namen, daß er dann uns hören wird"", und Christus befiehlt uns ja auch, zu bitten:" „„Dein Wille geschehe.""

Lethington: „Aber indem ihr so thut, setzt ihr dem Volke Zweifel in Betreff der Bekehrung der Königin in's Herz."

Knox: „Nicht ich, mein Herr, sondern ihre eigene Feindschaft gegen Gott läßt noch mehr Leute, als mich, an ihrer Bekehrung zweifeln."

Lethington: „In wiefern lehnt sie sich denn gegen Gott auf?"

Knox: „In Allem, was sie thut, aber hauptsächlich in diesen zwei Stücken: daß sie die Predigt des gesegneten Evangeliums von Christo nicht hören will und daß sie den Götzendienst der Messe aufrecht hält."

Lethington: „Sie hält das nicht für Auflehnung, sondern für guten Glauben."

Knox: „Das thaten auch die, welche ihre Kinder dem Moloch opferte, und doch behauptet der heilige Geist, daß sie dieselben den Teufeln und nicht Gott geopfert haben."

Lethington: „Aber doch könnt ihr kein Beispiel aus der heiligen Schrift anführen, daß vor euch also gebetet ist."

Knox: „Nun denn, Petrus sagt folgende Worte zu Simon den Zauberer: „„Bereue diese deine Sünden und bitte Gott, daß, wenn es möglich wäre, dir die Gedanken deines Herzens möchten vergeben werden"", und meint ihr nicht, mein Herr Secretair, daß dieselben Zweifel mein Herz beschleichen müssen in Betreff der Bekehrung der Königin, welche damals das Herz des Apostels ergriffen?"

Lethington: „Ich möchte nicht, daß ihr oder ein Andrer die jemals in Zweifel zöget."

Knox: „Aber euer Wille giebt meinem Gewissen keine Sicherheit."

Lethington: „Warum sagt ihr, sie weise die Ermahnungen zurück? Sie will gern Jeden anhören."

Knox: „Aber welcher Gehorsam folgt darauf? Oder wann wird man sehen, daß sie an den öffentlichen Gottesdiensten Theil nimmt?"

Lethington: „Niemals, so lange sie auf diese Weise dazu eingeladen wird."

„Und so lange," erwiderte der Reformator, „müßt ihr und alle Andren zufrieden sein, daß ich so bitte, wie ich gewiß bin, von Gott erhört zu werden, entweder dadurch, daß er sie seiner Kirche geneigt macht oder daß er sie ausersehen hat, eine Geißel derselben zu sein, damit wir Geduld haben und sie untergehe." —

Lethington ließ diesen Gegenstand fallen. „Wohlan denn," sagte er, „kommen wir zu dem zweiten Stück — wo findet ihr, daß die Schrift Jemanden den Sclaven des Satans nennt? oder daß die Propheten so unehrerbietig von Königen und Fürsten reden?"

Knox: „Die Schrift sagt, daß wir von Natur Alle Kinder des Zornes sind, ja der Herr Jesus Christus selbst behauptet, daß, die Sünde thun, der Sünde Knechte seien, und daß es allein der Sohn Gottes ist, der die Menschen frei macht. Nun, was für ein Unterschied zwischen den Kindern des Zornes, den Knechten der Sünde und den Sclaven des Teufels sein soll, sehe ich nicht

ı, wenn man ihn mir nicht nachweist, und wenn die Schärfe des Ausdrucks
ch ärgerlich ist, so habe ich das Wort nicht erfunden, sondern habe es aus
r Schrift gelernt, denn ich finde, daß zu Paulus also geredet wird: „„Siehe,
ı sende Dich unter die Heiden, zu öffnen ihre Augen und daß sie sich be-
)ren von der Finsterniß zum Licht und von der Gewalt des Satans zu
ott““ — merkt euch diese Worte, mein Herr, und erzürnt euch nicht über
s, was der heilige Geist redet.“

Lethington: „Aber diese Worte sind durchaus nicht gegen die Könige
. Besondern gerichtet, und euer tägliches Geschrei ist: der Götzendienst der
)nigin, die Messe der Königin wird den Zorn Gottes über das Land
ingen.“

Knox: „In dem eben angeführten Ausspruche werden aber auch die
)nige nicht ausgenommen, sondern es wird gesagt, daß alle Ungläubigen
derselben Verdammniß stehen und daß sie Knechte des einen Tyrannen,
s Teufels, sind. Aber seht, mein Herr, ihr bedenkt wenig, in welchem Zu-
nde sie sind, wenn ihr verlangt, daß man ihnen schmeicheln soll, und daß
Gefahr, welche sie verursachen, dem armen Volke nicht soll bekannt gemacht
rden.“

Lethington: „Wo findet ihr, daß Einer von den Propheten Könige
d Königinnen, Regenten und Obrigkeiten so behandelt hat?“

Knox: „An mehr als einer Stelle. Ahab war König und Jesabel
nigin, und doch was sagte Elias zu dem Einen und der Andern? Ich
ine, ihr wißt das wohl.“

Lethington: „Das wurde nicht öffentlich vor dem Volke ausge-
rieen, um sie ihren Unterthanen verhaßt zu machen.“

Knox: „Daß Elias zu Ahab sagte: Hunde sollen dein Blut lecken
d fressen das Fleisch der Jesabel, das sagt mir die Schrift, aber daß es
ihre Ohren und in einem Winkel geflüstert sei, davon lese ich Nichts,
ıdern mir scheint das Gegentheil der Fall gewesen zu sein. Das Volk und
: Hof hörten deutlich genug, was der Prophet verkündigte, denn so bezeugt
Jehu, nachdem der Zorn Gottes über Jesabel gekommen war.“

Lethington: „Das geschah aus besonderem Antriebe des heiligen
:istes und gehört nicht in unser Zeitalter.“

Knox: „Denn hat mich die Schrift gar sehr betrogen, denn St. Paulus
rt mich, was in den heiligen Schriften geschrieben sei, das sei zu unsrer Be-
rung geschrieben, und der Herr sagt: Ein jeglicher Schriftgelehrter, zum
mmelreich gelehrt, bringt Altes und Neues hervor aus dem Schatze seines
rzens. Auch bezeugt der Prophet Jeremias, daß jedes Reich und jede
:adt, die in derselben Weise, wie Jerusalem, gesündigt habe, auch in der-
)en Weise bestraft werden solle. Weshalb aber das, was die alten Pro-
eten thaten, und die schrecklichen Gerichte Gottes, welche damals über die Un-
)orsamen kamen, für unsre Zeit nicht mehr passen sollten, verstehe ich

nicht." Er führte dann noch mehre Beispiele aus der Schrift an, wo die Könige öffentlich von den Propheten getadelt worden seien, und meinte, das sei ja auch um so nothwendiger, als gerade die Sünden der Großen dem Gemeinwesen viel verderblicher wären, als die des gemeinen Volkes.

Auch diesen Gegenstand sah sich der Staatssecretair genöthigt fallen zu lassen. Knox, das war klar, hatte nur eine Interesse: die Sicherstellung der reformirten Kirche gegen die von ihm durchschauten Pläne der Königin — dem mußte jede andre Rücksicht weichen. Lethington, der schon die ganze Zeit hindurch sich auf Maxwell gestützt hatte, erklärte deßhalb, ermüdet zu sein, und bat, daß über den drittens noch zur Sprache zu bringenden Gegenstand, die Gewalt der Obrigkeit und die Pflichten der Unterthanen betreffend, ein Andrer für ihn das Wort führen möge, worauf der Staatskanzler Graf Morton den Prediger Georg Hay, der zu den Gemäßigteren unter den Dienern der Kirche gehörte, aufforderte, die Sache des Hofes in diesem Stücke zu vertreten. Aber das erregte doch Bedenken bei Knox. Er argwöhnte, man wolle eben dadurch, daß man die Prediger so einander gegenüberstellte, Zerwürfnisse unter dieselben bringen, und deßhalb sagte er zu Hay, daß er durchaus Nichts dagegen habe, mit ihm diese Angelegenheit zu besprechen, weil er ihn als einen Mann von Kenntnissen und bescheidenem Wesen kenne, aber daß Hay gegen die Wahrheit reden solle, von der derselbe doch ohne Zweifel eben so gut überzeugt sei, wie Knox selbst, das wolle ihm doch nicht gefallen. „Denn," sagte er, „es werde alsdann scheinen, daß wir mit einander disputirten, wie zwei Schüler des Pythagoras, blos um unser Talent darzuthun, auch die verschiedenen Meinungen vertheidigen zu können, ich aber bezeuge vor Gott, daß ich, was ich vertrete, nur um des Gewissens willen aufrecht zu halten suche, ja, ich wage eben so wenig, eine mir als falsch bekannte Meinung zu vertheidigen, als ich es wagen werde, falsche Lehre zu predigen, und deßhalb, Bruder, wenn das Gewissen euch treibt, mir entgegen zu treten, thut es ohne Scheu, ihr werdet mich nicht beleidigen, aber daß ihr mir entgegen treten solltet, wo ihr doch mit mir der gleichen Ueberzeugung seid, ich sage nochmals, das gefällt mir nicht; denn daraus könnte mehr Ungelegenheit kommen, als wir Beide jetzt denken."

Hay lehnte deßhalb auch die Disputation ab und erklärte sich mit Knox einverstanden. „Ich würde mir selbst widersprechen!" sagte er, worüber denn freilich Lethington sehr böse wurde. „Ihr", rief der Staatssecretair aus, „seid der Schlimmste von euch Beiden, denn ich erinnere mich noch sehr wohl, was ihr sagtet, als die Königin in Carrick war." Doch Knox freute sich, „daß die Prediger in den Hauptstücken der Lehre einverstanden sein," und sprach zu Hay: „laßt uns nie als Solche verschrieen werden, die sich disputirt und von einander abgewichen wären." „Knox", sagt er selbst, „fand sich bewogen, so zu sprechen, weil er mehr von der Hinterlist durchschaute, als der Andre."

Lethington mußte deßhalb die Disputation selbst wieder aufnehmen. „Wohl", sagte er, „ich bin in diesem Stücke ein wenig besser bewandert, als in den beiden anderen. Mr. Knox! gestern hörten wir euer Urtheil über das 13. Capitel des Römerbriefes, wir vernahmen von den Ursachen, weßhalb Gott Obrigkeiten auf Erden aufgerichtet habe, wir hörten, daß die Menschheit derselben bedürfe, wie wir denn auch die Pflicht der Obrigkeiten hinreichend erklären hörten, aber an zwei Dingen habe ich doch Anstoß genommen, und ich denke, auch Andre von den Herren, die hier gegenwärtig sind. Das Eine war, daß ihr einen Unterschied machtet zwischen der Ordnung Gottes und den Personen, welche das obrigkeitliche Amt verwalten, und daß ihr behauptetet, man könne den Personen Widerstand thun, ohne doch die Ordnung Gottes zu verletzen, und das Andre, daß Unterthanen nicht verpflichtet wären, ihren Fürsten zu gehorchen, wenn dieselben gesetzwidrige Dinge beföhlen, sondern daß sie dann auch ihren Fürsten entgegentreten dürften und nicht verpflichtet wären, die Ungesetzlichkeit zu leiden."

Knox gab nun zu, daß das in der That seine Meinung sei, aber er war auch bereit, dieselbe aufrecht zu halten.

Lethington: „Wie wollt ihr die Unterscheidung, die ihr macht, begründen, und daß man der obrigkeitlichen Person entgegentreten darf, ohne die Ordnung Gottes zu verletzen, da doch der Apostel sagt: „„Wer der Gewalt widerstrebt, der wiederstrebt Gottes Ordnung?""

Knox entgegnete, daß der Unterschied klar aus den Worten des Apostels hervorgehe, und daß seine Behauptung auch durch anerkannte Beispiele unterstützt werde. „Denn der Apostel sagt deutlich, daß die Obrigkeit von Gott geordnet sei, um ruhige und friedliche Menschen zu schützen und um die Uebelthäter zu bestrafen, wodurch es klar ist, daß die Ordnung Gottes lediglich zum Schutz der Menschen aufgerichtet ist, zur Bestrafung der Laster und zur Aufrechthaltung der Tugend: aber die Personen, welche die Gewalt haben, sind oft verdorben, ungerecht und gewaltthätig." Nachdem er dann an das Beispiel des Volkes Israel erinnert hatte, welches Jonathan aus den Händen Sauls befreite, und an das Betragen des Doeg, als er den Befehl jenes Königs ausführte, indem er die Priester tödtete, während die übrigen Diener nicht gehorchten, wo es denn doch nicht zweifelhaft sei, wer hier die Ordnung Gottes aufrecht erhalten habe, fuhr der Reformator so fort: „Und nun, mein Herr, was jenes Wort des Apostels betrifft, so sage ich, daß das Wort „Gewalt" in jener Stelle nicht von den ungerechten Befehlen der Menschen zu verstehen ist, sondern von der gerechten Gewalt, womit Gott seine Obrigkeiten ausgerüstet hat, die Laster zu züchtigen und die Tugend zu beschützen. Wenn z. B. Jemand es wagen würde, den Händen eines gesetzlichen Richters einen Mörder, Ehebrecher oder andren Uebelthäter, der nach Gottes Gesetz den Tod verdient hat, zu entreißen, derselbe würde der Ordnung Gottes widerstreben und über sich selbst die Strafe und Verdammniß bringen, weil

er das Schwert Gottes verhindert hat, den Schuldigen zu treffen. Aber so ist es nicht, wenn die Menschen in der Furcht Gottes sich der Wuth und blinden Raserei der Fürsten widersetzen, denn dann widersetzen sie sich nicht Gott, sondern dem Teufel, welcher das Schwert und die Obrigkeit Gottes mißbraucht."

Lethington: „Ich verstehe wohl, was Ihr meint, und was das Eine betrifft, so will ich nicht widersprechen, aber das Andre ziehe ich doch in Zweifel. Denn wenn mir die Königin befehlen wollte, Johann Knox zu tödten, weil sie ihm zürnt, so würde ich ihr nicht gehorchen, aber wenn sie es Andren beföhle oder auch unter dem Vorwande der Gerechtigkeit ihm das Leben nehmen lassen wollte, so kann ich nicht sagen, ob ich mich verpflichtet fühlte, ihn gegen die Königin und ihre Beamten zu vertheidigen."

Knox: „Indem ich mich dagegen verwahre, daß die Zuhörer nicht meinen möchten, ich rede zu meinen Gunsten, sage ich: wenn ihr von meiner Unschuld überzeugt wäret und wenn Gott euch solche Gewalt und Ansehn gegeben hätte, daß ihr mich befreien könntet, und wenn ihr mich doch verderben ließet, so würdet ihr ein Verbrechen begehen und meines Blutes schuldig sein."

Lethington: „Beweist das und ihr sollt gewonnen Spiel haben."

Knox: „Wohl, mein Herr, gedenkt eures Wortes, und ich werde kurz sein." Er führte dann das Beispiel Jeremia's an, welcher, als er von den Priestern und falschen Propheten angeklagt wurde, zu den Fürsten sagte: „„aber wißt gewiß, daß, wenn ihr mich tödtet, ihr sicherlich unschuldiges Blut über euch, über die Stadt und über die Einwohner der Stadt bringen werdet.""

Lethington: „Der Fall ist nicht derselbe."

Knox: „Und ich möchte doch hören, worin beide Fälle verschieden sind!"

Lethington: „Erstlich, der König hatte ihn nicht zum Tode verurtheilt, und sodann, die falschen Propheten, die Priester, das Volk klagten ihn ohne Ursache an, und nur deßhalb konnten sie seines Blutes schuldig werden."

Knox antwortete darauf, daß die Fürsten, welche zu Gericht gesessen, den König repräsentirt hätten, und daß der Text deutlich sage, die Fürsten hätten ihn vertheidigt und ebenso ein großer Theil des Volkes, und doch versichere Jeremias, daß Alle seines Blutes schuldig seien, wenn er getödtet würde.

Lethington: „Dann wollt ihr also die Unterthanen zu Aufsehern ihrer Fürsten und zu Regenten machen?"

Knox: „Und welchen Schaden würde das Gemeinwesen davon haben, wenn die verdorbenen Gelüste unwissender Regenten durch die Weisheit und Wachsamkeit frommer Unterthanen so im Zaume gehalten würden, daß sie Niemandem Unrecht oder Gewaltthat zufügen könnten?"

Durch diese Frage wurde der Staats-Secretair nicht wenig in Verlegenheit
'etzt. Was Knox in derselben aussprach, war doch im Grunde nichts Andres,
was der Adel in Schottland längst in seiner Weise geübt und worauf er
twährend Anspruch erhoben hatte. Er sagte deßhalb, sie seien von ihrem
genstande abgekommen, und versicherte zugleich, wenn die Königin die
angelischen verfolgte, so würde er der Erste sein, der die Lehre des Refor-
tors annähme. „Aber unsre Frage," sagte er, „ist, ob wir der Königin
esse unterdrücken wollen und dürfen, und ob ihr Götzendienst uns Etwas
gehe?"

„Götzendienst," entgegnete Knox: „muß nicht allein unterdrückt werden,
ndern der Götzendiener soll (nach dem Worte Gottes) des Todes sterben."

Lethington: „Ich weiß, daß der Götzendiener sterben soll, aber durch
en?"

Knox: „Durch das Volk, denn der Befehl erging an Israel, wie ihr
sen könnt:" „Höre, Israel, sagt der Herr, die Befehle und Verordnungen
s Herrn deines Gottes.""

Lethington: „Aber es ist dem Volke kein Befehl gegeben, seine
önige zu strafen, wenn sie Götzendiener sind."

Knox: „Ich finde nicht, daß den Königen ein Vorrecht vor dem
olke gegeben ist, die Majestät Gottes zu beleidigen."

Lethington: „Das gebe ich zu, aber doch kann das Volk nicht
ichter über seinen König sein, ihn zu strafen, wenn er ein Götzendiener ist.
as Volk kann das Gericht Gottes nicht ausführen, sondern muß es ihm
bst überlassen, ob er durch den Tod, durch Krieg, durch Gefangenschaft
er auf andrer Weise strafen will."

Knox: „Ich weiß, daß der letzte Theil eurer Rede wahr ist, aber in
treff des ersten bin ich gewiß, daß ihr kein andres Zeugniß dafür habt, als
re Einbildung und die Meinung derer, welche mehr die Fürsten, als Gott
beleidigen fürchten."

Lethington: „Wie so das? Ich habe das Urtheil der berühmtesten
ute in Europa für mich und zwar solcher, von denen ihr selbst sagen werdet,
ß sie fromm und gelehrt sind." Er zog darauf Papiere hervor und las
szüge aus den Schriften der hauptsächlichsten Vertreter der reformirten
rche, den Widerstand gegen die Regenten betreffend, vor, indem er hinzu-
ste, er habe auf die Sammlung derselben seit sieben Jahren den größten
iß verwendet.

Knox erwiderte, es sei Schade, daß er sich so viel Mühe gegeben, denn
ner von den Auszügen, die er vorgelesen habe, berühre die vorliegende Frage.
nige derselben seien gegen die Anabaptisten gerichtet, welche leugneten, daß
risten den Obrigkeiten unterthan sein müßten und daß es ihnen erlaubt sei,
rigkeitliche Aemter zu bekleiden, und die übrigen bezögen sich auf den Fall,
ß eine geringe Anzahl von Christen in ungläubigen und heidnischen Ländern

zerstreut lebten, wie in den ersten Zeiten der Kirche. In diesem letzteren Falle, sagte er, stimme er vollkommen mit den Schriftstellern überein, welche der Staatssecretair angeführt habe, aber — wenn die Mehrzahl des Volkes Bekenner der wahren Religion wären, dann wäre der Fall ein anderer. So lange die Nachkommen Abrahams gering an Zahl gewesen wären und zerstreut in verschiedenen Ländern gelebt hätten, seien sie nur aufgefordert worden, alle Theilnahme an den götzendienerischen Gebräuchen der Heiden zu vermeiden, aber sobald sie selbst ein Reich erobert hätten, wäre ihnen geradezu befohlen worden, den Götzendienst zu unterdrücken und alle seine Denkmäler und Werkzeuge zu zerstören. Dieselbe Pflicht läge nun aber den Bekennern der wahren Religion in Schottland ob, deren Befreiung von der leiblichen und geistlichen Sklaverei nicht weniger wunderbar gewesen sei, als die Ausführung Israels aus Aegypten. Früher, als nicht mehr als zehn Personen in einer Grafschaft erleuchtet und diese gezwungen gewesen wären, ihr Bekenntniß der Wahrheit dadurch zu besiegeln, daß sie ihre Leiber den Flammen überlieferten, würde es Thorheit gewesen sein, vom Adel die Unterdrückung des Götzendienstes zu fordern, aber jetzt, da die Erkenntniß zugenommen und Gott der Wahrheit einen so glänzenden Sieg verliehen habe, daß sie öffentlich von dem Reiche angenommen worden sei, wenn sie jetzt duldeten, daß das Land wieder vom Götzendienste befleckt würde, so würden sie sowohl, wie ihre Königin den Becher des göttlichen Zornes zu trinken haben, die Königin, weil sie, in Mitten des großen Lichtes des Evangeliums, halsstarrig dem Götzendienste anhinge, und die Barone, weil sie ihr diese Sünde nicht nur gestatteten, sondern sie noch sogar darin bestärkten.

Der Staatssecretair verlangte nun aber von Knox, zu beweisen, daß die Apostel und Propheten gelehrt hätten, die Unterthanen dürften den Götzendienst ihrer Regenten unterdrücken, und Knox berief sich auf das Beispiel Elisa's, der dem Jehu befohlen habe, den Götzendienst und das Blutvergießen der Familie Ahabs zu bestrafen.

Lethington: „Jehu war ein König, ehe er irgend Etwas der Art in Ausführung brachte."

Knox: Mein Herr, er war Nichts, als ein Unterthan und kein König, als des Propheten Diener zu ihm kam, ja, und obgleich seine Mithauptleute, als sie die Botschaft hörten, in die Trompeten bliesen und ausriefen: „Jehu ist König," so zweifle ich doch nicht, daß Jesabel nicht blos dachte, sondern auch sagte, er sei ein Verräther, und das thaten gewiß auch noch manche Andere in Israel und Samaria.

Lethington: „Außerdem ist der Fall ein ungewöhnlicher und darf nicht nachgeahmt werden."

Knox: „Er hatte seinen Grund in Gottes gewöhnlichem Befehl, daß Götzendiener des Todes sterben sollen."

Lethington: „Wir sind nicht verpflichtet, außerordentliche Beispiele

nachzuahmen, außer wenn wir den gleichen Befehl und die gleiche Gewißheit haben."

Knox gestand zu, daß das richtig sei, wenn das Beispiel mit den gewöhnlichen Vorschriften des Gesetzes in Widerspruch stände, wie in dem Falle, als die Israeliten die Gefäße von den Aegyptern borgten, ohne sie zurückzugeben. Aber wenn das Beispiel mit dem Gesetz übereinstimme, dann, behauptete er, dürfe es auch nachgeahmt werden, und dieser Art sei dasjenige, welches er angeführt habe.

Lethington: „Aber was sie thaten, geschah auf Gottes Befehl."

Knox: „Das unterstützt meine Meinung, denn Gott hat durch seinen Befehl gebilligt, daß Unterthanen ihre Fürsten für den Götzendienst und die Sünde strafen, die sie begehen."

Lethington: „Wir haben nicht den gleichen Befehl."

Knox: „Dem widerspreche ich, denn der Befehl, daß Götzendiener des Todes sterben sollen, gilt ein für alle Mal, wie ihr selbst zugestanden habt. Ihr bezweifelt nur, wer den Befehl auszuführen habe, und ich habe hinreichend bewiesen, daß Gott das Volk aufgeboten und durch seine Propheten einen König bezeichnet hat, um Strafe an dem Könige und seinen Nachkommen zu nehmen, eine That, welche Gott seit der Zeit nicht widerrufen hat."

Lethington: „Ihr habt nur ein Beispiel angeführt."

Knox: „Eins genügt. Aber doch, Gott sei gelobt, wir entbehren auch noch anderer nicht, denn das ganze Volk verschwor sich gegen Amazia, den König von Juda, nachdem er sich von dem Herrn abgewandt hatte."

Lethington: „Ich zweifle, ob sie wohl daran thaten."

Knox: „Gott billigte offenbar ihre That, denn er segnete sie mit Sieg, Frieden und Glück fünfzig Jahre hindurch."

Lethington: „Aber Glück beweist nicht immer, daß Gott die Thaten der Menschen gut heißt."

Knox: „Ja, wenn die Thaten des Menschen mit dem Gesetze Gottes übereinstimmen und dann nach seiner Verheißung belohnt werden, so sage ich, daß das Glück, das auf diese Thaten folgt, ein untrüglicher Beweis ist, daß Gott sie gebilligt hat. Und nun, mein Herr, ich habe nur noch ein Beispiel anzuführen, und dann will ich ein Ende machen, weil ich nicht im Stande bin, länger zu stehen." Er führte dann noch das Beispiel des Usia an und rekapitulirte dann seine Meinungen.

Lethington: „Wohl, ich denke, es werden euch nicht viele gelehrte Leute beistimmen."

Knox erwiderte, daß die Wahrheit nicht aufhöre, Wahrheit zu sein, wenn sie auch von Menschen nicht erkannt, sondern bestritten werde, doch aber entbehre er auch nicht der Zustimmung gelehrter Männer. Er führte dann die „Vertheidigung Magdeburgs" an, und bat den Staatssecretair, doch die Namen der Prediger anzusehen, welche die Vertheidigung der Stadt

gegen den Kaiser gebilligt und die Meinung unterschrieben hätten, daß einem Tyrannen sich widersetzen nicht heiße, sich wider die Ordnung Gottes auflehnen.

Lethington: „Homines obscuri!“

Knox: „Dei tamen servi!“

Der Staatssecretair verlangte nun, daß man über die besprochenen Fragen abstimmen und daß die Entscheidung der Versammlung für die Prediger bindend sein sollte, aber Knox protestirte gegen diesen Vorschlag und erinnerte daran, daß die Synode in die gegenwärtige Zusammenkunft nur gewilligt habe, weil man versprochen, es solle in derselben Nichts entschieden werden. Zuletzt kam man überein, daß die Meinungen derer, die gegenwärtig seien, zwar vernommen, daß dieß aber nicht so betrachtet werden sollte, als ob dadurch in der Sache eine Entscheidung getroffen sei. Winram, der Superintendent von Fyfe, und Douglas, der Rektor von St. Andrews, waren unter den Predigern diejenigen, die mit den Höfleuten stimmten, dagegen ergriff Craig, der College Knox' in Edinburg, die Gelegenheit, von einer öffentlichen Disputation zu berichten, welcher er zu Bologna beigewohnt und die die Fragen über den Widerstand gegen die Obrigkeit behandelt habe. Thomas von Finola, der Rektor der Universität, und Vincentius von Placentia, beide gelehrte Leute, hatten die Behauptung aufrecht erhalten, daß ein solcher Widerstand berechtigt sei, wenn die Fürsten ihren Eid verletzten, und ihre Meinung war angenommen worden. Da aber sagte Einer der Hofleute: „Ihr erzählt uns, was in Bologna geschehn ist, wir aber sind in einem Königreiche und das ist blos eine Repuplik.“ „Mein Herr,“ entgegnete Craig: „ich halte dafür, daß jedes Königreich eine Republik (Commun-wealth) ist oder doch wenigstens sein sollte, wenn auch nicht jede Republik ein Königreich, und deßhalb meine ich, daß man sich in einem Königreiche nicht weniger bemühen muß, daß die Gesetze gehalten werden, als in einer Republik, weil die Tyrannei der Fürsten, die fortdauernd in einem Königreiche regieren, für die Unterthanen noch verderblicher ist, als die schlechte Regierung Solcher, die von Jahr zu Jahr in einer freien Republick wechseln. Er fügte hinzu, daß die Disputation, von der er geredet, über allgemeine Grundsätze geführt worden sei, die auf alle Königreiche und Republiken Anwendung litten, und daß die Meinung, die man angenommen habe, die gewesen sei, daß, wenn auch Gesetze, die den Gesetzen Gottes und den wahren Grundsätzen der Regierung entgegen wären, eingeführt worden seien, sei es wegen der Gleichgiltigkeit des Volkes oder durch die Tyrannei der Fürsten, daß dennoch dasselbe Volk oder dessen Nachkommen das Recht hätten, zu verlangen, daß alle Dinge gemäß der ursprünglichen Einrichtung der Reiche und Republiken verbessert würden.

Diese Rede Craigs machte die Hofleute wegen des Erfolgs der Abstimmung sehr besorgt und der Registerschreiber ergriff die Gelegenheit und

bemerkte, daß Knox ja schon früher beauftragt worden sei, über die in Rede stehende Frage die Meinung Calvins einzuholen. Das aber lehnte Knox ab, indem er erwiderte, daß nicht er, sondern Lethington den Auftrag empfangen habe, und dieser entschuldigte sich damit, daß er wegen seiner Stellung in Streitsachen zwischen der Königin und dem Volke ohne Zustimmung der Königin keinen Rath von Fremden erholen dürfe. Es wurde deßhalb vorgeschlagen, Knox sollte jetzt an Calvin schreiben, aber auch damit war der Reformator nicht einverstanden. Er habe, sagte er, schon vor seiner Rückkehr nach Schottland sich mit den Brüdern auf dem Festlande über diese Dinge genugsam besprochen, und sie würden ihn nur der Vergeßlichkeit oder der Unbeständigkeit beschuldigen, wenn er sich jetzt noch einmal ihren Rath erbitten wolle. Am besten sei es, sie wendeten sich an Calvin, indem sie sich über sein Betragen bei dem Genfer Reformator beschwerten, dann werde der ihnen schon seine Meinung sagen. Dieser Vorschlag schien denn auch annehmbar, aber nun wollte sich Niemand der Mühe des Schreibens unterziehen und die Conferenz ging aus einander, ohne einen Entschluß gefaßt zu haben.

Der Plan, die Prediger, was ihre Angriffe gegen den Hof und die Königin betraf, zum Schweigen zu bringen, war somit vereitelt, denn bei der General-Synode durfte man vollends nicht hoffen, ihn durchzusetzen, aber „die Prediger wurden seit der Zeit von allen Hofleuten für Ungeheuer gehalten, und die ganze Zeit hindurch war der Graf Murray gegen Knox so fremd, daß weder ein mündlicher, noch ein schriftlicher Verkehr zwischen ihnen stattfand [1])."

Und allerdings möchte gegen die vorgetragenen Meinungen des Reformators gar Manches zu erinnern sein. Unsre Zeit denkt anders über diese Frage, aber — unsre Zeit ist auch eine andre. Erwägen wir es genau, so war das, was Knox zu seinen Meinungen führte, lediglich das Interesse für das Evangelium, das ihn allein erfüllte und das er durch die Königin bedroht sah, nicht aber war es seine Absicht, der Obrigkeit irgend Etwas von ihrer weltlichen Autorität zu entziehen. Daß er nicht Aufruhr stiften wolle, sondern denselben auf das Tiefste verabscheue, hat er selbst immerfort bezeugt, und er verlangte nur, daß die reformirte Kirche gegen den bösen Willen der Königin sicher gestellt werde, und betrachtete es als ein Recht und eine Pflicht des Volkes, seinen Glauben gegen die willkürlichen Eingriffe der Obrigkeit mit allen Mitteln zu vertheidigen. Auch mochte er, ungestümen Charakters, wie er war, durch Lethingtons Opposition weiter getrieben worden sein, als er eigentlich im Sinne hatte. Wenigstens ist kein Fall vorgekommen, daß die Reformirten Schottlands den „Götzendienst" wirklich mit dem Tode bestraft

1) Knox, hist., 348—366. Wir haben das Gespräch nur im Auszuge gegeben.

hätten, auch wo sie die Gewalt dazu hatten, und Knox selbst sagt an einer andern Stelle, wo er sich an die Fürsten wendet, ausdrücklich: „Gott will seine heiligen und auserwählten Kinder nicht dazu gebrauchen, euch zu strafen, denn bei ihnen ist immer Barmherzigkeit, ja, selbst da, wo Gott Fluch und Verdammniß verkündigt hat, wie aus der Geschichte Josua's klar ist; aber da ihr ein ungerechtes und grausames Gericht ohne Barmherzigkeit gehalten habt, so wird er euch auch durch Solche strafen, die keine Barmherzigkeit kennen[1]." Ueberhaupt möchte M'Crie Recht haben, wenn er[2]) aus Veranlassung des eben geschilderten Gesprächs sagt: „Aber wenn wir auch die Gründe des Reformators nicht billigen können, so sind wir doch gezwungen die männliche Offenheit und Kühnheit zu bewundern, mit welcher er Meinungen aussprach und verfocht, welche denen so sehr entgegengesetzt waren, die zu jener Zeit allgemeine Geltung hatten," und ebenso möchte man zustimmen, wenn derselbe Schriftsteller sich an einer andern Stelle[3]) dahin ausspricht: „daß er zwar die Freiheit, welcher sich damals einzelne Prediger bedient hätten, nicht gut heißen wolle, daß er aber doch sagen müsse, daß ein systematischer Versuch, die Freiheit des Predigers auf der Kanzel zu unterdrücken, eine Maßregel gewesen sei, welche große Gefahren für das protestantische Interesse mit sich geführt haben würde. Die reformirten Prediger," sagt er, „seien die aufmerksamsten und treusten Wächter der nationalen Freiheit gewesen, eine ehrenvolle Auszeichnung, welche ihre Nachfolger sich durch das ganze Jahrhundert hindurch bewahrt hätten," und er meint, „es sei doch besser, durch rohen und selbst durch falschen Lärm aus dem Schlafe geweckt zu werden, als mitten unter Gefahren hinzuschlummern." Es war eben durch die verkehrten Maßregeln der Königin der Gegensatz zwischen ihr und den Predigern ein solcher geworden, daß an keine friedliche Lösung mehr zu denken war, und eben das ist es, was aus den geschilderten Verhandlungen ganz besonders entgegentritt. Es galt, entweder der Königin oder dem Evangelium abzusagen, und — Knox erwählte das Erstere. — —

In diese Zeit fällt auch ein Ereigniß, das dem Reformator manche üble Nachrede, namentlich römischer Seits, zugezogen hat: er verheirathete sich in zweiter Ehe mit Margaret Stuart, einer Tochter des Lords Ochiltree, eines Mannes, der auch da noch zu Knox hielt, als die Mehrzahl des Adels sich von ihm wandte, und das hat manchem seiner Gegner etwas so Ungeheuerliches zu sein geschienen, daß die Einen ihn beschuldigten, er strebe selbst nach der Krone von Schottland, weil er eine Frau aus königlichem Geblüt — Ochiltree stammte von Robert II. ab — zu erlangen gesucht habe, und daß die Andren aussprengten, er habe mit Hilfe des Teufels die Hand

1) Vgl. M'Crie, **life of J. Knox, II, 129.**

2) l. c.

3) II, 111 f.

der Dame zu erlangen gewußt[1]). Uebrigens lebte er mit ihr in glücklicher Ehe bis zu seinem Tode.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

König Darnley.

Die Befürchtungen, welche den Reformator erfüllten und deren Abwehr ihm eine Pflicht zu sein schien, der jede andre weichen müßte, sollten sich schneller verwirklichen, als die Hofpartei meinte.

Wir haben bereits von den Heirathsgedanken Maria's geredet. ... Knox hatte jedenfalls auch hier nicht Unrecht, wenn er wirkliche Gefahren in denselben erblickte: Es handelte sich dabei für die Königin zum großen Theile mit um die Wiederherstellung der römischen Kirche, weßhalb sie denn auch am liebsten den Sohn Philipps II. von Spanien, Don Carlos, zum Manne genommen hätte. Bald nach dem Tode ihres ersten Gemahls wurden ihr verschiedene Anträge gemacht: von Seiten Schwedens, Dänemarks, eines Erzherzogs von Oesterreich, aber sie lehnte dieselben entweder ohne Weiteres ab oder ermuthigte doch die Bewerbungen so wenig, daß diese sich bald zerschlugen[2]). Nur für Spanien hatte sie wirklich ein Herz, und Philipp II. war auch der Meinung, „es könne die Vermählung zwischen der Königin von Schottland und seinem Sohne und Erben das Mittel werden, um die Angelegenheiten der Religion auf der brittischen Insel zu heilen, weßhalb er sich denn auch entschlossen habe, es in Anwendung zu bringen[3])."

Doch sollte aus diesem Plane Nichts werden. Nicht blos Knox fürchtete die Verbindung Schottlands mit Spanien, auch Frankreich war dagegen und vollends die Königin Elisabeth von England. Diese Verbindung schien für alle Theile gefährlich zu sein, wenn auch ohne Zweifel aus verschiedenen Gründen. Beide, Frankreich, wie England, suchten deßhalb die Sache zu hintertreiben, ersteres vorzüglich durch Intriguen am spanischen Hofe[4]) und Elisabeth, indem sie ihren Einfluß auf Maria geltend machte. Die Königin von Schottland war noch immer nicht als Nachfolgerin Elisabeths bestätigt, und diese knüpfte die Anerkennung der Rechte ihrer Nachbarin auf den englischen Thron an die Bedingung, daß sich dieselbe nach ihrem Sinne vermähle. So hatte Maria denn da alle Rücksicht zu nehmen, und die Verhandlungen mit Spanien, die nach Philipps Art überhaupt langsam geführt wurden, zogen sich deßhalb nur noch

1) Vgl. M'Crie, II, 307 f.

2) Knox, hist., 311, meint: „Happy was the man that of sick a one was forsacken."

3) Mignet, I, 151; der Auszug bei Meyer, I, 60.

4) Mignet, I, 147 ff. Meyer, I, 58 f.

mehr in die Länge. Aber ganz aufgegeben, ungeachtet des Widerspruchs, den Elisabeth erhob, hatte Maria diese Verbindung keineswegs, sie kam vielmehr immer wieder darauf zurück, denn Spanien schien die einzige Macht zu sein, mit deren Hilfe sie am Ende den Protestantismus in Schottland, sowie die Selbstständigkeit der Barone werde niederschlagen können. Nur die eingetretene Geistesstörung des Infanten zwang am Ende die Königin von Schottland, ihre Absichten auf ihn aufzugeben, und da sie den Erzherzog von Oesterreich nicht wollte, weil derselbe die am wenigsten bequeme Partie zur Förderung ihrer Angelegenheiten in Schottland und England sei, so erklärte sie sich jetzt entschlossen, einen Mann der Insel selbst zu heirathen, da, wie sie sagte, „Beide, Katholiken wie Protestanten, sie dringend darum ersuchten und förmlich drohten, das Gegentheil nicht dulden zu wollen [1]).“

Elisabeth war nun entweder mit diesem Vorhaben ihrer „guten Schwester“ wirklich einverstanden oder that doch wenigstens, als ob sie es sei, indem sie darin ein Mittel erkannte, diejenige, die Ansprüche auf den Thron von England erhob, von Verbindungen zurückzuhalten, welche sie hätteu in den Stand setzen können, diese Ansprüche vor der Zeit geltend zu machen. Sie ging daher sogar so weit, in dieser Richtung Vorschläge zu thun, und zwar war es jetzt, nachdem Graf Arran, den man in England früher als Bewerber um die Hand Maria's begünstigt hatte, wahnsinnig geworden war, Niemand anders, als ihr eigener Liebling, Lord Robert Dudley, der Sohn des Herzogs von Northumberland, den sie der schottischen Königin zum Ehegenossen vorschlug [2]). Ob sie es damit ehrlich gemeint oder nur habe Zeit gewinnen wollen, wohl wissend, daß die stolze Maria sich auf einen solchen Vorschlag nicht einlassen werde, mag dahin gestellt bleiben, aber sie that, was in ihren Kräften stand, um ihren Günstling zu einer annehmlichen Partie zu machen. Sie ernannte ihn zum Grafen Leicester, damit er der Königin von Schottland näher gerückt werde, sie strich ihn auf jede Weise heraus und ließ verlauten, daß sie selbst keinen anderen Mann wählen werde, wenn sie überhaupt daran dächte, sich zu verheirathen, sie ließ andeuten, daß sie, im Fall Maria auf ihren Vorschlag einginge, bereit sei, sie und die Kinder aus solcher Ehe als die rechtmäßigen Erben in England anzuerkennen, sie veranlaßte endlich den in Vorschlag Gebrachten selbst, Briefe voll Verehrung und Hingebung an Maria zu schreiben, wie denn ihre Gesandten Alles thun mußten, um die Sache in Gang zu setzen. Maria aber bezeugte wenig Lust, auf das Anerbieten einzugehen. Ohne Weiteres von der Hand weisen durfte sie es freilich nicht, ohne Elisabeth zu erzürnen, und eine Reihe von Unterhandlungen über den Gegenstand ließ sie sich deßhalb gefallen, aber den Galan ihrer Nebenbuhlerin konnte sie natürlich nicht lieben, und der protestantische Lord war

---

1) Knox, hist., 63.
2) Tytler, VI, 287 ff.

ihr in Anbetracht ihrer Zwecke und Interessen eben so wenig eine annehmbare Partie, als der Erzherzog von Oesterreich, der ihr keinen Zuwachs an Macht bereitete. Wenn sie deßhalb durch die Pläne ihres Oheims, des Cardinals, der ihr eine Heirath mit dem gegenwärtigen Könige von Frankreich Karl IX. vorgeschlagen hatte, sich auch nicht angelockt sah, so erblickte sie in einer Creatur Elisabeths doch auch nicht die männliche Stütze, die sie bedurfte, und Graf Murray und Lethington, die die Sache für thunlich hielten, wenn Elisabeth die Angelegenheit in Betreff der Nachfolge in Ordnung bringen wollte, fanden bei der Königin wohl ein Ohr, aber kein Gehör.

Aber während diese Verhandlungen noch im Gange waren, trat ein andrer Bewerber auf, zwar auch nur ein Unterthan sowohl der englischen, als der schottischen Krone, aber doch von königlichem Geblüt und, was die Hauptsache war, in dem Rufe stehend, daß er der römischen Kirche zugethan sei: Lord Heinrich Darnley, der Sohn des Grafen Lennox, eines Stuarts, und der Margarethe Douglas, einer Nichte Heinrichs VIII.

Graf Lennox[1]) war, weil er Partei für Heinrich VIII. ergriffen hatte, aber auch wegen der Eifersucht des Herzogs von Chatelherault gegen ihn, aus Schottland verbannt, war dann nach England geflüchtet und von Heinrich mit seiner Nichte vermählt worden. Er hatte bis dahin in England gelebt. Aber jetzt schien die Gelegenheit günstig, wieder in die alte Heimath zurückzukehren. Namentlich Lady Margarethe betrieb diese Angelegenheit im Geheimen auf das Angelegentlichste, von weit aussehenden Plänen geleitet. Sie setzte sich nicht blos mit Maria in Verbindung, sondern sie schlug derselben auch ihren eigenen Sohn zum Gemahle vor, indem sie daran erinnerte, daß er „ja auch den der Schotten so angenehmen Beinamen der Stuarts führe" und nicht blos auf die Krone von Schottland, sondern auch auf die von England ein Erbrecht habe, und — Maria wies diesen Antrag keineswegs von der Hand. Durch eine solche Verbindung wurde ihr Anrecht auf die Nachfolge in England offenbar verstärkt, Lord Darnley war keineswegs eine Creatur Elisabeths, so daß sie nicht fürchten durfte, durch ihn von dieser abhängig zu werden, und — Darnley war ein Anhänger der römischen Kirche oder galt doch wenigstens dafür.

Deßhalb ermächtigte Maria auch den Grafen Lennox, nach Schottland zurückzukehren, um hier wieder in die Güter und Würden einzutreten, die er seit seinem Treubruche verloren hatte, und Elisabeth, die zwar Anfangs gegen diese Reise war, ertheilte dem Grafen nach verschiedenen Ausflüchten nicht blos die Genehmigung dazu, sondern versah ihn sogar noch mit Empfehlungsbriefen an „ihre gute Schwester." Sie mochte die geheimen Pläne der Lennox durchschaut haben, aber vielleicht war es ihr ganz Recht, noch einen Bewerber aus dem brittischen Adel auftreten zu sehen, da so die Candidaten vom Fest-

---

1) Vgl. über das Alles Tytler, VI, 292 ff. Mignet, I, Chap. IV.

lande nur um so mehr fern gehalten würden. Die Verhandlungen in Betreff der Vermählung mit dem Grafen Leicester währten deßhalb auch noch ununterbrochen fort, ja, wurden von Elisabeth mit nur noch größerem Eifer betrieben.

Lennox kam am 23. September 1564 in Schottland an und wurde von der Königin auf das Freundlichste empfangen, eben so wie sein Sohn, der bald nach ihm anlangte, ja, Lord Darnley machte auf Maria von Anfang an den allergünstigsten Eindruck. Er war von angenehmem Wesen, hatte ein vornehmes Aeußere, und wenn er auch noch „unbärtig" war, so war er doch jung und verstand zu gefallen, kurz Maria war bald für ihn entschieden und hing so leidenschaftlich an ihm, daß sie Alles daran setzte, die Verbindung mit diesem Manne ihrer Wahl durchzusetzen. Bestärkt wurde sie in diesem Vorhaben ohne Zweifel durch die ganze römisch gesinnte Partei, namentlich durch den Grafen Athol, der im geheimen Rathe saß, und ganz besonders durch den Geheimschreiber der Königin für ihre auswärtige Correspondenz, David Riccio, einen verschlagenen Italiener, der, das römische Interesse vertretend, ganz das Vertrauen Maria's erworben hatte. So sehr hatte bald theils die Leidenschaft für Darnley, theils auch die Hoffnungen, die sie in Ansehung ihrer geheimen Zwecke auf ihn setzte, das Herz der Königin gefangen genommen, daß sie aus ihrer Neigung gar kein Geheimniß mehr machte. Als Darnley einmal erkrankt war, wich sie bei Tag und Nacht nicht aus seinem Zimmer und pflegte ihn, als ob er bereits ihr Gemahl wäre. Sie war eben eine Natur, die zu sehr in der Gewalt ihrer Leidenschaften stand, um ihres Herzens Meinungen denen, die sehen wollten, lange verbergen zu können.

Aber nicht ohne Schwierigkeiten sollte die Königin ihrem Herzen Genüge thun können, vielmehr vereinigten sich die verschiedensten Interessen gegen ihre Verheirathung mit Darnley. Zunächst war es Elisabeth, die sich durchaus gegen dieselbe erklärte. Nachdem sie in Edinburg hatte anzeigen lassen, sie werde die Rechte Maria's auf die Thronfolge in England nur dann anerkennen, wenn sich dieselbe mit Dudley vermählt habe, ließ sie auch die Gräfin Lennox, die in London zurückgeblieben war, in's Gefängniß setzen, und forderte sowohl den Grafen, als seinen Sohn auf, als englische Unterthanen an ihren Hof zurückzukehren, eine Aufforderung, die freilig von Darnley mit trotzigen Worten zurückgewiesen wurde, die aber zur Genüge zeigte, daß ein Bruch mit England unvermeidlich sei. Aber auch die schottischen Barone waren zum großen Theil mit der Heirath unzufrieden, theils aus persönlichem, theils aber auch aus religiösem Interesse. Zwar that Lennox und Darnley alles Mögliche durch Versprechungen und Geschenke, um sich die Gunst des Adels zu gewinnen, und wirklich war namentlich Lethington zuletzt von seiner Vorliebe für Dudley und die Pläne Elisabeths bekehrt worden, aber — ein großer Theil der Barone verhielt sich ablehnend und unter diesen besonders die Hamiltons, die in Lennox und seinem Sohne ihre Mitaspiranten auf die schottische Krone sahen,

und der Graf Murray, der bisher an der Spitze der Angelegenheiten gestanden hatte und nun für seinen Einfluß fürchtete, wie ihm denn freilich auch der evangelische Glaube durch die neuen Günstlinge Maria's gefährdet schien. Ueberhaupt scheint zwischen Murray und Darnley schon von Anfang an sich ein Gegensatz herausgestellt zu haben, der auf dem Charakter Beider beruhte: Darnley hochfahrend, trotzig, ohne Bildung und ohne Grundsätze, Murray dagegen zwar auch nicht ohne Ehrgeiz und männliche Festigkeit, aber ein unterrichteter Mann und fest und ernst von Liebe zu seinem Vaterlande und zum Evangelium erfüllt — die beiden Naturen mußten sich abstoßen, zumal auch Murray in der Leidenschaft seiner Schwester eine Verblendung erkennen mochte, die zu ihrem und Schottlands Schaden ausschlagen müsse. Murray gab sich daher als einen Gegner der Heirath, und Darnley that im Bunde mit Riccio das Seinige, um seinen Widersacher um die Gunst Maria's zu bringen, indem er ihn bei derselben verdächtigte und den Einfluß, den der Bruder bisher auf sie gehabt, als über alle Gebühr hinausgehend bezeichnete. Endlich war auch der Verdacht der evangelischen Prediger gegen die Grundsätze der Lennox längst rege geworden. Es war bekannt, daß dieselben in England der römischen Kirche gehuldigt hatten[1]), und — was war zu erwarten, wenn diesen in Schottland die höchste Gewalt in die Hände gegegeben würde?

So galt es denn mit Klugheit zu verfahren, um diesen mannigfaltigen Widerstand zu überwinden. Wenn sich Maria in ihrer Liebe zu Darnley auch über den Zorn Elisabeths hinwegsetzte, so hing die Genehmigung ihrer Vermählung doch von den Baronen ihres Reiches ab, und ganz besonders kam es darauf an, die Prediger zu verhindern, daß sie nicht die Gemüther gegen Darnley einnähmen. Deßhalb suchte man denn einestheils die römische Partei dadurch zu stärken, daß man die verbannten Mitglieder derselben, wie den Grafen Bothwell und Sutherland nach Schottland zurückberief und den gefangen gehaltenen Sohn Huntley's wieder in seine Besitzungen einsetzte, und anderentheils wurden Privatverhandlungen mit den Baronen angeknüpft, um sie dem Plane der Königin geneigt zu machen. Vor Allem aber bemühte man sich, den Verdacht der Prediger zu zerstreuen. Nicht nur Darnley nahm an den öffentlichen Gottesdiensten in St. Giles Theil, auch Maria selbst zeigte sich dem Evangelium plötzlich mehr zugeneigt. Sie ließ freilich nicht Knox, denn den haßte sie doch zu sehr, wohl aber die Superintendenten von Lothian, Glasgow und Fyfe zu sich kommen und gab ihnen allerlei freundliche Worte zu hören. Sie sei zwar noch nicht von der Wahrheit ihrer Religion überzeugt, sagte sie, aber sie sei Willens, sich über dieselbe belehren zu lassen, und wolle auch einer Predigt, welche Einer von ihnen halten solle, beiwohnen. „Vor Allem würde

---

1) Graf Lennox war dort eine Zeitlang wegen Conspiration zu Gunsten der römischen Kirche im Gefängniß gewesen. Knox, hist., 311.

sie sich freuen, den Superintendenten von Angus zu hören, denn der sei ein milder und gutherziger Mann von wahrer Rechtschaffenheit und Aufrichtigkeit, Sir John Erskine von Dun [1])." Selbst dazu verstand sie sich, der Taufe des Kindes eines Reformirten, des Lords Livingston, als Zeugin beizuwohnen, Alles in keiner anderen Absicht, als um allen Verdacht, als denke sie an eine Unterdrückung der reformirten Kirche, von sich abzuwehren.

Besonders suchte Maria auch ihren Halbbruder zu gewinnen. Murray war in zu großem Ansehn bei dem Adel, als daß sein Beispiel nicht Viele nach sich gezogen haben würde. Sie rief ihn, der sich bereits vom Hofe zurückgezogen hatte, deßhalb wieder zu sich und verlangte von ihm, ein Papier zu unterzeichnen, das die Billigung zu der Heirath mit Darnley enthielt, sowie das Versprechen, sie mit allen Mitteln zu unterstützen. Aber Murray lehnte das ab, mit Ruhe erwiedernd, die Vermählung sei zu übereilt, als daß sie nicht von den europäischen Fürsten werde übel beurtheilt und namentlich von der Königin Elisabeth mit Mißfallen aufgenommen werden, ja, wenn er das Interesse des wahren Glaubens bedenke, so könne er sich nicht geneigt fühlen, zu wünschen, daß sich die Königin mit einem Manne verbinde, der sich bisher nicht als Freund des Evangeliums gezeigt habe. Ueberhaupt aber hänge die Zustimmung zu ihrer Vermählung lediglich vom Parlamente ab, und das möge sie abwarten. Alle Bitten und Drohungen der Königin halfen Nichts, Murray blieb bei seiner Weigerung, und am Ende verabschiedete ihn Maria, indem sie ihm Undankbarkeit vorwarf und ihn beschuldigte, er strebe selbst nach der Krone von Schottland [2]), eine Anklage, die nur zu deutlich den Urheber verrathen mochte und mit Drohungen begleitet war, welche geeignet waren, den Grafen an seine Sicherheit denken zu lassen. Murray verband sich deßhalb mit dem Grafen von Argyle und dem Herzog von Chatelherault, wie zu gegenseitigem Schutze, so auch zum Schutz der reformirten Kirche, wenn dieselbe bedroht werden sollte, und zugleich wandten sie sich an Elisabeth um Hilfe für den Nothfall, die ihnen auch zugesagt wurde.

Maria ließ sich jedoch nicht abhalten, ihrer Neigung zu folgen. So lange hatte sie unter dem Drucke derer leben müssen, die sie nur als die Feinde ihrer Herrschaft und ihres Glaubens betrachten konnte, ohne vereinzelt, wie sie war, im Stande zu sein, ihnen irgend wie entgegen zu treten, jetzt glaubte sie den Mann gefunden zu haben, der ihr bei allen ihren Plänen seinen Arm leihen werde. Sie versammelte deßhalb den Adel zu Stirling, und indem sie hier Darnley zum Lord Ardmanach und Grafen von Roß erhob, gab sie zugleich ihren Willen zu erkennen, sich mit demselben zu vermählen. Aber wenn sich hier auch gegen die Verheirathung kein Widerspruch erhob, so verlangten die Lords doch, daß ihnen in Betreff der Religion die nöthigen Garantien gegeben

---

1) Knox, hist., 373.
2) Tytler, VI, 333.

würden, bevor sie darein willigten, daß der neue Graf von Roß als König und Mitregent anerkannt werde[1]), und ebenso erging auch Seitens der gerade damals zu Edinburg versammelten General-Synode das erneuerte Ersuchen an die Königin, daß sie endlich die reformirte Kirche und die Parlamentsbeschlüsse, durch welche diese eingeführt sei, als zu Recht bestehend anerkennen und für die sichere Fundirung derselben Sorge tragen möge[2]), ein Begehren, auf das Maria einzugehen durchaus nicht Willens war. Sie erklärte deßhalb der Synode nach einigem Zögern, daß sie über das Begehren derselben vor Zusammentritt eines Parlamentes Nichts endgiltig festzusetzen im Stande sei, und da sie wohl wußte, daß die Stände des Reiches, wenn sie dieselben der Ordnung gemäß zur Bewilligung ihrer Verbindung mit Darnley zusammenberiefe, auch nicht verfehlen würden, die Angelegenheit der Kirche zur Sprache zu bringen, so zog sie es vor, sich ohne Zustimmung des Parlamentes zu vermählen. Am 20. Juli 1565 ernannte sie den Lord Darnley zum Herzoge von Albany und ließ sich am 29. desselben Monats in der Kapelle zu Holyroodhouse mit ihm trauen, nachdem sie ihn Tags zuvor durch Heroldsruf zum Mitregenten und Könige von Schottland hatte verkündigen lassen[3]). Allerdings entfernte sich Darnley, als nach der Trauung durch den römischen Priester die Messe celebrirt wurde, aber die Befürchtungen, die die Evangelischen auf ihn setzten, konnten dadurch nicht gehoben werden, zumal jetzt lauter Parteigänger der römischen Kirche im Rathe der Königin saßen, und ebenso regte es die Lords auf, daß die Vermählung ohne Zustimmung eines Parlamentes und hinter ihrem Rücken geschlossen worden war.

Aber Maria war jetzt nicht mehr gesonnen, ihren Baronen nachzugeben. Sie hatte bereits ein Heer zusammengebracht, und dachte mit demselben jeden Widerstand zu brechen. Deßhalb ließ sie denn auch drei Tage nach ihrer Vermählung Denjenigen, der die stärkste Stütze des Protestantismus war, den Grafen Murray vor Gericht fordern, um sich hier wegen der Beschuldigung zu rechtfertigen, welche er gegen Darnley erhoben hatte, daß ihm derselbe nach dem Leben trachte[4]). Murray, der sich ganz vom Hofe zurückgezogen hatte, war nämlich schon vorher zu ihr nach Perth beschieden worden, hatte sich aber geweigert zu kommen, weil seine Sicherheit gefährdet sei. Das mußte jetzt zum Vorwande dienen. Doch auch Murray und die Evangelischen waren gerüstet und er so wenig, wie der Graf Argyle, der mit ihm vorgeladen war, war bereit, sich seinen Feinden in die Hände zu geben. Vielmehr erließ er ein Manifest, in welchem er die Königin beschuldigte, daß sie die Gesetze des Landes verletzt und seine Freiheiten unter-

1) Knox, hist., 373.
2) Ebendas. 374.
3) Ebendas. 380.
4) Ebendas. 379.

drückt habe, indem sie ihm einen König ohne Rath und Zustimmung des Parlamentes gegeben, und zugleich forderte er auch den englischen Befehlshaber in Berwick, den Grafen Bedford, auf, ihm zu Hülfe zu kommen, „um den unschuldigen Bekennern des Evangeliums beizustehen, gegen die der Satan die Macht dieser Welt losgelassen habe", wie er denn überhaupt Beides, die bedrohte Landesfreiheit und das bedrohte Evangelium — gewiß nicht ohne Grund[1]) — hervorhob und an die Königin das Verlangen stellte, daß der reformirten Kirche Garantien gegeben und die Angelegenheiten des Landes in die Hände solcher Männer gelegt würden, denen die Nation vertrauen könnte. Sonst erklärte er nebst seinen Genossen, der Königin treu und gehorsam sein und auch ihre Sache den Gesetzen des Staates unterwerfen zu wollen[2]).

Der Erfolg dieser Erhebung sollte jedoch ein ungünstiger sein. In Edinburg, wohin die aufständischen Lords zogen, wurden sie von den Bürgern mit großer Kälte und Theilnahmlosigkeit aufgenommen, denn, wie sehr dieselben auch an dem Evangelium hingen, so schien ihnen dasselbe doch noch nicht in dem Grade bedroht zu sein, daß sie sich der Pflichten gegen die Königin für entbunden erachtet hätten, und Maria mußte erst noch viele Unklugheiten und Gewaltthätigkeiten begehen, um auch die Bürger ihrer Hauptstadt gegen sich unter die Waffen zu treiben. Dazu kam, daß die englische Hülfe ausblieb, und daß die Königin, alle Vermittlungsversuche von der Hand weisend, mit 10,000 Mann in Eilmärschen herbeizog, unterstützt von der Besatzung des Schlosses, dessen Befehlshaber, Lord Erskine, die Kanonen auf die Aufständischen abfeuern ließ. Von Maria für Rebellen erklärt, verließ Murray mit den Seinigen deßhalb eilends die Stadt und sie wandten sich in einer Denkschrift nochmals an Elisabeth um Hülfe, indem sie auseinandersetzten, wie in ihnen Nichts, als das Evangelium, verfolgt werde, und wie die Urheber dieser Verfolgung eben die Ausländer seien, die am Hofe regierten, vor Allem David Riccio, der Geheimsecretair der Königin, aber auch Darnley, der, eigentlich doch englischer Unterthan, sich in Schottland eingeschlichen habe, um sich hier ohne Zustimmung der Stände zum Könige aufzuwerfen[3]). Aber Elisabeth wandte sich von ihnen. Drei Tage vorher hatte sie Bedford befohlen, nach Schottland vorzurücken, als

1) Tytler, VI, 345, leugnet dieß, indem er anführt, daß Murray — ein Jahr zuvor — an Cecil geschrieben, es würde die Gegenwart Lennox' in Schottland, auch wenn Darnley Maria heirathen sollte, durchaus nicht im Stande sein, die reformirte Kirche auf ihrem festen Grunde zu erschüttern. Ob das ein Grund ist? Tytler sucht überhaupt Maria rein zu waschen, selbst wo ihre Schuld offen zu Tage liegt, wie beim Tode Darnley's.

2) M'Crie, II, 133.

3) Mignet, I, 212. Meyer, I, 72, 81.

sie aber erfuhr, daß die Macht Murray's der der Königin nicht gewachsen sei, gab sie Gegenbefehl. Nur das ließ sie den Lords versichern, daß sie ihrem Unternehmen gewogen sei und ihr Unglück schmerzlich empfunden habe. So waren sie denn der Königin Preis gegeben, und diese, ihrem so lange verhaltenen Rachegefühl freien Lauf lassend, kannte keine Milde. So lange hatte sie unter dem Drucke der evangelischen Lords gestanden, jetzt schien ihr die Zeit gekommen, wo sie Vergeltung üben könnte. Sie selbst machte deßhalb alle Züge ihres Heeres zu Pferde mit, Pistolen in den Satteltaschen führend, und erklärte dem englischen Gesandten Randolph geradezu, sie wolle lieber ihre Krone daran wagen, als auf ihre Rache verzichten[1]).

Auch machte sie nach solchen Erfolgen von ihren Plänen gegen das Evangelium kaum noch ein Hehl. Davon, daß sie noch einmal einem reformirten Gottesdienst beigewohnt hätte, war natürlich jetzt nicht die Rede mehr, sondern sie erklärte geradezu, sie wolle die Religion, in der sie erzogen und aufgewachsen sei, durchaus nicht verlassen[2]), wie sie denn auch alle Maßregeln ergriff, die die Rückkehr zum Papstthum vorbereiten sollten. Zum Oberbefehlshaber der Armeen ernannte sie den Grafen Bothwell, den erklärten Gegner Murray's, und an die Spitze der Geschäfte stellte sie das Haupt der römischen Partei, den Grafen Athol, der ein Feind von Argyle war, namentlich aber war es David Riccio, mit dem sie den Sturz des Protestantismus betrieb. Durch ihn wendete sie sich — im Einverständniß mit Darnley — an den Papst und an Philipp II., beide um ihre Hülfe ersuchend und den Kampf, in welchem sie begriffen war, als einen solchen darstellend, der gegen die Protestanten gerichtet sei. Philipp, schrieb sie diesem, sei der natürliche Beschützer des katholischen Glaubens, und deßhalb erwarte sie seinen Beistand, wie sie denn selbst entschlossen sei, für die Erhaltung der römischen Kirche weder Leben, noch Staat zu schonen, und in gleicher Weise bat sie auch Karl IX. von Frankreich um seine Hülfe[3]). Es sollte eben jetzt nicht mehr gezögert werden. Als deßhalb der französische Botschafter seine Vermittlung zwischen ihr und den Lords anbot, erwiderte sie ihm: „Lieber will ich mein Leben verlieren, als noch fernerhin mit meinen Unterthanen unterhandeln," und nachdem sie von Spanien und Rom Hülfsgelder erhalten hatte — 20,000 Thaler von Philipp und 8000 vom Papst — rückte sie am 9. Oktober gegen Dumfries vor, wo die Aufständischen lagerten. Der Erfolg war kein andrer, als eine vollständige Niederlage ihrer Gegner, die nach England flüchteten, jetzt freilich von Elisabeth mit dem Vorwurfe empfangen, daß sie Rebellen seien, und deßhalb kaum die Erlaubniß zum Aufenthalte in England erlangend[4]). Maria aber triumphirte. Ihre Feinde

1) Mignet, I, 210 f., vgl. 224 f. Meyer, I, 80.
2) Knox, hist., 376.
3) Mignet, I, 214 f. Meyer, I, 81 f.
4) Mignet, I, 216 ff. Meyer, I, 83 ff.

waren zu Boden geschlagen und sie selbst stand als Siegerin da. Welche Aussichten boten sich ihr jetzt! Nicht blos die reformirte Kirche ihres Landes schien ihr rettungslos in die Hände gegeben zu sein, auch daran dachte sie schon, mit Hülfe Spaniens, die ihr zu dem Zwecke zugesagt war, siegreich in England einzuziehen, um dort ihre Rechte auf den Thron eben so wohl zu behaupten, als auch den Glauben Roms wieder herzustellen. Als man ihr rieth, sich zu schonen und in solcher Jahreszeit der Armee nicht länger zu folgen, erklärte sie: „nicht eher werde sie nachlassen, in solchen Beschwerden fortzufahren, bis sie ihre Truppen siegreich nach London geführt habe [1])." Es war eine förmliche Siegestrunkenheit, in welcher sich all der verhaltene Groll ihres Herzens Luft machte. —

Knox nun sollte vor allen Dingen ihren Zorn empfinden.

Der Reformator hatte natürlich allen diesen Vorgängen nicht gleichgültig zugesehen, sondern vielmehr Alles gethan, um Bürgschaften für das Bestehen der reformirten Kirche zu erlangen, wie sie durch die drohenden Zeitverhältnisse so dringend nothwendig erschienen. Nicht blos an den Gesuchen, die von den Predigern und der General-Synode ausgingen, hatte er Antheil gehabt, auch den Adel hatte er zu bewegen gesucht, auf diesen Forderungen vor allen Dingen zu bestehen, wie denn auch seine Freundschaft mit dem Grafen Murray bald nach der Ankunft Darnley's in Schottland wieder erneuert worden war [2]). Aber auf diese Thätigkeit, die im Ermahnen zur Festigkeit im evangelischen Glauben und zur Sicherung desselben durch die Gesetze bestand, hatte er sich auch beschränkt. An dem Aufstande Murray's hatte er nicht Theil genommen, sei es nun, daß er sich von demselben keinen Erfolg versprach, sei es, daß er, was wahrscheinlicher ist, dieß Vorgehen gegen die Königin nicht für gerechtfertigt hielt. Noch hatte sie den evangelischen Glauben nicht angegriffen, sondern im Gegentheil verheißen, daß sie ihn nicht stören wolle, und — den persönlichen Interessen der Aufständischen mochte der Reformator nicht dienen. Vielleicht ist seiner Thätigkeit sogar die ruhige Haltung der Hauptstadt zuzuschreiben, als Murray in dieselbe einzog, und wenn man auch die Beschuldigung gegen Knox erhoben hat, daß er mit dem Grafen in einem Complot gegen Darnley gestanden habe, so hat man doch keine Beweise dafür beibringen können [3]). Hätte Knox an diesem unglücklichen Aufstande Theil gehabt, so würde ohne Zweifel Maria die Gelegenheit ergriffen haben, auch ihn zur Verantwortung zu ziehen, und gewiß würde seine Strafe nicht die mildeste gewesen sein. Aber wir sehen ihn die ganze Zeit hindurch ungehindert sein Amt in Edinburg verwalten, und, wie wir hinzusetzen dürfen, auch unbeirrt und ohne einge-

1) Mignet, I, 216 f. Meyer, I, 83 ff.
2) M'Crie, II, 134.
3) Ebendas. 134 f.

schüchtert zu sein, bis dann eine andere Veranlassung sich darbot, um ihn die Macht fühlen zu lassen, welche die Königin gewonnen hatte.

Es war wieder eine seiner Predigten. König Darnley, der bald dem reformirten Gottesdienste, bald der Messe beizuwohnen pflegte, war am 19. August nach St. Giles gekommen, und zwar in feierlichem Aufzuge, um auf diese Weise die Gerüchte zu zerstreuen, welche über seine Anhänglichkeit an die römische Kirche umliefen. Knox predigte — ob zufällig oder absichtlich? — über Jesaias 26, 13: „Herr unser Gott, es herrschen wohl andere Herren über uns, denn Du, aber wir gedenken doch allein Deiner und Deines Namens," und er nahm Veranlassung, von der Regierung schlechter Fürsten zu reden, weche Gott als Tyrannen und Geißeln sende wegen der Sünden des Volks. Er erwähnte dabei die Worte der Schrift: „Ich will Kinder zu ihren Fürsten machen, und Säuglinge sollen über sie herrschen, Kinder sind ihre Unterdrücker und Weiber regieren über sie," und wies an einer andern Stelle darauf hin, daß Gott den Ahab gestraft habe, weil derselbe sein götzendienerisches Weib Jesabel nicht habe zu bessern gesucht. Zwar bezog der Prediger diese Stellen nicht geradezu auf Darnley, wie denn auch die ganze Rede zwar Ernst und Strenge, aber doch auch Mäßigung und Vorsicht zeigte und Knox überhaupt sich hütete, die Königin und den König von Schottland namentlich zu erwähnen. Aber die Anwendung des Gesagten lag doch zu nahe, als daß sie Darnley nicht gemacht haben sollte, und da er nicht begriff, wie nahe doch auch dem Prediger es lag, gerade jetzt solche Warnungen mit allem Ernst ihm zukommen zu lassen[1]), so wurde er im höchsten Grade aufgebracht. Auch theilte er den Vorfall der Königin mit, und die Papisten, welche ihn begleitet hatten, verfehlten nicht, den Zorn der Monarchin noch mehr aufzustacheln. Knox wurde deßhalb Nachmittags — er lag seiner geschwächten Gesundheit wegen gerade im Bett — vor den geheimen Rath gefordert, um sich zu verantworten, und erschien, von einigen angesehenen Bürgern der Stadt begleitet. Man warf ihm vor, den König beleidigt zu haben, und da Maria jetzt die Protestanten nicht mehr meinte fürchten zu müssen, so wurde ihm aufgegeben, nicht mehr in der Stadt zu predigen, so lange die Majestäten sich in derselben aufhielten. Knox entgegnete nun zwar, „er habe nur seinem Texte gemäß gesprochen, und wenn die Kirche ihm befehlen würde, vom Predigen abzustehen, so wolle er gehorchen, so weit das Wort Gottes es ihm verstatte[2])," doch konnte

---

1) Wie wenig Knox im Sinne hatte, die Gemüther aufzuregen, geht aus dem „Postscriptum" der gedruckten Predigt hervor, wo es heißt: „In deine Hände, o Herr, befehle ich meinen Geist, denn der schreckliche Kriegs- und Waffenlärm erschüttert so mein Herz, daß meine Seele dürstet abzuscheiden." S. M'Crie, II, 136.

2) Spottswood sagt, daß Knox nicht nur aufrecht erhalten, was er auf der

keine Vorstellung Etwas helfen. Die Königin war froh, des Predigers loszuwerden, und es blieb bei der Suspension, wie sehr auch der Magistrat der Stadt selbst darum anlag, sie zurückzunehmen. Aber so groß war die Aufregung der Gemüther über dieß Vorgehen der Königin gegen den Hauptvertreter des evangelischen Glaubens und so groß auch die Anhänglichkeit an den Reformator, daß die Vertreter der Stadt, als sie die abschlägliche Antwort vom Hofe empfangen hatten, einmüthig beschlossen, „sie wollten in keiner Weise zugestehen oder gestatten, daß der Mund des Predigers verschlossen werde," und daß sie ihn bäten, „er möge nach seinem Gefallen und wie es ihm Gott in's Herz gebe, fortfahren, wie bisher, den rechten Glauben zu verkündigen, bei dem sie bleiben und fest stehen wollten bis zum Tode;" eine Erklärung, die denn freilich die Absetzung des Archibald Douglas, des Provosten der Stadt, zur Folge hatte[1]), die aber doch der Königin zeigen mochte, wie gefährlich es noch immer sei, entscheidende Schritte gegen das Evangelium zu unternehmen.

Auch scheint sich Knox nicht lange des Predigens enthalten zu haben. Am 25. August verließ die Königin nebst ihrem Gemahl die Stadt, und da der Befehl nur lautete, Knox solle während der Anwesenheit der Monarchen nicht öffentlich reden, so nahm er auch sofort sein Amt wieder auf. Später mochte es dann dem Hofe nicht räthlich scheinen, auf einer Anordnung zu bestehen, welche bereits so viel Aufregung hervorgebracht hatte, und der Reformator verwaltete sein Amt deßhalb mit derselben Unerschrockenheit, wie früher, unterstützt von den Behörden der Stadt, welche ihm namentlich bei Ausübung der Kirchenzucht hülfreiche Hand leisteten. Selbst für die vertriebenen Lords wagte er öffentlich im Gottesdienste zu beten, indem er sie als „den besten Theil des Adels und als die vorzüglichsten Mitglieder der Gemeinde" bezeichnete[2]), wie solche Gebete auch durch das ganze Land angestellt wurden, ein Vorgehen, das denn freilich nicht verfehlen konnte, wieder den Unwillen des Hofes zu erregen. Man beschuldigte die Prediger, das Volk auf diese Weise aufzureizen, aber dießmal war es Lethington, der den Sturm vorüberzuleiten wußte. Er machte geltend, „es sei in der Schrift geboten, für alle Menschen zu beten," und versicherte zugleich, „er habe die Gebete angehört und in denselben Nichts vernommen, wodurch Jemand beleidigt sein könnte." Knox blieb deßhalb auch jetzt unangetastet, und immer deutlicher stellte es sich heraus, daß das Land wohl ruhig geblieben war, als die Königin es blos mit „Rebellen" zu thun hatte, daß es sich aber einen Angriff auf den reformirten Glauben nicht werde gefallen

Kanzel gesprochen, sondern auch der Königin vorausgesagt habe, Darnley werde ihr Verderben sein. M'Crie, l. c.

1) Knox, hist., 381.

2) Ebendas. 389.

lassen. Als neue Beamte von Edinburg gewählt werden sollten, begehrte die Königin, man solle Leute ihrer Wahl mit den Aemtern betrauen, und schlug lauter Papisten vor, aber — die Wahlen fielen ganz im evangelischen Sinne aus, und selbst gegen papistische Umtriebe, wie sie jetzt zahlreich hervortraten, wagte die Stadt einzuschreiten. Es war klar, daß nur eine Uebermacht im Stande sei, das Evangelium auszurotten, und, ungeachtet ihres Sieges über Murray, sah sich die Königin deßhalb genöthigt, ihre Pläne noch weiter zu verschieben, zumal auch ihr bald die Mittel zu fehlen anfingen, um ihre Armee besolden zu können. Sie mußte sich deßhalb sogar dazu verstehen, eine Deputation der Prediger, welche klagte, daß ihnen ihr Einkommen von den neuen, römisch gesinnten Beamten der Königin vorenthalten werde, mit freundlichen Worten und Versprechungen zu entlassen[1]). Nur daß sie jetzt durchaus dabei blieb, die Vorbereitungen zu treffen, die zum Sturze des Protestantismus nothwendig waren, und namentlich durch Riccio fortwährend mit den römisch gesinnten Mächten des Festlandes um Unterstützung ihres Vorhabens verhandelte.

Aber auch Knox war entschlossen, seinen Posten nicht vor der Zeit zu verlassen, wie bedrohlich für ihn auch die Verhältnisse am Hofe, namentlich seit der Flucht der Hauptvertreter der Evangelischen unter den Lords, sein mochte. Denn allerdings war die Umgebung Maria's jetzt mehr und mehr aus Römischen gebildet, und nicht ohne Drohungen gegen die Prediger ging es ab. Er aber ließ sich nicht schrecken, und selbst als sich ihm eine Gelegenheit bot, die Stadt unter einem guten Vorwande zu verlassen, war er doch nicht dazu zu bewegen. Zu St. Andrews nämlich hatte bisher sein früherer College in Genf, Christoph Goodman, die Stelle eines Predigers bekleidet, aber da derselbe von seinen Freunden in England, seinem Heimathlande, wiederholt gebeten wurde, dorthin zurückzukehren, und in dieß Begehren auch einwilligte[2]), so wurden die Abgesandten der ehemaligen Bischofsstadt beauftragt, bei der im December zusammentretenden General-Synode das Ersuchen zu stellen, daß man ihnen Knox als Prediger senden möge. Sie machten geltend, daß er ja sein Predigtamt unter ihnen zuerst angetreten habe und daß sie deßhalb auch ein gewisses Recht auf ihn hätten, und zugleich mochten sie einestheils denken, der Reformator werde unter den gegenwärtigen Umständen gern die Hauptstadt verlassen, und anderntheils mochte es auch ihre Absicht sein, ihn auf diese Weise der Gefahr zu entziehen, von der sie ihn bedroht sahen. Knox aber war nicht solcher Meinung. Gerade jetzt, wo jeder Tag Maßregeln gegen die reformirte Kirche Seitens des

1) Knox, hist., 390.

2) Da er die Meinungen Knox' in Betreff der Rechtmäßigkeit der Frauenregierung getheilt, auch selbst eine Schrift darüber veröffentlicht hatte, so hielt es schwer, ihm die Erlaubniß zur Rückkehr nach England zu erwirken. Er mußte widerrufen. Vgl. M'Crie, II, Note U.

Hofes bringen konnte, war seine Anwesenheit in Edinburg um so dringender geboten, und er lehnte deshalb das Ersuchen von St. Andrews ab[1]).

Dagegen aber wurde er von dieser nämlichen Generalversammlung mit andern Geschäften beauftragt, die in jenem Augenblicke dringend genug erscheinen mochten. Außerdem daß man ihn verpflichtete, in der nächsten Zeit die südlichen Grafschaften zu bereisen, um hier Visitation zu halten und den Eifer der Evangelischen neu zu beleben, sollte er auch ein allgemeines Rundschreiben, einen „Trostbrief," an die Prediger, Ermahner und Lehrer im ganzen Königreiche ausgehen lassen, um dieselben zu standhaftem Ausharren in ihrem Amte zu ermuntern[2]), was um so nöthiger war, als nicht blos die augenscheinliche Gefahr, als auch die leibliche Noth, da die Besoldungen durch den neu angestellten römisch gesinnten Zahlmeister, den Lord Tullibardine, nicht ausgezahlt wurden, Manchen zum Aufgeben seines Amtes veranlassen mochte. Und wie er schon früher ein Formular für die Excommunication und die öffentliche Kirchenbuße ausgearbeitet hatte[3]), so trug man ihm jetzt auf, eine „Abhandlung über das Fasten" aufzusetzen. Die Verwirrungen im Königreich und die Gefahren, von denen die reformirte Kirche bedroht war, brachte nämlich die Synode zu dem Beschlusse, daß ein allgemeines Fasten im ganzen Reiche gefeiert werden solle, und die Art und Weise festzustellen, wie man sich dabei zu verhalten habe, wurde Knox und seinem Collegen Craig übertragen. Sie sollten dem Volke auseinandersetzen, wie sehr die gegenwärtigen Zeitumstände aufforderten, sich vor Gott zu demüthigen, Buße zu thun und dieß auch in der vorgeschlagenen Weise öffentlich an den Tag zu legen.

Knox entledigte sich dieses Auftrags auf sehr gewandte Weise, und die „Abhandlung" ist in einem eben so klaren, als markigen Stile geschrieben[4]). Er weist darauf hin, wie der Protestantismus im gegenwärtigen Augenblicke überall auf das Ernstlichste bedroht sei, nachdem das Concil von Trient seine Vertilgung beschlossen und die papistischen Mächte sich zur Ausführung dieses Beschlusses verbündet hätten, und wie das Alles für die Schotten eine Warnung sein und sie zu Buße und Gebet antreiben müsse. „Aber auch angenommen," sagt er, „daß keine von den ebengenannten Ursachen vorhanden wäre, so giebt es doch eine, die uns zur Demüthigung antreiben muß, wenn wir uns nicht selbst als durchaus unempfindlich hinstellen wollen Denn jetzt ist Satan so gegen Jesus Christus losgelassen, und das Licht des Evangeliums ist dem römischen Antichristen so sehr verhaßt, daß er es nicht für genug hält, dasselbe in einem Lande oder König-

1) Keith, hist., 562.
2) Ebendas. 533.
3) Dunlop, Confessions, II, 705, 745.
4) Ebendas. 661 ff.

reiche zu unterdrücken, sondern nicht ruhen will, bis in ganz Europa die Frommen und Diejenigen, welche der papistischen Gottlosigkeit absagen, so gänzlich vernichtet und von dem Erdboden vertilgt sind, daß auch nicht einmal mehr das Andenken an sie übrig bleiben soll. Wenn Jemand meinen sollte, daß solche Grausamkeit in das Herz eines Menschen nicht kommen könnte, so verweisen wir ihn an die Väter des Tridentinischen Concils, welche in einer ihrer Sitzungen Folgendes beschlossen haben: Alle Lutheraner, Calvinisten und Alle, welche dem neuen Glauben anhängen, sollen gänzlich ausgerottet werden. Der Anfang soll in Frankreich gemacht werden, unter Anführung des katholischen Königs Philipp von Spanien und eines Theils des Adels in Frankreich, und wenn das vollbracht sein wird, sagen sie, so soll die ganze Macht Beider zusammen mit der Armee des Papstes und der Macht der Herzöge von Savoyen und Ferrara Genf angreifen und nicht ablassen, bis sie die Stadt in Asche gelegt und kein lebendiges Wesen in derselben übrig gelassen haben. Und mit derselben Barmherzigkeit sollen Alle, die in Frankreich dem neuen Glauben anhängen, behandelt werden. Von da soll dann ein Feldzug gegen die Deutschen unternommen werden, um diese zum Gehorsam gegen den apostolischen Stuhl zurückzubringen, und so wollen sie zu den andern Reichen übergehen, nicht eher ablassend, als bis alle Diejenigen ausgerottet sind, welche dem römischen Idol keine Ehrfurcht erweisen. Wie schrecklich dieser Beschluß bereits in der Ausführung begriffen ist, wird Frankreich sich noch länger, als ein Menschenalter hindurch erinnern. Denn wie Viele, über hunderttausend Männer, Frauen, Kinder, Jungfrauen, Matronen und Greise, dort theils durch das Schwert, theils durch Wasser oder Feuer getödtet sind, theils andre Qualen erduldet haben, sind ihre Feinde selbst gezwungen anzuerkennen. Und wenn auch Gott nach seiner Gnade zum Theil diese grausamen Unternehmungen vereitelt hat, so laßt uns doch nicht denken, daß ihr Wille sich geändert oder ihre Bosheit abgenommen hat, nein! laßt uns gewiß überzeugt sein, daß sie nur die Gelegenheit erwarten, um ihr Werk zu Ende zu bringen, welches sie so grausamlich gegen Gott, gegen seine Wahrheit und gegen die treuen Bekenner derselben begonnen haben. Die Gerüchte davon gehen nicht im Verborgenen, noch sind die Anzeichen davon geheim, denn die Bündnisse jenes Drachens mit den Fürsten der Erde, seine Versprechungen und schmeichelnden Verlockungen gehen auf nichts Andres hinaus, als sie gegen Jesus Christus zu entflammen und gegen die treuen Bekenner seines Evangeliums. Wer kann denn meinen, daß der Papst, die Cardinäle und die verstockten Bischöfe den größten Theil ihrer Einnahmen werden verlieren wollen, um vom Kriege abzustehen, was doch, wie sie meinen, ihnen so gar keinen Vortheil bringen würde?" Und an einer andern Stelle: „Aber laßt uns hören, was sie beschlossen haben! Wenn Frankreich und Deutschland, sagen sie, auf diese Weise gedemüthigt und zum Gehorsam gegen die heilige römische

Kirche gebracht sein wird, dann, zweifeln die Väter nicht, wird auch die Zeit Rath und Gelegenheit schaffen, daß auch die übrigen Reiche zu der einen Heerde und dem einen apostolischen Regierer und Hirten werden zurückgeführt werden. Aber möchten wohl Einige sagen, sie wären doch noch weit von ihrem Ziele entfernt und deßhalb brauchten wir nicht so ängstlich und furchtsam zu sein, so antworten wir: Die Gefahr kann näher sein, als wir glauben, ja, vielleicht sitzt uns ein Theil derselben eher im Nacken, als wir es gedacht haben. Aber wie dem auch sei, da Gott in seiner Gnade ihre grausamen und blutigen Rathschläge an's Licht gebracht hat, und wir nicht zweifeln dürfen, daß sie noch dabei beharren, so geziemt es uns, nicht nachlässig und schläfrig zu sein."

Zur Ausführung andrer Beschlüsse dieser Synode wurde Knox, aus leicht ersichtlicheu Gründen, nicht hinzugezogen, nämlich zur Ueberbringung eines Gesuchs an die Königin um Abstellung der die reformirte Kirche bedrohenden Vorgänge. Nicht blos die Einkünfte wurden den Predigern zurückgehalten, sondern die Papisterei hatte auch wieder mehr um sich gegriffen. Die Messe wurde ungehindert von den Anhängern Roms gefeiert, und selbst Mönche hatten, gestützt auf die Gunst der Königin, angefangen, zu predigen und die Vertreter des Evangeliums zu Disputationen herauszufordern. Deßhalb bat man die Königin, eben sowohl für richtige Auszahlung und Besoldungen an die Prediger zu sorgen, als auch dem Umsichgreifen des „Götzendienstes" zu wehren, wie es die Gesetze erforderten, und zu verstatten, daß die Evangelischen wirklich vor ihr mit den Gegnern disputiren dürften. Die Deputation, von der Knox ausgeschlossen war, empfing jedoch keine günstige Antwort. Wenn ihnen, sagte die Königin, ihre Besoldung nicht ausgezahlt worden sei, so hätten sie das lediglich ihrem Genossen, dem früheren Zahlmeister Pittarrow, zu danken, und was die Disputation anbetreffe, so sei sie nicht Willens, ihren Glauben einer solchen Preis zu geben; übrigens werde sie bald solche Ordnung stiften, daß Keiner Ursache haben solle zu klagen." „Die Prediger und Abgesandten sahen daraus, daß die Königin nach alter Weise nur Zeit zu gewinnen suche, und sie gingen heim, ein Jeder nach seiner eigenen Gemeinde, indem sie der Vorsehung Gottes vertrauten und unablässig den Allmächtigen anflehten, daß es ihm in seiner Gnade gefallen möge, das drohende Unheil von ihnen zu wenden [1])."

Die Gefahr war übrigens nahe genug. Wenn sich „die Königin auch," wie Knox sagt, „mit Bankettiren beschäftigte", so verlor sie ihre eigentlichen großen Pläne doch keineswegs aus den Augen. Zwar betheuerte sie auch jetzt noch öffentlich, daß sie die reformirte Kirche nicht anzugreifen gedenke, aber im Geheimen suchte sie immerfort ihre Kräfte zu verstärken und die Lords für den römischen Glauben zu gewinnen. König Darnley selbst, der

1) Knox, hist., 391.

bisher noch den reformirten Gottesdienst besucht hatte, trat nunmehr öffentlich als ein Anhänger des Papstthums auf, indem er an der Messe Theil nahm und alle Gebräuche dieser Kirche mit machte, und seinem Beispiele folgte nicht blos sein Vater, der Graf Lennox, sondern auch die Grafen von Cassiles und Caithneß, sowie auch die Lords Montgommery und Seton[1]). Die Mönche predigten ungescheut nicht blos in der Capelle von Holyroodhouse, sondern auch in der Stadt, und wenn sie auch wenig Anhang fanden, so zeigten sie doch, worauf es hinausging. Was aber vor allen Dingen bedrohlich war, war der Abschluß eines Bündnisses Seitens der Königin mit den römischen Mächten. Im Februar 1566 kam ein Bote vom Cardinal von Lothringen und überbrachte eine Abschrift jener Ligue, welche zur Ausrottung des Protestantismus zwischen Spanien, Frankreich und dem Papste geschlossen war, und Maria zögerte nicht, dieselbe ihrerseits zu unterschreiben[2]). Zugleich forderte sie der Cardinal auf, gegen die verbannten Lords die strengsten Maßregeln zu ergreifen, und Murray nebst seinen Genossen wurden auch sofort vor das auf den 12. März einberufene Parlament geladen, um sich hier gegen die Anklage auf Hochverrath zu verantworten. Die Lords der Artikel wurden dann ganz nach dem Willen der Königin gewählt, die römischen Prälaten sollten wieder ihre Stellen im Parlamente einnehmen, schon waren selbst die Altäre angefertigt, welche in St. Giles neu aufgerichtet werden sollten, um dem römischen Gottesdienste zu dienen[3]) — kurz, die reformirte Kirche schien durch einen Hauptschlag vernichtet werden zu sollen, als plötzlich jenes schreckliche Ereigniß eintrat, das die ganze Lage der Dinge änderte: die Ermordung Riccio's, des Günstlings der Königin.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

David Riccio.

Wir haben des „französischen Secretairs" der Königin bereits mehrfach erwähnt als desjenigen, der ihre rechte Hand war in Betreibung der Wiederherstellung der römischen Kirche. Er war mit einem savoyschen Gesandten nach Schottland gekommen, und hatte sich zuerst durch allerlei gesellige Künste, vor Allem durch seinen Gesang, die Zuneigung des Hofes erworben. Zurückgeblieben, als sein Herr Schottland wieder verließ, wurde er in den Dienst der Königin

1) Knox, hist., 389, 391.
2) Keith, hist., 326. Appendix, 167.
3) Knox, hist., 392, 394.

aufgenommen, und da er sich für diplomatische Verhandlungen äußerst geschickt zeigte, übertrug ihm Maria ihre Correspondenz mit Frankreich und den auswärtiger Mächten[1]). Bald wurde er ihr unentbehrlich, und sie überließ sich ganz seinen Rathschlägen, die eben auf nichts Andres, als auf die Unterdrückung des Evangeliums in Schottland hinausgingen. Der Italiener war der mächtigste Mann am Hofe geworden, so daß er es auch war, der sich rühmen durfte, Darnley zur Ehe mit der Königin verholfen zu haben[2]).

Aber sein Einfluß auf die Königin sollte auch sein Verderben sein. Maria war ihres zwar schönen und hochfahrenden, aber doch wenig thatkräftigen Gemahls bald überdrüssig geworden, und was sie ihm namentlich entzog, war die eigentliche Theilnahme an den Geschäften. Diese vielmehr machte sie mit dem Italiener allein ab, und indem sie mit dem im engsten Verkehr stand[3]), vernachlässigte sie ihren Mann auffallend. Vielleicht und sogar wahrscheinlich waren es jedoch lediglich die Staatsgeschäfte, die sie mit Riccio betrieb, und von einem verbotenen Umgange, dem Beide mit einander gehabt hätten, kann durchaus kein Nachweis geliefert werden, aber — doch erregte der Verkehr der Königin mit ihrem Schreiber die Eifersucht Darnley's. Dem Italiener schrieb er es zu, daß die Königin sich von ihm zurückzog, und diesen zu entfernen, war ein Plan, der mehr und mehr in ihm reifte[4]). Riccio mochte es an der nöthigen Vorsicht in seinem Betragen allerdings haben fehlen lassen. Nicht nur, daß „sein Aufzug den des Königs weit übertraf,“ auch gegen die Königin erlaubte er sich Vertraulichkeiten, die mit der ihr gebührenden Ehrerbietung nicht bestehen zu können scheinen mochten.

Bald fand Darnley aber auch Genossen für seine Pläne unter den evangelischen Baronen. Da der Italiener längst als derjenige bekannt war, von dem die Königin geleitet wurde, so konnte es nicht fehlen, daß er auch der Gegenstand, wie der Furcht, so auch des Hasses war. Dazu sah man in ihm das Regiment der Ausländer zurückgekehrt, und wie sehr die Gewalt in seinen Händen ruhte, zeigte der Umstand, daß er für das bevorstehende Parlament zum Lord-Kanzler ernannt wurde[5]). So verbanden sich denn der Graf Morton, der Lord Ruthven und der Lord Lindsay mit Darnley und dessen Vater zum Verderben des verhaßten Fremdlings, nicht aber, wie es so oft ohne allen Beweis behauptet ist, auch Knox oder irgend einer der Prediger, nur daß Knox die That hernach gebilligt hat, „soweit sie ein Werk

1) Knox, hist., 348. Mignet, I, 225. Meyer, I, 87 f. Tytler, VII, 9 ff.
2) Elisabeth sagte über ihn, „er genieße bei der Königin mehr Einfluß und Ansehen, als ihre Umstände und ihre Ehre gestatteten.“ Mignet, l. c.
3) Knox, hist., 374, 389.
4) Tytler, VII, 17 f. Mignet, I, 228 ff.
5) Knox, hist., 393.

Gottes war, nicht auch in andrer Weise[1])." Die Lords wollten freilich Anfangs, daß Riccio vor eine öffentliche Gerichtsversammlung gezogen werde[2]), aber damit war Darnley nicht einverstanden. Seine Rache gegen Denjenigen der nicht blos seinem Ehrgeize im Wege stand, sondern von dem er auch meinte, daß er ihm das Herz seiner Frau entwendet habe, kannte keinen Aufschub, und eben so verlangte er auch, daß der Italiener in Gegenwart seiner Frau abgethan würde, ohne Rücksicht darauf, daß diese schon im sechsten Monate schwanger war: auch sie sollte seine Rache empfinden für die Kränkungen, die sie ihm zugefügt hatte.

So geschah denn die schauderhafte That[3]). Die drei mitverschworenen Lords fanden sich am 9. März Abends mit etwa 200 Bewaffneten in den Gemächern des Königs ein, gerade zu einer Zeit, als Maria mit Riccio und einigen ihrer Hofleute und Damen das Nachtessen einnahm. Der König trat dann zuerst in das Zimmer seiner Frau, worauf ihm die Verschworenen folgten, und nun begann eine schreckliche Scene. Riccio flüchtete zur Königin, diese wollte ihn den Feinden entreißen, der König hielt sie zurück, Riccio wurde hinausgezerrt und fiel in dem Vorzimmer von 52 Stichen durchbohrt. So sah Darnley denn allerdings seine Rache befriedigt, und die Lords waren desjenigen losgeworden, der ohne Frage den Freiheiten des Landes, wie der reformirten Kirche im höchsten Grade gefährlich war, aber die That war gleichwohl gegen alles göttliche und menschliche Recht und die schlimmen Folgen blieben für die Urheber nicht aus. Die Königin erklärte ihrem Manne noch an dem nämlichen Abend, wie sie seine Frau nicht länger bleiben und erst dann befriedigt sein werde, wenn sie Rache an ihm werde genommen haben, und als Lord Ruthven wieder zu ihr herein trat, um ihr die Gründe seines Thuns auseinander zu setzen, sagte sie mit drohender Bitterkeit: „Dieß Blut wird Einigen von Euch theuer zu stehen kommen." Von nun an dachte die Königin nur noch daran, Rache für die ihr angethane Schmach zu nehmen.

Vorläufig wurde sie jedoch selbst als eine Gefangene behandelt. Nachdem die Grafen Huntley und Bothwell sich durch die Flucht den Händen der Verschworenen entzogen und das Volk von Edinburg, das voll Besorgniß herbei gekommen war, sich auf die Versicherung Darnley's, daß der Königin kein Leid geschehen, wieder hatte beruhigen lassen, sah sich Maria ganz den Händen der Verschworenen überliefert, die sie auch förmlich in ihrem Schlosse bewachen ließen[4]). So war denn an eine Durchführung ihrer mit Riccio verabredeten Pläne nicht mehr zu denken. Sie selbst war, für den Augenblick wenigstens, ohne alle Hilfsmittel, und die Macht des Staates schien wieder

1) M'Crie, II, 146. Vgl. jedoch Knox, hist., 86., wo aber doch auch hauptsächlich „das Werk und Gericht Gottes" hervorgehoben wird.

2) M'Crie, l. c.

3) Mignet, I, 237 ff. Meyer, I, 89 ff. Cook, III, 225. Tytler, VII, 29 f.

4) Selbst ihre Frauen durften nicht zu ihr.

in die Hände der Barone gelangt zu sein. Sie mußte es daher auch geschehen lassen, daß nicht nur das Parlament, das auf den 12. März zusammenberufen war, vertagt wurde, sondern daß auch Graf Murray nebst den verbannten Lords nach Schottland zurückkehrte, dazu eingeladen vom Könige Darnley selbst, wie derselbe es den Verschworenen zu thun versprochen hatte.

Aber die Königin war auch jetzt nicht gesonnen, nachzugeben, und da ihr die Gewalt fehlte, so nahm sie ihre Zuflucht zur List. Ihre nächste Sorge war, selbst wieder die Freiheit zu erlangen und dann unter die Verschworenen Zwiespalt zu säen, namentlich Darnley von dem Bündnisse abwendig zu machen. Sie verbarg deßhalb den Abscheu, den sie gegen ihren Gemahl empfand, mit großer Selbstüberwindung, und brachte diesen durch Thränen und Vorstellungen auch bald dahin, daß er nicht nur Mitleid mit ihr empfand, sondern auch auf ihre Pläne einging. Sie führte ihm vor Augen, in welche schmähliche Abhängigkeit er sich doch eigentlich von den Baronen begeben habe, und eben so, wie sehr er sich doch am Ende um den Beistand der verbündeten römischen Mächte des Festlandes bringen werde, wenn er den Protestantismus in Schottland begünstige. Darnley, eitel und furchtsam zugleich, war bald überredet. Er gab seine Freunde und Pläne auf, und half nun diese verderben, wie er sich ihrer vorher zum Verderben des Italieners bedient hatte. Durch eine ähnliche List suchte die Königin dann auch die Verschworenen sicher zu machen und wenigstens erst zu erlangen, daß sie ihre Mannschaften aus Holyroodhouse zurückzögen. Sie ließ nicht nur Morton und Ruthven, sondern auch den Grafen Murray zu sich kommen, that freundlich mit ihnen, versicherte, daß sie den Mord ihres Secretairs vergeben und vergessen wolle, wie sie auch überhaupt niemals weder nach dem Blute, noch nach den Gütern ihres Adels getrachtet habe, und bot sich an, ihnen das Alles schriftlich zu geben: sie sollten nur aufsetzen, was sie zu unterschreiben habe. So zogen sich auch die Verschworenen zurück, zwar nicht ohne Mißtrauen, wie denn Ruthven zu Darnley sagte: „Wenn in Folge dessen, was sich da anspinnt, Blut fließen sollte, so komme es über euch und nicht über uns!" aber Maria erlangte wenigstens ihre Freiheit[1]).

In der Nacht vom 11. auf den 12. März verließ sie, von Darnley und Arthur Erskine, dem Hauptmann ihrer Leibwache, begleitet, heimlich Holyroodhouse und begab sich nach Dunbar. Hier aber rief sie ihren Adel zu den Waffen, und als Bothwell und Huntley mit ihren Truppen zu ihr gestoßen waren, warf sie vollends die Maske ab und erließ eine Proclamation gegen die Verschwornen, die sie als Rebellen bezeichnete und richtete; dagegen aber ließ sie, um die Evangelischen von einander zu trennen, dem Grafen Murray und seinen Genossen Verzeihung angedeihen, sobald sich dieselben nicht mit den Mördern Riccio's verbinden würden. So kehrte sie nach

1) Tytler, VII, 34 f. Mignet, I, 249.

der Hauptstadt zurück, verbot hier dem Grafen Lennox den Hof, setzte Lething-
ton ab, übertrug dessen Stelle dem Bruder des Getödteten, dem Joseph Riccio,
und ließ, da die Haupturheber des Attentats nach England geflohen waren,
die Mitschuldigen zweiten Grades hinrichten. Rasch hatte sie so die alte
Stellung wieder eingenommen — es war augenscheinlich, daß der Herr seine
Kirche nicht auf frevelhaft vergossenes Blut wollte gegründet wissen. Wie wenig
aber Maria Willens war, die reformirte Kirche in ihrem Bestehen unangetastet
zu lassen, ging daraus hervor, daß sie jetzt noch mehr, als je, von den römisch
gesinnten Baronen, vor Allen von dem Grafen Bothwell sich berathen ließ[1]).

Darnley spielte bei dem Allen jedoch die unwürdigste Rolle. Er ließ
sich von der Königin nicht nur bewegen, seine Genossen gänzlich im Stiche
zu lassen, sondern auch durch eine auf dem Markte zu Edinburg ausgerufene
Proklamation alle Theilnahme an dem Complot gegen Riccio zu verleug-
nen[2]). Es seien nur Verleumdungen, sagte er, wenn man ihn zu beschuldigen
wage, an der „grausamen, in Gegenwart der Königin begangenen Er-
mordung und an der verbrecherischen Gefangenhaltung der erhabenen Person
ihrer Majestät" Theil genommen zu haben, und er setzte hinzu: „Um die
üble Meinung, zu welcher in Folge dieser falschen Angaben und beunruhigen-
den Gerüchte die getreuen Unterthanen verleitet werden könnten, zu beseitigen,
hat Se. Hoheit vor den Lords des geheimen Raths auf Ehre, Treue und Fürsten-
wort ihrer Majestät der Königin erklärt, daß er um den abscheulichen Verrath,
dessen er schimpflicher und fälschlicher Weise beschuldigt wird, nie Etwas gewußt
und ihn auch nie angerathen, noch befohlen oder gebilligt hat." Elender hätte
der Prinz sich nicht betragen können, aber auch das half ihm wenig. Die Mit-
verschworenen säumten nicht, der Königin die Papiere in die Hände zu liefern,
welche die Mitschuld Darnley's augenscheinlich bewiesen, und im Volke war die-
selbe zu bekannt, als daß man der Proklamation irgend welchen Glauben geschenkt
hätte[3]). So brachte sich der König um den letzten Rest von Achtung, den
er bei seiner Frau und beim Volk noch haben mochte. Er hatte sein Spiel
verloren, und — es sollte bald die Zeit kommen, wo er die ganze Summe
des Hasses, den die Königin gegen ihn im Herzen trug, empfinden sollte.

Unser Reformator war durch alle diese Vorgänge nun aber in eine höchst
bedrohte Stellung gebracht. Zwar hatte er an der Verschwörung gegen Riccio
nicht Theil genommen, aber er hatte sie doch gebilligt und zwar öffentlich in einer
Predigt, in welcher er auf biblische Vorgänge, namentlich auf die Ermordung
Haman's hingewiesen hatte, und außerdem durfte er auch des Hasses der
Königin gegen ihn gewiß sein. Würde sie jetzt nicht auch ihn ihre Rache
empfinden lassen? Als deshalb bei der Ankunft der Königin in Edinburg

1) Knox, hist., 394 f.
2) Mignet, I, 256. Meyer, I, 97. Tytler, VII, 41 ff.
3) Knox, hist., 395, sagt: „all Men laugh at the Passages of Things."

die Grafen Murray und Argyle nebst ihrem Anhange die Stadt verließen, hielt auch Knox es für gerathen, sich vorläufig in Sicherheit zu bringen[1]). Er begab sich in die westlichen Grafschaften (nach Kyle), und es zeigte sich auch bald, daß er wohl daran gethan hatte. Nicht blos daß eine Anzahl von andern Anhängern der Reformation hingerichtet wurde unter der Beschuldigung, an der Verschwörung Theil genommen zu haben[2]), auch gegen Knox zeigte sich Maria im höchsten Grade feindselig. Davon, daß sie seine Rückkehr nach Edinburg gestatten sollte, wollte sie Nichts wissen, sondern wies alle Gesuche dieserhalb, die von Seiten des Magistrates der Stadt an sie gerichtet wurden, durchaus zurück, ja, sie ging sogar darauf hinaus, ihn selbst aus dem Lande zu vertreiben, indem sie dem Edelmanne, bei dem er sich in Fyfe aufhielt, befahl, ihn aus seinem Hause zu verbannen[3]). Nicht eher, als Maria selbst ihres Thrones entsetzt war, durfte der Reformator es wagen, seinen Dienst in der Hauptstadt wieder anzutreten, und dem Prediger Craig wurde deßhalb der bisherige Leser Johann Cairns als einstweiliger Gehilfe beigeordnet[4]).

Knox dachte nun daran, die ihm auf diese Weise gewordene Muße zu einem Besuche in England zu benutzen, was er schon lange gewünscht hatte. Dazu hatte er auch noch einen besonderen Grund. Er hatte seine beiden Söhne zu den Verwandten ihrer Mutter in das Nachbarreich geschickt, um dort in den Seminarien erzogen zu werden, und so trieb ihn auch seine väterliche Liebe zu der Reise an. Dies Mal wurde ihn der Aufenthalt in England denn auch nicht versagt, und er wandte sich deshalb an die im December 1566 zusammentretende General-Synode, um die Erlaubniß zur Reise zu erhalten, eine Bitte, die ihm gern gestattet wurde, jedoch nur unter der Bedingung, daß er bis zur nächsten Versammlung im Juni wieder zurückgekehrt wäre. Ein sehr ehrenvolles Zeugniß wurde ihm von der Synode mitgegeben. „Er habe sich, hieß es in demselben, als ein treuer und gläubiger Diener Christi bewährt, der in seiner Lehre stets rein und lauter und in seinem Leben und Betragen nach menschlicher Einsicht unsträflich gewesen sei, und die Gaben, die ihm von dem Ewigen verliehen worden, mit solchem Erfolge benutzt habe zur Förderung der Ehre seines heiligen Namens, zur Ausbreitung des Reiches Christi und zur Erbauung derer, die ihn predigen gehört, daß sie sich verpflichtet fühlten, den heiligen Namen Gottes von Herzen zu preisen, daß er ihm so große Gaben zu dem allgemeinen Nutzen habe zu Theil werden lassen[5]).“

Zugleich gab die Synode ihm auf sein Ansuchen auch einen Brief an die Bischöfe und Prediger in England mit, der keinen anderen Zweck hatte,

1) Knox, hist., 395.
2) Ibid.
3) Vgl. M'Crie, II, 147.
4) Ibid.
5) Keith, hist., 564.

als für diejenigen ein gutes Wort einzulegen, welche mit den Formen der Hochkirche nicht einverstanden waren. Noch immer gab es ja damals in England eine große Anzahl von Solchen, denen die Menge äußerlicher Gebräuche, welche man dort aus der römischen Kirche beibehalten hatte, ein Anstoß war, und namentlich war es auch die ganz römische Kleidung der Prediger, welche von Elisabeth mit aller Strenge aufrecht erhalten wurde, aber gerade damals auch den vielfältigsten Widerspruch fand. Der um solcher Dinge willen oft hart genug Verfolgten wünschte Knox sich anzunehmen, und die Synode beauftragte ihn daher, selbst ein Schreiben aufzusetzen, in welchem die Bischöfe der Englischen Kirche zur Milde ermahnt würden[1]. Der Reformator mochte ja doch noch nicht vergessen haben, was er selbst vordem um dergleichen Ursachen willen zu leiden gehabt hatte, aber auch dieß Unternehmen zeigt, wie wenig er sich durch Rücksichten der Furcht bestimmen ließ, sobald es galt, das Reich Gottes zu fördern. Kaum von Elisabeth auf englischem Boden wieder zugelassen, dachte er schon daran, denen Erleichterung zu verschaffen, die nach seiner Ueberzeugung nur um des Herrn willen litten. Leider hatte jedoch der Brief, so gut er gemeint war, nicht den gewünschten Erfolg. Selbst wenn die Bischöfe geneigt gewesen wären, den Bitten der Synode von Schottland Gehör zu geben, so war doch Elisabeth unbeugsam und wies jede Fürsprache zurück, und Knox mochte jetzt nur noch mehr in der Meinung bestärkt werden, daß die Königin „weder eine gute Protestantin, noch eine entschlossene Katholikin" sei[2], ein Ausspruch, der die Hochkirche überhaupt in manchen Stücken treffend charakterisirt.

So war Knox denn von seinem Vaterlande abwesend, während sich dort Ereignisse zutrugen, die, so grauenvoll sie waren, doch am Ende dazu dienten, dem Evangelium eine unangefochtene Stätte in Schottland zu sichern.

Die Verhältnisse zwischen Maria und ihrem Gemahl nahmen eine immer düstere Gestalt an. Von einer Theilnahme, die sie dem Könige noch an den Geschäften verstattet hätte, war keine Rede mehr, vielmehr legte sie gegen ihn die offenbarste Verachtung und Zurücksetzung an den Tag. Ihre Vertrauten waren und blieben die römisch gesinnten Barone, Huntley, Athol, der Bischof von Roß und vor allen Dingen Bothwell[3], den sie mit großem Landbesitze ausstattete. So sah sich Darnley zu einer vollständigen Null am schottischen Hofe herabgedrückt, und die Zeichen der Mißachtung las er auf allen Gesichtern.

Und dieß Verhältniß änderte sich auch nicht, als die Königin eines Sohnes, des späteren Jakob VI., genas, der denn auch als Jakob I. den

1) Keith, hist., 565 f. Knox, hist., 402 f., wo der Brief.
2) Knox, hist., 277.
3) Tytler, VII, 45 f. Mignet, I, 258 f.

Thron von England besteigen sollte. So weit ging selbst der tiefe Haß Maria's gegen ihren Gemahl, daß derselbe nicht einmal bei der Taufe seines Kindes zugegen sein durfte[1]). Auch trug an dieser Zurücksetzung der Haß Maria's nicht allein die Schuld. Vielmehr hatte sich zwischen ihr und Bothwell ein Verhältniß entsponnen, das ihr das Band, durch welches sie sich an Darnley gefesselt sah, vollends unerträglich machte. Bothwell war zwar eben so gewissenlos, als er tapfer war, aber eben seine Tapferkeit, die keine Scrupel kannte, ließ ihn in den Augen der Königin als den Mann erscheinen, dessen sie zur Ausführung ihrer Pläne bedurfte und den sie in Darnley so durchaus nicht gefunden hatte. So gewann der Graf bald ihre Gunst und ebensobald ihre Liebe; es kam zuletzt so weit, daß er die vollkommenste Herrschaft über sie erlangte und ihm Nichts mehr von ihr versagt wurde[2]). Nur zwei Hindernisse standen ihrer öffentlichen Verbindung noch entgegen, der Mann der Königin und die Frau Bothwells, die er erst vor Kurzem geheirathet hatte: Johanna Gordon, eine Schwester des Grafen Huntley[3]), aber sie waren bald entschlossen, beide Hindernisse aus dem Wege zu räumen.

Darnley schöpfte allmälig Verdacht. Besonders als zwischen Bothwell auf der einen und Murray auf der andern Seite auf Betreiben der Königin eine Aussöhnung stattgefunden hatte[4]), hielt er sich nicht mehr für sicher. Er fiel deßhalb auf allerlei Pläne. In der Hoffnung, an der römischen Partei eine Stütze zu finden, suchte er sich ganz an dieselbe anzuschließen, und schrieb sogar an den Papst, indem er seine Frau der Lauheit im alleinseligmachenden Glauben und in der Förderung der Interessen Roms beschuldigte[5]). Dann dachte er wieder daran, das Land zu verlassen, um sich nach Frankreich zu begeben, und rüstete schon ein Schiff, das ihn hinüber bringen sollte. Endlich entschloß er sich doch, noch einmal eine Aussöhnung mit seiner Frau zu versuchen. Aber als er in Holyroodhouse ankam, versammelte Maria ihren geheimen Rath und drang ihm die Versicherung ab, daß sie ihm niemals eine Ursache zum Mißvergnügen gegeben habe. Damit war er denn wieder entlassen. Er konnte gehen oder bleiben, Maria sagte, daß sie sich mit dieser Erklärung begnüge[5]).

Es blieb deßhalb dem unglücklichen Manne nichts übrig, als den Hof zu verlassen. Er begab sich nach Stirling, dann nach Glasgow zu seinem Vater. Noch immer trug er sich mit dem Gedanken, sich aus Schottland weg zu begeben, aber, unentschieden, wie er seinem ganzen Wesen nach war,

1) Knox, hist., 401. Tytler, VII, 55, sagt, der König habe sich selbst fern gehalten, doch ohne Beweis.
2) Mignet, I, 266 f. Meyer, I, 100 f.
3) Knox, hist., 392.
4) Tytler, VII, 40.
5) Mignet, I, 268 f. Meyer, I, 101.
6) Ibid.

führte er ihn nicht aus, sondern schrieb auch jetzt noch an Maria, um sie zu versöhnen.

Sie aber dachte durchaus nicht mehr an einen solchen Ausgang. Bothwell erfüllte sie ganz, und kaum daß sie es noch der Mühe werth hielt, ihre Leidenschaft zu verbergen. Als der Graf nach den südlichen Grenzen zog (6. Oct.), um dort die Räuber zu Paaren zu treiben, folgte sie ihm schon nach zwei Tagen nach, und als Bothwell von einem der Banditen verwundet worden war, eilte sie nicht blos zu seiner Hilfe herbei, sondern wurde durch die Angst um ihn so sehr niedergeworfen, daß sich ein hitziges Fieber bei ihr einstellte und man für ihr Aufkommen fürchtete. Zugleich verzehrte sie aber auch die Angst des bösen Gewissens. „Ich möchte gestorben sein!" soll sie damals oft gesagt haben, und allerdings mochte der Zwiespalt in ihrem Innern groß genug sein [1]).

Bei dem Allen aber vergaß sie auch ihren höchsten Zweck, die Wiederherstellung der römischen Kirche nicht, vielmehr that sie gegen Ende des Jahres 1566 Schritte, die sie offenbar diesem Ziele näher bringen sollten: den Erzbischof von St. Andrews, der ihren Sohn mit aller Pracht des Gottesdienstes seiner Kirche getauft hatte, setzte sie in seine Würden wieder ein und dachte das Gleiche auch mit den übrigen Prälaten zu thun [2]). Früher hatte sie durch das Parlament diese Anordnungen treffen lassen wollen, als dasselbe aber in Folge der Ermordung Riccio's vertagt war, glaubte sie seiner Zustimmung auch nicht mehr zu bedürfen. Freilich gebrauchte sie, um die Evangelischen zu beruhigen, dabei die List, daß sie auch diesen Zugeständnisse machte. Die General-Synoden hatten fast bei jedem Male, wo sie versammelt waren, ihre Klagen wegen der schlechten Besoldung der Prediger vor sie gebracht — jetzt verordnete sie durch eigenhändige Unterschrift, daß ihnen das schon früher festgesetzte Drittel aus den geistlichen Einkünften gezahlt werden sollte [3]). Dadurch hoffte sie die Prediger zum Schweigen zu bringen, und — war die römische Kirche erst einmal in ihrer vollen Macht wiederhergestellt, so hörten mit dem Fortbestehen der reformirten Kirche auch diese Zahlungen von selbst auf.

Aber die Prediger ließen sich auf diese Weise nicht täuschen. Eben auf jener Synode, auf welcher Knox die Erlaubniß zur Reise nach England erhielt, kam auch dieser Gegenstand zur Sprache, und der Reformator wurde beauftragt, ein Circularschreiben an die protestantischen Edelleute im Königreich zu erlassen und diese um ihren Rath zu bitten, was für Maßregeln unter den vorhandenen Umständen zu ergreifen seien. Der Brief zeugt von dem Unwillen, der den Mann bei dem Gedanken ergriff, daß das Papstthum

---

1) Tytler, VII, 47 ff. Mignet, I, 271 f. Meyer, I, 103. Buchanan, 348.
2) Knox, hist., 403.
3) Ebendas. 401.

wieder aufgerichtet werden könnte. Nachdem er die Verordnung erwähnt hat, durch welche die Königin den Predigern ihre Besoldung zugesichert, sagt er: „Wie eine solche Anweisung oder ein derartiges Versprechen auch nur irgend welchen Glauben verdienen kann, wenn der römische Antichrist, der einst durch ein rechtmäßiges Gesetz aus diesem Reiche verbannt worden ist, jetzt wieder zum Herrn über uns eingesetzt wird, das können wir nicht einsehen, ja, noch mehr, wir sehen nicht, welche Gewißheit, daß ihm nicht Leib und Leben genommen werden wird, irgend Einer in diesem Reiche, der Jesum Christum bekennt, noch haben kann, wenn das Haupt jenes verhaßten Thieres unter uns sich wieder erheben darf." Und dann fügt er hinzu: „Wie wir von Anfang an weder Gut, noch Blut geschont haben, so sind wir auch jetzt Willens, bis zum Ende zu beharren und das Evangelium aufrecht zu erhalten, so lange wir noch den Beistand unserer Brüder finden; sollten wir aber, was Gott verhüte, von denselben im Stiche gelassen werden, so sind wir doch entschlossen, uns niemals dem römischen Antichristen zu unterwerfen, noch auch seiner angemaßten Tyrannei zu weichen, und wenn wir Nichts mehr thun können, um das verhaßte Thier zu unterdrücken, so denken wir mit unserm Blute der Nachwelt zu beweisen, daß die helle Erkenntniß Jesu Christi jenen Mann der Sünde und seine giftige Lehre aus unseren Herzen und Gewissen vertrieben hat. Dieser unser Brief mag ein Zeugniß vor Gott sein, wie auch vor seiner Kirche, vor der Welt und vor eurem eigenen Gewissen[1])." Diesem Schreiben war der Entwurf einer Bittschrift an die Königin beigefügt, und zugleich beschloß die Synode, sich in derselben Angelegenheit Protest erhebend an den geheimen Rath zu wenden mit einer Schrift, deren Verfasser ebenfalls Knox gewesen sein dürfte. —

Doch die Angelegenheiten am Hofe nahmen nun bald eine Wendung, welche es der Königin unmöglich machen sollte, der reformirten Kirche noch ferner zu schaden. Daß Darnley auf irgend eine Weise beseitigt werden müsse, stand bei der Königin und Bothwell fest, und es ist keinem Zweifel unterworfen, daß Beide die Schritte, die zu seinem Tode führten, vorher mit einander verabredet haben[2]). Vor allen Dingen war es nöthig, ihn wieder nach Edinburg zu locken, weil nur da der Plan ausgeführt werden konnte, den man vor hatte, und — Maria handelte hier mit einer Verschlagenheit, wie sie nur Haß und Leidenschaft eingeben können.

Darnley war zu Glasgow von den Pocken befallen worden, und diese Veranlassung benutzte die Königin, sich scheinbar wieder mit ihm auszusöhnen. Sie reiste selbst zu ihm und bewies ihm mehr Zärtlichkeit, als er seit langer Zeit gewohnt war. Der unglückliche Mann war bald sicher genug gemacht. Im Grunde liebte er Maria noch immer, und nur daß ihm die

---

1) M'Crie, II, 150.

2) Beweise unten.

önigin ihre Liebe entzogen hatte, hatte ihn zu allen jenen thörichten Schrit-
n verleitet. Er zeigte daher große Reue, verklagte seine Jugend und Un-
itschlossenheit, versprach Besserung, und empfing daher von der Königin
le Zusicherung vollkommner Vergebung. Wenn er wieder hergestellt sei,
ille er nach Edinburg zurückkehren, wo sie dann wieder als Gattin mit ihm
ben wolle, doch solle er diese Versöhnung geheim halten, damit nicht einige
ords Mißtrauen gegen sie schöpften.

Der Unglückliche kehrte nur zu bald zurück. Unter dem Vorwande, daß
: noch nicht ganz wieder hergestellt sei und deßhalb der freien Luft genießen
üsse, wies man ihm eine Wohnung nicht im Schlosse, sondern in dem Hause
:s Jakob Balfour, außerhalb der Stadt in Kirk of Field gelegen, an. Er
wohnte das obere Stock, während die Königin sich ein Schlafgemach im
rdgeschoß bereiten ließ, das durch eine besondere Treppe mit den Gemächern
arnley's in Verbindung stand. So brachte sie mehre Tage und Nächte mit
m zu. Als sie sich jedoch während einer Nacht entfernt hatte, angeblich um
nem Hofballe beizuwohnen, flog — das Haus in die Luft und die Leiche
s Königs nebst der seines Pagen wurde nicht weit davon erdrosselt gefunden.

Wer war der Mörder? Möchte doch Maria von dem Verdachte der
ditschuld frei zu sprechen sein! Es ist kaum zu denken, daß eine Frau
hig sei, noch im letzten Augenblicke dem Manne sich hinzugeben, den sie er-
orden will, und doch zeugen alle Anzeichen gegen sie. Daß Bothwell der
rheber der That sei, ist keinem Zweifel mehr unterworfen, aber kaum auch
och einem, daß Maria mit ihm im Einverständniß gehandelt hat. Briefe,
e sie vor dem schrecklichen Ereigniß an Bothwell geschrieben hat, bezeugen
uf das Augenscheinlichste ihre Mitwissenschaft und daß die ganzen Versöh-
ungsscenen mit Darnley nur ein angelegtes Spiel gewesen ist. Ihr Volk
at sie verurtheilt, die Mitwelt hat sie für schuldig gehalten, der Geschichts-
rscher kann nach gewissenhafter Einsicht der Akten das Urtheil der Zeit-
enossen nur unterschreiben[1].

Natürlich brachte das Ereigniß in der Hauptstadt, wie im ganzen
ande die größte Aufregung hervor, und wenn der Graf Lennox auch nicht
uf Untersuchung gedrungen hätte, die Königin hätte doch nicht vermeiden
ürfen, eine solche anordnen zu lassen. Es wurde daher ein Preis von 2000
ivres für Denjenigen ausgeschrieben, der die Urheber des Mordes entdecken
ürde, und die öffentliche Stimme ließ sich auch bald vernehmen. An den
horen des Tolbooth fand man einen Anschlag angeheftet, der Bothwell
ebst einigen Anderen als Mörder bezeichnete, und es hätte dieses Anschlages
aum bedurft: die ganze Stadt sprach von keinem Anderen, als Bothwell,
lbst des Nachts wurde sein Name auf offener Straße ausgerufen[2]. Aber

---

1) Mignet, I, 274 ff., 310. Meyer, I, 105 ff.
2) Mignet, I, 313. Meyer, I, 116.

die Königin nimmt keine Rücksicht darauf. Bothwell bleibt nach wie vor ihr Vertrauter, keine Untersuchung wird angeordnet. Statt dessen verläßt Maria die Stadt und zieht mit ihrem Liebhaber auf das Land zu dem Lord Seton, wo sie sich mit allerlei Lustbarkeiten beschäftigt. Hauptstadt und Land sind über das grauenvolle Ereigniß noch in der tiefsten Bestürzung, aber Maria und Bothwell vergnügen sich damit, nach der Scheibe zu schießen[1].

Am Ende muß aber doch ein Schritt geschehen, denn die Stadt kommt über die Säumniß der Königin immermehr in Aufregung. Neue Maueranschläge verheißen, die Schuldigen an's Licht zu bringen; der Schlosser, bei dem die gebrauchten Nachschlüssel gemacht sind, erbietet sich, die Besteller zu nennen; ein anderer Anschlag deutet selbst auf die Königin als Mitschuldige hin. Dazu sprechen sich die Prediger auf den Kanzeln in der entschiedensten Weise aus und rufen Gott an, die Schuldigen hervorzuziehen und zu bestrafen. Da erscheint denn Bothwell mit 50 Bewaffneten und erklärt öffentlich, wenn er die Verfasser der Anschläge entdecke, wolle er seine Hände in ihrem Blute waschen[2]: Er denkt die Stadt einzuschüchtern, aber es hilft Nichts, der Verdacht bleibt, und — Maria ordnet noch immer keine Untersuchung an. Der Graf Lennox dringt wiederholt und flehentlich in sie[3], Elisabeth von England und selbst der König von Frankreich ermahnen sie, durch ungesäumtes Handeln sich von dem gegen sie erhobenen Verdachte zu reinigen[4] — es ist Alles umsonst. Den Grafen Lennox verweist sie auf ein zu berufendes Parlament, das die Sache untersuchen solle, und die Vorstellungen Englands und Frankreichs beantwortet sie damit, daß sie Bothwell zum Befehlshaber des Edinburger Schlosses macht und ihm das Schloß Blackneß schenkt[5]. Endlich freilich mußte sie doch in die Vornahme des Processes willigen, und da gab sie am 28. März dem Grafen Lennox auf, bis zum 12. April die Beweise gegen Bothwell zur Stelle zu schaffen, eine Frist, die augenscheinlich zu kurz war, und die sie gleichwohl nicht verlängern wollte, obgleich nicht blos Lennox, sondern auch die Königin Elisabeth darum bat. Dazu wurde dem Schlosser, der die Nachschlüssel verfertigt hatte, das freie Geleit geradezu verweigert. So konnten denn die Beweise gegen Bothwell nicht geliefert werden, und da der Gerichtshof auch zum größten Theile aus Freunden des Angeklagten bestand, wurde das „Nichtschuldig" gesprochen, worauf sich Bothwell erbot, seine Unschuld mit den Waffen in der

---

1) Mignet, I, 313. Meyer, I, 116. Tytler, VII, 70 f.
2) Mignet, l. c.
3) Ibid.
4) Ebendas. 315 ff. Elisabeth schrieb: „Ich rathe und bitte Euch, diese Sache so zu Herzen zu nehmen, daß Ihr nicht fürchtet, irgend Jemanden, und wäre er Euch der Nächste, zu nahe zu treten, und daß kein Zureden Euch abhalte, der Welt das Beispiel einer edlen Fürstin und biedern Frau zu geben."
5) Tytler, VII, 77.

Hand gegen Jeden zu beweisen, der sie bezweifeln würde. Man hatte eine Comödie aufgeführt, aber es war wenigstens die Form gewahrt[1]).

Maria überhäufte Bothwell nun mit neuen Gunstbezeugungen. Sie übergab ihm die Herrschaft und Festung Dunbar und erweiterte seine Befugnisse als Großadmiral[2]), aber auch den Richtern, die ihn freigesprochen hatten, ließ sie Gunstbezeugungen zukommen[3]). Endlich dachte sie denn auch an die Verheirathung mit ihm. Da Bothwells Frau noch lebte, mußte er von derselben geschieden werden, und der Bruder derselben, Graf Huntley, wurde für den Plan gewonnen[4]). Ueberhaupt gab es unter dem ganzen Adel Wenige, die nicht so sehr von Bothwell eingeschüchtert gewesen wären, daß Niemand auch nur ihm zu widersprechen wagte. Nur Lord Herries und Robert Melvil erdreisteten sich, der Königin selbst Vorstellungen wegen ihres Beginnens zu machen, mußten aber eine schnöde Abweisung erfahren[5]), und als Bothwell einer Versammlung von Baronen das Project im Namen der Königin mittheilte, war es allein Lord Eglinton, der sich davon schlich, um nicht zustimmen zu müssen; alle Uebrigen erklärten, einverstanden und von der Unschuld Bothwells überzeugt zu sein, auch machten sie sich anheischig, ihn gegen jede Verleumdung zu vertheidigen, und empfahlen diesen „edlen und mächtigen Lord“ als einen passenden Gemahl für die Königin, deren verlängerter Wittwenstand dem öffentlichen Interesse nachtheilig wäre[6]). Besonders auch Lethington, der geschmeidige Höfling, wußte sich vortrefflich in die Verhältnisse zu schicken[7]), während Murray schon vor der Ermordung Darnley's Schottland verlassen hatte und nach Frankreich gegangen war, um kein Zeuge dessen zu sein, was er kommen sah und nicht hindern konnte[8])

Aber die Scheidung von Lady Bothwell war gleichwohl nicht ohne Schwierigkeit. Man hatte zwar den Erzbischof von St. Andrews zum großen Theil deßhalb in seine Rechte wieder eingesetzt, damit er dieselbe aussprechen könne, aber — es mußte doch ein Grund vorhanden sein. Deßhalb verfiel Bothwell auf das abenteuerlichste und zugleich abscheulichste Mittel, das sich ausdenken ließ. Mit Zustimmung der Königin entführte er dieselbe nach Dunbar, lebte hier öffentlich mit ihr und — klagte sich dann selbst des Ehebruchs an. Der Grund war gefunden. Nach erfolgter Scheidung führte

1) Tytler, VII, 78 ff. Mignet, I, 323 ff.
2) Tytler, VII, 84, wo auch noch andere Gunstbezeugungen genannt werden.
3) Mignet, I, 325. Meyer, I, 122.
4) Ibid.
5) Bothwell verfolgte Melvil sogar und drohte ihn zu tödten. Nur mit Mühe entkam derselbe. Mignet, I, 329. Meyer, I, 124.
6) Mignet, I, 329 ff. Meyer, I, 124 f. Tytler, VII, 84 f.
7) Tytler, VII, 85.
8) Murray hatte sich sofort nach Darnley's Ermordung vom Hofe entfernt und Tytler nennt ihn den Einzigen, der sich nicht zu Bothwell gehalten. Vgl. Tytler, VII, 73, 75, 78, 85. Vgl. auch Cook, III, 252.

er die Königin nach Edinburg zurück, und die Trauung sollte vor sich gehen. Die Königin selbst erklärte, daß sie dem Grafen, wegen der ihr angethanen Gewalt, verzeihe und ihn aus freien Stücken heirathen wolle[1]).

Doch da erhob sich noch ein anderes Hinderniß: von Seiten der reformirten Kirche. Craig, der Prediger zu Edinburg, erhielt zwar Befehl, das Aufgebot vorzunehmen, aber er weigerte sich dessen. Die Königin, sagte er, könne er nur als Gefangene betrachten, und außerdem habe er keinen schriftlichen Befehl erhalten. Deßhalb kam der Justizsecretair mit einem eigenhändigen Schreiben der Königin zu ihm, worin sie auf die Veröffentlichung der Verlobung drang und in Abrede stellte, daß sie gefangen gehalten werde. Aber auch da fügte sich Craig noch nicht. Er verlangte, vor dem geheimen Rathe den Parteien gegenübergestellt zu werden, und hier hielt er mit großem Muthe dem Grafen seine Verbrechen vor, indem er ihn des Raubes, Mordes und Ehebruchs anklagte. Dem Prediger wußte der sonst so verwegene Mann denn doch keine genügende Antwort zu geben. Da aber Craig auf diese Weise sein Gewissen erledigt hatte und der Befehl, das Aufgebot vorzunehmen, von der Königin wiederholt wurde, so verstand er nach Berathung mit den Aeltesten der Gemeinde sich dazu, zu gehorchen. Er verkündigte deßhalb die Verlobung in St. Giles, aber von der Kanzel herab fügte er hinzu: „Ich nehme Himmel und Erde zu Zeugen, daß ich diese Heirath auf das Tiefste verabscheue, als eine Sünde und eine Schmach für die Welt, und ich möchte die Gläubigen ernstlich ermahnen, zu bitten, daß eine Verbindung, die so sehr der Vernunft und dem Gewissen zuwider ist, von Gott noch verhindert werden möge zum Heil dieses unglücklichen Landes.“ Das war freilich auch ernst und strenge, aber — wer möchte wünschen, daß der Diener des Herrn anders geredet hätte, auch wo es um die Vermählung einer Königin sich handelte. Für eine solche Ehe hatte die Kirche kein Wort des Segens. Auch erklärte die Generalsynode, „er habe gehandelt, wie es die Pflicht eines gläubigen Predigers erfordere[2]).“

Auf die verblendete Maria machte jedoch das Alles keinen Eindruck. Am 12. Mai erklärte sie im geheimen Rathe, daß sie Bothwell zu ehelichen gesonnen sei. Sie machte ihn zugleich zum Herzoge von Orkney und Shetland und setzte ihm selbst die Herzogskrone auf. Zwei Tage hernach unterzeichnete sie dann den Heirathsvertrag mit diesem „edlen und mächtigen Prinzen,“ um, wie sie sagte, „aus ihrer einsamen Wittwenschaft zu treten und ihre Nachkommenschaft zu vermehren.“ Am 15. Mai endlich wurde sie durch den Bischof von Orkney in Gegenwart Craigs getraut. Der Mörder ihres Gatten war, nachdem kaum drei Monate seit jener That verflossen waren, der Ehemann Maria's geworden. Aber das Volk nahm die Kunde davon

---

1) Tytler, VII, 89 ff. Mignet, I, 332.

2) Knox, hist., 405. Vgl. M'Crie, II, 153 f. Tytler, VII, 96. Cook, l. c.

nur mit düsterem Schweigen auf, und wenige Barone wohnten der abscheulichen Ceremonie bei. Am nächsten Morgen fand man an die Thür des Palastes den Vers angeheftet: Mense malas Majo nubere vulgus ait [1]).

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Entthronung Maria's.

Bald genug sollte die Strafe über Maria und ihren Verführer kommen. Nicht blos auf Bothwell fiel der Abscheu der Nation, sondern auch auf die Königin selbst. Bisher hatte Niemand gewagt, ihre Person oder ihre königlichen Rechte anzutasten. Wenn die Barone auch auf ihrem Antheil an der Regierung beharrten und die ihnen zustehenden Freiheiten weiter ausdehnten, als in jedem Falle zu rechtfertigen war, ihr Verbleiben auf dem Throne in Frage zu stellen, hatte doch Niemand gewagt. Vollends die reformirten Prediger waren nicht gesonnen, ihre Befugnisse als Königin in allen gesetzlichen und politischen Dingen zu beanstanden. Selbst wenn Knox um des Evangeliums und der Sicherheit der reformirten Kirche willen ihr mit aller Entschiedenheit entgegentrat und sich nicht entblödete, ihr grade heraus zu sagen, wie er's meinte, so bezeugte er ihr doch stets auch seine Ergebenheit als ihr Unterthan und als seiner rechtmäßigen Herrscherin, und es berechtigt Nichts zu dem Zweifel, daß er seine Loyalität eben so ehrlich meinte, als sein Christenthum. Auch zu der Zeit noch, als die Königin bereits in den Fesseln Bothwells lag und jene Krankheit sie befallen hatte, welche eine Folge ihrer Angst um den verwundeten Günstling war, betete die Kirche von Edinburg für ihre leibliche und geistliche Genesung [2]). Jetzt aber war die Stimmung eine durchaus andere geworden. Verbrechen und Gewaltthaten waren eine nach der andern begangen, und die Königin hatte die Gerechtigkeit verweigert, sie hatte sich sogar mit dem vermählt, der als der Urheber der Frevel allgemein bekannt war, selbst als er die Hand an ihre eigene königliche Person gelegt und sie entführt hatte, hatte sie diese That des Hochverraths verziehen und ihm zum Dank ihre Hand gereicht — überhaupt zeigten die seit Darnley's Ermordung rasch auf einander folgenden Ereignisse eine solche Verkettung, daß auch dem Arglosesten der Verdacht kommen mußte, die Königin sei die Mitschuldige der Gräuel, diejenige, die die

1) „Schlechte Weiber freien im Mai, so sagt man im Volke.“ Tytler, VII, 97 f. Vgl. auch Cook, III, 257 f.

2) Knox, hist., 399.

Schirmerin des Rechtes sein sollte, habe alles Recht mit Füßen getreten. Daß sie da in völlige Verachtung versank, daß man in ihren Händen kein Recht mehr sicher hielt, daß man sie ansah als Eine, welche ihr Recht auf den obersten Platz im Reiche verwirkt habe, und — daß man an ihre Entthronung dachte, ist kaum zu verwundern. Wurde doch selbst von den fremden Monarchen, vom Könige von Frankreich ebensowohl, wie von Elisabeth, der Stab über Maria gebrochen, wie hätte es das eigene Volk nicht empfinden sollen, als sie nicht blos den Glauben des Volkes, sondern auch dasjenige anzutasten gewagt hatte, was über jeden Zweifel und Angriff erhoben sein muß: das allereinfachste, natürlichste Recht, Leben und Sicherheit und die Treue des Weibes? Nicht blos die Männer, namentlich auch die Frauen sprachen daher über Maria eine einstimmige Verurtheilung aus [1]).

Und keineswegs war man auch gesonnen, den Frevel ruhig mit anzusehen und die beiden Verbrecher die Früchte ihres Thuns in Frieden genießen zu lassen. Zwar hatte eine große Anzahl von Baronen die Verheirathung Bothwells mit Maria auf dessen Verlangen gebilligt, aber doch nur, weil man sich damals durchaus nicht in der Lage sah, sie zu verhindern. Bothwell befehligte über die Streitkräfte des Reiches, und Maria hatte durch verschiedene Belehnungen, die sie ihm zuertheilte, dafür gesorgt, daß er auch als der mächtigste Baron Schottlands dastand. Dagegen waren die übrigen Großen des Landes gerade damals auf das Aergste in Zwiespalt und noch dazu durch die letzten Siege der Königin über sie machtlos genug geworden. So mußten sie denn wohl geschehen lassen, was der Graf vorhatte, und wer hätte wagen mögen, zu widersprechen, da man aus Erfahrung wußte, wozu Bothwell im Stande war. Als Rob. Melvil, ein treuer Anhänger der Königin bis in jene Tage, wo sie eine Verbrecherin geworden war, sie vor dem Grafen und der Verbindung mit ihm zu warnen sich unterstanden hatte, war er nur mit genauer Noth dem Schwerte des Gewaltthätigen entronnen — so mochte denn Niemand ihn reizen.

Aber auf die Dauer ihn dulden wollte man keineswegs. Wäre er auch nicht mit diesen Freveln beladen gewesen, man würde schon gegen seine Uebermacht, mit welcher er die Freiheiten der Lords bedrohte, aufzustehen sich getrieben gefühlt haben. Deßhalb machten die Lords, und nicht blos die evangelisch gesinnten, sondern auch die von der römischen Partei, Athol Huntley u. A., schon vor der Verheirathung der Königin ein geheimes Bündniß mit einander [2]), dessen Zweck die Vernichtung Bothwells war, und als Maria schneller, als man vermuthet hatte, dem Mörder ihres Gatten die

1) Die Marktweiber selbst wagten der Königin nachzurufen: „Gott erhalte Ew. Gnaden, wenn ihr am Tode des Königs nicht schuldig seid.“ Tytler, VII, 83.

2) Tytler, VII, 92. Vgl. Cook, III, 260 f.

Hand reichte, blieb dieser Bund nicht nur bestehen, sondern man sah sich nur umsomehr getrieben, mit dem Unternehmen nicht zu zögern, als man dem ehrgeizigen und gewissenlosen Manne auch die schlimmsten Absichten gegen den Sohn der Königin zutrauen durfte[1]). Wer den Vater ermordet hatte, konnte dem das Leben des Sohnes noch heilig sein? Wenn es deßhalb auch nicht erwiesen ist, was von den Lords behauptet wurde, daß Bothwell bereits versucht habe, den Thronerben zu vergiften, so war der Verdacht doch allgemein, daß auch hier Gefahr vorhanden sei, und die Lords sprachen es offen aus, daß sie zum Schutze des königlichen Kindes die Waffen ergriffen.

Zunächst handelte es sich jedoch darum, die nöthige Macht zu erlangen. Die Verbündeten wandten sich deßhalb an Elisabeth mit dem Ersuchen um Unterstützung. Diese Fürstin war über das Betragen ihrer Nachbarin zwar auf das Höchste entrüstet, aber sie trug doch Anfangs Bedenken, sich in die Sache einzulassen. Eine Königin durch ihre Unterthanen entsetzen zu helfen, schien ihr ein allzugefährliches Beispiel zu sein. Erst als man ihr zu verstehen gab, daß man, im Fall sie sich weigere, den bedrohten Prinzen dem Könige von Frankreich übergeben werde, überwog doch das Interesse, das sie hatte, den Einfluß Frankreichs in Schottland nicht aufkommen zu lassen, ihre Furcht vor dem zu gebenden Beispiele, und sie sagte ihren Beistand zu, wenn man das Kind ihren Händen und ihrer Erziehung anvertrauen wolle. Uebrigens war der König von Frankreich auch in der That bereit, sich der Sache des Prinzen anzunehmen und „lieber die Königin, als das Königthum Preis zu geben[2])."

So war der Bund allmälig zu Kräften gekommen, auch dadurch, daß sich von den schottischen Großen täglich mehre ihm anschlossen. Selbst Lethington, der noch eine Zeit lang am Hofe gelebt hatte, war, von Bothwell bedroht, weil ihn der in Verdacht hatte, daß er ihn ermorden wolle, zu dem Grafen Athol, seinem nunmehrigen Freunde, geflohen und dann zu den Verbündeten übergegangen. Endlich konnte man an die Ausführung denken[3]).

Die Königin und ihr Mann hatten Anfangs auf das Bündniß wenig geachtet. Hatten sie nun mit sich selbst genug zu thun — schon in den ersten Tagen nach der Verheirathung begannen sie, einander mit Eifersüchteleien zu quälen[4]) — oder war es das böse Gewissen, das sich in Sicherheit einwiegte, kurz, sie nahmen von dem Bündniß ebenso wenig Notiz, wie davon, daß die Barone vom Hofe fortblieben und dieser mehr und mehr verödete. Am Ende aber erfuhren sie doch, daß die Verschworenen mehr zu fürchten seien, als sie geglaubt hatten. Deßhalb hielt es Maria für gerathen, Edin-

1) Tytler, VII, 99 ff.
2) Vgl. über das Alles Tytler, VII, 102 ff. Mignet, I, 348 ff. Meyer, II, 3 ff.
3) Tytler, VII, 100.
4) Mignet, I, 34 f. Meyer, II, 1.

burg zu verlassen und sich in das feste Schloß Borthwick, etwa 10 Meilen von der Hauptstadt entfernt, zurückzuziehen[1]).

Hier dachten die Verbündeten sie zu überfallen. Mit 2000 Mann rückten sie gegen Borthwick vor, und zwar war es Lord Hume, der mit 800 Mann zuerst eintraf (10. Juni). Aber Bothwell hatte von dem Heranrücken der Lords Wind bekommen und sich deßhalb davon gemacht, wie denn auch die Königin, in Mannskleidern und zu Pferde, ihm gefolgt war. Beide trafen sich, ihrer Verabredung gemäß, in Dunbar wieder und versammelten hier ihre Truppen, die sich auch wirklich innerhalb weniger Tage auf 2500 Mann beliefen.

So in ihrem Unternehmen gescheitert, zogen die Verbündeten zuvörderst nach Edinburg, jetzt schon auf 3000 Mann angewachsen. Hier fanden sie die bereitwilligste Aufnahme. Die römischen Prälaten, die in der Stadt wohnten, namentlich der Erzbischof von St. Andrews, der Abt von Kilwinning und der Bischof von Roß, flüchteten nach dem Schlosse, aber selbst der ehemalige Genosse Bothwells, Jakob Balfour, dem die Vertheidigung der Burg übergeben war, machte mit dem Verbündeten gemeinsame Sache, indem er sie ruhig in die von seinen Kanonen beherrschte Stadt einziehen ließ. Sofort erließen sie eine Proclamation, in welcher sie sagten, ihr Unternehmen gehe dahin, die Königin zu befreien, den Prinzen zu schützen und die Ermordung seines Vaters zu rächen, und um recht augenscheinlich zu machen, um was es sich handle, ließen sie ein Banner malen, auf welchem Darnley abgebildet war, wie man ihn nach dem Morde gefunden hatte, und der Prinz neben ihm knieend und die Hände, wie um Rache flehend, erhoben[2]). Am nächsten Morgen beschlossen sie dann, weiter gegen Bothwell vorzurücken, der, „nachdem er den König ermordet und eine unehrbare Verbindung mit der Königin erzwungen habe, jetzt daran denke, auch den Prinzen um's Leben zu bringen."

Bothwell, wie gesagt, hatte rasch eine Armee zusammengebracht, und die Königin erklärte nun von Dunbar aus die Verbündeten für Verräther. In einer Proclamation an die Truppen sagte sie, die Vorgeben der Lords seien Nichts, als leere Erfindungen, denn der Herzog von Orkney, ihr jetziger Gemahl, habe sich längst von allem Verdachte der Schuld gereinigt. Auch sei sie selbst so frei, als sie zu sein wünsche, und, daß sie sich zu Beschützern des Kronprinzen aufwürfen, sei ungereimt, da sie ja vielmehr darauf hinausgingen, das ganze königliche Haus zu vernichten, um alles im Königreiche nach ihrem Belieben und unumschränkt leiten zu können. Zugleich versprach sie, die Güter der Rebellen unter ihre Soldaten vertheilen zu wollen, so daß jeder einen seiner Treue und Tapferkeit angemessenen Theil empfinge.

---

1) Tytler, VII, 105 ff., wo auch das Folgende. Vgl. Mignet, I, 352 ff.
2) Darunter standen die Worte: „Judge and avenge my cause, O Lord!"

Sich selbst stellte sie dann an die Spitze ihrer Mannschaften, zu Pferde und mit einem rothen Rocke bekleidet, und führte sie bis zu dem Hügel von Carberry, etwa 6 Meilen ostwärts von Edinburg, wo sie ein Lager bezog [1]).

Der Ausgang war jedoch ganz auf Seiten ihrer Gegner. Als sich beide Armeen gegenüber standen, versuchte De Croc, der Gesandte Frankreichs, eine Aussöhnung. Auch erklärten ihm die Lords, sie seien bereit, Maria als ihre Königin anzuerkennen und die getreuen Unterthanen derselben zu sein, wenn sie sich „von dem Unglücklichen, der sie verführt habe," trennen wolle, und Bothwell ließen sie sagen, wenn er es wagen wolle, hervorzutreten, so werde er schon Einen finden, der ihm in's Angesicht behaupte, daß er der Mörder Darnley's sei. Dazu ließ sich denn Bothwell auch bereitwillig finden, und nur die Königin wollte den Zweikampf nicht zugeben. Sie erbot sich vielmehr, den Lords zu verzeihen, wenn sie zu ihrer Pflicht zurückkehren und die Waffen niederlegen wollten. Aber schon hatte sich die Armee der Verbündeten in Bewegung gesetzt, und Morton und Glencairn erklärten auf das Anerbieten der Königin: „sie seien nicht gekommen, um Verzeihung zu erbitten, sondern höchstens sie denen zu bewilligen, welche sie beleidigt hätten." Doch fügten sie auch jetzt noch hinzu: „nicht gegen die Königin seien sie in Waffen, sondern gegen Bothwell, den Mörder ihres Gatten; wenn sie den ausliefere oder aus ihrer Nähe entferne, so würden sie ihr gehorsam sein." Damit setzten sie ihre Helme auf und wollten Nichts mehr hören.

Aber die königlichen Truppen hatten wenig Lust zum Kämpfen. Auch auf ihnen mochte der Bann des Verbrechens lasten, das ihr Anführer begangen hatte. Als daher die Verbündeten anrückten, erhob sich aus der Mitte Jener das Geschrei, man müsse einen Ausweg finden, um die Schlacht zu vermeiden. Das setzte Maria in Schrecken und brach ihren Muth. Es wurde verlangt, daß der Herzog allein den Kampf ausfechte und Bothwell erklärte sich bereit, jetzt von Maria nicht mehr zurückgehalten, wie denn auch von Seiten der Verbündeten der Laird von Tullibardine sofort die Herausforderung annahm. Aber die Königin wies diesen als unebenbürdig zurück und Bothwell verlangte Morton zum Gegner. Morton schickte sich schon zum Zweikampfe an, doch da trat Lindsay hervor und verlangte die Ehre für sich, da er als ehemaliger Freund des Königs das Recht und die Pflicht habe, seine Ermordung zu rächen. Er fiel vor dem Heere auf die Kniee, rief Gott um Sieg an und flehte mit lauter Stimme, daß es „seiner Barmherzigkeit gefallen möge, den Unschuldigen zu beschützen, und seiner Gerechtigkeit, den lasterhaften Mörder, der das Blut des Königs vergossen habe, unterliegen zu lassen."

Es kam jedoch nicht zu dem Zweikampfe. Die Königin mochte ihren

1) Tytler, VII, 107. Vgl. Mignet, I, 355 ff. und Meyer, II, 9., wo auch das Folgende. Vgl. auch Knox, hist., 404. Buchanan, XVIII, 362 f. Melvil, Memoirs, 82 ff.

Günstling doch wieder nicht aussetzen und zögerte, die Erlaubniß zu geben und — schon war auch ihr Heer in Unordnung gerathen, ja, in der Auflösung begriffen, indem die Soldaten zu dem Feinde übergingen. Dazu hatte der Laird von Grange den Hügel bereits umgangen, auf welchem die Königlichen standen, und drohte mit einer starken Mannschaft den Rückzug abzuschneiden. Es entstand am Ende allgemeine Flucht, und die Königin sah sich zuletzt nur noch von 60 Edelleuten und ihrer Garde umgeben. Da blieb nichts Anderes übrig, als an Nachgeben zu denken. Die Königin war trostlos. Nur den Günstling zu retten, lag ihr noch am Herzen. Sie begann deßhalb mit Kirkaldy von Grange zu unterhandeln, und als ihr der versprach, daß man ihr wieder gehorchen werde, wenn sie Bothwell von sich ließe, willigte sie endlich ein. Die Verbündeten sagten ihr dann neue Treue zu, und nachdem sie mit dem Herzoge noch eine Unterredung gehabt hatte, trennten sich Beide von einander auf Nimmerwiedersehen. Der „Herzog," erzählt ein Augenzeuge, „fragte am Ende die Königin, ob sie ihm das Versprechen der Treue, das sie ihm gegeben habe, halten wolle, und als sie das bejate, gab er ihr die Hand und sprengte im Galopp nach Dunbar zu." Bothwell fand später als Seeräuber seinen Tod, die Königin aber — überlieferte sich ihrem empörten Volke.

Sie ging zunächst zu dem Laird von Grange, der ihr die Hand ehrfurchtsvoll küßte und dann, ihr Pferd am Zügel nehmend, sie in das Lager der Verbündeten führte. Man empfing sie mit allen Zeichen der Ergebenheit. Sie sagte, daß sie nicht aus Furcht komme, sondern nur, weil sie verabscheue, christliches Blut zu vergießen, und daß sie nun bereit sei, den Rathschlägen der Lords zu folgen, zugleich vertrauend, daß man ihr mit der Achtung begegnen werde, auf die sie als Königin Anspruch habe. Alle ließen sich darauf auf die Kniee nieder, und Morton redete sie mit den Worten an: „Hier, Madame, ist der rechte Platz, wo man Eure Gnaden finden soll, hier sind wir bereit, euch zu vertheidigen und euch treu zu gehorchen." So schien sich noch Alles für sie zum Guten zu wenden. Aber doch zeigten sich auch jetzt schon Vorboten schlimmer Art. Die Soldaten nahmen eine ganz andere Haltung an, als die Lords, indem sie Schmähungen und Verwünschungen gegen die Königin laut werden ließen, und nur durch die Drohungen Kirkaldy's, der sein Schwert zog, konnten sie zum Schweigen gebracht werden. Zu sehr war Maria in Verachtung gerathen, als daß sie noch auf wirkliche Anhänglichkeit hätte rechnen können.

Und bald änderte sich auch die Stimmung der Barone. Die Hamiltons hatten sich bisher neutral gehalten; als aber der Sieg auf die Seite der Verbündeten sich neigte, zogen sie zum Schutze der Königin in's Feld und rückten bis Linlithgow vor[1]). Hier nun wollte Maria mit ihnen verhandeln,

1) Chatelherault hatte jedoch nur sein Interesse im Auge: er dachte durch

aber hier zeigte sich auch, wie wenig ihr die Verbündeten trauten. Man schlug ihr Begehren geradezu ab, und sie sah, daß sie nicht sowohl Souveränin, als vielmehr Gefangene der Lords sei. Heftig, wie sie von Natur war, brach sie deßhalb in Klagen über die Treulosigkeit derer aus, die ihr Gehorsam gelobt hätten und nun ihr Wort nicht hielten, ja, in der Hitze ihres Zornes die Hand Lindsay's ergreifend, sagte sie: „So gewiß meine Hand in der Eurigen liegt, so gewiß werde ich Euren Kopf dafür haben!" In gleicher Weise bedrohte sie Morton und Athol, und führte so nur selbst es herbei, wenn die Lords meinten, sich vor ihren argen Plänen hüten und sie nicht aus den Händen geben zu dürfen. Von jetzt an wurde sie wirklich als Gefangene behandelt.

Zuvörderst brachte man sie nach Edinburg, das Banner, auf welchem der ermordete Darnley abgebildet war, wurde ihr voran getragen, und sie sah sich von den Verwünschungen des Volks empfangen. Die Weiber der Straße selbst beschuldigten sie laut des Ehebruchs und gaben ihr allerlei schimpfliche Namen. Man übergab sie dann dem Provost, der ihr eine Wohnung im Tolbooth anwies, wo sie, von ihren Dienerinnen getrennt, allein die Nacht zubrachte. Sie war der vollen Verzweiflung nahe und geberdete sich wie eine Wahnsinnige, indem sie während der Nacht ihre Kleider vom Leibe riß und halb nackend zum Fenster hinaus um Hülfe rief. Als nun der Morgen kam, erblickte sie jenes Banner, mit dem Bilde des Ermordeten ihrem Zimmer gegenüber aufgestellt, und auch da stürzte sie wieder an's Fenster und bat das Volk, um Gottes Barmherzigkeit willen sie den Händen ihrer Feinde zu entreißen. Aber wer mochte sich für die regen, die das Gewissen des Volks gerichtet hatte, für die Feindin des Evangeliums, die ihren Gemahl hatte erschlagen helfen und hernach den Mörder, nachdem auch er die Ehe gebrochen, geheirathet hatte?

Und Maria verschlimmerte ihre Lage auch noch auf andre Weise. In derselben Nacht hatte sie einen Brief an Bothwell geschrieben, an „ihr liebes Schätzchen," wie sie ihn noch immer nannte, und diesen Brief einem ihrer Wärter anvertraut mit dem Versprechen reicher Belohnung, wenn er ihn nach Dunbar brächte. Dieser Brief war den Lords in die Hände gefallen, und sie sagte darin, daß sie den Mann nie aufgeben werde, und bat ihn, auf seiner Hut zu sein. Auch gegen Lethington und andre Lords hatte sie unter bitteren Vorwürfeu, die sie ihnen machte, verrathen, daß die Leidenschaft für Bothwell noch nicht in ihrem Herzen erstorben war, daß sie noch keineswegs auf ihn verzichtet hätte, daß sie vielmehr hoffe, er werde noch wieder zum Siege gelangen. Dazu kamen die wiederholten Drohungen, daß

Maria zu herrschen. Vgl. Knox, hist., 410: „The Hamiltons thinking now they had a fair Occasioun fallen unto them to have all agane in their Hands etc."

sie die Lords werde „hängen oder köpfen" lassen, wenn sie die Macht dazu haben werde. Man sah, wie man vor ihr durchaus nicht sicher sei, so lange man sie überhaupt nicht in eine Lage gebracht hätte, wo sie nicht mehr schaden könnte, und — man beschloß deßhalb, sie zu entthronen und einzusperren[1]).

In einer Versammlung, welche die Lords hielten, kam dieser Beschluß zur Reife. Eine Proclamation ward aufgesetzt, in welcher man die Gründe darlegte, die diesen letzten, äußersten Schritt nothwendig machten. Man habe, sagte man, die Waffen ergriffen, um den Mord des Königs zu rächen, den Kronprinzen zu schützen, so wie auch dem tieferen Falle Maria's vorzubeugen und den Staat vor dem Untergange zu retten, doch sei man nun gezwungen, weiter zu gehen. Die Königin setze noch immer der Bestrafung der Mörder hartnäckigen Widerstand entgegen, woraus ihre Mitschuld erhelle, und es sei zu fürchten, daß, wenn sie ihre Macht behalte, ihre ungezügelten Leidenschaften zur schließlichen Verwirrung und zum Untergange des ganzen Staates führen würden. „Deßhalb," hieß es, „ist nach reiflicher Berathung und durch gemeinsames Erachten beschlossen und entschieden worden, daß die Person ihrer Majestät von jeder Verbindung mit dem genannten Bothwell abzuschließen und eben so von Allen, die mit ihm im Einverständnisse sein könnten, um ihn der gerechten Bestrafung seiner Verbrechen zu entziehen, entfernt zu halten ist, und da wir keinen passenderen und bequemeren Aufenthalt für Ihre Majestät gefunden haben, als das Schloß Lochleven, so gebieten und befehlen wir den Lords Patrick Lindsay von Byres, Wilhelm Ruthven und Wilhelm Douglas von Lochlevin, Ihre Majestät dorthin zu bringen, einzusperren und streng zu bewachen, weder ausgehen zu lassen, noch zu erlauben, daß sie mit irgend Jemandem Einverständnisse unterhalte oder Berichte an eine lebende Person sende, außer in Gegenwart der genannten Lords oder auf deren Befehl oder auf den der Abgesandten des Staatsraths zu Edinburg. Sie sind dafür Gott und dem Volke dieses Landes verantwortlich und erhalten Gegenwärtiges als Vollmacht." (Unterzeichnet von Athol', Glencairn, Morton, Mar, Graham, Sanquhar, Symryle und Ochiltree.)[2])

So war über das Schicksal der Königin entschieden. Aus Holyroodhouse, wohin man sie geführt hatte, wurde sie in der Nacht vom 16. bis 17. Juni abgeholt und auf einem elenden Pferde, von Lindsay und Ruthven begleitet, nach Lochleven gebracht, das, mitten in einem See gelegen und rings eine halbe Meile breit von Wasser umgeben, allerdings Sicherheit genug zu bieten schien. Hier wurde Maria verwahrt und zwar von einer Person, welche ihr ihr Leben lang Haß nachgetragen hatte, von der Marga-

1) Knox, hist., 410. Vgl. Buchanan, 364.
2) Mignet, I, 372 f. Meyer, II, 15 f. Keith, hist., 404 ff.

rethe Erskine, der Mutter des Grafen Murray. Diese behauptete, mit Jakob V. verheirathet gewesen zu sein und daß deßhalb ihr Sohn der rechtmäßige Erbe der Krone sei. Um der Mutter Maria's willen hatte sie Jakob verlassen, und sie haßte deßhalb die Tochter als Diejenige, die ihren Sohn um sein Erbe gebracht habe. Dazu war sie eine eifrige Presbyterianerin, was sie gegen die Papistin Maria nicht liebenswürdiger machte. Da hatte die Königin keine freundlichen Tage, die Sünden ihres Vaters standen neben ihren eigenen unmittelbar vor ihr, und was mochte ihr Gewissen empfinden? Dazu hatte sie von keiner Seite auf Trost zu hoffen. Selbst die fremden Monarchen, Spanien und Frankreich, nahmen sich ihrer nicht an, da sie mit ihren dem Evangelium zugethanen Völkern, der eine in den Niederlanden, der andre in Frankreich selbst, genug zu thun hatten und wohl auch nicht wagten, die Verirrungen Maria's zu beschützen. Nur ein kühles Beileidsschreiben empfing sie von ihrer Feindin, der Königin Elisabeth.

Und es sollte ihre Lage noch ungünstiger werden. Bisher hatten sich die Lords doch gescheut, ihre Absetzung geradezu auszusprechen, aber nun traten Dinge an's Licht, durch die sie auch zu dem äußersten Schritte berechtigt zu sein glaubten. Ein Diener Bothwells, Dalgleish, wurde verhaftet und bei ihm fand man ein von Maria ihrem Günstlinge geschenktes Kästchen, in welchem dieser die von ihr vor und nach der Ermordung Darnley's an ihn geschriebenen Briefe verwahrt hatte[1]). Aus ihnen ging augenscheinlich hervor, daß die Königin um die Pläne Bothwells gegen ihren Gemahl gewußt, daß sie dieselben gebilligt, daß sie dazu mit gewirkt hatte, das Opfer nach Edinburg zu locken und es durch verstellte Freundlichkeit sicher zu machen. Eben so fand sich in dem Kästchen ein von Maria unterzeichneter Heirathsvertrag mit Bothwell, der schon vor ihrer Entführung ausgestellt worden war. Das waren Beweise, welche auf die ganze entsetzliche Begebenheit ein noch entsetzlicheres Licht warfen, zumal durch die Diener Bothwells, die man verhaftet hatte, die Schuld Maria's bezeugt wurde. Der Geheime Rath erließ deßhalb sofort einen Befehl, den Mörder zu fangen und vor Gericht zu ziehen, aber auch die Königin büßte jetzt den letzten Rest der Schonung ein, den man ihr noch bewiesen hatte. Ihre Schuld lag jetzt offen zu Tage, und konnte Diejenige, die sich des schwersten Verbrechens mitschuldig gemacht hatte, noch länger das Schwert tragen an Gottes Statt „zur Strafe der Uebelthäter und zum Schutze der Frommen?" durfte sie auch nur dem Namen nach Königin sein, da sie, so lange ihr dieser Name blieb, auch immer noch darauf hinaus gehen werde, auch die Gewalt, die der Name bezeichnet, wieder zu gewinnen zur Verwirrung des Reiches? ja,

---

1) Knox, hist., 400 sagt: they wer in Frenche, with some Sonnats of his own making." S. Auszüge daraus bei Mignet, I, 287 ff. Tytler, VII, 115, bezweifelt die Aechtheit, doch ohne schlagende Gründe.

da sogar bei den eigenthümlichen Verhältnissen Schottlands die Gefahr da war, daß sie, so lange sie lebte, auch diese Gewalt einmal wieder erlangen könnte, um dann ihren zügellosen Leidenschaften und unverstellten Rachegelüsten freien Lauf zu lassen, durfte sie deßhalb am Leben bleiben? und war es nicht auch Unrecht, daß eine Königin straflos sein sollte, wenn sie die Verbrechen beging, die andre Menschenkinder unfehlbar zum Tode geführt haben würden?

Solche und ähnliche Fragen wurden jetzt überall auf das Lebhafteste erörtert, und zwar nicht blos vom Volke, das im tiefsten Grunde seines sittlichen Gefühls verletzt war und damals, wie zu allen Zeiten, nur von diesem auch bei seiner Beurtheilung politischer Dinge sich leiten ließ, sondern auch von den Baronen selbst und nicht weniger von den Predigern und denen, deren vorzüglichstes Interesse das Evangelium war, ja, es muß gesagt werden, daß gerade von Seiten der reformirten Kirche die allerstrengsten Maßregeln gegen Maria angerathen und gefordert wurden, daß aus dem Schooße der kirchlichen Versammlungen vor Allem das Verlangen kam, daß die Königin auch nach ihren Thaten behandelt und, wie es der Verbrecherin zukomme, vor Gericht gezogen und mit der Strafe belegt werde, welche das göttliche und bürgerliche Gesetz einmüthig dem Mörder zuerkenne.

Es war auch durchaus nicht zu verwundern, daß gerade die Kirche in diesem Sinne sich aussprach und zwar öffentlich von den Kanzeln herab. Zunächst war die Lehre von der Unverletzlichkeit des Staatsoberhauptes, wie sie der neuere Staatsbegriff mit sich bringt und heut' zu Tage auch als eine allgemein anerkannte und gesetzlich begründete bezeichnet werden darf, damals noch keineswegs zur allgemeinen Anerkennung gekommen, vielmehr hatte ja die römische Kirche nicht nur ihr höheres Recht auch über Fürsten und Könige fortwährend behauptet und, wo sie konnte, auch geltend gemacht, sondern es war, und namentlich in Schottland, die Auflehnung gegen den König Seitens der kleineren Feudalherren in all den Fällen, wo er das Gesetz verletzte, eine althergebrachte Sitte, welche durch die Uebung als geheiligt und durch die Natur des Feudalstaates als berechtigt angesehen wurde, so daß damals wirklich der Grundsatz galt, es stehe der Monarch eben so gut unter den Gesetzen des Staates, als der Unterthan, und so daß der Gedanke durchaus nicht fern lag, daß der König, wenn er geradezu die Sicherheit des Reiches gefährde, auch entfernt, und im Fall er ein Verbrechen beginge, auch nach den Gesetzen des Staates bestraft werden könne. Dazu kam, daß man in der Schrift, welche man als das Grundbuch auch alles politischen Rechtes betrachtete, einen solchen Fall, wo das Staatsoberhaupt selbst Gesetz und Recht mit Füßen träte, nicht vorgesehen fand. Das normale Verhältniß, wo der König wirklich die Guten schütze und die Bösen bestrafe, sah man in der Stelle Römer 13. ausgedrückt, und in diesem Falle war man auch zu schuldigem Gehorsam von Herzen erbötig, aber wie, wenn der

König nun nicht wäre und sein wollte, was er nach Gottes Willen sein soll, wie, wenn er — und das hatte Maria wirklich gethan — seine Macht zu dem Gegentheil mißbrauchte, dazu, dem Uebelthäter Straflosigkeit zu gewähren und dagegen die „Guten" der Verfolgung Preis zu geben oder wohl gar selbst zu verfolgen? Knox sagt deßhalb nicht blos geradezu[1]), „daß die Unterthanen das Recht hätten, ihren Fürsten Widerstand zu thun, wenn diese Etwas thäten, das gegen die Gesetze und heiligen Ordnungen Gottes wäre," sondern er hält auch dafür, daß jenes 13. Capitel des Römerbriefes durchaus nicht von verbrecherischen Fürsten zu verstehen sei[2]). Zwischen der „Gewalt," die von Gott geordnet sei, um Recht und Gerechtigkeit aufrecht zu erhalten, meint er, und den Personen, welche mit dieser Gewalt bekleidet seien, sei wohl zu unterscheiden, und wenn die Personen das nicht erfüllten, was Gott mit der Einsetzung der Obrigkeiten im Sinne gehabt habe, sondern geradezu dagegen handelten, so sei ihnen nicht zu gehorchen, vielmehr sei es dann Recht, diese Personen zu entfernen und nach Gottes Wort zu bestrafen. Dagegen fand man im Worte Gottes eine große Anzahl von Beispielen[3]), welche vor Augen stellten, wie wirklich auch verbrecherische und gotteslästerliche Könige abgesetzt und selbst mit dem Tode bestraft seien, ja, man fand Aussprüche in den Propheten, in denen offenbar eine solche Strafe gedroht wurde — was Wunder also, wenn Diejenigen, die von solchen Grundsätzen ausgingen, auch vor dem Gedanken nicht zurückbebten, daß dieser Maria ein gleiches Schicksal bereitet werde, wie den götzendienerischen und blutdürstigen Königen von Israel, mit denen sie so Manches gemein hatte, wie die Verfolgung der Frommen, so auch — wenigstens nach ihrer Meinung — den Götzendienst und nun auch Blutthat und Ehebruch im reichlichsten Maße? Endlich mochte man die strengste Behandlung der Königin als eine Sache der Nothwehr betrachten, wodurch man nicht nur das eigene Leben, sondern auch das, was mehr werth war, als dieß, das Theuerste und Heiligste, das Vaterland und das Evangelium vertheidigte. Einer Frau, die sich bereits solcher Verbrechen schuldig gemacht hatte, war Alles zuzutrauen, und Maria hatte es ja auch nicht an sich fehlen lassen, zu zeigen, worauf sie hinausging. Vaterland und Reich Gottes gingen aber diesen Leuten über Alles, ja, das Letztere ging ihnen selbst noch über das Vaterland, und — so verlangten sie denn die Entfernung Maria's und ein öffentliches ordentliches Gericht über sie nach dem Herkommen des Landes. Schonungslos wurde Maria und ihr Thun auf der Kanzel von St. Giles beurtheilt, und — man kann verstehen, wie die Prediger zu diesem Verfahren kamen, man kann aber auch nicht umhin, ihnen wenigstens das Zeugniß zu geben,

---

1) Vgl. Knox, hist., 361.
2) Ebendas. 354 f.
3) Ebendas. 355 ff., wo Knox diese Beispiele anführt.

daß ihre sittliche Entrüstung über die letzten Vorgänge eine berechtigte war, und daß, was sie auch sagten und forderten, lediglich aus den lauteren Beweggründen der treuen Anhänglichkeit an Dasjenige kam, was dem Menschen über Alles heilig sein soll. Man hat sie wegen ihres Verhaltens in dieser schweren Zeit oft schwer getadelt und es mag sein, daß sie in ihrem Eifer zu weit gegangen sind, aber — dazu waren sie Menschen, und wie es auf der einen Seite schwer sein würde, zu sagen, welches andre Verhalten sie hätte beobachten sollen, so muß man auch auf der andern Seite zugestehen, daß sie wenigstens von keinen persönlichen Nebeninteressen geleitet worden sind[1]).

Namentlich war es Knox, der sich bei dieser Gelegenheit zwar wieder in der ganzen Kraft seines rücksichtslosen Eifers, aber auch in jener reinen Liebe zu der Sache des Evangeliums bewährte, in der er stets unerschütterlich gestanden hatte. Aus England war er zu der ihm von der General-Synode bestimmten Zeit zurückgekehrt, freilich ohne dort ausgerichtet zu haben, was ihn wohl hauptsächlich mit zu der Reise bewogen hatte. Seine Denkschrift zu Gunsten der Dissenters war ohne Erfolg geblieben, und selbst der Wunsch, zu Berwick, der alten Stätte seines Wirkens, predigen zu dürfen[2]), war ihm abgeschlagen worden. Elisabeth verabscheute die Selbstständigkeit der Presbyterianer mehr, als selbst die Abhängigkeit von Rom, und nicht ohne Grund mochte sie der Beredtsamkeit eines Mannes mißtrauen, der durchaus nicht gewohnt war, seine Worte nach den Liebhabereien der Menschen einzurichten. Nach Schottland kehrte er jedoch eben zu der Zeit zurück, als die Verbündeten Bothwell und die Königin im Schloß Borthwick zu fangen gedachten, und er traf dieselben dann bei ihrem ersten Einzuge in Edinburg[3]). Ob er schon in England in ihre Pläne eingeweiht gewesen ist, muß dahin gestellt bleiben. Wenigstens hat man ihn nicht, wie früher, zum Unterhändler mit dem Londoner Hofe gebraucht, und das Zusammentreffen seiner Rückkehr mit dem Unternehmen der Lords mag zufällig gewesen sein, zumal ihm diese Frist von der General-Synode gestellt war. Jedenfalls aber hat er das Vorgehen der Verbündeten gebilligt — es lag das durchaus in seinen Grundsätzen — und wie er früher sich nicht scheute, das Evangelium und die reformirte Kirche der Königin gegenüber zu vertreten, als diese das Bestehen der Reformation zu untergraben suchte, so war er es auch jetzt, der das kirchliche Interesse in der gegenwärtigen Bewegung vertrat und sich bemühte, wenn wir so sagen dürfen, sie in diesem Sinne auszubeuten.

---

1) Gerade als die Heirath mit Bothwell im Gange war, hatte sich Maria der Kirche günstiger gezeigt und den Predigern ein besseres Einkommen bewilligt, aber — diese ließen sich dadurch nicht ködern. Vgl. Tytler, VII, 84. Tytler meint, die Kirche hätte noch mehr erlangen können, hätte sie zu Darnley's Ermordung schweigen wollen.

2) Tytler, VII, 121.

3) M'Crie, II, 155. Tytler, VII, 119.

Ursprünglich hatte das Unternehmen der Lords ohne Zweifel weniger religiöse, als politische Zwecke im Auge gehabt. Die Uebermacht Bothwells sollte gebrochen werden, und das Evangelium kam dabei nicht in Frage. Wenn auch Einzelne der Verbündeten mit daran gedacht haben mochten — wie denn z. B. Kirkaldy von Grange gleich bei dem ersten Einzuge in Edinburg die Meßgeräthe aus der königlichen Capelle fortschaffen ließ [1]) — so galt doch die Sicherung der reformirten Kirche nicht als Zweck des Unternehmens und in keiner Proklamation wird der religiösen Angelegenheiten erwähnt. Auch würden in dem Falle die römisch gesinnten Lords, wie Athol, Huntley u. A. nicht daran Theil genommen haben. Aber der Sieg der Barone war von selbst eine Befreiung der reformirten Kirche, wie der Sieg Maria's ohne Zweifel ihr Untergang gewesen sein würde, und — Knox wußte die Interessen seiner Kirche auch geschickt genug zu vertreten.

Die Lords, wenn sie überhaupt gegen die Königin auf die Dauer das Feld behalten wollten, bedurften der Unterstützung der Prediger durchaus. Niemand hatte auf das Volk so großen Einfluß, als gerade diese, wie denn das religiöse Interesse bei den Bewohnern der Städte das vorwiegende war. Schon bei der Empörung Murray's hatte sich das gezeigt. Der Graf mochte damals guten Grund haben, durch die Verheirathung der Königin mit Darnley sein eigenes, wie das Interesse des Staates gefährdet zu sehen, aber so lange die Königin noch nicht offen gegen die Reformation einschritt, standen die Einwohner der Hauptstadt auf ihrer Seite, und Murray mußte das Feld räumen. Darauf, daß auch die unteren Stände sich für die Lords erklärten und ihnen Beistand leisteten, kam jedoch Alles an, und — besonders Knox war der Mann, dessen Worte bei den Bürgern von unberechenbarem Einfluß waren. Seine glühende, überzeugungsvolle und populaire Beredtsamkeit riß die Massen unwiderstehlich mit sich fort, wie dieß von dem englischen Botschafter Randolph bezeugt wird, der von ihm sagt: er vermöge die Leute mehr in Bewegung zu bringen, als 600 Trompeter, die ununterbrochen bliesen [2]). Deßhalb bemühten sich die Lords denn auch, Knox, der so auch eine Macht im Lande war, mächtig, wie Einer, auf ihre Seite zu ziehen, aber nun stellte er ihnen auch seine Bedingungen. Schuldig war die Königin in seinen Augen ohne Frage, aber — ihre größte Schuld bestand in ihrem „Götzendienst," in ihrem Widerstande gegen das Evangelium — dieser hatte sie nur auf der Bahn weiter geführt, auf der sie in solche Abgründe gerathen war, und — der „Götzendienst" mußte deßhalb vor allen Dingen aus dem Lande geschafft werden. Blos politischen und am Ende gar den blos persönlichen Interessen der Lords zu dienen, hatte der Reformator durchaus keine Lust. Er verlangte deßhalb vollständige

1) Knox, hist., 410. Vgl. jedoch Cook, III, 278 f.

2) M'Crie, II, 41.

Sicherstellung der reformirten Kirche, so wie auch daß die Prediger in ihrem Auskommen gesichert und die Güter der Kirche, welche theils zu Gunsten der Krone, theils von den Lords selbst eingezogen waren, zur Gründung von Predigerstellen, Schulen, Seminarien, Universitäten und zur Unterstützung der Armen zurückgegeben würden, und als man ihm das zugestand, machte er mit den Verbündeten gemeinsame Sache.

Zuvörderst fiel ihm eine politische Aufgabe zu, die denn freilich mißglückte. Die Hamiltons, wie schon erwähnt, hatten die Waffen ergriffen, wohl weniger, wie sie vorgaben, um Maria zu schützen, als um ihre eigenen Interessen wahrzunehmen. Vielleicht wäre es ihnen ganz Recht gewesen, wenn Maria Stuart nebst ihrem Sohne aus dem Wege geräumt worden wäre, da sie alsdann die nächste Anwartschaft auf die Krone von Schottland gehabt hätten[1]). Auch hatte sich der Herzog von Chatelherault, der bei dem Protestantismus seine Rechnung nicht gefunden hatte, längst wieder mit seinem Halbbruder, dem Erzbischof von St. Andrews, vertragen, und Beide hatten kaum etwas Andres, als den Vortheil ihres Hauses im Auge. Zu ihnen hatten sich dann auch noch Einzelne der römisch Gesinnten geschlagen, wie der Graf Huntley, der dem Bündniß der Lords ungetreu geworden war, wahrscheinlich als er sah, daß er auch der reformirten Kirche dienen solle. Diese zu versöhnen, lag durchaus im Interesse der Verbündeten, und Knox sollte es versuchen. Zugleich sollte er auch andre Lords in den westlichen Grafschaften, die sich dem Aufstande nicht angeschlossen hatten, zu bewegen suchen, daß sie nach Edinburg kämen, um mit den Verbündeten gemeinsame Sache zu machen und an der „Aufrichtung der Kirche" sich zu betheiligen. Dieser letztere Auftrag wurde ihm von der am 25. Juni zusammengetretenen General-Synode ertheilt, und die Prediger Row, Douglas und Craig begleiteten ihn. Doch war der Erfolg nicht der gewünschte. Nicht blos die Hamiltons, sondern auch die übrigen Lords, an die sie sich wendeten, verweigerten die ihnen angesonnene Hülfeleistung gegen die Königin, die letzteren, indem sie sagten, sie könnten nicht an der General-Synode Theil nehmen, weil ihnen das von den verbündeten Lords besetzte Edinburg nicht die nöthige Sicherheit böte, doch seien sie mit den zu Gunsten der Kirche zu machenden Anordnungen einverstanden und würden dazu thun, was in ihren Kräften stände[2]).

Die General-Versammlung, welche sich vertagt hatte, kam jedoch am 20. Juli wieder zusammen, freilich ohne die Abgeordneten der Kirche des Westens, und die anwesenden Barone und Deputirten unterzeichneten eine Reihe von Artikeln, in denen zugestanden wurde, was Knox gefordert hatte: die Beschlüsse des Parlamentes von 1560, welche Maria bekanntlich nie hatte gelten lassen wollen, wurden auf's Neue bestätigt; der Papismus wurde für abgeschafft

1) Tytler, VII, 117, 144.
2) Knox, hist., 410. Vgl. Cook, III, 280 f. 283 ff.

erklärt; die Zehnten sollten zum dritten Theile (oder, wenn nöthig, auch mehr) den Predigern zu ihrem Lebensunterhalte angewiesen und Sorge getragen werden, daß die „armen Arbeiter" durch Beitreibung derselben nicht zu sehr gedrückt würden; als Lehrer auf Universitäten, in den Collegen und Volksschulen sollte Niemand ohne vorhergehende Prüfung seiner Fähigkeit und Rechtschaffenheit zugelassen werden; alle Verbrechen und Beleidigungen gegen Gott werden mit unnachsichtigen Strafen bedroht; wenn die Papisterei wieder aufgerichtet werden sollte, verhießen die Lords, es mit aller Macht zu wehren; auch sollte in Zukunft kein König zugelassen werden, der „nicht vor seiner Krönung eidlich verspräche, die wahre Religion, welche jetzt von der Kirche Schottlands bekannt werde, zu schützen und Alles, was ihr entgegen sei oder nicht mit ihr übereinstimme, zu unterdrücken; Bothwell, als Mörder Darnley's, sollte zur Strafe gezogen werden, und eben so alle Personen, die an dem Verbrechen mitschuldig seien; endlich verhieß man, den Kronprinzen gegen jegliche Verletzung zu schützen, und beschloß, ihn „vier weisen und frommen Männern" zu übergeben, damit „sie ihn gut erzögen und er fähig würde für den hohen Beruf, den er einst werde auszuüben haben." Morton, Glencairn, Mar, Hume, Ruthven, Sanquhar, Lindsay, Ochiltree und viele andre Barone unterzeichneten diese Artikel, welche dem demnächst zu berufenden Parlamente zur Bestätigung vorgelegt werden sollten [1]).

Die Absetzung Maria's war beschlossen und eben so, daß der Kronprinz an ihrer Stelle zum Könige eingesetzt und für ihn eine Regentschaft unter dem Grafen Murray, „wenn derselbe es annehmen wolle," bestellt werden sollte. Zwar wurde dem von Seiten der Königin von England entgegengewirkt, doch vergeblich. Sie hatte Anfangs durch Robert Melvil den Lords sagen lassen, daß sie mit „ihrem löblichen Unternehmen" und namentlich auch mit dem beabsichtigten Thronwechsel einverstanden sei, aber bald war sie doch andrer Meinung geworden, und kurz nach Melvil erschien ihr Gesandter Throckmorton, um die Freilassung Maria's und ihre bedingungsweise Wiedereinsetzung zu fordern [2]). Elisabeth gab den Lords zu bedenken, daß es Unterthanen niemals erlaubt sein könne, die Richter über ihre Fürsten zu sein, doch mochte sie auch ihr Interesse dabei finden, wenn der Kampf zwischen Maria und ihren Baronen verlängert würde und sie dann Gelegenheit behielte, sich fortwährend in die Angelegenheiten Schottlands einzumischen, während eine kräftige Regentschaft unter Murray ihren Einfluß nothwendig schwächen mußte. Aber die Lords waren nicht gewillt, auf dieß Begehren einzugehen. Sie hatten die Königin einmal in ihrer Gewalt, und diese zeigte sich auch noch fortwährend in einer Weise, die wenig Vertrauen

1) Knox, hist., 411, wo die Artikel mitgetheilt sind.
2) Tytler, VII, 127.

erweckend war. Von Bothwell zu lassen, lehnte sie auch jetzt noch auf das Entschiedenste ab, sie suchte sogar einen Briefwechsel mit ihm anzuknüpfen[1]), und verhielt sich überhaupt so, daß die Lords wohl einsehen mußten, wie sie nur ihren Kopf auf's Spiel setzten, wenn sie der Königin die Möglichkeit ließen, wieder zur Macht zu gelangen. Schon um der eigenen Sicherheit willen mußten sie sich Maria's entledigen, und es war klar, daß das Unternehmen zum Aeußersten geführt werden müsse, wenn es die Unternehmer selbst nicht verschlingen sollte.

Aber was mit der Unglücklichen anfangen? Darüber waren die Meinungen sehr getheilt, und die Frage war schwierig genug. Es galt, sie unschädlich zu machen, und wie das bewerkstelligen, ohne ihr die Möglichkeit zu lassen, sich wieder einen Anhang zu bilden, durch den sie auf's Neue empor kommen könnte? Die Einen riethen, sie des Landes zu verweisen, die Anderen sie lebenslänglich einzusperren, doch wer stand dafür, daß nicht Bothwell neue Kräfte sammeln könnte, daß nicht auch unter den Lords, die sich den Verbündeten nicht angeschlossen, sich eine mächtige Partei für die Königin erheben würde, so lange sie überhaupt am Leben war? Dergleichen Wechselfälle waren in der Geschichte Schottlands zu häufig vorgekommen, als daß man sie nicht hätte fürchten sollen. Fast hätte deßhalb die dritte Partei ihre Meinung durchgesetzt, welche verlangte, daß Maria vor Gericht gestellt und im Fall sie schuldig befunden werde, die Strafe erleiden solle, die nach göttlichem Gesetze auf Mord und Ehebruch stände.

Dieß war die Meinung des gewöhnlichen Volkes und, wie gesagt werden muß, auch der Kirche. Das Volk fragte geradezu, ob denn einer Königin mehr erlaubt sein sollte, Verbrechen zu begehen, als einem gewöhnlichen Menschen, und wie Throckmorton schreibt[2]): „Die Weiber waren auf's Höchste wüthend und unverschämt gegen die Königin und die Männer toll genug.“ Aber auch die Prediger hielten die Todesstrafe für gerechtfertigt, nicht zwar etwa aus politischen Gründen, wie es später wohl vorgekommen, und weil die öffentliche Sicherheit es fordere, sondern — weil das Gesetz Gottes befehle, Mörder und Ehebrecher mit dem Tode zu bestrafen, ein Befehl, von dem Niemand ausgenommen sei. Knox selbst trug kein Bedenken, solche Grundsätze auf offener Kanzel zu verkündigen[3]), und obgleich der englische Gesandte sich bemühte, seinen Eifer zu mäßigen, so war es doch vergeblich: Knox zeigte sich auch in diesem Stücke unbeugsam, wie immer, weil er seine Ansicht im Worte Gottes gegründet glaubte. Selbst als ein anderes Verfahren eingeschlagen wurde, unterwarf er sich wohl dem

1) Tytler, VII, 126 f. Mignet, I, 387 ff. Meyer, II, 21 f.
2) Vgl. M'Crie, II, 157.
3) Throckmorton schreibt von ihm: „he thundered out cannon-hot agair her.“ Tytler, VII, 127.

Beschlusse der Lords, aber als Maria später aus ihrem Gefängnisse entkam und neue gefährliche Unruhen dadurch entstanden, sprach er sich dahin aus, daß das Alles nur die gerechte Strafe für eine schuldvolle Nachsicht sei, die man dem Befehle Gottes gegenüber an der Königin geübt habe[1]). In der ganzen Härte seines Charakters steht der Mann hier da, aber — was wäre aus der Reformation in Schottland geworden, wäre er geschmeidiger gewesen?

Auf der General-Synode, wo diese Angelegenheit verhandelt wurde, war es deßhalb zu den allerheftigsten Debatten gekommen. Endlich siegte jedoch die mildere Partei, namentlich durch Hülfe Throckmortons, der mit der Rache Elisabeths drohte[2]). Maria hatte sich in der letzten Zeit verlauten lassen, sie sei bereit, zu Gunsten ihres Sohnes zu verzichten und Murray zum Regenten zu ernennen. Man beschloß, diesen Plan zu adoptiren, und Lindsay und Ruthven wurden abgeschickt, der Königin dieß anzuzeigen und ihr zwei Actenstücke vorzulegen, eins, welches die Abdankung enthielt, und das andre, welches Murray mit der Regentschaft betraute. Beide Schriftstücke waren so gefaßt, daß Maria freiwillig die Krone niederzulegen bezeugen mußte, als eine Last, der sie längst überdrüssig sei; wenn sie jedoch sich weigerte, sollten die beiden Lords sie von einem andern Beschluß in Kenntniß setzen: daß man sie in diesem Falle vor Gericht ziehen und durch ihre eigenen Briefe, die man in Händen habe, überführen werde[3]).

Es war am 25. Juli, als die beiden Lords, von Melvil begleitet, in Lochleven eintrafen. Melvil begab sich zuerst zur Königin und bereitete sie vor. Doch sie erklärte, sie wolle lieber das Leben verlieren, als aufhören, Königin zu sein. Als dann aber Lindsay eintrat, entsank ihr der Muth. Der Lord legte die beiden Urkunden schweigend auf den Tisch, und — sie nahm die Feder und unterschrieb mit zitternder Hand und unter vielen Thränen. Es war doch immer der mildere Weg. Lindsay ließ dann durch Thomas Sinclair das Staatssiegel neben die Unterschrift drücken, doch erklärte dieser die Urkunden für ungiltig, weil die Unterschrift erzwungen sei. Maria mochte eben so denken, nur daß sie jetzt kein andres Rettungsmittel sah. Sie war jedoch noch keineswegs Willens, ihre Ansprüche aufzugeben.

Die Lords eilten nun, das königliche Kind zu krönen. Man berief den gesammten Adel auf den 29. Juli nach Stirling, um bei der Ceremonie zugegen zu sein und dem neuen Könige Gehorsam zu schwören. Auch die Hamiltons und die übrigen gegnerischen Barone wurden geladen. Aber diese weigerten sich zu kommen. Sie hatten vielmehr zu Dunbarton ein Gegenbündniß geschlossen, um die Königin zu befreien. Man nahm aber keine Rücksicht auf sie, eben so wenig, wie auf die erneuten Remonstrationen

---

1) Bannatyne, Journal, 113. Vgl. auch Keith, hist., 421 ff.
2) Tytler, VI, 135 f.
3) Ebendas. 136. Auch das Folgende.

Seitens Elisabeths; die Verbündeten führten vielmehr ihr Unternehmen keck zu Ende, indem man alle mögliche Feierlichkeit beobachtete. Mar hielt den Knaben auf den Armen, und Morton leistete für ihn den Eid auf das Evangelium[1]), während der Bischof von Orkney die Krönung vollzog und Knox eine Predigt hielt. Knox hatte die Salbung als einen veralteten jüdischen Brauch widerrathen, doch meinten die Lords, unter den gegenwärtigen Umständen auch diese hergebrachte Ceremonie beibehalten zu müssen[2]). Der neue König hieß Jakob VI.

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Murray als Regent.

An dem Tage der Krönung des königlichen Kindes zündeten die Schotten Freudenfeuer an, und eben so empfingen sie Murray, als er in sein Vaterland zurückkehrte, mit heller Begeisterung. Der Regent sollte das Vertrauen rechtfertigen, das man in ihn setzte.

Er hatte sich kurz nach der Ermordung Darnley's nach Frankreich begeben. Es mochte ihm zuwider sein, ein Zeuge alles dessen zu sein, was er kommen sah und nicht hindern konnte. Wie er vordem seiner Schwester stets zum Besten gerathen und ihren wahren Vortheil mit Aufrichtigkeit zu fördern gesucht hatte, so war seine Erhebung gegen die Heirath mit Darnley auch nicht allein aus persönlichem Interesse, sondern eben sowohl auch aus der Absicht hervorgegangen, Maria vor einem Schritte zu bewahren, den er für sie und für das Land für verderblich ansah. Nachdem dieß Unternehmen mißlungen war und die Königin zeigte, wie sie entschlossen sei, auf dem einmal betretenen Wege fortzugehen, hatte sich Murray, auch nach erhaltener Verzeihung vom Hofe fern gehalten, und — das Verbrechen Bothwells trieb ihn vollends aus Schottland. Bothwell war seit lange sein persönlicher Feind, hatte ihm schon früher nach dem Leben getrachtet, was Wunder, wenn Murray nach solchen Vorgängen sich auch nicht mehr für sicher hielt, und wenn er, der an der Schwester einen wirklich brüderlichen Antheil nahm, es vorzog, lieber nicht mit anzusehen, das er nicht hindern zu können überzeugt sein durfte? Aus diesen Gründen erklärt sich sein Weggehen aus Schottland vollkommen, daß man kaum noch nach andern zu suchen brauchte, und die Beschuldigungen Derer, welche ihn als Mitverschwornen Both-

---

1) S. oben.
2) Knox, hist., 412. Buchanan, Op. I, 360.

well's darstellen möchten, sind durch keine Beweise gestützt. Da die Schuld es Einen erwiesen ist, so folgt daraus, daß der Andre, der der stete Gegner es Ersteren war, nicht der Mitschuldige sein konnte.

Ob Murray dann an dem Bündnisse der Lords gegen Bothwell und Maria Theil genommen habe, ist ebenfalls zweifelhaft. Erfahren hatte er avon, aber — es wahrscheinlich auch gemißbilligt[1]), wenigstens die strenen Maßregeln gegen Maria waren nicht nach seinem Sinne. Er selbst hatte inen Vertrauten an Elisabeth gesandt, um bei dieser sich für seine Schweer zu verwenden. Als er dann freilich hernach genau erfuhr, wie die Sachen in Schottland standen und namentlich daß Maria an Darnley's ode mit schuldig sei, erkannte er auch, daß ihre Wiederherstellung unmöglich i, und sprach dieß auch, als er nach Schottland auf die erhaltene Nachcht von seiner Ernennung zurückkehrte und seine Reise über London nahm, ffen gegen Elisabeth aus[2]). Er wies deßhalb die Regentschaft nicht zuück, was bei der Lage der Dinge eine Unklugheit gewesen sein würde, ımal es der Königin doch Nichts genützt haben würde, da die Verbündeten n Fall seiner Weigerung bereits eine anderweitige Anordnung getroffen ıtten, die für Maria noch ungünstiger war[3]). In diesem Falle sollte der erzog von Chatelherault und ein ihm beigeordneter Regentschaftsrath die ngelegenheiten des Landes wahrnehmen, und der Herzog, der noch dazu ieder mit der römischen Partei sich vereinigt hatte, kannte nur den Voreil seines Hauses, so daß es selbst das Leben des Kronprinzen in Gefahr ingen hieß, wollte man ihn an die Spitze stellen. Es blieb dem Grafen ichts übrig, als der an ihn ergangenen Aufforderung nachzukommen, und enn er die Königin nach angetretener Regentschaft in ihrem Gewahrsam eß, so war auch das ein nothwendiger Schritt. Als Regent war er für ie Sicherheit des Landes verantwortlich, und er kannte die Leidenschaften iner Schwester zu gut, als daß er nicht hätte überzeugt sein dürfen, sie erde die erhaltene Freiheit benutzen, um das Land auf's Neue in unheilolle Verwirrungen zu stürzen, die am Ende die allerverderblichsten Folgen uch für sie selbst haben würden. Kaum war sie ja der allerstrengsten Beandlung von Seiten ihres Volks entgangen, und noch immer war man ıtschlossen, für den Nothfall von den gegen sie vorliegenden Zeugnissen Gebrauch zu machen: Maria in Lochleven bewachen lassen, hieß deßhalb uch nur für ihre eigene Sicherheit sorgen. Endlich waren dem Regenten urch die Partei, die ihn erhoben hatte, auch die Hände gebunden: Die ords würden nie zugegeben haben, eine Frau auf freien Fuß zu setzen, vor

1) Tytler, VII, 145 f. „Die einzige Botschaft, welche Murray an die Lords sandte, war ihnen feindlich."
2) Tytler, VII, 146 ff.
3) Knox, hist., 411 f.

deren Rache sie nur durch das Wasser von Lochleven geschützt zu sein glaubten. —

Murray ergriff die ihm gestellte Aufgabe sofort mit voller Kraft. Nachdem er sich in der Regentschaft durch Maria hatte bestätigen lassen[1]) — er hatte eine eigene Zusammenkunft mit ihr, in welcher sie erklärte, daß sie ihn freiwillig zum Stellvertreter ihres Sohnes ernennt habe[2]) — dachte er daran, die verwirrten Zustände des Reichs wieder in Ordnung zu bringen. Mit der größten Entschiedenheit trat er den eingerissenen Ungesetzlichkeiten entgegen. In manchen Theilen des Landes herrschte vollständige Anarchie, und Räubereien und Gewaltthaten hatten überhand genommen. Er sorgte deßhalb für die Aufrechthaltung der Gesetze und für die Unterdrückung der Uebelthäter, und eben so gelang es ihm bald, die gegnerischen Barone durch sein Betragen entweder mit sich auszusöhnen oder doch ihnen eine solche Achtung einzuflößen, daß sie nicht wagten, Etwas zu seinem Sturze zu unternehmen. Wie sehr man in ihm eine angemessene Wahl getroffen hat, beweis't der Name, mit dem er noch jetzt benannt wird: „Der gute Regent[3])."

Die hauptsächliche Sorge Murray's wendete sich jedoch den religiösen Angelegenheiten zu. Er hatte eine Zeit lang mit Lethington Knox und der reformirten Kirche gegenüber auf Seiten Maria's gestanden, so lange er meinte, daß er die Versicherungen der Königin, das Evangelium nicht angreifen zu wollen, für aufrichtig halten dürfe, und ein Zerwürfniß schmerzlicher Art war dadurch mit dem Reformator hervorgerufen worden, aber er war nicht, wie Lethington, der um seines persönlichen Vortheils willen geschmeidig von dem Einen zum Andern sich wandte. Der evangelische Glaube war für ihn wirklich Sache des innern Lebens, und auch das mochte ein Grund mit sein, weßhalb er gegen Maria sich erhob und dann später das Land verließ, daß er einsah, wohin die Königin ziele, ohne daß er am Ende sich in der Lage sah, es hindern zu können. Jetzt hatte er die Macht, die reformirte Kirche fest zu begründen, und sollte Frieden in's Land kommen, so muß der Grund dazu hier gelegt werden. Knox aber war es, dem nun von selbst der größte Theil der Arbeit zufiel, die jetzt gethan werden mußte.

Der Regent berief auf Mitte Decembers (1567) ein Parlament zusammen[4]) und ernannte mit Zustimmung des geheimen Raths eine Anzahl

1) Tytler, VII, 151 ff.

2) Wegen seines hier beobachteten Verfahrens hat man ihn wohl einer unberechtigten Hinterlist angeklagt, und allerdings verfuhr er mit kluger Berechnung, doch aber wohl nicht anders, als wie es nöthig war, um die noch immer widerstrebende Königin zu einem Schritte zu bewegen, den ihr die Verhältnisse geboten. Er suchte sie durch offene Vorhaltung ihrer Verbrechen zu überzeugen.

3) M'Crie, II, 169 ff.

4) Ebendas. 158.

von Baronen und Abgeordneten der Städte, welche vorläufig die den Ständen zu machenden Vorlagen berathen sollten. Für die kirchlichen Angelegenheiten wurde Knox nebst noch vier andern Predigern, nämlich Spottswood, Craig, Row und Lindsay, in diese Commission berufen, die schon im Anfang Decembers zusammentrat. Es ist kaum zu bezweifeln, daß der Reformator auf die Arbeiten dieser Commission den größten Einfluß hatte. Manche von den Vorschlägen, welche sie dem Parlamente machte, tragen durchaus seinen Stempel, nicht blos die die kirchlichen Angelegenheiten betreffenden, sondern auch manche, die sich auf das Staatswesen bezogen. So drang die Commission darauf, daß, wie es Knox bereits in dem „Trompetenstoß" verlangt hatte, in Zukunft keine Frau wieder in Schottland zur Regierung zugelassen werden solle [1]), ein Vorschlag, der freilich, wie manche andre, auf Abschaffung der den Lords zu Gute kommenden Mißbräuche hinausgehende, vom Parlament nicht angenommen wurde.

Das Parlament wurde am 15. December eröffnet. Knox hielt zuvor eine Predigt, in welcher er den Ständen vor allen Dingen die kirchlichen Angelegenheiten an's Herz legte. Mit diesen, ermahnte er, zu beginnen, dann würden auch ihre andern Geschäfte nicht ohne Erfolg sein. Ebenso wies auch Lethington, der nun wieder ganz auf Seiten der Evangelischen stand, in der Rede, mit welcher er als Staatssecretair das Parlament eröffnete, auf die Wichtigkeit der die Kirche betreffenden Vorlagen hin, indem er, was in seinem Munde freilich eigenthümlich klang, darauf hindeutete, wie sehr sie Gott und dem Regenten für die Ruhe zu danken Ursache hätten, der sie sich jetzt in dieser Beziehung erfreuten. Der Erfolg war denn auch für die reformirte Kirche der günstigste. Die Bestimmungen des Parlaments von 1560 wurden einfach bestätigt und zugleich auch das genehmigt, was zwischen den verbündeten Lords und der Generalversammlung vom letzten Sommer vereinbart war: Im ganzen Königreiche sollte nur die reformirte Kirche zu Recht bestehen und aller römische Gottesdienst bei schweren Strafen verboten sein, und wie man beschloß, daß in Zukunft jeder König beim Antritt seiner Regierung sich zur Aufrechterhaltung der gesetzlich bestehenden Kirche eidlich verpflichten solle, so wurde auch bestimmt, daß nur Protestanten mit den Staatsämtern betraut werden dürften. Eben so erkannte man die Jurisdiction der kirchlichen Versammlungen an und setzte eine Commission nieder, welche den Kreis dieser Befugnisse näher ermitteln und festsetzen sollte. So war die Kirche des Evangeliums und zwar in der Weise, wie Knox ihre Gestalt sich vorgezeichnet hatte, denn endlich durch die gesetzlichen Gewalten des Staates fest gegründet. Zwar erlangte der Reformator nicht Alles, was er und seine Mitprediger zum Wohlergehen

1) Knox erklärte freilich später, er habe seit seiner Rückkehr nach Schottland über diesen Gegenstand nicht mehr gesprochen. (M'Crie, l. c. II, 332.

der Kirche für nothwendig hielten. Ein Drittel sollte freilich aus den kirchlichen Einkünften den Predigern zu ihrem Unterhalte angewiesen werden, und es wurde auch festgesetzt, daß Seitens der Kirche eine Commission zu ernennen sei, welche diese Bezüge zu erheben und die etwaigen Ueberschüsse zu verwalten habe, aber daß das ganze Kirchengut auch dem Dienste der Kirche verbleiben solle, wurde verweigert; nur einzelne Fonds wurden zur Unterhaltung der Schulen und gelehrten Anstalten ausgeworfen, in Betreff welcher dann auch noch die Bestimmung getroffen wurde, daß Niemand als Lehrer bei ihnen angestellt werden könne, der nicht vorher von der Kirche geprüft und gebilligt sei. Endlich drang man auch mit der Abschaffung des Patronatswesens nicht durch: den bisherigen Patronen sollte bei Entledigung einer kirchlichen Stelle vielmehr das Präsentationsrecht verbleiben, doch so, daß die Kirche den zu Ernennenden zu prüfen habe und nöthigen Falls zurückweisen könne.

Aber wenn so auch manche Wünsche des Reformators nicht erfüllt wurden und wenn die Prediger auch noch her ach oft genug in drückender Lage sich befanden, da sich bald zeigte, daß das ausgeworfene Drittel keineswegs hinreichte, um die vorhandenen Bedürfnisse zu decken[1]), die Hauptsache: die gesetzliche Anerkennung der reformirten Kirche als der allein zu Recht bestehenden, war gleichwohl endlich erreicht, und Knox konnte nun mit Befriedigung auf das Werk blicken, das ihm durch die Gnade Gottes gelungen war. Nicht ohne schwere Kämpfe war es freilich hinausgeführt worden, und namentlich der Reformator hatte sich oft in Lagen versetzt gesehen, in denen es so schwer war, aus dem Widerstreit der verschiedenen Pflichten mit reinem Gewissen hervorzugehen; er hatte nicht blos alle Energie und Festigkeit seines Charakters aufbieten müssen, um den mancherlei Bedrohungen von Seiten der weltlichen Macht gegenüber das unbeweglich zu vertreten, wovon er sich sagen durfte, daß es ihm anvertraut sei, sondern sein Leben selbst war gar häufig darüber in Gefahr gerathen. Jetzt sah er sich für alle seine Mühen und für alle Beängstigungen seines Herzens belohnt. Die Kirche war jetzt frei von den Lasten, unter denen sie bisher geseufzt hatte, und wenn auch nicht Alles erreicht war, was nöthig schien, so war doch ein Boden gewonnen, auf welchem sich weiter bauen ließ. Namentlich freute sich Knox jetzt auch in dem Gedanken, daß er nun von aller Einmischung in die politischen Händel, wie er sie bisher so oft nicht hatte vermeiden können, erledigt sein dürfte, um sich lediglich mit den Angelegenheiten des Reiches Gottes zu beschäftigen und mit der Vorbereitung auf den Zeitpunkt, an den sein vorgerücktes Alter und seine mehr und mehr unter all den Anstrengungen geschwächte Gesundheit ihn gemahnten. Selbst daran dachte er, sich jetzt nach gethaner Arbeit von Edinburg in eine kleinere und weniger anstrengende

---

(1) Vgl. Robertson, hist. of Scotl., II, 250, 312.

Stelle zurückzuziehen, wie er dieß in einem Briefe an Johann Wood (d. d. 14. Febr. 1568) ausspricht. Der Gemeinde zu Genf, der er früher als Prediger gedient hatte, gedenkend, sagte er: „Gott behüte die zerstreute kleine Heerde, unter welcher ich mit Frieden im Gewissen und Ruhe im Herzen gelebt habe und in deren Mitte ich so gern meine Tage beschließen möchte, wenn es so in dem Willen Gottes wäre. Denn da es Seiner Majestät gefallen hat, so über aller Menschen Erwarten das Werk zu fördern, um dessentwillen ich jene Gemeinschaft verlassen habe, so würde ich jetzt mit Freuden zu ihnen zurückkehren, wenn sie meiner Arbeit bedürften, wie ich immer so gerne der Wuth meiner Feinde aus dem Wege gegangen wäre. Ich kann Euch keinen Grund angeben, weßhalb ich das wünsche, außer dem, daß mein Herz danach verlangt[1]."

Doch sollte diese Ruhe auch jetzt noch nicht lange währen und neue Verwirrungen entstanden, die seine Thätigkeit wieder in hohem Grade in Anspruch nahmen und ihn um so mehr erschüttern und schmerzen mochten, als es die Führer der Evangelischen selbst waren, die unter einander in blutige Streitigkeiten geriethen. Die Lords hatten zwar das Evangelium bekannt und anerkannt, aber es fehlte doch noch viel, daß der Geist des Evangeliums ihre Leidenschaften gezügelt und ihre Selbstsucht ausgetrieben hätte: es war ja erst der Grund gelegt, auf welchem ein Leben im Sinne des Herrn in Schottland erblühen konnte.

Zuvörderst war es Maria, die das Land wieder in Verwirrung stürzen sollte[2]. Wenn sie auch auf die Regierung Verzicht zu leisten versprochen hatte, so lag das doch keineswegs in ihrem Sinne, und es waren die Verhältnisse auch durchaus nicht der Art, daß sie aller Hoffnung auf Wiedererhebung sich hätte entschlagen müssen. Zwar waren die Anordnungen ihrer Gegner durch das Parlament bestätigt und Jakob VI. ebensowohl als König, wie Murray als Regent anerkannt worden, aber gleichwohl stand noch eine mächtige Partei dem Allen entgegen, die auch nicht an den Verhandlungen des Parlamentes Theil genommen hatte. Da waren die Hamiltons, die schon deßhalb nicht zustimmten, weil Murray und nicht der Herzog von Chatelherault, wie er als nächster Agnat sich für berechtigt hielt, zum Regenten ernannt worden war, und die, wenn sie auch rein persönliche Zwecke verfolgten, doch bereit waren, der Königin zu helfen und ihre Rechte gegen den Regenten zu vertheidigen; da war ferner die ganze Anzahl von römisch gesinnten Lords, welche auf Seiten Maria's standen, und selbst von den evangelischen Baronen stimmten nicht alle mit den letzten Vorgängen überein. Maria war also durchaus noch nicht ohne Freunde und deßhalb auch nicht ohne Hoffnung; selbst mit Bothwell, obgleich derselbe bereits aus dem

1) S. den Brief bei M'Crie, l. c. II, 162.
2) Tytler, VII, 147 f.

Lande geflohen war[1]), um in einem norwegischen Gefängnisse zu sterben, hoffte sie noch wieder vereinigt zu werden, und listig und verführerisch wie sie war, fand sie auch Mittel, um mit ihren Freunden in Verbindung zu treten und endlich auch aus Lochleven zu entkommen.

Es war ein jüngerer Bruder des Lords Douglas von Lochleven, Georg Douglas, den sie für sich zu gewinnen gewußt hatte und der ihr nun als Unterhändler und Werkzeug für ihre Pläne diente. Er vermittelte ihre Verbindung mit den Hamiltons und der römischen Partei, die sich im Stillen für sie rüstete, und ihm gelang es auch, ihr aus der so schwer zugänglichen Festung zu helfen. Ein Fluchtversuch, bei welchem Maria, als Magd verkleidet, bereits in den Kahn gelangt war, der sie an's Land bringen sollte, wurde zwar vereitelt, aber ein Page ihres Kerkermeisters wußte bei einer andern Gelegenheit sich der Schlüssel zu den Thoren zu bemächtigen und so entkam die Königin, indem Georg Douglas sie über den See ruderte und die Hamiltons sie am Ufer in Empfang nahmen. Es war am 2. Mai 1568. Maria begab sich nun zuvörderst nach Nidry in West-Lothian, dem Sitze der auf ihrer Seite stehenden Seatons, und sodann nach dem stark befestigten Schlosse Hamilton. Von hieraus erließ sie eine Proclamation, in welcher sie ihre Gegner für Rebellen erklärte und das Volk zu den Waffen rief. Zugleich wandte sie sich an Frankreich um Hilfe, und — der kaum beendete Kampf sollte auf's Neue beginnen.

Für die neue Ordnung der Dinge war das Alles nicht ohne Gefahr. Der Regent hatte sich durch die Entschiedenheit, mit welcher er den im Lande eingerissenen Unordnungen zu wehren suchte, außer den alten auch neue Feinde genug zugezogen, und ein großer Theil des Adels strömte zu den Fahnen Maria's[2]). Bald stand sie an der Spitze von 6000 Mann, und nicht blos Frankreich erklärte sich für sie, sondern auch Elisabeth schickte, in Folge ihrer zweideutigen Politik, einen Gesandten zu ihr, der ihr zu ihrer Befreiung Glück wünschen und zugleich anbieten mußte, daß die Königin von England bereit sei, die Schotten zur Unterwerfung zu zwingen, wenn Maria die Angelegenheit in ihre Hand legen wolle[3]). Doch Murray entwickelte in dieser gefahrvollen Lage die größte Energie. Jetzt galt es, namentlich die reformirte Kirche zu vertheidigen, denn ein Sieg der Königin würde der Untergang der Kirche gewesen sein. In aller Eile berief auch er deßhalb die Freunde unter die Fahnen, und nach 10 Tagen hatte auch er wieder eine Armee von 4000 Mann auf den Beinen, die entschlossen waren, Alles daran zu setzen, um ihr Leben und ihren Glauben zu vertheidigen.

1) Tytler, VII, 161.

2) Die Grafen Argyle, Cassilis, Eglinton und Rothes, die Lords Sommerville, Yester, Livingston, Herries, Flemming, Roß, Borthwick und viele Andere. Vgl. Tytler, VII, 175.

3) Mignet, I, 424. Meyer, II, 34.

Ohne Aufschub beschloß der Regent deßhalb, die Königin anzugreifen, bevor sie noch mehr Verstärkungen an sich gezogen hätte, und — bei Langside kam es zur Schlacht, deren Erfolg, ungeachtet ihrer größeren Anzahl, die vollständige Niederlage der Königlichen war. Maria floh ohne Aufenthalt bis an die englische Grenze und, im Vertrauen auf die ihr bewiesene Freundlichkeit Elisabeths, begab sie sich auf deren Gebiet[1]), um hier — am Ende dem traurigen Schicksale zu erliegen, das bekannt genug ist, das aber allein auch im Stande gewesen ist, das Mitleid für sie zu erregen und sie deßhalb in einem milderen Lichte bei der Nachwelt erscheinen zu lassen. Wenn man auch zugestehen muß, daß ihr viel Unrecht von Seiten des schottischen Adels zugefügt worden ist, ihr Verfahren in Schottland ist durchaus nicht zu rechtfertigen, und bei Anerkennung aller Schuld ihrer Gegner muß man doch sagen: es war ein Gericht Gottes, dem sie erlag. Mit römischen Anschauungen und mit der ihr von den Guisen dictirten Absicht, das Papstthum wieder herzustellen, nach Schottland kommend, war sie nicht blos nicht unbefangen, sondern auch nicht demüthig genug, um sich auch nur über den Glauben unterrichten zu lassen, den die Mehrzahl ihres Volkes angenommen hatte, und indem sie durch allerlei List die reformirte Kirche zu untergraben suchte, stürzte sie sich selbst in's Verderben. Es war freilich ihr Unglück, mitten in diesen Kampf der Parteien gestellt zu sein, aber ihr Unglück ging doch zum großen Theile aus ihrer Schuld hervor, aus der Verhöhnung, die sie an dem öffentlichen religiösen und sittlichen Geiste des Volkes zu begehen sich erdreistete[2]). — — —

Mit der Niederlage der Königin war jedoch die Ruhe im Lande noch keineswegs hergestellt. Murray, der wohl einsah, daß, wenn der Wohlstand des Landes ebenso, wie der evangelische Glaube sicher gestellt werden solle, Maria von Schottland fern gehalten werden müsse, war, mit den Beweisen von der Schuld derselben in Händen, der Aufforderung Elisabeths gefolgt und hatte diese als Schiedsrichterin zwischen der Königin von Schottland und ihrem Volke anerkannt. Er hatte sich deßhalb selbst nach England begeben, und lange Zeit hatten die Verhandlungen gedauert, die er mit der von Elisabeth ernannten Commission über diesen Gegenstand zu führen hatte[3]). Als er darauf, Ende Januars 1569 nach Schottland zurückkehrte, nicht ohne von der Partei, die sich Maria auch unter den englischen Großen zu gewinnen gewußt hatte, mit Lebensgefahr bedroht zu sein, fand er die Hamiltons und

1) Tytler, VII, 179 f. Mignet, I, 430 f. Meyer, II, 34.

2) Das weitere Schicksal Maria's darzustellen, liegt nicht im Plane dieses Werkes, wir verweisen daher auf die betreffenden Geschichtsschreiber, namentlich auf Tytler und Mignet.

3) Murray hatte bei dem Allen doch wohl weniger seinen Ehrgeiz, als das Wohl Schottlands im Auge, das es nöthig machte, Maria fern zu halten. Tytler leitet freilich Alles aus dem Ehrgeiz des Mannes her.

deren Anhang im Aufstande. Maria hatte Mittel gefunden, auch mit diesen von ihrem Gefängniß aus in Verbindung zu treten und sie, die die Gelegenheit gern ergriffen, um unter dem Vorgeben, für die Königin zu streiten, ihre eigenen Interessen zu verfolgen, hatten sich nicht lange bitten lassen, zumal ihnen von Seiten Maria's vorgespiegelt war, es solle Schottland durch Murray an Elisabeth verrathen werden. Es sei, hatte die gefangene Königin den Gegnern des Regenten mittheilen lassen, zwischen diesem und Elisabeth die Verabredung getroffen, daß nicht nur verschiedene Hauptfestungen Schottlands (Edinburg, Stirling und Dunbarton), sondern auch der junge König selbst an England ausgeliefert, und im Fall derselbe stürbe, Murray zum Könige ernannt werden solle [1]). Auf dieß erdichtete Abkommen hin, das Maria auf die Beschwerden Elisabeths in England widerrufen mußte, erließen die Hamiltons eine flammende Proclamation und einen Aufruf zu den Waffen, indem sich der Herzog von Chatelherault, der mit französischem Gelde unterstützt wurde, als „Leutnant der Königin" an die Spitze der Erhebung stellte. Doch sie trafen auf energischen Widerstand. Die Bevölkerung der Städte war durchaus auf Seiten des Regenten, zumal sie in ihm, der mit aller Strenge die Gerechtigkeit handhabte und den Unordnungen des Adels ohne Rücksicht entgegen trat, einen Beschützer gegen die mancherlei Unbilden fanden, die sie Seitens der Barone zu erdulden hatten, und ebenso wurde er von den Vertretern der reformirten Kirche, wie auch von denjenigen Lords auf das Kräftigste unterstützt, die ein Interesse daran hatten, daß die Königin nicht wieder auf den Thron gelange. Nachdem eine Versammlung der Anhänger des Regenten zu Stirling am 12. Februar gehalten war, welche alle Schritte desselben gegen die Königin gebilligt hatte, marschirte man sofort gegen die Freunde Maria's, bevor sich diese noch recht gesammelt hatten, und der Erfolg war auf Seiten des Regenten. Der Herzog von Chatelherault und der Lord Herries wurden überrascht und zu Unterhandlungen gezwungen. Ebenso mußte Graf Huntley und diejenigen Barone aus den nördlichen Gegenden, die mit ihm waren, sich unterwerfen. Am 10. Mai erkannten sie zu St. Andrews die Regierung Jakobs VI. an, gaben ihre Artillerie in die Hände Murray's und stellten Geißeln für ihr künftiges Wohlverhalten [2]).

So war die neue Ordnung der Dinge in Schottland denn allgemein anerkannt, freilich aber von den Gegnern derselben nur wider Willen, und sie waren auch keineswegs entschlossen, den Regenten auf die Dauer zu ertragen. Da sie aber mit Gewalt Nichts vermochten, so suchten sie andere Wege. Schon im Jahre 1568 war ein Mordanschlag auf den Regenten gemacht, aber entdeckt und vereitelt worden — jetzt sollten dergleichen Unternehmungen besseren Erfolg haben.

---

1) Mignet, II, 74 f. Meyer, II, 62.
2) Mignet, II, 76 f. Meyer, II, 63.

Einer der Hamiltons, Jakob Hamilton von Bothwell-Haugh[1]), ein Neffe des Erzbischofs von St. Andrews, unternahm es, den Regenten aus dem Wege zu schaffen. Man sagt, er sei dazu durch die Strenge, mit welcher ihn Murray für seine Betheiligung an dem Aufstande zu Gunsten Maria's bestraft habe, bewogen worden und erzählt, wie seine Güter eingezogen und selbst seine Frau aus ihren Besitzungen vertrieben sei. Die letztere sei darüber wahnsinnig geworden, und eben das habe den Lord zur Rache gegen den Regenten entflammt[2]). Allerdings mag sich das also verhalten, aber gewiß ist auch, daß die Partei der Hamiltons an dem Unternehmen betheiligt war. Der Erzbischof von St. Andrews hat dieß selbst vor seinem Tode bekannt. Uebrigens erscheint das Beginnen des Mörders in einem um so ungünstigeren Lichte, als ihm Murray, nachdem er wegen seiner Betheiligung an dem Aufstande zum Tode verurtheilt war, zum Theil mit auf die Fürsprache Knox' hin, das Leben geschenkt hatte.

Der Regent sollte diesen Nachstellungen erliegen. Er machte eine Reise durch das Land und war eben im Begriff über Linlithgow nach Edinburg zurückzukehren, als er in der ersteren Stadt durch Hamilton erschossen wurde. Der Mörder hatte sich in einem Hause, das dem Erzbischofe gehörte, aufgestellt, und seinem Opfer im Vorbeireiten vier Kugeln durch den Leib gejagt. Dann warf er sich auf ein an der Hinterpforte bereit stehendes Pferd und entkam so den Nachstellungen des herbeistürmenden Volkes nach dem Schlosse Hamilton, wo er mit heller Freude empfangen wurde[3]).

Die Wunde war tödtlich, und Murray starb noch an demselben Abend, 23. Januar 1570. Als seine Freunde, die sein Bett umgaben, seine Milde beklagten, mit welcher er die Gegner und namentlich auch den Mörder behandelt habe, erwiderte er, es sei Nichts im Stande, ihn bereuen zu lassen, wenn er Thaten der Barmherzigkeit ausgeübt habe. In ihm verlor die reformirte Kirche ihren mächtigsten, aufrichtigsten und uneigennützigsten Beschützer. Man hat ihn oft des Ehrgeizes angeklagt und namentlich ist dieß von Seiten der Anhänger und Vertheidiger Maria's geschehen[4]), aber wenn er meinte, seiner Schwester entgegen treten und sein Vaterland, wie seinen Glauben gegen deren Gelüste vertheidigen zu müssen, so hatte das seinen Grund eben sowohl in der Treue, mit welcher er an seinem Vaterlande, als auch an seinem Glauben hing. Daß er sich nicht auch mancherlei Mißgriffe habe zu Schulden kommen lassen, soll nicht gesagt werden, aber seine Schwester hat er erst da aufgegeben, als sie, jeder besseren Berathung unzugänglich, sich auf jene Bahnen begab, die für sie selbst, für Schottland und für

---

1) Vgl. M'Crie, II, 165 ff. Tytler, VII, 250 ff.
2) S. die Literatur darüber bei M'Crie, l. c.
3) Tytler, VII, 253.
4) Vgl. Tytler, VII, 254. Doch ließe sich, was Tytler ihm vorwirft, auch wohl anders deuten.

die reformirte Kirche zum Verderben führen mußten und als eine höhere Pflicht ihm gebot, ihr entgegen zu treten [1]). Während er von den Gewaltsamkeiten, in welche die Meisten der übrigen Barone sich verwickeln ließen, fern blieb, steht er unter Allen auch als Derjenige da, der ohne Nebeninteresse die Freiheiten des Landes, wie den evangelischen Glauben aufrecht zu erhalten suchte, wie er denn ja eine Zeit lang auch bereit war, seiner Schwester wieder zu weichen, als Aussicht vorhanden zu sein schien, daß sie Garantieen gäbe für den Schutz und die Aufrechthaltung, wie des Evangeliums, so auch des Friedens und der Landesfreiheit [2]). —

Der Tod des Regenten erregte allgemeine Bestürzung im Lande. Schien er doch die Losung zu neuen Verwirrungen zu sein, während man durch ihn den bisherigen kaum entgangen war. Mochte deßhalb auch ein Theil des Adels seines Falles sich freuen, das Volk nahm die Kunde nur mit Schrecken und tiefer Trauer auf. Die kurze Zeit seiner Regierung hatte gezeigt, was das heiße, wenn ein rechtschaffener und wohlmeinender Mann an der Spitze des Staates stehe, und laut verlangte man deßhalb die Bestrafung des Mörders. Selbst Solche, die dem Regenten bisher entgegen gewesen waren, ließen seinen Verdiensten jetzt Gerechtigkeit widerfahren, und die Hamiltons hüteten sich wohl, ihre Freude öffentlich zu zeigen. Sie thaten vielmehr Alles, um sich von dem Verdachte der Mitschuld an dem Verbrechen zu reinigen, und der Mörder, von ihnen Preis gegeben, konnte froh sein, daß er in das Ausland entkam und dort seine Tage beschließen konnte. Selbst der Erzbischof von St. Andrews bekannte bei seinem Tode, daß er bereue, an der That Theil genommen zu haben, und daß er Gott deßhalb um Vergebung bitte [3]). Selbst auch in England wurde der Schlag allgemein mit dem tiefsten Bedauern empfunden.

Namentlich aber war es die reformirte Kirche und vor allen Dingen Knox, der von dem Verluste auf das Tiefste erschüttert wurde. Mit dem Reformator war der Regent von früh her in Verbindung gestanden, und wenn auch eine Zeit lang — damals, als Murray noch von seiner Schwester das Beste hoffte und sie deßhalb gegen die Angriffe des weiter blickenden Knox vertheidigen zu müssen meinte — eine Mißhelligkeit zwischen Beiden entstanden war, so waren sie doch stets von ihrer beiderseitigen Redlichkeit überzeugt. Während Knox in seiner Geschichte über die übrigen evangelischen Barone oft die bittersten Klagen führt, sagt er doch von dem Grafen Murray, und zwar zu einer Zeit, wo die Mißhelligkeit zwischen Beiden noch

1) Maria war doch noch aus einem andern Gesichtspunkte zu betrachten, als dem einer „miserable princess,“ auch wenn sie unser ganzes Mitleid deshalb in Anspruch nimmt, daß sie auf Wege gerieth, auf denen sie sich selbst in das Licht dieses anderen Gesichtspunktes stellte.

2) Mignet, II, 93 ff. Meyer, II, 66—68, namentlich 68.

3) M'Crie, II, 168. Anm.

nicht geschlichtet war, daß „das Ebenbild Gottes in ihm auf das Herrlichste hervorgeleuchtet" habe[1]), und hernach war es Knox, der dem Regenten stets berathend zur Seite stand. Dem guten Willen Murray's vornehmlich verdankte die reformirte Kirche so manche Vortheile, welche sie in der letzten Zeit gewonnen hatte, und eben in ihm erkannte der Reformator die größte Stütze für das Evangelium.

Knox wurde bei der Nachricht von der Ermordung des Regenten deßhalb auch mit dem tiefsten Schmerze erfüllt. Er selbst hatte den Grafen bewogen, jenem Hamilton das Leben zu schenken, deßhalb klagte er sich nun auch an, das Werkzeug seines Todes gewesen zu sein, und nur mit schweren Sorgen sah er in die Zukunft, wo Leute an der Spitze des Staates stehen würden, die mehr nur ihren eigenen Vortheil suchten, als den Vortheil des Landes und die Ehre des Herrn. „O Herr!" rief er in der Predigt aus, die er an dem nämlichen Tage, wo der Tod Murray's in Edinburg bekannt wurde, hielt: „O Herr, in welchem Elende und in welcher Verwirrung fand er doch dieß Reich! und zu welcher Ruhe und Ordnung ist es nun durch seine Bemühungen in so kurzer Zeit gebracht worden! Alle Stände, aber namentlich das arme Volk kann es bezeugen, dein Bild, o Herr, leuchtete so klar aus dem Manne hervor, daß es selbst der Teufel und die Gottlosen, deren Fürst er ist, nicht verkennen konnten. Und so hast du, um unsre Sünden und unsre Undankbarkeit zu bestrafen (welche eine solche Gabe nicht recht zu würdigen wußten), zugelassen, daß er, zu unserm größten Kummer, in die Hände grausamer und verrätherischer Mörder fallen mußte. Er ist jetzt im Frieden, o Herr, aber wir sind nun dem äußersten Elende Preis gegeben[2])."

Einige Tage vor dem Morde hatte der Abt von Kilwinning, Gavin Hamilton, sich an den Reformator gewandt mit der Bitte, er möge doch bei dem Regenten um Nachsicht für seine Verwandten wegen des Aufstandes bitten, und Knox war auch bereit gewesen, das Seinige zu thun, wenn sie nur die Autorität des Königs anerkennen und Nichts wieder gegen den Regenten unternehmen wollten, denn, hatte er gesagt: „ich versichere vor Gott, welcher jetzt der einzige Zeuge zwischen uns ist, wenn Jemand von den Hamiltons gegen die Person des Regenten Etwas unternehmen würde, so würde ich mich für immer von Euch und ihnen lossagen." Jetzt war das Mißtrauen, das Knox in diese Parteigänger setzte, leider bald genug bestätigt worden, und als der Abt sich bei ihm zu rechtfertigen suchte und deßhalb eine Unterredung mit ihm begehrte, ließ er ihm sagen: „Ich habe jetzt bei dem Regenten für die Hamiltons nicht mehr zu bitten!" Er wies den Abt mit Verachtung zurück[3]).

1) Knox, hist., 311.
2) M'Crie, II, 173.
3) Ebendas. 147 f. Auch das Folgende daselbst.

Unter der Hand suchte nun aber die gegnerische Partei das Andenken des Regenten durch allerlei üble Gerüchte zu verdunkeln, die man über ihn zu verbreiten suchte. Man griff die alten Beschuldigungen wieder auf, als ob er selbst nach der Krone gestrebt habe und als ob deßhalb das Leben des königlichen Kindes von ihm bedroht gewesen sei. Dieß geschah namentlich in einem Libell, welches angeblich einen Bericht über eine Berathung enthielt, welche zwischen dem Regenten, dem Lord Lindsay, dem Laird von Pittarow, dem Erzieher des Königs, Jakob Macgill und Knox gehalten und deren Gegenstand die Beseitigung Jakobs VI. zu Gunsten Murray's gewesen sein sollte. Es war in diesem Berichte der Charakter der einzelnen Personen, sowie überhaupt die ihnen eigenthümliche Art sich auszudrücken in sehr geschickter Weise nachgeahmt, aber es wurde doch allgemein als eine Fälschung und boshafte Verleumdung bald erkannt, deren Zweck nur sein konnte, das Gehässige des Mords zu mildern und den Regenten herabzusetzen. Verfasser war ein Bruder des Secretair Lethington, auf welchem der Verdacht ruhte, daß er selbst an der That Hamiltons nicht unbetheiligt sei. Er hatte sich in der letzten Zeit wieder zu der Partei der Königin geschlagen.

Dieser selbe Maitland erlaubte sich dann auch noch andre Schritte. An dem Tage, an welchem die „wöchentliche Versammlung" gehalten wurde[1]), legte er einen Zettel auf die Kanzel, auf welchen er geschrieben hatte: „Betrachtet nun den Mann, den ihr für einen halben Gott gehalten habt, und bedenkt das Ende, zu welchem ihn sein Ehrgeiz gebracht hat." Es war das offenbar auf den Regenten gemünzt, und Knox, der an dem Tage zu predigen hatte und den Zettel fand, deutete es auch so. Er legte das Papier jedoch Anfangs bei Seite und hielt ruhig seine Predigt, aber am Ende, nachdem er den Verlust, den die Kirche und das Gemeinwesen erlitten hatte, beklagt und jenen Bericht von der angeblich abgehaltenen Berathung für falsch und verleumderisch erklärt hatte, sagte er, es gebe Personen, welche sich über diesen verrätherischen Mord freuten und kein Bedenken trügen, ihn zum Gegenstande ihres Spottes zu machen, namentlich sei da Einer, den er freilich nicht kenne, der es aber gewagt habe, auf die Kanzel ein Blatt zu legen, welches über ein Ereigniß lästre, das die Ursache des Kummers für alle gute Menschen sei. „Jener gottlose Mensch," fuhr er dann fort, „wer er auch sein mag, wird nicht ungestraft bleiben und sterben, wo Niemand da sein wird, um ihn zu beklagen!"

Maitland war selbst zugegen gewesen, und als er nach Hause kam, erzählte er seiner Schwester, was der Prediger gesagt habe, indem er sich darüber lustig machte, daß Knox sich anmaße, ein Prophet sein und sogar die Schicksale eines Menschen voraussagen zu wollen, den er gar nicht kenne.

1) S. oben.

Die Schwester aber nahm die Sache sehr ernsthaft, und als sie erfuhr, daß ihr Bruder selbst der Verfasser jenes Zettels sei, mißbilligte sie sein Thun nicht nur, sondern sagte auch mit Thränen, es sei noch keine von den Weissagungen des Reformators unerfüllt geblieben. Wirklich versichert auch Spottswood, der die Sache von jener Dame selbst gehört haben will, in seiner Geschichte der Reformation, daß Maitland bald darauf in Italien gestorben sei, ohne eine bekannte Person um sich zu haben [1]).

Die Leiche Murray's wurde am 14. Februar in der Kirche zu St. Giles beerdigt, und Knox hielt die Grabrede über den Text aus der Offenbarung: „Selig sind die Todten, die in dem Herrn sterben." Dreitausend Menschen waren seine Zuhörer und vergossen reichliche Thränen, während der Prediger die Verdienste und Tugenden des Regenten darstellte und seinen Verlust beklagte. Buchanan aber, einer der bedeutendsten Gelehrten Schottlands in damaliger Zeit, verfaßte die Grabschrift, welche in einfachen und kurzen Worten dem Gemordeten den Kummer seines Vaterlandes nachrief [2]), und verherrlichte sein Andenken durch ein sinnvolles lateinisches Gedicht. Nach der Beerdigung hielten die Freunde Murray's eine Berathung, in welcher sie beschlossen, seinen Tod nicht ungestraft zu lassen, aber man wurde nicht darüber einig, wie dieß geschehen könnte, zumal das Werkzeug der blutigen That entkommen war, und das Volk hatte bald genug Ursache, über die Lässigkeit zu klagen, mit welcher dieser Beschluß ausgeführt wurde. Die General-Synode bezeugte jedoch bei ihrer nächsten Zusammenkunft ihren Abscheu über das Verbrechen und schloß den Mörder von der Kirchengemeinschaft aus, ein Beschluß, der in allen Kirchen des Königreichs verkündigt werden sollte. Dieselbe Strafe sollte Jeder erleiden, der künftighin als Mitschuldiger der Blutthat überführt werden möchte [3]).

Knox erhielt während dieser Zeit manches Trostschreiben von auswär-

1) Vgl. M'Crie, II, 176.

2) „Jacobo Stuarto Morariae Comiti Scotiae Proregi viro aetatis suae longe optimo ab inimicis omnis memoriae deterrimis ex insidiis extincto ceu patri communi patria moerens posuit." — Buchanan hat den Regenten auch noch in Versen verherrlicht. — Vgl. M'Crie, II, 342, wo auch die folgenden Verse:

„Ter tua dicturus cum dicere singula conor,
Ter numeri, et numeros destituere soni.
Nobilitas, animus, probitas, sapientia, virtus,
Consilium, imperium, pectora sancta, fides,
Cuncta mihi simul haec instant certamine magno:
Ut sibi, sic certant viribus ista meis,
Ipsi adeo Aonides cum vellent dicere, cedunt
Sponte sua numeris, haec, Buchanane, tuis."

Vgl. über Murray's Charakter denselben II, 332 ff.

3) Spottswood, hist., 235. Vgl. M'Crie, II, 178.

tigen Freunden, besonders aus England, die alle den Tod des „guten Regenten" bitter beklagten. So unter Andern von Goodmann und Willock, welche sich Beide damals in England aufhielten. Einer von den Bekannten des Reformators, Dr. Laurence Humphrey[1]), forderte ihn auf, ein Buch zum Andenken des Ermordeten zu verfassen, und es ist zu beklagen, daß er durch seinen wankenden Gesundheitszustand daran verhindert worden ist, so wie auch, daß er seine Geschichte der Reformation nicht weiter, als bis zu dem Zeitpunkte geführt hat, wo Murray zum Regenten ernannt wird.'

Wir haben von der Kränklichkeit Knox' schon mehrfach geredet — der Kummer über das letzte traurige Ereigniß warf ihn nun vollends nieder. Im Monat October wurde er von einem Schlaganfalle getroffen, der ihn sogar für eine Zeit lang sprachlos machte, so daß er gänzlich vom Predigen abstehen mußte. Das war für seine Gegner denn ein großer Triumph, und allerlei Gerüchte, welche die Sache nicht nur vergrößerten, sondern sie mit dem Aberglauben der damaligen Zeit ausschmückten, wurden verbreitet. Durch Schottland, wie durch England hieß es, sein Gesicht sei ihm in den Rücken gedreht, und er sei so entstellt, daß man kaum mehr eine menschliche Gestalt in ihm erkennen könnte. Einige sagten sogar, daß er todt sei, und — daß eben der Böse bei dem Allen seine Hand im Spiele habe, galt bei den römisch Gesinnten für ausgemacht. Sie hatten ihn ja schon längst allerlei schwarzer Künste beschuldigt, durch die er seinen Einfluß auf die Seelen der Menschen gewonnen habe[2]), da sie nicht begreifen konnten, daß das Evangelium doch auch eine Macht in der Welt sei. — Zum Glück währte die Freude der Römischen nicht lange. Dem Reformator kehrte die Sprache wieder und er war im Stande, schon am nächsten Sonntag die Kanzel wieder zu besteigen. Gelitten hatte seine Gesundheit aber freilich, und er mußte sich deßhalb damit begnügen, nur noch Sonntags das Wort des Herrn zu verkündigen. Auch finden wir, wie er sich jetzt mehr und mehr auf den Tag vorbereitete, wo er eingehen sollte zu dem Herrn, dem er sein Leben lang gedient hatte[3]).

---

1) Professor of divinity and Head of one of the colleges, in the University of Oxford — ein Puritaner. Vgl. Strype, Annals, I, 421, 430 ff.

2) S. oben das erste Gespräch mit Maria.

3) Vgl. den Brief an Wood bei M'Crie, II, 389 ff.

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Neue Verwirrungen.

Es konnte nicht fehlen, daß der Tod Murray's die größten Verwirrungen in Schottland hervorrufen mußte. Die Regentschaft war vacant geworden, und die verschiedenen Parteien suchten sich derselben zu bemächtigen. Namentlich waren es zwei Männer, welche auf die oberste Leitung der Angelegenheiten in Schottland Anspruch erhoben: der Herzog von Chatelherault und der Graf Lennox, Beide aus königlichem Geblüt. Lennox wurde von Elisabeth begünstigt, aber der Herzog von Chatelherault gebot noch immer über bedeutende Streitkräfte, und der Tod Murray's war überhaupt für die Partei der Königin und der römischen Kirche nur das Zeichen, um einen neuen Aufstand zu versuchen. Nicht blos in Schottland, sondern auch in den nördlichen Theilen von England, wo die römische Kirche noch immer viele Anhänger zählte, griff man zu den Waffen [1]), und so entbrannte der Bürgerkrieg von allen Seiten, so daß die Befürchtungen, mit welchen den Reformator die Nachricht von den an dem Regenten verübten Verbrechen erfüllt hatten, sich als durchaus begründet erwiesen und neue Sorgen hinzukamen. Wieder schien das Bestehen der reformirten Kirche bedroht und dem Kampfe der Parteien und ihrer politischen Herrschsucht Preis gegeben zu sein. Der Reformator sah sich in neue Verwicklungen gerissen, und mußte das um so schmerzlicher empfinden, als sein Körper die früheren unsäglichen Anstrengungen nicht mehr ertragen konnte. Es kam deßhalb gewiß aus seinem Herzen, wenn er jetzt in seinen Gebeten Gott klagte, wie sie „eine Heerde ohne Hirten und ein Schiff ohne Ruder seien mitten in einem Sturme."

Dazu kam, daß er sehen mußte, wie so Manche, die es früher mit der Reformation gehalten, jetzt in das Lager der Gegner übergingen. Lethington hatte längst wieder die Farbe gewechselt und unterstützte die Hamiltons mit aller seiner Verschlagenheit, aber auch Kirkaldy von Grange, der von dem Regenten zum Gouverneur des Schlosses von Edinburg gemacht war, hielt sich Anfangs neutral und erklärte sich dann öffentlich für Maria und deren Parteigänger, indem er jetzt Alles daran setzte, die Sache der Königin zu fördern. Da die Einwohner von Edinburg, wie überhaupt die Städte, auf Seiten der neuen Ordnung der Dinge standen, so quälte er sie von seinem festen Schlosse aus auf jegliche Weise [2]).

Knox ertrug den Abfall gerade dieses Mannes gar schwer. Er hatte auf denselben bisher große Stücke gehalten, zumal Kirkaldy der Reforma-

1) Mignet, II, 112 ff. Meyer, II, 79.

2) Vgl. auch über das Folgende M'Crie, II, 181 ff.

tion manche wichtige Dienste geleistet hatte, und wenn er auch Manchem der übrigen Lords zutrauen mochte, daß ihre Anhänglichkeit an das Evangelium zuletzt doch blos in politischen Interessen wurzele, so hatte er von diesem doch eine bessere Meinung gehegt. Jetzt fiel auch er ab und schlug sich zu Denen, deren Sieg nichts Anderes, als neue Drangsale für die reformirte Kirche, wenn nicht deren Untergang, bedeuten mußte. Knox versuchte deßhalb, den Laird wieder auf andre Gedanken zu bringen und ihn bei der Partei des Königs festzuhalten — jetzt, wo Murray dahin war, galt es ja besonders, dieselbe um des Evangeliums willen zu stützen — aber alle seine Bemühungen waren vergeblich. Am Ende gerieth er sogar in einen persönlichen Streit mit dem ehemaligen Freunde, der unerquicklich genug war. (Ende 1570.) Die Sache war folgende:

Einer von den Soldaten des Schlosses war von dem Magistrat der Stadt gefänglich eingezogen worden, weil er einen Mord begangen haben sollte, aber der Gouverneur fand sich dadurch beleidigt und machte kurzen Prozeß: Er schickte einen Theil der Garnison in die Stadt, ließ das Gefängniß im Tolbooth erbrechen und den Gefangenen befreien. Diese Gewaltthat glaubte nun Knox nicht ungerügt hingehen lassen zu dürfen und, wie es damals überhaupt Sitte war, öffentliche Vorgänge auch öffentlich auf der Kanzel zu besprechen und unter das Licht des Evangeliums zu stellen, so redete er am folgenden Sonntage auch von diesem und tadelte es schwer, daß das Haus der Gerechtigkeit gewaltsam erbrochen sei. Er erinnerte dabei an das Benehmen Kirkaldy's in früheren Zeiten, wo er mit Knox in der französischen Gefangenschaft gewesen sei [1]), und sagte: „wäre diese Gewaltthat auf Befehl eines blutdürstigen Mannes verübt worden und eines Solchen, der keine Furcht Gottes kennte, so würde er dadurch nicht so sehr entrüstet worden sein, aber es sei ihm schmerzlich zu denken, daß Einer, auf den alle Frommen so große Hoffnungen gebaut hätten, so tief gefallen sein sollte, um eine solche That zu begehen, noch dazu Einer, der, als er vordem selbst gefangen gewesen wäre, sich geweigert hätte, seine Freiheit durch Blutvergießen zu erkaufen."

Diese Rede wurde nun aber mit vielen Uebertreibungen dem getadelten Laird wieder erzählt, und derselbe gerieth dadurch in den größten Zorn. Zuerst beklagte er sich bei Craig, dem Mitprediger Knox', und brachte die Angelegenheit alsdann vor die Aeltesten der Kirche, angebend, er sei von dem Reformator verleumdet worden, als ob er ein Mörder sei, verlangend, daß Knox öffentlich widerrufen solle. Knox sah ein, daß seine Worte falsch hinterbracht sein müßten, und am nächsten Sonntage suchte er deßhalb das, was er gesagt hatte, weiter zu erläutern und es aufrecht zu erhalten. Aber das hieß nur neues Oel in's Feuer gießen. Kirkaldy war seit einem Jahre

1) S. oben Kap. VI.

nicht mehr zur Kirche gekommen, jetzt aber erschien er, begleitet mit einer Anzahl von Denjenigen, welche an der Gewaltsamkeit Theil genommen hatten, und Knox, unerschrocken, wie er war, ergriff diese Gelegenheit, dem Laird selbst die Wahrheit zu sagen. Er setzte daher auseinander, eine wie große Sünde es sei, die Wohlthaten Gottes zu vergessen, und warnte seine Zuhörer, auf die Gnade Gottes zu pochen, während sie offenkundig seine Gebote überträten und wohl gar noch sich heraus nähmen, diese Uebertretung zu rechtfertigen. Daß Kirkaldy gemeint sei, war allerdings nicht zu verkennen, und derselbe war deßhalb über diesen neuen Angriff abermals erbittert. Er stieß Drohungen gegen den Prediger aus, so oft er von ihm sprach, und es hieß deßhalb sogar, er sei nicht blos sein geschworner Feind geworden, sondern suche ihn sogar zu tödten, weßhalb denn auch eine Anzahl von Edelleuten aus Kyle und Cunningham einen Brief an Kirkaldy sandten, in welchem sie ihn an seine frühere Anhänglichkeit an den evangelischen Glauben erinnerten und ihn warnten, dem Reformator ein Leid zuzufügen. „Ihn habe Gott," sagten sie, „zu Demjenigen gemacht, der seine Kirche zuerst unter ihnen gepflanzt und hauptsächlich bewässert habe, und sein Leben sei ihnen so theuer, als ihr eigenes," der Laird solle sich deßhalb hüten [1]).

Knox war durch solche Drohungen nicht so leicht einzuschüchtern, sobald es galt, zu thun, was er für seine Pflicht hielt. Er blieb dabei, seine Zuhörer vor aller Gemeinschaft mit Solchen zu warnen, welche die Bestrafung verbrecherischer Handlungen zu verhindern suchten, indem sie die unrechtmäßigen Angriffe der Königin unterstützten, und welche die reformirte Kirche der äußersten Gefahr dadurch aussetzten, daß sie die Autorität des Königs zu stürzen suchten. So aber kam denn natürlich kein Frieden zwischen ihm und dem Gouverneur des Schlosses, und als im März 1571 die General-Synode zusammenkam, brach auch dort der Streit aus. Anonyme Schriften wurden in dem Lokale der Versammlung gefunden und Plakate an die Kirchthüre geheftet, in denen der Reformator angeklagt wurde, daß er aufrührische Reden gegen die Königin führe und sich weigere, für ihr Wohlergehen und ihre Bekehrung zu bitten, indem er sie als eine „Verworfene" darstelle, deren Reue ohne Hoffnung sei, ja, daß er sogar Gebete gegen sie gesprochen habe. Eins von diesen Plakaten schloß sogar mit der Drohung, daß, wenn die Synode ihm nicht untersagte, eine solche Sprache zu führen, die Ankläger selbst schon ein Mittel finden würden, um ihn zum Schweigen zu bringen. Die Synode ließ daher die Ankläger öffentlich auffordern, vor ihr zu erscheinen und ihre Beschuldigungen zu begründen, aber da erschien eine andre anonyme Schrift, welche verhieß, bei der nächsten Synode werde es schon nicht an Anklägern fehlen, wenn der Prediger in seinen beleidigenden Reden fortfahre und wenn „er dann sich der Anklage stellen und

1) Bannatyne, Journal, 67 ff.

nicht, wie er es zu thun pflege, sich bei Zeiten aus dem Staube machen werde." Bis dahin mochte man darauf rechnen, daß die Sache der Königin gesiegt haben werde.

Knox meinte nun, auch diese Angriffe nicht mit Stillschweigen übergehen zu dürfen, obwohl einige seiner Freunde dazu riethen; er fürchtete, sein Amt möchte darunter leiden, wenn er dazu schwiege. Er las die Libells deßhalb auf offener Kanzel vor und gab eine umständliche Antwort auf die in ihnen enthaltenen Beschuldigungen, indem er sein Verfahren gegen die Königin zu rechtfertigen suchte. Daß er Maria der Laster und Verbrechen angeklagt habe, deren sie anerkannter Maßen schuldig sei, leugnete er keineswegs, aber daß er Aufruhr gegen sie gepredigt habe, stellte er eben so entschieden in Abrede. Auch meinte er, es werde Niemand im Stande sein, ihm eine solche Beschuldigung nachzuweisen, ohne zu gleicher Zeit zu behaupten, daß auch Jesaias, Jeremias und andre inspirirte Schriftsteller Empörer gewesen seien. Von denen habe er gelernt, offen und frei die Sünde beim rechten Namen zu nennen. Er habe jedoch niemals die Königin als eine „Verworfene" dargestellt, noch gesagt, daß ihre Bekehrung unmöglich sei, aber er habe behauptet, daß Stolz und Reue niemals lange zusammen in demselben Herzen herbergen könnten. Er habe gebeten, daß Gott, zum Trost und Heil seiner Kirche, seine Macht ihrem Hochmuthe entgegen setzen und sie und ihre Parteigänger in ihrer Gottlosigkeit zu Schanden machen möge, und allerdings habe dieß Gebet, möchten sie es nun eine Fürbitte oder eine Verwünschung (imprecation or execration) nennen, alle Diejenigen getroffen und treffe sie noch, die ihr beiständen. Was aber die Anklage betreffe, daß er nicht für sie bete, so antwortete er: „Ich bin nicht verpflichtet, für sie an diesem Platze zu bitten, denn meine Oberherrin ist sie nicht, und meine Ankläger mögen bedenken, daß ich nicht ein Advokat bin, dessen Zunge für Silber oder für die Gunst der Welt feil ist[1])." Welches Recht sie jetzt habe oder jemals gehabt habe, in Schottland zu regieren, wolle er nicht erörtern; die Stände hätten sie der Krone für verlustig erklärt und denen komme es zu, sich deßhalb zu verantworten; er aber habe bisher aller gesetzlichen Obrigkeit im Königreiche Gehorsam geleistet. Die Drohungen gegen sein Leben aber und die hämische Aufforderung betreffend, daß er bei der nächsten Synode Stand halten und nicht ausreißen möge, so erwidere er, daß sein Leben unter dem Schutze Dessen stehe, der ihn bisher aus so vielen Gefahren errettet habe, so daß er jetzt in ein Alter gelangt sei, wo er nicht mehr weit fliehen könne, noch könne ihn auch Jemand beschuldigen,

1) Crawford hat in seinen Memoirs of Scotl. behauptet, die Reformatoren hätten bei dieser Gelegenheit gesagt, für Feinde zu bitten oder ihnen zu vergeben, gehöre nicht zur Pflicht eines Christen. M'Crie sagt, die Manuscripte, auf die sich Crawford bezöge, enthielten kein Wort davon. M'Crie, II, 186.

daß er die ihm anvertraute Gemeinde verlassen habe, ohne auf deren ausdrücklichen Wunsch.

Aber seine Feinde waren auch mit dieser Verantwortung noch nicht zufrieden gestellt, vielmehr zogen sie jetzt seinen „Trompetenstoß" hervor und klagten ihn an, daß er in seinen Meinungen höchst wankelmüthig sei, da er das eine Mal gegen das „Weiberregiment" geschrieben habe und nun doch für die Königin Elisabeth bitte und deren Hülfe gegen sein eigenes Vaterland nachsuche. Auch auf diese Anschuldigung antwortete er von der Kanzel herab und wies sie mit großer Entrüstung zurück. Nachdem er versichert hatte, daß er seine Meinung über diesen Gegenstand nie geändert habe, schloß er mit folgenden Worten: „Eins mag ich doch am Ende nicht übergehen, nämlich, dem eine Lüge an den Hals zu werfen, der zu sagen wagt, daß ich jemals Hülfe gegen mein Vaterland gesucht habe. Was ich meinem Vaterlande gewesen bin, wenn es auch dieß undankbare Zeitalter nicht anerkennen will, so werden doch die künftigen Zeiten gezwungen sein, die Wahrheit zu bezeugen. Und so schließe ich, indem ich einem Jeden, der Etwas gegen mich vorzubringen hat, auffordere, es zu sagen, und zwar eben so offen, wie ich selbst Alles, was ich thue, die Welt wissen lasse; denn mir scheint es Etwas durchaus Unvernünftiges zu sein, daß ich in meinem schwachen Alter noch gezwungen sein soll, gegen Schatten zu kämpfen und gegen Gespenster, welche das Licht scheuen [1])." —

Noch immer, wie wir sehen, war es derselbe Eifer für die von ihm vertretene Sache, der den Reformator beseelte, und obgleich der Leib durch die unausgesetzten Anstrengungen seines kampfvollen Lebens bis zum höchsten Grade hinfällig geworden war, so war der Geist doch noch frisch und gesund. Er mußte freilich jetzt auf seinen Körper sorgfältig Rücksicht nehmen und sah sich deßhalb an das Haus gefesselt. Nur Sonntags ging er aus, um die Predigt des Vormittags zu halten, was er sich durchaus nicht nehmen ließ, wie viele Schmerzen es ihm auch verursachte [2]), aber an den übrigen kirchlichen Versammlungen konnte er nicht mehr Theil nehmen, und eben so hatte er es auch aufgegeben, sich mit politischen Dingen zu befassen. Doch aber bekümmerte er sich noch um Alles, was geschah, und wenn „diejenigen Betrachtungen, durch die er sich auf sein Abscheiden vorbereitete," ihn auch viel beschäftigte, so ließ er sich durch die Briefe seiner Freunde doch auch über alle Angelegenheiten unterrichten, welche den Staat oder die Religion betrafen. Vollends aber, wenn er die Kirche oder das Gemeinwohl bedroht sah, vergaß er alle seine Schwäche und war wieder der rüstige, unerschrockene Streiter, wie in den Jahren seiner Kraft. Immer war er da bereit, den Feinden entgegen zu treten und das Werk

1) Bannatyne, Journal, p. 99 — 120.
2) Ebendas. 77.

zu vertheidigen, das der Herr durch seine Hülfe in Schottland begründet hatte.

Freilich sollte er noch viel Trübes erleben von Feinden, wie von Freunden, und Edinburg selbst mußte er wieder in die Hände der Partei Maria's gerathen sehen. Lennox, von Elisabeth unterstützt, war zwar nach Schottland gekommen, um die Zügel der Regierung zu ergreifen, aber die Hamiltons behaupteten ihm gegenüber das Feld, und der Bürgerkrieg wüthete in Schottland auf schreckliche Weise. Am Ende öffnete[1]) Kirkaldy dem Herzoge von Chatelherault die Thore von Edinburg, und die angesehensten Bürger flohen aus der Stadt, theils um ihr Leben zu retten, theils um nicht dafür angesehen zu werden, daß sie durch ihr Stillschweigen die Wiedererhebung Maria's gebilligt hätten. Sie zogen sich nach Leith zurück, welches von Lennox besetzt gehalten wurde.

Unter solchen Umständen schien das Leben des Reformators bedroht zu sein. Er war nicht geflohen, sondern hatte es für seine Pflicht gehalten, zu bleiben und die ihm anvertraute Heerde nicht zu verlassen. Deßhalb dachten auch seine Freunde daran, ihn zu schützen. Des Nachts hielten sie Wache vor seiner Thür, und wenn er Sonntags zur Kirche ging, bildeten sie seine Bedeckung. Doch eben das war Kirkaldy nicht recht. Das heiße, meinte er, einen Verdacht auf ihn werfen, und er erbot sich, einen seiner Officiere zu schicken, der Knox begleiten könne. Zugleich wandte er sich an Chatelherault und bat um Schutz für den Reformator. Der Herzog aber lehnte es ab, dem Manne, der so wenig geneigt war, ihn anzuerkennen, irgend welche Sicherheit zu gewähren. Er könne für Nichts einstehen, sagte er, denn da seien so viele „Schufte" und andere Leute unter seinen Truppen, die Knox nicht liebten, und die könnten ihm ein Leid anthun, ohne daß er selbst davon wisse. Und wirklich fand auch ein Angriff auf das Leben des Reformators statt. Eines Abends wurde nach seinem Fenster geschossen, so daß die Kugel in's Zimmer schlug, und er würde sicher getroffen sein, hätte er sich nicht gerade an einem andren Platze befunden, als wo er gewöhnlich zu sitzen pflegte[2]).

Sein Leben war also wirklich bedroht, und seine Entfernung von Edinburg dringend geboten, zumal jene Weigerung Chatelheraults, ihm Sicherheit zu gewähren, nur zu Angriffen gegen ihn aufmuntern mußte. Seine Freunde drangen deßhalb abermals in ihn, sich an einen sicherern Ort zurück zu ziehen. Es kam eine Deputation der Stadt, begleitet von seinem Mitprediger Craig, und stellte ihm die Nothwendigkeit, die Hauptstadt zu verlassen, bis die Partei der Hamiltons wieder abgezogen sein werde, auf das Dringendste vor. Aber auch da weigerte er sich noch zu fliehen. Er fürchtete, seine Feinde hätten

1) Im April 1571. M'Crie, II, 188.

2) Vgl. die seiner History vorgedruckte Lebensbeschreibung, 31.

mit ihren Drohungen lediglich im Sinne, ihn einzuschüchtern, um nach seiner Entfernung um so unangefochtener wirthschaften zu können und ihn dann der Feigheit anzuklagen. Erst als man ihm sagte, wenn er angegriffen werde, so seien seine Freunde bereit, ihr Leben für ihn zu wagen, und wenn dann, was doch höchst wahrscheinlich sei, Blut vergossen werde, so sei er daran schuldig, willigte er ein, wenn auch „sehr wider seinen Willen[1])". Er wandte sich nach St. Andrews, wo freilich die Hamiltons auch eine starke Partei hatten, wo aber doch wenigstens noch mehr Sicherheit für ihn war, weil die Partei der Regentschaft vorherrschte. Am 5. Mai 1571 kam er in der Stadt an, wo er zum Predigtamte berufen worden war, und in der Abtei seine Wohnung nehmend, begann er auch hier sofort wieder das Evangelium zu verkündigen. Obgleich er so schwach geworden war, daß er sich auf die Kanzel führen lassen mußte, so wäre es ihm doch unmöglich gewesen, „zu schweigen, so lange er noch eine Zunge hatte."

Zu Edinburg wurde statt seiner jedoch der Bischof von Galloway, Alexander Gordon, angestellt, der freilich zum Evangelium übergetreten war, es aber doch mehr mit der Partei der Königin hielt, zu der auch seine Verwandten, die Huntley's, gehörten. Er blieb deßhalb auch unangefochten, freilich ohne auch bei den Einwohnern die Gunst erlangen zu können, in welcher sein Vorgänger gestanden hatte. Da, wie schon gesagt, ein großer Theil der bessern Bürger die Stadt verlassen hatte, und Gordon nun auch nicht im Stande war, den Zurückgebliebenen zu genügen, so schien es eine Zeit lang, als ob die ganze Gemeinde sich auflösen solle. Das Abendmahl wurde nicht mehr gefeiert, und während früher kaum ein Tag verging, wo nicht ein öffentlicher Gottesdienst, Gebet oder Predigt, gehalten worden wäre, so kam jetzt höchstens an den Sonntagen eine geringe Anzahl in St. Giles zusammen, während der ganzen Woche aber war, „weder eine Predigt noch ein öffentliches Gebet zu hören, noch auch irgend ein Geläute in der ganzen Stadt, mit Ausnahme des Abendläutens."

Und im Lande wüthete der Bürgerkrieg fort. Fast an allen Orten des Königreichs standen sich die Parteien gegenüber, einander mit Drohungen und Gewaltsamkeiten anfeindend. Der Regent befestigte Leith, während die Partei der Königin die Hauptstadt und deren Burg inne hatte, Beide gleich stark und deßhalb keiner wagend, den Andern mit Nachdruck anzugreifen. So lagen beide Armeen lange Zeit einander gegenüber, in täglichen Scharmützeln sich neckend und aufreibend, aber beide sich scheuend, im offenen Felde zu kämpfen. Wer am Ende der Sieger bleiben werde, war kaum voraus zu sehen, und an Frieden war um so weniger zu denken, als es hier beiden Theilen mehr um die Behauptung der eigenen persönlichen Ansprüche sich handelte, als um die Verfechtung der Sache, der sie zu dienen vorgaben.

---

1) Vgl. Bannatyne, p. 144 ff.

Während dieser Zeit trat es aber auch recht an's Licht, wie wohl der Reformator gethan hatte, sich zurückzuziehen. Die Leute der Hamiltons lauerten ihm überall auf und übten Gewaltthaten an Solchen, die mit ihm in näherer Verbindung gestanden hatten. So begegnete eines Tages ein Diener Craigs einer Patrouille, und als er gefragt wurde, wem er diene, antwortete er in Verwirrung: „Johann Knox", worauf er sofort ergriffen wurde. Hinterdrein wollte er die eigentliche Sachlage aufklären, aber da sagte man ihm, „er solle nur bei seinem ersten Herrn bleiben", und nahm ihn als Gefangenen mit sich fort. Noch schlimmer erging es einem Einwohner von Leith, der unglücklicher Weise denselben Namen mit dem Reformator führte. Von den feindseligen Soldaten aufgegriffen, wurde er ohne Weiteres verstümmelt. Auf dem Thurme von St. Giles hatte der Herzog Kanonen aufpflanzen lassen, um von da aus die Stadt um so besser beherrschen zu können, und die Soldaten tauften eins der Geschütze mit dem Namen Knox, gerade dieses sich nun spottweise bedienend, um auf die Stadt loszufeuern. Doch sollte ihnen das schlecht bekommen. Da sie es überladen hatten, barst es und zwei von der Mannschaft wurden getödtet, während Andre Wunden davon trugen. Außerdem suchte man in St. Andrews auch allerlei lächerliche Gerüchte über die Aufführung des Reformators zu verbreiten. Bannatyne[1]) erzählt, als einst der Briefbote von St. Andrews nach Edinburg kam, „behauptete ihm Lady Hume und Andre ins Angesicht, Knox sei aus der Stadt verbannt, weil er auf dem Kirchhof eine Anzahl von Heiligen aufgerichtet habe, und da sei der Teufel mit Hörnern herbei gekommen, so daß sein Diener Richart, als er das gesehen habe, davon gelaufen und vor Schreck gestorben sei," und das, berichtet Bannatyne[2]), „sei nicht die erste Lüge gewesen, die sie erfunden hätten[1])" — kurz, der Reformator war, wie aus Allem hervorging, der hauptsächlichste Gegenstand des Hasses für alle diejenigen, die unter der Fahne der Königin ihre eigenen Interessen zu fördern suchten und nach dem Evangelium nicht fragten.

Und Ruhe fand er selbst in St. Andrews nicht. Freunde Kirkaldy's und jenes Jakob Balfour, der an dem Morde Darnley's so großen Antheil hatte und jetzt auf Seiten der Königin stand, wohnten in der Nachbarschaft, und die Hamiltons hatten sowohl an der Universität, als auch unter den Predigern der Stadt ihre Verwandten und Anhänger, welche nicht aufhörten, den Reformator mit allerlei Feindseligkeiten zu belästigen, so lange er überhaupt in St. Andrews war. Freilich konnte auch er sich nicht enthalten, noch immer fort offen seine Meinung über diejenigen zu sagen, welche er als Feinde der reformirten Kirche betrachtete. Offen nahm er auch in St. Andrews die Partei gegen die Hamiltons, und die Predigten, welche er über das 11. Kapitel

1) p. 309 f.
2) *p. 310.*

des Daniel hielt, waren voll von Angriffen auf dieselben. Er sprach da von dem Abfall vom Glauben, wovon die Gegenwart Zeuge sei, und zog auch den Mord des Königs, wie des Regenten herbei, indem er wiederholt seine Entrüstung darüber äußerte.

Das aber war für die Anhänger und Verwandten der Hamiltons durchaus nicht angenehm, namentlich dem Robert und Archibald Hamilton nicht, von denen der erstere Prediger in der Stadt war und der andere Professor an einem der Collegien der Universität. Sie suchten dem Reformator seine Angriffe gegen ihre Verwandten deßhalb zu vergelten, und Robert Hamilton verbreitete heimlich, wie Der, der so laut gegen den Mord redete, selbst zugleich mit Murray in die Ermordung Darnley's mit eingewilligt und wie er, Robert Hamilton, das von Knox unterzeichnete Papier selbst gesehen habe, in welchem dies geschehen sei. Knox, als er davon erfuhr, wurde im höchsten Grade aufgebracht. Er schrieb deßhalb sofort an Hamilton und forderte ihn auf, ihm zu sagen, ob er wirklich der Urheber einer solchen Verläumdung sei, und da er keine genügende Antwort empfing, so brachte er die Sache vor den Rector der Universität, Johann Douglas, und den Vorsteher des St. Salvator-Collegs, Rutherford, sie bittend, mit Hamilton zu reden und ihm zu sagen, wenn er die Beschuldigung nicht öffentlich widerrufe, so werde die Sache vor die Kirche gebracht werden. Hamilton hielt es jetzt für das Beste, nachzugeben, und er kam deßhalb zu dem Reformator und leugnete, jemals ein solches Gerücht in Umlauf gesetzt zu haben, wie er denn auch zugestand, daß Knox niemals Etwas gethan habe, das einen solchen Verdacht rechtfertigen könne. Knox verzieh die Beleidigung, da er sich so von der Beschuldigung gereinigt glaubte, die ihm freilich unerträglich dünken mußte[1]). Hätte er gedacht, daß spätere Schriftsteller[2]) gerade dieß sein Verzeihen benutzen würden, um dieselbe Anklage wieder gegen ihn zu erheben, er würde doch höchst wahrscheinlich die Sache nicht so haben ruhen lassen[3]). Aber wer denkt an solche Dinge, der ein gutes Gewissen hat?

Auch mit Archibald Hamilton entstand Streit. Derselbe blieb nicht nur von den Predigten Knox' fort, sondern beschuldigte ihn auch, daß er Aufruhr predige, und brachte die Sache am Ende selbst vor die Universität, unter deren Mitgliedern er seine Freunde hatte. Knox wurde aufgefordert, sich zu verantworten, und that dieß auch in einer Weise, daß man ihm Nichts anhaben konnte. Zugleich aber erhob er Protest dagegen, daß die Kanzel unter die Censur der Universität gestellt werde. Vor der Kirche in ihren ordentlichen Versammlungen, sagte er, seien die Prediger verantwortlich, eben so wie

1) Bannatyne, 380 f.

2) Vgl. M'Crie, II, 193.

3) Diese von Robert Hamilton verbreitete Anschuldigung ist der einzige Grund, der Knox in den Ruf gebracht hat, als sei auch er an Darnley's Tode nicht unbetheiligt gewesen.

die Doctoren der Lehranstalten, ein Grundsatz, den der Reformator unter allen Bedingungen aufrecht erhalten wissen wollte. Er brachte die Sache in einem Schreiben vor die General-Synode und forderte diese auf, die Kirche unter allen Umständen vor der Knechtschaft unter die Universitäten zu bewahren und diesen nicht das Vorrecht zu geben, daß sie von der kirchlichen Jurisdiction ausgenommen wären. Nur die Kirche, nicht die Doctoren hätten Richter über die Prediger und ihre Lehren zu sein. Es handelte sich für ihn auch hier um seinen obersten Grundsatz, daß die Kirche von aller menschlichen Autorität frei sein müßte, von Keinem regiert, als von dem Herrn durch sein Wort und durch seinen heiligen Geist. „Kein sterblicher Mensch dürfe der Herr der Kirche sein[1]."

Um diese Zeit sollte nun aber auch einer der hauptsächlichsten Gegner der Reformation seinem Schicksale erliegen. Das Schloß Dunbarton wurde am 2. April 1571 von der Partei des Regenten unter Anführung des Hauptmanns Crawford von Jordanhill eingenommen, und bei der Gelegenheit fiel der Erzbischof Hamilton von St. Andrews, der geistige Urheber des größten Theiles aller Verwirrungen, in die Hände der Sieger. Man hielt Gericht über ihn und er wurde zum Tode durch den Strang verurtheilt, um allerlei Verbrechen willen, unter denen die Theilnahme an der Ermordung des Grafen Murray, die er selbst vor seinem Tode bekannte, oben an stand. Wie er selbst niemals Erbarmen gekannt hatte, so fand er auch keins: die Exekution wurde vollzogen. Leider sind die Acten, das Gericht betreffend, verloren gegangen, doch starb der Mann gewiß nicht unverdient. „Von allen Anhängern der Königin", sagte M'Crie[2]), „scheint er, was seine Beweggründe betrifft, der Unwürdigste gewesen zu sein, und seine Talente, so wie seine Stellung in der Kirche sind nicht geeignet, die Laster, mit denen sein Privatcharakter befleckt war, oder die Verbrechen, welche er begangen hatte, in einem milderen Lichte erscheinen zu lassen."

Schmerzlich mochte diese That jedoch namentlich von dem Herzoge empfunden werden, der in seinem Halbbruder eigentlich seine geistige Stütze verlor. Selbst durchaus unselbständigen Charakters, war er stets den Rathschlägen dieses listigen Prälaten gefolgt, und auch wo ihm sein Vortheil gebot, es zeitweilig mit den Evangelischen zu halten, blieb er doch in Verbindung mit dem Prälaten[3]). Doch sollte ihm wenigstens für diesen Schlag bald Vergeltung zu Theil werden. Am 3. September führte Kirkaldy einen plötzlichen Ueberfall auf Stirling aus, wo eben der Regent Lennox ein Parlament

1) Bannatyne, 364. — Archibald Hamilton ging bald darauf nach Frankreich, wo er zur römischen Kirche übertrat. Er schrieb dann: „De Confusione Calvinianae Sectae apud Scotos Dialogus," worauf Thom. Smeton eine Responsio gab.

2) l. c. II, 195.

3) Vgl. Knox, hist., 361.

hielt, das eine große Anzahl von Edelleuten versammelt hatte. Seine Absicht war keine andre, als die ganze gegnerische Partei mit einem Schlage gefangen zu nehmen, und schon hatte er sich des Regenten nebst den übrigen Baronen bemächtigt, als der Graf Mar, der in der Festung befehligte, hervor brach und die Edelleute wieder befreite. Aber wenn so Kirkaldy's Absicht auch größten Theils vereitelt wurde, so — blieb doch der Regent Lennox in dem Scharmützel. Claudius Hamilton ließ ihn zu Boden schlagen, um Rache für den Tod des Erzbischofs zu nehmen. So war die Regentschaft wiederum erledigt, und Graf Mar selbst wurde der Nachfolger des Getödteten, „ein Mann von großer Mäßigung, der während der kurzen Zeit, daß er regierte, sich alle Mühe gab, den Frieden im Reiche herzustellen," und dem es auch beinahe gelungen wäre[1]).

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Die Tulchan-Bischöfe.

Die Lage des neuen Regenten war eine äußerst schwierige. In der Stellung der Parteien zu einander hatte seine Wahl durchaus Nichts geändert. Die Hamiltons hielten die Hauptstadt nach wie vor besetzt, und in den nördlichen Theilen namentlich gewann Adam Gordon, Einer der Huntley, einen Sieg nach dem andern im Namen der Königin und der römischen Kirche. Daß die Verhandlungen zum Frieden führen würden, war kaum zu hoffen, besonders weil das persönliche Interesse der Parteihäupter zu sehr mit ihrer Parteistellung verflochten war. Dem Herzoge von Chatelherault war jede Regentschaft, also auch die des Grafen Mar, verhaßt, es sei denn, daß sie ihm selbst übertragen worden wäre, und kaum schien auch jetzt noch Etwas übrig zu bleiben, als die Vernichtuug der einen oder der anderen Partei, zumal auch die Gegner Maria's ihrer persönlichen Sicherheit wegen in keinen Frieden willigen mochten, der die Königin zurück geführt hätte. Die beiderseitigen Armeen standen sich deßhalb, die eine in Edinburg, die andre in Leith gegenüber, keine entschlossen, der andern das Feld zu räumen.

Dazu kamen dann auch noch allerlei Gegensätze innerhalb der eigenen Partei des Regenten, welche seine Lage schwierig machten. Besonders war es Graf Morton, das Haupt der Douglas, der selbst gern die Regentschaft übernommen hätte und deßhalb dem Grafen Mar Schwierigkeiten mancher Art bereitete. Morton war überhaupt ein Mann von wilden, ungebändigten Leidenschaften, trotzig, herrschsüchtig und gewissenlos, dem Evangelium zwar

1) M'Crie, II, 197. Vgl. Tytler, VII, 300.

zugethan, aber doch nur, weil er seinen Vortheil dabei zu finden hoffte, und vor keiner That zurückschreckend, sobald sie ihm durch sein Interesse geboten schien. Er war es deßhalb auch hauptsächlich, der alle Unterhandlungen, die auf den Frieden hinausgingen, vereitelte und den Regenten, „dessen Charakter, was die Rechtschaffenheit anbetrifft, in diesen schlimmen Zeiten besser war, als der irgend eines andern der Barone[1])", unabläßig anstachelte, mit der größten Gewaltsamkeit vorzugehen, so daß der Krieg jetzt mehr und mehr den Charakter einer selten dagewesenen Grausamkeit annahm.

Es sah überhaupt jetzt in Schottland gar traurig aus. „Viele Monate hindurch bot das arme Land einen Anblick dar, der auch das härteste Herz hätte erbarmen mögen: seine Söhne gegen einander von Wuth entbrannt und sich gegenseitig zerfleischend, jedes friedliche und nützliche Gewerbe gänzlich darnieder liegend, der Ackerbau, der Handel, das Handwerk vernachläßigt, Nichts zu hören von einem Ende des Landes bis zum andern, als der Lärm der Waffen und das Gebrüll der Kanonen, Nichts zu sehen, als brennende Dörfer, belagerte Städte, Frauen und Kinder aus ihren Hütten fliehend, wo ihre Väter und Ehegatten erschlagen worden waren, und selbst die Kanzel und der Tisch des Herrn von einer gepanzerten Gemeinde umgeben, welche zuhörte, indem sie mit ihren Händen die Waffen schüttelte. Gefangene wurden mit kaltem Blute gequält und erschlagen oder bei vierzig und fünfzig auf einmal erhängt; Landleute, welche ihre Karren führten und versuchten, für ihre Producte in der Stadt Geld zu bekommen, wurden aufgehängt oder mit heißen Eisen gebrannt; Frauen, die zum Markte kamen, sah man ergreifen und peitschen[2])". Es war eben ein Bürger- und Religionskrieg, der auf beiden Seiten alle die schrecklichen Leidenschaften entzündete, deren der Mensch fähig ist und mit denen man so oft vorgegeben hat, für das Heilige zu streiten. — —

Knox lebte während dieser Zeit zu St. Andrews, „der Welt müde, wie sie seiner müde sei," und körperlich auf das Aeußerste geschwächt, aber doch auch noch immer Antheil nehmend an den Schicksalen seines Vaterlandes und nicht müde werdend, das Wort des Herrn zu verkündigen. „Er ist jetzt so schwach," schreibt der englische Gesandte Killigoln über ihn[3])," daß er kaum allein stehen oder so laut sprechen kann, um wirklich von einer Versammlung gehört zu werden, doch läßt er sich jeden Sonntag an einen Ort führen, wo eine Anzahl Zuhörer versammelt ist, und predigt dort mit demselben Eifer, wie jemals. Er dankt Gott dafür, daß er es ihm hat gelingen lassen, daß das Evangelium Jesu Christi jetzt rein und einfältig in ganz Schottland verkündigt wird, und das, sagt er, sei ihm ein großer Trost."

---

1) Tytler, VII, 300.
2) Ebendas. 304 f.
3) Ebendas. 316.

Auch sollte der Reformator mit mancherlei Händeln noch immer nicht verschont bleiben, nicht blos mit solchen, die ihm die Anhänger Roms bereiteten, sondern auch mit Streitigkeiten, die er mit den evangelischen Lords zu führen hatte. Wir haben schon öfters von den geistlichen Gütern und davon geredet, wie sie nur zu einem geringen Theile der reformirten Kirche zu Gute kamen. Der Mehrzahl derselben hatten sich die Barone bemächtigt, in deren Gebieten sie lagen, und wenn Murray während seiner Regentschaft sich auch bemüht hatte, der Habsucht der Lords zu steuern, so ließen seine Nachfolger doch geschehen, was sie nicht hindern konnten oder wollten. Nun waren während der Regentschaft Mars mehre Prälaturen in Schottland theils durch den Tod, theils durch die Verbannung der römischen Geistlichen, welche die Einkünfte derselben bisher noch genossen hatten, vacant geworden, so besonders der erzbischöfliche Stuhl von St. Andrews durch die Hinrichtung seines letzten Inhabers, und es fragte sich deßhalb, was in Zukunft mit diesen Pfründen zu machen sei. Die Kirche verlangte, daß ihr die Einkünfte überlassen blieben und zur Unterhaltung der Prediger wie der Schulen verwendet würden, aber die Barone wollten diese Beute durchaus nicht aus den Händen geben, und — man fand denn auch bald ein Mittel, wie man sich diese Revenüen sichern könne. Sie gänzlich in weltlichen Besitz umzuwandeln und so an sich zu ziehen, wagte man freilich nicht, und eben so ging es nicht an, daß „Laien" mit diesen Gütern beliehen wurden, die ja gesetzlich den kirchlichen Personen zukamen, aber man half sich damit, daß man beschloß, die Bischofsstühle und übrigen Prälaturen Predigern der reformirten Kirche zu übertragen, jedoch unter der Bedingung, daß diese vorher versprächen, den größten Theil der Einkünfte denjenigen Baronen zu überlassen, durch welche sie zu diesen Beneficien präsentirt worden seien, das Patronatsrecht über die verschiedenen geistlichen Stellen sollte dann aber unter den Baronen vertheilt werden. Schon unter der Regentschaft des Grafen Lennox war dieser jedenfalls höchst unredliche Plan zur Sprache gekommen, und unter der Mars sollte er zur Ausführung gelangen, vor Allen jedoch war es Graf Morton, der die Sache betrieb, um seinen Vortheil dabei wahrzunehmen.

Er hatte denn auch erlangt, daß ihm der erledigte Stuhl von St. Andrews zur neuen Besetzung mit einem reformirten Erzbischofe überlassen worden war, und präsentirte nun den Rector der Universität, Johann Douglas, nachdem er mit demselben über die Einkünfte ein Abkommen getroffen hatte. Douglas war freilich durchaus evangelisch gesinnt, aber ein eitler und ehrgeiziger Mann, dem der Titel eines Erzbischofs in die Ohren klang, und so war er denn leicht zu gewinnen gewesen. Aber der Kirche war dieser Handel im höchsten Grade ärgerlich. Nicht blos, daß man an der Unredlichkeit des ganzen Handels und an der so offen zu Tage liegenden Simonie Anstoß nahm, schon der Titel eines „Erzbischofs" war den Predigern verhaßt, und wenn sie auch nicht die Gefahr in Anschlag brachten, daß durch solchen

Stellenverkauf die unwürdigsten Subjecte in den Dienst der Kirche gelangen möchten, so hielten sie doch mit solcher Strenge auf die Gleichheit aller Diener am Wort, daß sie schon um deß willen nicht dulden mochten, daß Einer von ihnen einen Namen annähme, aus dem er ein oberherrliches Recht über die Anderen herleiten könnte. Als daher das Parlament im August 1571 zu Stirling zusammen kam, protestirte die General-Synode ganz entschieden gegen ein solches Verfahren, darauf bestehend, daß in der reformirten Kirche keine Bischöfe sein sollten.

Doch der Einfluß Mortons und die Habsucht der meisten übrigen Barone war zu mächtig, als daß auf diesen Protest gehört worden wäre, eben so wenig, wie auf den Widerstand einzelner Edelleute, welche redlicher waren und das Gedeihen des kirchlichen Lebens mehr im Auge hatten. Douglas wurde als Erzbischof von St. Andrews zu dem diesem zukommenden Sitze im Parlamente zugelassen, und die Mehrzahl billigte das Verfahren durchaus. Bischofssitze und andere Beneficien wurden jetzt offen an Edelleute vergeben, und es riß bald ein Handel mit denselben ein, der nicht ärgerlicher sein konnte, indem Personen, die zum kirchlichen Dienste gänzlich untauglich waren, in diese Stellen befördert wurden. Ueberhaupt brachte dieß Verfahren Verwirrung in das ganze kirchliche Leben und zerstörte die Verfassung, wie sie im „Disciplinbuche" aufgestellt und demselben gemäß bereits in's Leben getreten war. Die kirchlichen Versammlungen (Presbyterien und Synoden) wurden in der Ausübung ihrer Befugnisse gehindert, selbst das Einsammeln des den Predigern zugestandenen dritten Theils von den geistlichen Einkünften wurde untersagt; erst, sagte man, müßten die Bedürfnisse des Hofes, die freilich um diese Zeit des Krieges wegen groß genug waren, befriedigt sein [1]).

Aber es konnte nun doch nicht fehlen, daß ein solches Verfahren Aufregung im Volke verursachte. Man hatte die Gewaltthätigkeiten der römischen Bischöfe noch zu frisch im Gedächtniß, um es ruhig hin zu nehmen, daß ihnen Nachfolger, wenn auch unter evangelischem Namen, gegeben werden sollten, und überhaupt war die von Knox errichtete, auf der Theilnahme der Gemeinden an der kirchlichen Verwaltung beruhende und der römischen Priesterherrschaft so durchaus entgegengesetzte Kirchenverfassung bereits dem Volke zu lieb geworden, als daß man nicht über die Wiederaufrichtung einer neuen Hierarchie, nachdem man der alten sich so mühsam entledigt hatte, unwillig geworden wäre. Hier stießen wirklich zwei Principien auf einander, die einen völligen Gegensatz bildeten, wie diese Errichtung reformirter Bisthümer in Schottland ja auch der Anfang eines Streites innerhalb der Kirche jenes Landes geworden ist, der länger als ein Jahrhundert gedauert und zuletzt mit dem Siege des Presbyterianismus geendet hat.

1) Vgl. Bannatyne, 246—285 an verschiedenen Stellen.

Graf Mar hielt es deßhalb für nöthig, eine außerordentliche Versamm- ing von Superintendenten und andern Predigern nach Leith zu berufen Januar 1572), um mit dieser die Angelegenheiten zu berathen, womöglich uch um sie zum Nachgeben zu bewegen, und wirklich zeigte sich diese Ver- mmlung auch in manchen Stücken gefügig genug. Sie stand eben unter em Einflusse des Hofes und erklärte sich deßhalb ihrer Mehrzahl nach damit nverstanden, daß die Titel von Erzbischöfen und andrer kirchlicher Würden- räger auch in der reformirten Kirche beibehalten werden sollten, so wie auch, aß die Grenzen der alten bischöflichen Diöcesen während der Minder- ihrigkeit des Königs nicht sollten verändert werden; zu diesen Stellen aber ollten qualificirte Personen aus der Zahl der Prediger ernannt werden. reilich stellte man dabei die Bedingung, daß den Bischöfen keine größere Macht eingeräumt werde, als sie die Superintendenten hätten, und daß sie uch, gleich den übrigen Predigern, der Jurisdiction der Synoden sollten nterworfen sein[1]), aber — die Barone hatten doch damit erlangt, was sie vollten: es war ihnen auf diese Weise möglich, die Einkünfte von den Pfründen auf dem angegebenen Wege in ihre Taschen zu spielen.

Doch war damit die Zustimmung der Kirche noch keineswegs erlangt, nd — diese ließ sich auch nicht so leicht überreden. Als man der General- Synode, welche im August 1572 zusammenkam, die Beschlüsse von Leith vorlegte, um ihre Bestätigung zu erlangen, wies sie dieselben auf das Ent- schiedenste zurück. Sie beschloß vielmehr, daß gewisse Titel, als Erzbischof, Dekan, Erzdekan, Kanzler und Kanonikus, welche aus dem Papstthum tammten, ihren Ohren ärgerlich und widerwärtig seien, und die ganze Ver- ammlung, mit Einschluß derer, die zu Leith versammelt gewesen waren, ezeugte einstimmig, daß sie jene Namen nicht billigen und auf die Dauer nicht zulassen könne, daß sie sich den Verordnungen darüber nur aus Zwang und ad interim unterwürfe, und daß sie sich bemühen würde, von dem Regenten und seinem geheimen Rathe eine bessere Ordnung der kirchlichen Angelegenheiten zu erlangen.

Dennoch aber blieben die Barone bei ihrem Verfahren, nicht freilich, weil sie für die Hierarchie eine Vorliebe gehabt hätten — es war nur die gemeine Habsucht, die sie nach den Gütern der ehemaligen Hierarchen lüstern machte, was sie dazu trieb. Das Volk sah das auch sehr wohl ein, und nannte die neuen Würdenträger deßhalb spottweise Tulchan-Bischöfe, von dem Worte Tulchan, womit ein ausgestopftes Kalb bezeichnet wurde, das man beim Melken unter die Kuh zu stellen pflegte, damit diese die Milch leichter hergebe[2]). Aber das änderte in der Sache Nichts. Bald gab es wieder eine Reihe von Bischöfen innerhalb der reformirten Kirche, die denn

1) Vgl. das der History vorgedruckte Leben Knox', p. 32.

2) Leben Knox' l. c. 32.

auch auf den alten Sitzen der Hierarchie von hierarchischem Geiste genugsam angesteckt wurden, und die Kirche von Schottland hat an dieser Last lange genug zu tragen gehabt, so daß sie darunter wohl hätte erdrückt werden mögen, hätte ihr der Herr nicht seinen Geist der Geduld und der Standhaftigkeit verliehen. —

Knox nun nahm an diesen Streitigkeiten von Anfang an den lebhaftesten Antheil, und das Wächteramt, das er so lange geübt hatte, versah er auch dieß Mal. Er erkannte zu gut, welche Gefahren mit diesen Erfindungen der Habsucht verbunden waren, und wie ihm Nichts am Herzen lag, als nur das Gedeihen der Kirche, so scheute er sich auch jetzt nicht, den Leitern des Staates entgegen zu treten. War es früher nicht Maria gewesen, die er bekämpft hatte, sondern nur ihre Maßregeln zum Sturze des Evangeliums, so konnte er jetzt diese ebenso gefährlichen Maßregeln nicht billigen, obgleich sie von Leuten ausgingen, die sich zum Evangelium bekannten.

Zwar an den Versammlungen der Kirche sich zu betheiligen, verstattete ihm seine Gesundheit nicht mehr, aber um so weniger ließ er es an schriftlichen Ermahnungen und Berathungen fehlen. Der Synode von Stirling (August 1571), welcher zuerst diese Angelegenheit vorlag, sandte er einen Brief, in welchem er sie vor den Folgen einer solchen Maßregel warnte und sie zu Treue und Muth ermahnte. „Und nun, Brüder," schreibt er, „weil die tägliche Abnahme meiner Körperkräfte mir vor Augen stellt, daß ich bald aus diesem Leben voll Elend scheiden muß, so ermahne ich Euch um der Liebe und des Gewissens willen, ja, aus Furcht vor Gott bitte und befehle ich Euch, daß Ihr Acht habt auf Euch selbst und auf die Heerde, über welche Euch Gott als Hirten gesetzt hat. Ungläubige und Verräther der Heerde werdet Ihr vor dem Herrn Jesu Christo sein, wenn Ihr mit ausdrücklicher Zustimmung duldet, daß unwürdige Leute mit dem Dienst der Kirche beauftragt werden, unter was irgend für einem Vorwande es auch geschehen mag. Bedenkt und habt vor Augen, vor wem Ihr einst Rechenschaft geben müßt, und widerstehet jener Tyrannei, wie Ihr dem höllischen Feuer entgehen wollt. Dieser Kampf wird schwer sein, aber der andre wäre doch noch schwerer, deßhalb müßt Ihr mit der gleichen Offenheit und in der Kraft Gottes den unbarmherzigen Verschlingern des Eigenthums der Kirche Widerstand leisten. Wenn die Leute rauben wollen, laßt sie es thun auf ihre eigene Gefahr, aber habt Ihr keinen Theil an ihren Sünden (weß Standes sie auch sein mögen) weder durch Zustimmung, noch durch Schweigen, sondern durch öffentliches Zeugniß thut der Welt kund, daß Ihr an dem Raube unschuldig seid, gegen den Ihr bei Gott und Menschen Hülfe suchen müßt. Gott gebe Euch Weisheit und festen Muth in einer so gerechten Sache und — mir ein selig Ende[1])."

---

1) Buik of the Universal Kirk, 53. Spottswood, hist., 258. M'Crie, II, 210.

In gleicher Weise wandte er sich auch bald darauf an den Laird von Pittarrow, der schon unter der Königin, wo er Zahlmeister war, den Predigern ihre Einkünfte so vielfach vorenthalten hatte und diese neue Art von Episkopat sehr eifrig zu fördern suchte. „Von Einem," schreibt er diesem, „bin ich fest überzeugt, daß Gott nach seiner Gnade die Seinen nicht wird versuchen lassen über Vermögen, noch daß er die Unredlichkeit unbestraft lassen wird. Von mir könnt Ihr keinen andern Rath erwarten, als den Ihr seit dem Beginn unsrer Bekanntschaft gehört habt, nämlich, daß nicht blos die Thaten vor Gott schuldig machen, sondern auch die Zustimmung des Herzens und die Gemeinschaft mit dem Bösen. Aus dem Bette und von meinem Buche komme ich nur einmal in der Woche und so erfahre ich wenig Neuigkeiten. Was Gott den Mächtigen in das Herz geben wird, um in den gegenwärtigen Verwirrungen Ordnung zu schaffen, weiß ich nicht, aber immer fürchtet mein thörichtes Herz noch das Schlimmste und zwar, weil ich keine rechte Bekehrung zu Gott sehe, sondern beide Parteien stehen da, als ob es gälte, mit Gott zu streiten wegen der Rechtfertigung ihrer eigenen Gottlosigkeit. Die Mörder, welche in der Burg von Edinburg versammelt sind, und ihre Helfershelfer rechtfertigen Alles, was sie gethan haben, als ob es recht und wohlgethan wäre, und die Gegenpartei bereut so wenig die Verwirrungen, in welche sie die arme Kirche Gottes bringt, und die ihr angethane Bedrückung, wie sie es immer gethan hat; denn wenn sie die Kirchengüter in ihre eigenen Hände bekommen können, so kümmern sie sich so wenig um die Unterweisung der Unwissenden und um die Besorgung der Heerde Christi, wie es die Papisten thun, die wir doch verdammt haben, ja, wir sind in dieser Beziehung noch schlimmer, als diese, denn sie in ihrem blinden Eifer sparten Nichts, das dazu dienen konnte, aufrecht zu halten und zu schützen, was sie für einen Dienst Gottes hielten, aber wir, ach! vergessen mitten am Tische Gottes den Himmel und wenden uns zur Erde[1])."

Freilich mochte der Reformator sich bald überzeugen, daß die Barone von ihrem Beginnen nicht abzubringen wären, und deßhalb suchte er für die Kirche wenigstens zu retten, was möglich sei. Daher ermahnte er die Synode vom August 1572 in einer Reihe von Artikeln, die er ihr übersandte, wenigstens daran fest zu halten, daß die Bischöfe der Ordnung der reformirten Kirche gemäß gewählt und nicht anders zugelassen würden, als wenn sie die vorgeschriebene Prüfung bestanden hätten. Zugleich verlangte er, daß die Bischöfe, wie der Jurisdiction der Synoden unterworfen, so auch gehalten sein sollten, von den Einkünften ihrer Stellen Rechnung abzulegen, damit die Prediger davon unterhalten würden und der Ueberschuß in den Fonds der Kirche zu fließen habe. Er wollte also die Bischöfe blos zu Verwaltern der geistlichen Güter im Interesse der Kirche gemacht sehen

1) M'Crie, II, 394 f. Appendix, Nr. XIII.

und war bereit, sie sich in diesem Sinne gefallen zu lassen, weil dadurch die Möglichkeit geboten wurde, die Besitzungen wirklich bei der Kirche zu erhalten. Gewiß würde diese Maßregel auch ihren Zweck erfüllt und namentlich auch jenem simonistischen Handel mit den Prälaturen vorgebeugt haben, aber — die Barone waren begreiflicher Weise durchaus dagegen und leider fanden sich auch Prediger, die, sei es durch ihre Eitelkeit, sei es durch ihre Armuth bewogen, sich dem Willen der Lords fügten und die bischöflichen Stellen unter den von diesen gestellten Bedingungen übernahmen. Der Vorschlag des Reformators kam nicht zur Ausführung [1]).

Gegen eine oberherrliche Stellung des einen Dieners am Worte über den andern war der Reformator jedoch durchaus. Wenn er auch im Anfange selbst jene Superintendenten hatte erwählen helfen, welche einen ganzen Bezirk unter ihrer Aufsicht haben sollten, so war diese Maßregel doch damals lediglich durch den Mangel an Predigern hervorgerufen und auch nur so gemeint, daß sie blos zeitweilig sein sollte, bis alle Kirchspiele auch mit eigenen Predigern besetzt sein würden. Die Superintendenten waren eben Nichts, als die Prediger für den ihnen angewiesenen Bezirk, aber daß ihnen eine bischöfliche Gewalt über Mitprediger zustehen sollte, daran war kein Gedanke. Eben deßhalb war der Reformator auch gegen die englische Hochkirche so eingenommen, weil dort die Bischöfe beibehalten waren, und wie er bis in seine letzten Tage hinein an der reinen Presbyterial-Verfassung der Kirche festhielt, das geht aus Briefen aus dieser Zeit deutlich hervor. So schrieb er an John Wood, den Staatssecretair des Regenten Murray, der sich damals in England befand, am 14. Februar 1568, „wie er Gott danke, daß es seiner Gnade gefallen habe, ihn nicht zu einem Lord Bischof, sondern zu einem mühseligen Prediger seines heiligen Evangeliums zu machen [2])" und an Cecil ließ er durch den Gesandten Killigrew bestellen [3]): „es habe seiner Lordschaft freilich nicht gefallen, ihn zu einem großen Bischofe in England zu machen, aber der Erfolg, den er in Schottland als ein Werkzeug Gottes davon getragen, sei ihm auch viel lieber." Er blieb eben dabei, daß „kein sterblicher Mensch" in der Kirche zu herrschen habe, sondern allein der Herr durch sein Wort und seinen Geist, ein Gedanke, der ja überhaupt der presbyterialen Kirchenordnung der reformirten Kirche zum Grunde liegt.

Deßhalb weigerte er sich denn aber auch, an der Aufrichtung von Bischöfen im Sinne der Barone sich irgend wie zu betheiligen. Morton hielt die Ernennung Douglas' zum Erzbischof von St. Andrews aufrecht,

1) M'Crie, II, 203, erwähnt ein Beispiel, wo ein Bischof versprochen habe, die Einkünfte seiner Stelle in der von Knox vorgeschlagenen Weise zu verwenden.

2) M'Crie, II, 390. Appendix, Nr. X.

3) Tytler, VII, 316.

und verlangte von Knox, daß er die Weihe desselben verrichte, gewiß in der Absicht, dadurch der ganzen Maßregel eine Sanktion zu verleihen. Aber der Reformator ließ sich durchaus nicht darauf ein. Graf Morton war selbst am 10. Februar 1572 nach St. Andrews gekommen, um bei der Einsetzung seines Erzbischofs gegenwärtig zu sein, und als Knox seine gewöhnliche Sonntagspredigt gehalten hatte, forderte ihn der Graf auf, den Akt zu verrichten. Aber anstatt sich willig zu zeigen, drückte der Reformator vielmehr seine entschiedenste Mißbilligung über das ganze Verfahren aus, indem er sowohl über den Verleiher, als auch über den Empfänger ein Anathem aussprach, und als ihm der Vorsteher des St. Salvator-Collegs nachzureden wagte, er habe die Inauguration Douglas' nur deßhalb verweigert, weil das Erzbisthum nicht ihm selbst verliehen worden sei, redete er am nächsten Sonntag eben von dieser Verleumdung, indem er ihre Grundlosigkeit darstellte. Er habe, sagte er, bereits ein größeres Bisthum ausgeschlagen, als das von St. Andrews [1]), welches er auch durch die Gunst eines größeren Mannes, als Morton sei, habe erlangen können, und was er am letzten Sonntage gesagt habe, das sei zur Erledigung seines Gewissens geschehen, damit die Kirche von Schottland einer solchen Ordnung nicht unterworfen würde, zumal eine durchaus andre in dem Disciplinbuche aufgerichtet sei, welches der Adel unterzeichnet und das Parlament bestätigt habe. Zugleich beklagte er, daß eine solche Last, welche zwanzig der fähigsten Männer nicht zu tragen vermöchten, auf die Schultern eines alten Mannes gelegt werden sollte [2]), und — als die General-Versammlung im nächsten Monat zu St. Andrews zusammentrat, legte er nicht blos gegen die Wahl des Douglas, sondern auch dagegen Protest ein, daß überhaupt Bisthümer in der Kirche wieder errichtet würden.

Täglich nahmen jedoch seine Kräfte mehr ab, und wenn ihn auch die Streitigkeiten des Tages, wo es noth war, noch bewogen, seine Stimme hören zu lassen, so waren seine Gedanken doch meistens nicht mehr in dieser Welt. Fast in allen seinen Briefen aus dieser Zeit spricht er es aus, wie er Lust habe, abzuscheiden, und bereit sei, vor seinem Herrn zu erscheinen. So sagt er in dem bereits erwähnten Briefe an Pittarrow [3]), „er erwarte täglich sein Ende," und schließt mit den Worten: „Der Herr Jesus, der uns einst erlöset hat und hat uns auch gegeben das Licht seines heiligen Evangeliums, bewahre uns nun auch in dem Lichte, das wir von ihm empfangen haben und mache nach seinem Wohlgefallen ein Ende all' den Trübsalen seiner Braut, der Kirche, welche jetzt wieder seufzt und schreit. Komm, Herr Jesu! ja, komm Herr Jesu! Sein allmächtiger Geist leite Euch zu

1) Vgl. oben S. 87.

2) Bannatyne, 331. Leben Knox', l. c. 32 f.

3) M'Crie, II, 395.

einem guten Ende." Und an Goodmann schreibt er nach England[1]), wie „er nicht mehr hoffen dürfe ihn wieder zu sehen und wie er der Welt müde sei."

Einen interessanten Bericht von dem Leben des Reformators zu St. Andrews hat uns Jakob Melville, der später so glaubensstarke Prediger zu Anstruther, hinterlassen. Melville war damals Student zu St. Andrews und einer von den eifrigsten Zuhörern Knox'. „Von allen Wohlthaten, welche ich in dem Jahre (1571) empfangen habe," schreibt er, „war die größte die Ankunft jenes vortrefflichen Propheten und Apostels unsers Gottes, des Joh. Knox, in St. Andrews, welcher, von der Partei der Königin, die Schloß und Stadt Edinburg inne hatte, gezwungen worden war, sich mit einer Anzahl der Besten von da zurückzuziehen, und der nun nach St. Andrews kam. Ich hörte ihn dort die Weissagungen des Daniel auslegen während des Sommers und des darauf folgenden Winters. Ich hatte meine Feder und mein kleines Buch bei mir und schrieb auf, was ich fassen konnte. Bei der Auseinanderlegung seines Textes ging er ruhig zu Werke, fast eine halbe Stunde lang, aber wenn er zur Anwendung desselben kam, machte er mich so zittern und schaudern, daß ich die Feder nicht mehr halten konnte. Er war sehr schwach. Ich sah ihn, wie er an jedem Tage, wo er predigte, langsam und vorsichtig dahin ging, mit einem Pelzmantel um die Schultern, einem Stabe in der einen Hand und an dem andern Arme von dem guten frommen Richard Bellenden, seinem Diener, unterstützt. Von der Abtei ging er so nach der Pfarrkirche und wurde dann von dem genannten Richard und einem andern Diener auf die Kanzel geführt, wo er beim Anfange sich aufzulehnen pflegte, aber wenn er im Flusse der Rede war, war er so lebendig und kräftig, daß es schien, als wolle er die Kanzel in Stücke schlagen und von ihr hinweg fliegen."

Verkehr hatte der Reformator zu St. Andrews vorzüglich mit den Professoren vom St. Leonhards-Colleg, während, wie schon erwähnt, andre Collegen ihm entgegen waren. Jene aber besuchten ihn oft in der Abtei, wo er wohnte, denn gerade sie waren der Reformation von früh her schon zugethan gewesen. Oft ging Knox auch in dem Hofe des Leonhards-Collegiums spazieren, und dann erfreute er sich gewöhnlich an den Studirenden, welche er als die aufblühende Hoffnung der Kirche betrachtete. Er rief sie öfters zu sich und ermahnte sie, in ihren Studien fleißig zu sein, auf die Unterweisungen ihrer Lehrer zu hören und dem guten Beispiele zu folgen, das diese ihnen gäben, so wie auch sich mit Gott und dem großen Werke, das derselbe in Schottland jetzt habe gelingen lassen, bekannt zu machen, und der guten Sache der Reformation treu zu bleiben. Er war gegen die Studenten überhaupt so freundlich gesinnt, daß er selbst nicht verschmähte, mit ihnen auch vergnügt zu sein, wie er denn z. B. dem Schauspiele bei-

1) M'Crie, II, 396.

wohnte, das sie einst zu Ehren ihres Vorstehers, der sich verheirathete, aufführten und in welchem sie die Eroberung Edinburgs darstellten[1]. —

Auch literarisch war Knox während seines Aufenthaltes in St. Andrews noch thätig. Ein schottischer Jesuit, Namens Tyrie, hatte einen Brief an ihn veröffentlicht, in welchem derselbe die Reformation anzugreifen gewagt hatte, und Knox konnte sich nicht enthalten, eine Antwort darauf zu geben. Er hatte an diesem Werke jedoch schon längere Zeit gearbeitet — schon 1568 war ein Theil desselben von ihm geschrieben worden —, jetzt ließ er es ausgehen, gewissermaßen als ein Abschiedswort an die Welt und als ein Zeugniß, daß er der Wahrheit, die er sein Leben lang gelehrt hatte, bis zum Ende treu geblieben sei. Zugleich damit veröffentlichte er dann auch einen von den Briefen an seine langjährige Vertraute, die Mutter seiner ersten Frau, welche kurz zuvor gestorben war. Er könne, sagte er, die Gelegenheit nicht vorüber gehen lassen, um die Welt mit dieser ausgezeichneten Frau bekannt zu machen, mit welcher er so lange Zeit in christlicher Freundschaft gestanden habe.

Auch in dieser Schrift tritt uns übrigens das Verlangen entgegen, das er fühlte, aus der Welt erlöst zu werden. Die Dedikation derselben ist überschrieben: „Johann Knox, der Diener Jesu Christi, jetzt der Welt müde und täglich die Auflösung dieser meiner irdischen Hülle erwartend, den Gläubigen, welche Gott berufen wird, nach mir zu kämpfen," und am Schluß sagt er: „Bittet für mich, theure Brüder, daß es Gott nach seiner Gnade gefallen möge, meinem langen und mühseligen Kampfe ein Ende zu machen, denn da ich jetzt unfähig bin, so zu kämpfen, wie sonst, als Gott Kraft gab, so verlangt mich nach dem Ende, bevor ich den Gläubigen noch beschwerlicher werde. Und doch, o Herr, mäßige du mein Begehren durch deinen heiligen Geist." Aehnlich dann auch in einem der Dedikation angefügten Gebete: „O Herr, dir befehle ich meinen Geist, denn mich verlangt, von diesem Leibe der Sünde erlöst zu werden, und ich bin gewiß, daß ich wieder auferstehen werde in Herrlichkeit, wenn es auch geschehen mag, daß die Gottlosen mich und Andre deiner Diener für eine Zeit lang unter die Füße treten. Sei gnädig, o Herr, gegen deine Kirche in diesem Reiche, und bewahre sie bei dem Lichte deines Evangeliums; vermehre auch die Anzahl seiner Prediger. Auch wolle deine gnädige Fürsehung auf meine arme Gattin hernieder sehen, auf das Kind an ihrer Brust und auf meine beiden Söhne Nathanael und Eleasar. Nun, Herr, mache ein Ende meinem Elende." Die Vorrede „an den gläubigen Leser," datirt St. Andrews, 12. Juli 1572, schließt in folgender Weise: „Ich grüße herzlich und nehme Abschied von allen Gläubigen in beiden Königreichen, indem ich sie dringend um ihre Fürbitte ersuche, damit ich, ohne irgend eine Verleug-

1) M'Crie, II, 207.

nung des Evangeliums Jesu Christi, meinen Kampf endigen möge, denn wie die Welt meiner, so bin ich der Welt müde[1])."

Wie in dieser Schrift von der Welt, so nahm er in einem eigenen Briefe auch von der General-Synode Abschied, welche im August 1572 zu Perth sich versammelt hatte, indem er derselben die bereits erwähnten Artikel in Betreff der Bischöfe übersandte. Die Synode billigte seine Vorschläge und schrieb ihm, wie sie von Herzen seine Genesung wünsche. Zugleich bat sie ihn, sein Gutachten über eine Predigt zu geben, welche David Ferguson, Prediger zu Dumfermline, bei Gelegenheit der letzten Synode zu Leith „vor dem Regenten und dem Adel" gehalten hatte, und — das war der letzte Dienst, den er auf Verlangen der Synode leistete. Er schrieb unter diese Predigt: „Joh. Knox, mit todter Hand, aber freudigem Herzen, preist Gott, daß er nach seiner Gnade solches Licht der Kirche in ihrem kummervollen Zustande gegeben hat[2])." —

Doch wie sehr es auch den Anschein hatte, daß der Reformator zu St. Andrews, von wo er ausgegangen, auch die ersehnte Ruhe finden sollte: Gott hatte es anders beschlossen. Er wurde vielmehr noch einmal seiner Gemeinde in Edinburg zurückgegeben und konnte dort, wo die hauptsächlichste Stätte seiner Wirksamkeit gewesen war, in Frieden zum Herrn eingehen.

Dreißigstes Kapitel.

Die letzten Tage in Edinburg.

Nach manchen vergeblichen Versuchen, wie von Seiten des Regenten, so auch von Seiten der Anhänger der Königin, die Gegenpartei zur Unterwerfung zu zwingen — der Erfolg der Waffen war bald bei den Einen, bald bei den Andern, und der Krieg schien sich unverhältnißmäßig in die Länge ziehen zu sollen — war es im Juli 1572, sowohl durch Vermittlung Englands, als durch die Frankreichs, zu einem vorläufigen Waffenstillstande zwischen beiden Theilen gekommen, welchem, wie es hieß, ein endlicher Frieden folgen sollte. Von Seiten der Regentschaft hatte man namentlich auch die Noth des Landes geltend gemacht und dadurch die auf der Gegenpartei befindlichen ehemaligen Genossen Kirkaldy und Lethington bewogen, dem

---

1) Tyrie veröffentlichte eine Antwort auf diese Antwort des Reformators, in welcher er darüber spottet, daß derselbe für Weib und Kinder gebetet hatte.

2) M'Crie, II, 210.

vorläufigen Aufhören der Feindseligkeiten ihre Zustimmung zu geben. So verließ denn der Herzog von Chatelherault mit seinen Mannschaften die Hauptstadt und nur die Burg von Edinburg blieb, wie sie es vorher gewesen war, in den Händen Kirkaldy's von Grange[1]), aber so war nun auch die Gefahr beseitigt, von der der Reformator zuletzt in Edinburg bedroht gewesen war, zumal Kirkaldy versprach, die Stadt nicht zu belästigen, und der Regent mit seinen Truppen von ihr Besitz ergriff. Die geflohenen Einwohner kehrten von Leith und aus ihren sonstigen Zufluchtsörtern auch wieder in ihre Vaterstadt zurück, und es war deßhalb wohl natürlich, daß man auch Knox wieder zurückverlangte.

Eine Deputation aus der Hauptstadt erschien deßhalb bei dem Reformator und überbrachte ihm den Wunsch seiner Gemeinde, daß „sie doch noch einmal seine Stimme hören möchte," zugleich mit der Aufforderung, doch unverzüglich mit nach Edinburg zurückzukehren, wenn es irgend seine Gesundheit erlaubte[2]). Knox willigte ein, aber freilich doch auch nur unter einer Bedingung, wenn er nämlich nicht verpflichtet sein sollte, über die Aufführung Derer, welche das Schloß besetzt hielten, Schweigen zu beobachten, denn „deren Thaten seien," wie er sich ausdrückte, „so verrätherischer und gewaltthätiger Art, daß er gegen dieselben laut zeugen werde, so lange er noch eine Zunge habe." Deßhalb verlangte er, daß man diese Bedingung auch vorher den Einwohnern von Edinburg mittheilen möge, damit diese sich hernach nicht über seine Strenge beklagen und ihn selbst am Ende übel behandeln könnten. Als ihm jedoch die Abgeordneten versicherten, daß Niemand Willens sei, ihm irgend welchen Zwang aufzulegen, daß man vielmehr von ihm wünsche, er möge seine Pflicht erfüllen, wie man es bisher von ihm gewohnt gewesen sei, willigte er ein, sogleich mit ihnen zu reisen[3]).

Am 17. August nahm er deßhalb von St. Andrews Abschied, zur Freude, wie es heißt, der dort vorhandenen Anhänger der Königin, denen er lästig genug gewesen war, aber begleitet von einer Anzahl seiner Freunde aus der Stadt, denen der Abschied um so schmerzlicher dünkte, als sie sich sagen mußten, daß sie ihn nicht wieder sehen würden. Die Reise ging jedoch sehr langsam von Statten, da seine Gesundheit keine langen Tagemärsche erlaubte. Erst am 23. August kam er in Leith an[4]), und begab sich dann, nachdem er hier einen oder zwei Tage ausgeruht hatte, nach der Hauptstadt, wo er von den Einwohnern freudig empfangen wurde, aber auch ihnen sogleich sagte, daß er nicht Willens sei, den Gegnern in der Burg auch nur durch sein Schweigen irgend welche Zugeständnisse zu machen, ein Begehren,

---

1) Tytler, VII, 306 f.
2) S. den Brief im Leben Knox', l. c. 33. Er ist unterzeichnet: „Your Bredren and Children in God."
3) Bannatyne, 370 ff.
4) Leben Knox', l. c. 34.

mit welchem man in Edinburg um so mehr einverstanden war, als der in der Stadt zurück gebliebene Craig sehr leise aufgetreten und sich dadurch das Mißfallen der Bürgerschaft und den Verdacht zugezogen hatte, daß er es mit der Partei der Königin halte.

So begann Knox am nächsten Sonntag wieder zu predigen. Aber leider zeigte sich jetzt, daß seine Stimme zu schwach geworden war, um die weiten Räume von St. Giles auszufüllen. Die Wenigsten in der Versammlung konnten hören, was er sagte, und Niemand empfand das schmerzlicher, als eben er selbst. Er stellte deßhalb an den Kirchenvorstand das Verlangen, daß man ihm ein kleineres Lokal herrichten möge, wo er im Stande sei, sich vernehmlich zu machen, denn, sagte er, seine Stimme sei selbst in den Zeiten seiner Kraft nicht im Stande gewesen, die große Kirche zur Genüge auszufüllen, und wie viel weniger jetzt, wo er so elend sei. Es wurde ihm dieß Verlangen bereitwilligst gewährt und er hielt von nun an seine Vorträge in der kleinen Kirche des Tolbooth, die für ihn hergerichtet wurde und wo etwa hundert Personen ihn hören konnten[1]).

Seinen Collegen Craig sollte er jedoch nicht mehr antreffen. Zwischen diesem und der Gemeinde war aus den angegebenen Gründen ein solches Zerwürfniß entstanden, daß beide Theile es für das Beste hielten, von einander zu scheiden[2]). Craig begab sich nach Montrose, wo er zwei Jahre hindurch als Prediger wirkte, und wurde von da nach Aberdeen versetzt als Superintendent über die Bezirke von Buchan und Mar. Zuletzt war er (seit 1580) Hofprediger des Königs und starb in dieser Eigenschaft im Jahre 1600 in einem Alter von 88 Jahren. So aber war eine Neuwahl zu seinem Ersatze in Edinburg nöthig geworden, zumal vorauszusehen war, daß Knox nicht mehr im Stande sein werde, die Gemeinde zu versorgen. Schon vor der Rückkehr des Reformators hatte sich deßhalb der Kirchenvorstand an die General-Synode zu Perth mit der Bitte um einen neuen Prediger gewandt, und es war von dieser auch angeordnet worden, daß jeder Diener am Wort, mit Ausnahme derer von Perth und Dundee, der von Edinburg gewählt werden würde, auch gehalten sein solle, die Wahl anzunehmen; zugleich sollte Knox unter dem Beistande des Superintendenten von Lothian die Wahl leiten. Als dann die Abgeordneten der Stadt zu Knox in St. Andrews kamen, fanden sie dort auch den Superintendenten bereits vor, und man beschloß, den Subprincipal der Universität von Aberdeen, Jakob Lawson, „einen frommen, gelehrten und beredten Mann," der Gemeinde zur Wahl zu empfehlen[3]). Knox gab sich nach seiner Rückkehr in die Hauptstadt, seiner eigenen Unfähigkeit eingedenk, denn auch alle Mühe, die Wiederbesetzung der Pfarrstelle

1) Leben Knox', l. c. 34.

2) Bannatyne, 150, 370.

3) Leben Knox', l. c. 33 f.

möglichst zu beschleunigen, damit, „wenn er abberufen würde, die Heerde nicht ganz ohne Hirten sei." Zugleich mit dem Kirchenvorstande und dem Superintendenten schrieb auch er an Lawson und bat ihn, eiligst in die Hauptstadt zu kommen und dem Begehren der Gemeinde zu willfahren.

„Alle irdische Kraft," so schrieb er, „ja, selbst in geistigen Dingen wird zuletzt hinfällig, nur das Werk Gottes soll niemals machtlos werden. Geliebter Bruder, da mich Gott in seiner Gnade über all' mein Erwarten wieder nach Edinburg gerufen hat, und da ich doch fühle, daß meine Kräfte so abgenommen haben und täglich abnehmen, daß ich voraussehe, ich werde nicht lange mehr in diesem Kampfe bleiben, so möchte ich gern mein Gewissen in Euren Busen und in den Busen Anderer entladen, von denen ich glaube, daß die Furcht Gottes in ihnen bleibt. Wenn ich noch Körperkraft genug hätte, so würde ich Euch nicht die Beschwerde machen, um die ich Euch jetzt bitte, nämlich, mich zu besuchen, damit wir mit einander die himmlischen Dinge besprechen können. Denn auf Erden ist kein Bestehen, mit Ausnahme der Kirche Christi, welche immer unter dem Kreuze kämpft, und dessen allmächtigen Schutze ich Euch von Herzen befehle. Edinburg, 7. Sept. 1572. Joh. Knox. Eilt, sonst kommt Ihr zu spät[1])!" Die Wiederbesetzung der Predigerstelle zu Edinburg sollte in der That das letzte Geschäft sein, das der Reformator auf Erden vollbrachte.

Vorher sollte er jedoch noch einen tiefen Kummer erleben: es kamen die Nachrichten von jenem Blutbade nach Schottland, das die Römischen in Frankreich über die Evangelischen verhängt hatten, und das mit dem Namen der „Bluthochzeit" für alle Zeiten gebrandmarkt ist[2]). Eine Trauerkunde nach der andern langte in Edinburg an[3]). Zuerst hieß es unbestimmt, der Admiral Coligny sei auf Befehl Karls IX. meuchlings getödtet worden, bald aber erfuhr man die ganze schreckliche Begebenheit: wie an 500 protestantische Edelleute und mehr als zehntausend aus dem Volke mit kaltem Blute niedergemacht seien, der größte Theil in Paris selbst, wo sogar der König mit eigener Hand aus den Fenstern seines Palastes auf die Unglücklichen geschossen habe, die seinen Thoren sich, Schutz suchend, genaht, und wie in den Provinzen noch immer Banden von Mordgesellen umherzögen, um die unschuldigen Anhänger des Evangeliums dem römischen Moloch zum Opfer zu schlachten. Daß diese Nachrichten auf den Reformator den erschütterndsten Eindruck machen mußten, ist nicht anders zu denken. Nicht nur, daß er überhaupt mit Allen, die den Herrn Jesum Christum aus lauterem Herzen bekannten, sich eben so innig verbunden fühlte, wie er den Gegnern der Wahr=

1) Leben Knox', l. c. 34.
2) Polenz, Gesch. des französischen Calvinismus II, 432 ff.
3) Nach dem Leben Knox' l. c. 35 hätte Killigrew die erste Nachricht nach Schottland gebracht.

heit unter allen Umständen meinte entgegentreten zu müssen: er hatte unter den Opfern der Bartholomäusnacht auch manche Bekannte von seinem Aufenthalte in Frankreich her, mit welchen er auch noch fortwährend in Briefwechsel gestanden hatte. Und welch ein Schlaglicht warf dieß Ereigniß auch auf die Verhältnisse in Schottland selbst? Noch war die Partei der Königin mächtig genug, und diese stand mit Frankreich im Bunde; Maria selbst war eine Nichte derer, die das Pariser Blutbad hauptsächlich angerichtet hatten, sie war eine blinde Anhängerin der Kirche, deren Oberhaupt die traurige That durch ein Tedeum zu feiern gewagt — was war da nicht zu fürchten? Knox erhob sich deßhalb noch einmal in der ganzen Kraft jenes heiligen Zornes, von dem er stets ergriffen worden war, so oft der Papismus eine jener Barbareien ausgeübt hatte, mit denen gerade er dieß Jahrhundert gezeichnet hat. Auf die Kanzel geführt und die letzten Reste seiner Kräfte zusammen nehmend, donnerte er noch einmal gegen die grausamen Mörder und rief die Rache des Himmels auf den König von Frankreich herab, den er als einen falschen Verräther brandmarkte, der feierlich gegebene Versprechen gebrochen habe, ja, er wandte sich an den französischen Gesandten De Croc persönlich und forderte ihn auf, seinem Herrn zu sagen, daß in Schottland das Gericht gegen ihn verkündigt worden sei und daß der Zorn Gottes weder von ihm, noch von seinem Hause weichen werde, wenn nicht Reue erfolge wegen dieser abscheulichen That; sein Name aber werde bei der Nachwelt ewig gebrandmarkt bleiben, und keiner seiner Nachkommen werde sein Königreich in Frieden regieren[1]). Zwar beklagte sich nun der Gesandte Frankreichs über diese seinem Herrn angethane Beleidigung und verlangte, daß man dem Prediger Schweigen auferlege, aber so groß war der Abscheu, den man in Schottland über die Bluthochzeit empfand, daß der Regent den Gesandten nicht nur mit seinen Forderungen zurückwies, worauf dieser abreiste, sondern daß er auch eine allgemeine Zusammenkunft von Abgeordneten aus allen Theilen des Königreiches zusammenberief, um zu berathen, „welche Maßregeln zu ergreifen seien, um sich selbst gegen die grausame und verrätherische Verschwörung der Papisten zu schützen[2])." Man empfand eben überall diesen Schlag als gegen das eigene Haupt geführt und fürchtete Aehnliches im eigenen Lande Seitens der Anhänger Roms erleben zu müssen. Knox aber war in der That durch dieß Ereigniß, wenn auch auf die traurigste Weise, wegen all des unbeugsamen Widerstandes gerechtfertigt, den er der Nichte der Guisen geleistet hatte[3]). —

Auch in England, wie überhaupt in allen protestantischen Ländern em-

1) Leben Knox', l. c. 35.

2) Bannatyne, 397—411.

3) Man braucht gewiß die Ankläger des Reformators nur an die Bluthochzeit zu erinnern und dann zu fragen: hatte er nicht Ursache, die Umtriebe und den bösen Willen der Papisten zu fürchten?

pfand man die blutige Schlächterei von Paris auf das Schmerzlichste und meinte zu allerlei Befürchtungen durch dieselbe berechtigt zu sein. Die Königin Elisabeth empfing den französischen Gesandten De la Mothe-Fenelon, als er zum ersten Male wieder zu ihr kam, mit allen Zeichen der Trauer. Sie selbst, wie ihr ganzer Hof, war in Schwarz gekleidet, und der Gesandte mußte durch die Reihen der Hofleute gehen, die das tiefste Schweigen beobachteten und von denen Niemand ihn anredete oder auch nur den Blick auf ihn wandte. Er selbst sagt, es sei gewesen, als ob er in ein Haus des Todes gekommen sei[1]). Und nicht blos die Theilnahme für die unglücklichen Schlachtopfer war es, was Elisabeth erfüllte, sie fürchtete auch für ihren Thron und selbst für ihre Person. Auch in England war die Anzahl der Römisch Gesinnten keineswegs gering, und gerade in dieser Zeit waren Verschwörungen unter denselben entdeckt worden, von derjenigen angezettelt, die einst Ansprüche auf die Krone von England erhoben hatte, und die auf Nichts Geringeres hinausgingen, als Maria Stuart nicht blos zu befreien, sondern sie auch auf den Thron Elisabeths zu bringen. Wie mit den Römischen im eigenen Lande, so waren auch mit den auswärtigen Mächten, die dem Papstthum anhingen, mit Frankreich, Spanien und mit dem Papste selbst Unterhandlungen gepflogen worden[2]). — Elisabeth sah sich in der That nicht mehr sicher, und nahm nun mit Schrecken wahr, bis wie weit es die Papisten und namentlich die Verwandten Maria's zu treiben vermöchten.

Deßhalb faßte sie jetzt auch den Plan, sich der gefährlichen Nebenbuhlerin zu entledigen, und zwar dachte sie daran, Maria ihren Gegnern in Schottland auszuliefern, wenn diese versprächen, sie vor Gericht zu stellen und ihr den Proceß zu machen. Daß Maria der Verbrechen schuldig war, die man ihr zur Last gelegt hatte und die bei einem gewöhnlichen Menschen unfehlbar mit dem Tode bestraft werden mußten, davon war sie überzeugt, nachdem sie mit den von derselben an Bothwell geschriebenen und einen vollen Beweis ihrer Mitschuld an Darnley's Tode liefernden Briefen bekannt geworden war, aber — sie mochte das Gericht nicht selbst vollstrecken. Killigrew wurde deßhalb nach Schottland gesandt, um den Regenten und den ihm anhängenden Baronen die betreffenden Vorschläge zu machen, und Morton, wie auch, durch diesen endlich überredet, der Regent selbst, waren bereit, zu thun, was Elisabeth wünschte. Ob auch Knox den Plan gebilligt habe, muß dahin gestellt bleiben. Killigrew hat allerdings mit ihm gesprochen, wie aus einem (bereits oben erwähnten[3]) Schreiben desselben an Cecil hervorgeht, aber — der Gesandte sagt durchaus nicht, daß ihre Unterredung den Tod Maria's betroffen habe und noch viel weniger, daß der Plan von

---

1) Mignet, II, 189. Meyer, II, 96.
2) Mignet, II, Cp. VIII. Meyer, II, 84 ff.
3) S. oben.

dem Reformator gebilligt worden sei. Später nur schreibt er, daß zwei der Prediger einverstanden seien, und unter diesen Zweien könnte wohl Knox sich befunden haben, doch möchte man glauben, der Gesandte hätte ihn, als den so einflußreichen Mann, auch mit Namen genannt, wenn dieß wirklich der Fall gewesen wäre; Knox bedeutete doch wirklich mehr, als ein gewöhnlicher Prediger, auch wenn er selbst nicht mehr sein wollte [1]). Uebrigens war Knox ja allerdings der Meinung, daß in gewissen Fällen auch gekrönte Häupter mit dem Tode bestraft werden könnten, wie er denn auch zu Denen gehört hatte, die nach Darnley's Ermordung verlangten, daß Maria vor Gericht gestellt werden solle [2]). — Der plötzlich am 29. October erfolgte Tod des Grafen Mar vereitelte jedoch diese von Elisabeth und ihrem Staatssecretair gesponnenen Pläne, und die Königin von England vollbrachte selbst, was sie durch die Hände der Schotten hatte vollführen lassen wollen. —

Knox fuhr während der Zeit fort, in der Tolbooth-Kirche zu predigen und zwar über die Kreuzigung Christi nach Matthäus 27, wie er schon oft gewünscht hatte, damit seine Laufbahn zu beschließen. Lawson, der Subprincipal von Aberdeen, war im September bereits in Edinburg eingetroffen und auch nach gehaltener Probepredigt zum Collegen und Nachfolger des Reformators gewählt worden. Am Sonntag, 9. November, sollte er dann eingeführt werden, und es war natürlich, daß Knox dieß Geschäft übernahm. Nachdem er deßhalb seine Predigt im Tolbooth gehalten hatte, begab er sich von seiner Zuhörerschaft begleitet, nach St. Giles, wo er den Einführungsakt in der Weise verrichtete, wie er selbst es mit Zustimmung der Generalsynode vorgeschrieben hat [3]). Er stellte die üblichen Fragen an den Prediger und die Gemeinde, richtete an Beide eine Ermahnung und schloß mit einem Gebet um den Segen Gottes. Selten jedoch sollen seine Worte so eindringlich gewesen sein, wie bei dieser Gelegenheit. Nachdem er die gegenseitigen Pflichten des Predigers und der Gemeinde aus einander gesetzt hatte, bezeugte er, Den selbst zum Zeugen anrufend, vor dessen Richterstuhle er nun bald erscheinen müsse, daß er unter ihnen mit gutem Gewissen gewandelt habe, indem er ihnen das Evangelium Christi treu und lauter verkündigt, nicht danach trachtend, den Menschen zu gefallen, noch auch seinen eigenen Gelüsten Genüge zu thun. Er preise, sagte er, Gott, daß es ihm gefallen habe, ihnen einen Hirten an seiner Stelle zu geben, da er jetzt unfähig sei, sie weiter zu unterweisen; dann bat er eindringlich, daß Gott jede Gabe, die ihm etwa wäre zu Theil geworden, tausendfältig seinem Nachfolger verleihen möge, und ermahnte in höchst ernstlicher und feierlicher Weise die ganze Versammlung, treu in dem Glauben zu beharren, den sie jetzt bekannt hätten. Nach-

1) Vgl. über dieß Alles Tytler, VII, 308—324.
2) S. oben S. 396.
3) S. die Ordnung in Knox, hist., 263 ff.

dem er so den Dienst beendigt und den Segen mit herzlicher, aber matter Stimme gesprochen hatte, stieg er von der Kanzel herab und schlich, auf seinem Stab gelehnt, die Straße entlang durch die Reihen seiner Zuhörer, welche sich dort aufgestellt hatten, begierig, noch einmal ihren geliebten Prediger zu sehen, und ihm bis an das Haus folgend. — Er sollte dasselbe nicht lebendig wieder verlassen [1]).

Einunddreißigstes Kapitel.

Des Reformators Tod [2]).

Am folgenden Dienstag, den 11. November wurde er von einem starken Husten befallen, der seine Brust sehr heftig angriff. Als seine Freunde, die ihn noch so gern sich erhalten gesehen hätten, ihm vorschlugen, einen Arzt zu Rathe zu ziehen, war er gern dazu bereit und sagte, er wolle die natürlichen Heilmittel nicht zurückweisen, obgleich er überzeugt sei, daß der Herr bald all seinen Leiden ein Ende machen werde. Es war seine Gewohnheit gewesen, jeden Tag ein Paar Kapitel des Alten und Neuen Testamentes zu lesen, zugleich mit einer Anzahl Psalmen, welche er gewöhnlich innerhalb eines Monats ganz durchlas. Am Donnerstag den 13. November war er jedoch so schwach, daß er das Bett hüten mußte, und deßhalb sich gezwungen sah, von dieser Gewohnheit abzustehen, aber er bat seine Frau und seinen Schreiber, Richart Bannatyne, daß Einer von ihnen ihm täglich vorlesen möge, und zwar das 17. Kapitel des Johannisevangeliums, das 53. des Jesaias und ein Kapitel aus dem Briefe an die Epheser. Dieß wurde denn auch pünktlich ausgeführt die ganze Zeit seiner Krankheit hindurch, und kaum verging eine Stunde, in welcher ihm nicht aus der Schrift wäre vorgelesen worden. Außer den erwähnten Schriftstücken gab er dann und wann einen Psalm an oder eine von Calvins Predigten über den Epheserbrief. Oft, wenn die Seinigen ihm vorlasen, meinten sie, er schlafe, aber, wenn sie ihn fragten, ob er auch zuhöre, antwortete er: „Ich höre, Gott sei Dank, und verstehe es jetzt viel besser!“ welche Worte er noch zuletzt sprach, etwa vier Stunden vor seinem Tode.

An demselben Tage, an welchem er sich legte, bat er seine Frau, sei-

---

1) Das Haus des Reformators, an der Hochstraße gelegen, wird noch jetzt gezeigt. Es trägt als Inschrift die drei Worte: Θεος, Deus, God.

2) Wir folgen hier ganz der auf die Quellen gestützten Darstellung M'Crie's II, 218 ff. Vgl. auch das Leben Knox', l. c. 36 ff.

nen Dienern ihren Lohn zu geben, und er wünschte am nächsten Tage, einen derselben selbst zu bezahlen. Diesem gab er 20 Schillinge mehr, als ihm zukamen, indem er sagte: „Du wirst nie wieder Etwas von mir in diesem Leben bekommen." An alle richtete er eindringliche Ermahnungen, in der Furcht Gottes zu wandeln und wie es Christen gezieme, die in seinem Hause gelebt hätten.

Am Freitag, den 14., stand er vom Bett auf und zwar früher, als er gewohnt war, und in der Meinung, es sei Sonntag, sagte er, er wolle zur Kirche gehen und über die Auferstehung Christi predigen, über welche er die ganze Nacht hindurch nachgedacht habe. Dieß war allerdings der Gegenstand, über welchen er hätte predigen müssen seiner früheren Absicht gemäß[1]. Aber er war so schwach, daß ihn zwei Männer vom Bette aufheben mußten und nur mit vieler Mühe konnte er auf einem Stuhle sitzen.

Am nächsten Tage, Mittags, kamen Joh. Durie, einer von den Predigern zu Leith, und Archibald Stewart, welche zu seinen vertrautesten Freunden gehörten, zu ihm. Als sie sahen, daß er sehr krank war, wollten sie bald wieder gehen, aber er bestand darauf, daß sie bleiben sollten, und bewog sie auch, zu Mittag mit ihm zu essen. Er stand vom Bett auf und setzte sich mit zu Tische, und das war das letzte Mal, daß er überhaupt am Tische saß. Er befahl, daß ein Faß Wein, welches er im Keller hatte, für sie angestochen würde, und mit einer Heiterkeit, wie er sie unter seinen Freunden liebte, bat er Archibald Stewart, davon holen zu lassen, so lange der Wein reichte, denn er habe keine Ruhe, bis das Faß leer sei.

Am Sonntage, den 16., hütete er das Bette, und da er glaubte, es sei dieß der erste Tag des Fastens, das wegen der Bluthochzeit ausgeschrieben war, weigert er sich, Etwas zu essen. Fairley von Braid, der zugegen war, sagte ihm, daß das Fasten erst am nächsten Sonntag beginne; zugleich setzte sich derselbe nieder und aß vor seinen Augen, wodurch er auch ihn bewog, ein wenig Nahrung zu sich zu sich zu nehmen.

Gern wäre er noch einmal mit seinem Kirchenvorstande zusammen gekommen, um diesem seine letzten Aufträge zu geben und Abschied von ihm zu nehmen. Um ihm diesen Wunsch zu erfüllen, versammelten sich deßhalb sein College, die Aeltesten und die Diakonen nebst David Lindsay, einem der Prediger von Leith, am Montag den 17. in seinem Zimmer, und er redete sie mit folgenden Worten an, welche einen tiefen und dauernden Eindruck auf ihrer Aller Herzen machten: „Der Tag naht und ist schon vor der Thür, nach welchem mich so oft und so herzlich verlangt hat, wo ich von meinen schweren Arbeiten und unaussprechlichen Leiden erlöst werden und bei Christo sein soll — wohlan denn, Gott ist mein Zeuge, welchem ich gedient habe im Geiste des Evangeliums von seinem Sohne, daß ich Nichts

---

1) S. oben S. 446.

gelehrt habe, als die reine und lautere Lehre des Evangeliums von dem Sohne Gottes und habe mir allein angelegen sein lassen, darin die Unwissenden zu unterrichten, die Gläubigen zu stärken, die Schwachen, die Verzagten und Muthlosen durch die Verheißungen der Gnade zu trösten und zu kämpfen gegen die Stolzen und Widerwärtigen mit den göttlichen Drohungen. Ich weiß, daß Manche sich oft darüber beklagt haben und noch laut genug klagen, daß ich zu strenge gewesen sei, aber Gott weiß, daß mein Herz immer fern war vom Haß gegen die Personen, gegen welche ich die strengsten Gerichte verkündigte (thundered). Ich kann nicht leugnen, daß ich den größten Abscheu gegen die Sünden empfand, die sie begingen, aber ich hatte nur die eine Absicht, sie, wenn es möglich wäre, dem Herrn zu gewinnen. Was mich bewog, Dasjenige, was der Herr mir in den Mund gab, auch so kühn und ohne Ansehn der Person auszusprechen, war nichts Andres, als die tiefste Ehrfurcht vor Gott, der mich berufen und in seiner Gnade verordnet hatte, ein Haushalter über seine Geheimnisse zu sein, und der Glaube, daß er Rechenschaft über das mir anvertraute Amt von mir fordern werde, wenn ich einst vor seinem Richterstuhle stände. Ich bekenne daher vor Gott und vor seinen heiligen Engeln, daß ich niemals aus dem heiligen Worte Gottes ein Gewerbe gemacht, noch auch gesucht habe, den Menschen zu gefallen oder meine eigene Leidenschaften eben so wenig, wie die Andrer zu dulden, sondern daß ich gewissenhaft die mir verliehenen Gaben zur Erbauung der Kirche benutzt habe, über die ich zu wachen hatte. Welche üble Nachreden sündige Menschen in dieser Beziehung auch auf mich werfen mögen, mein Trost ist der, daß ich ein gutes Gewissen habe. Nun aber, meine theuersten Brüder, beharret auch Ihr in der ewigen Wahrheit des Evangeliums, habt fleißig Acht der Heerde, über welche der Herr Euch gesetzt und die er erlös't hat mit dem Blute seines eingebornen Sohnes. Und Du, mein theurer Bruder Lawson, kämpfe den guten Kampf und richte das Werk des Herrn freudig und muthig aus. Der Herr aus der Höhe segne Euch und die ganze Kirche von Edinburg, welche, so lange sie bei dem Worte der Wahrheit, das sie von mir gehört hat, beharren wird, die Pforten der Hölle nicht überwältigen werden." Nachdem er sie dann gewarnt hatte, es nicht mit Denen zu halten, welche die Autorität des Königs nicht anerkannten, machte er einige Bemerkungen über eine Anklage, welche Lethington gegen ihn bei dem Kirchenvorstande angebracht hatte, dann aber war er so erschöpft, daß er nicht weiter zu sprechen vermochte. Diejenigen, welche zugegen waren, waren eben so erfreut, wie bekümmert über diese brüderliche Ansprache. Nachdem sie ihn an die Mühsale erinnert, die er erduldet und an den Sieg, den er davon getragen, beteten sie zusammen, und nahmen dann Abschied von ihm mit vielen Thränen.

Als sie hinaus gingen, bat er seinen Collegen und Lindsay, noch da zu bleiben. „Da ist Etwas, was mir schwer auf dem Herzen liegt," sagte er zu ihnen: „Ihr seid Zeuge gewesen von dem früheren festen Muthe des

Lairds von Grange in der Sache Gottes, aber jetzt, ach! in welchen Abgrund hat er sich gestürzt! Ich bitte Euch daher, mir die Bitte nicht abzuschlagen, welche ich jetzt an Euch stelle: Geht auf das Schloß und sagt ihm von mir, daß John Knox auch jetzt, wo er am Sterben ist, noch derselbe Mensch sei, wie er ihn gekannt habe, als derselbe noch gesunden Leibes war, und daß er ihn bitten läßt, doch zu bedenken, was auch er einst war und was er jetzt ist, welches einen großen Theil meines Kummers ausmache. Weder der rauhe Felsen, auf den er vertraue, noch die fleischliche Klugheit des Mannes (Lethington), den er für einen Halbgott halte, noch auch der Beistand der Fremden werde ihn schützen, sondern er werde ohne Erbarmen aus seinem Felsenneste zur Strafe geschleppt und bei hellem Tage an einen Galgen gehängt werden, wenn er nicht schnell sein Leben bessere und zu der Gnade Gottes seine Zuflucht nehme. Des Mannes Seele, fügte er hinzu, ist mir theuer, und ich möchte nicht, daß sie verloren ginge, wenn ich sie retten könnte." — Die Prediger übernahmen es, den Auftrag auszuführen. Sie gingen deßhalb nach der Burg hinauf, baten um eine Unterredung mit dem Befehlshaber und theilten ihm ihre Botschaft mit. Anfangs schien Kirkaldy bestürzt zu werden, aber nachdem er heimlich mit Lethington geredet hatte, kehrte er zu den Predigern zurück und gab ihnen eine unfreundliche Antwort. Als Knox dieselbe erfuhr, wurde er sehr bekümmert und sagte: „er habe ernstlich für den Mann gebetet und er vertraue auch noch, daß seine Seele werde gerettet werden, obgleich sein Leib elend umkommen werde."

Nach dieser Unterredung mit dem Kirchenvorstande war er viel elender geworden. Seine Athembeschwerden nahmen zu, und er konnte kein Wort ohne große Anstrengung und heftige Schmerzen hervorbringen. Dennoch fuhr er fort, Leute jeden Ranges bei sich zu empfangen, welche in großer Menge kamen, um ihn zu sehen, und er duldete nicht, daß irgend Jemand fort ginge ohne Ermahnungen, welche er so eindringlich machte, daß alle erstaunt waren, die ihn besuchten. Lord Boyd kam herein und sagte: „Ich weiß, Herr, daß ich Euch in vielen Stücken beleidigt habe, und ich bin nun gekommen, Euch um Vergebung zu bitten." Seine Antwort wurde nicht gehört, da die Anwesenden sich zurück zogen und Beide allein ließen, aber der Lord kehrte am nächsten Tage wieder, zugleich mit dem Grafen Morton und dem Laird von Drumlanrig. Des Reformators geheime Unterredung mit Morton ging sehr in's Einzelne, wie der Letztere später selbst berichtet hat. Er fragte ihn, ob er vorher mit der Absicht, den letzten König zu ermorden, bekannt gewesen sei. Als Morton das leugnete[1]), sagte er: „Wohl! Gott

1) Später bekannte Morton, um den Tod des Königs gewußt zu haben. Er entschuldigte jedoch sein Verschweigen der Absicht Bothwell's damit, daß die Königin selbst den Mord beschlossen gehabt und daß der König ein solches Kind gewesen sei, daß man ihm Nichts habe anvertrauen dürfen, ohne es an die Königin verrathen zu sehen. Vgl. Bannatyne, 494 u. 497

hat Euch mit vielen Wohlthaten beschenkt, welche er nicht Jedem gegeben hat, denn er hat Euch Reichthümer, Weisheit und Freunde verliehen und ist nun im Begriff, Euch zur Regentschaft in diesem Reiche zu erheben[1]); und deßhalb, im Namen Gottes, bitte ich Euch, diese Gaben recht zu gebrauchen und zwar besser, als Ihr es bisher gethan habt: vor allen Dingen zur Ehre Gottes, zur Förderung seines Evangeliums, zur Aufrechterhaltung der Kirche Gottes und seines Dienstes, aber sodann auch zum Wohle des Königs, seines Reiches und seiner treuen Unterthanen. Wenn Ihr so thut, wird Gott Euch segnen und ehren, aber wenn Ihr es nicht thut, wird Gott Euch dieser Gaben berauben und Euer Ende wird Schmach und Schande sein[2])."

Am Donnerstage, 20. Nov., besuchten ihn Lord Lindsay, der Bischof von Caithneß und verschiedene Edelleute. Er ermahnte sie, bei der Wahrheit zu beharren, welche sie gehört hätten, denn es gäbe kein ander Wort des Lebens, und er bat sie, Nichts mit denen im Schlosse zu thun zu haben. Der Graf von Glencairn, der ihn oft besucht hatte, kam mit dem Lord Ruthven herein. Der Letztere, den Knox nur einmal anredete, fragte ihn, ob er irgend Etwas für ihn thun könne, dann möge er es doch nur sagen. Seine Antwort war: „Ich bekümmre mich nicht um alle Gunst und Freundschaft der Welt!"

Eine fromme Dame aus seiner Bekanntschaft forderte ihn auf, Gott für all' das Gute zu preisen, das er gethan habe, und fing an, ihn selbst zu loben, als er sie unterbrach. „Still! still!" sagte er, „Fleisch und Blut ist an und für sich selbst überstolz, es braucht nicht noch in seinem Hochmuthe genährt zu werden." Er erinnerte sie an das, was er ihr schon längst gesagt habe: „Lady, Lady, der Schwarze hat Euch nie auf den Fuß getreten!" und ermahnte sie, den Stolz fahren zu lassen und sich mit Demuth zu schmücken. Dann sagte er wie zu sich selbst, wie er es früher schon öfter gethan hatte, daß er sich ganz auf die freie Gnade Gottes verlasse, welche den Menschen durch seinen lieben Sohn Jesus Christus offenbar geworden sei. Den allein wolle er ergreifen als seine Weisheit, Gerechtigkeit, Heiligung und Erlösung. Als dann die Uebrigen von ihm Abschied genommen hatten, sagte er zu dem Laird von Braid: „Jeder wünscht mir eine gute Nacht, aber wann wollt Ihr es thun! Ich bin gegen Euch in großer Schuld, welche ich Euch nie werde abtragen können, aber ich befehle Euch dem, der im Stande ist, es zu thun, dem lebendigen Gott!"

Am Freitage, den 21., befahl er Richard Bannatyne, seinen Sarg zu bestellen, und während des ganzen Tages verbrachte er in Betrachtungen

1) Mar war schon gestorben.

2) Morton theilte den Inhalt dieser Unterredung später den Predigern mit, welche bei seiner Hinrichtung ihn trösteten, und er sagte: „ich habe es in der That so gefunden." —

und Gebeten. Oft wiederholte er die Worte: „Komm Herr Jesu! Lieber Jesus, in deine Hände befehle ich meinen Geist! Sei gnädig, o Herr, deiner Kirche, welche du erlöset hast! Gieb Frieden dem bedrängten Volke! Erwecke gläubige Prediger, daß sie das Amt in deiner Kirche übernehmen! Verleihe uns, Herr, daß wir die Sünde über Alles verabscheuen, sowohl um deines Zornes, als auch um deiner Gnade willen." Mitten in seinen Betrachtungen pflegte er sich dann oft zu unterbrechen und Diejenigen, die bei ihm standen, in folgender Weise anzureden: „O, bleibt dabei, dem Herrn in Ehrfurcht zu dienen, und der Tod wird Euch nicht schrecklich sein! Nein! selig wird der Tod für Diejenigen sein, welche die Kraft des Todes Christi gekostet haben!"

Am Sonntag, den 23., welches der erste Tag des Fastens war, rief er zur Zeit des Nachmittagsgottesdienstes, nachdem er längere Zeit ruhig dagelegen hatte, plötzlich aus: „Wenn Jemand gegenwärtig ist, so komme er und sehe das Werk Gottes!" Richard Bannatyne, der glaubte, es sei sein Abscheiden nahe, schickte nach der Kirche und ließ Johnston von Elphingston holen. Als dieser an das Bett des Kranken trat, brach derselbe in folgende Worte aus: „Ich habe diese letzten beiden Nächte über den traurigen Zustand der Kirche Gottes nachgedacht, der Braut Jesu Christi, die von der Welt verachtet, aber in Gottes Augen herrlich ist. Ich habe Gott für sie angerufen und sie ihrem Haupte, Jesu Christo, empfohlen. Ich habe gegen die geistliche Sünde in himmlischen Dingen gekämpft und habe überwunden. Ich bin im Himmel gewesen und habe dort an der Herrlichkeit Theil gehabt. Ich habe die himmlischen Freuden gekostet und bin auch noch dort." Er sprach dann das Gebet des Herrn und den Glauben, indem er einzelne gottselige Gedanken zwischen jeden Artikel einschaltete.

Nach der Predigt kamen Manche, um ihn zu besuchen. Als sie sahen, daß er nur schwer athmete, fragten ihn Einige, ob er viele Schmerzen leide? Er antwortete, er sei bereit, Jahre lang so zu liegen, wenn es Gott so wolle und wenn er fortführe, in Christo seine Gnade ihm scheinen zu lassen. Er schlief sehr wenig, sondern war fast immer mit Nachdenken, Beten oder Ermahnen beschäftigt. „Lebt in Christo! lebt in Christo! dann braucht das Fleisch den Tod nicht zu fürchten! Herr, gieb deiner Kirche treue Hirten, damit die Reinheit der Lehre erhalten bleibe! Gieb diesem Reiche den Frieden wieder, gieb ihm fromme Regenten und Obrigkeiten! Endlich, o Herr, mache meinem Leiden ein Ende!" Seine Hand gen Himmel erhebend, sagte er: „Herr, ich befehle meinen Geist sammt Seele und Leib und Alles in deine Hände. Du kennst, o Herr, meine Leiden, aber ich murre nicht wider dich!" Seine frommen Ausrufungen waren so zahlreich, daß diejenigen, welche bei ihm waren, nur einen kleinen Theil derselben behalten konnten, denn selten war er still, wenn sie ihm nicht gerade Etwas vorlasen oder beteten. — Während der folgenden Nacht nahm seine Krankheit jedoch bedeutend zu. —

Montag, der 24. Nov., war der letzte Tag, den er auf Erden lebte. Am Morgen wollte er durchaus aus dem Bette, und obgleich er nicht im Stande war, allein zu stehen, so stand er doch zwischen neun und zehn Uhr auf und zog Strümpfe und Beinkleider an. Man führte ihn zu einem Stuhle, und dort saß er etwa eine halbe Stunde lang, worauf er wieder zu Bett ging. Im Laufe des Tags traten immermehr die Anzeichen hervor, daß sein Ende nahe sei. Außer seiner Frau und Richard Bannatyne, waren Campbell von Kinyeancleugh, Johnston von Elphingston und Dr. Preston, drei seiner nächsten Freunde, bei ihm und saßen abwechselnd an seinem Bette. Kinyeancleugh fragte ihn, ob er Schmerzen leide. „Es ist kein schmerzvoller Schmerz, sondern ein solcher, der, wie ich hoffe, dem Kampfe ein Ende machen wird," sagte er. „Ich muß die Sorge für meine Frau und meine Kinder," setzte er dann hinzu, „nun Euch überlassen und bitte Euch, ihnen statt meiner ein Gatte und Vater zu sein!" Um drei Uhr Nachmittags wurde es ihm dunkel vor dem einen Auge und seine Sprache wurde sehr schwach und unverständlich. Er bat seine Frau, ihm das 15. Kapitel des ersten Korintherbriefes vorzulesen. „Ist das nicht ein gar trostreiches Kapitel?" fragte er, als sie geendet hatte: „O, welch einen süßen und kräftigen Trost hat mir der Herr in dem Kapitel gereicht!" Kurz darauf sagte er: „Nun zum letzten Male befehle ich meine Seele, meinen Geist und Leib in deine Hände, o Herr!" Gegen fünf Uhr rief er dann seine Frau und bat sie, noch Etwas zu lesen. „Lies, worauf ich meine ganze Zuversicht setze!" worauf sie das hohepriesterliche Gebet (Joh. 17.) las und dann auch noch einen Theil aus Calvins Predigten.

Dann schien er in einen Schlummer zu versinken, der jedoch von heftigen Seufzern unterbrochen wurde, und die Anwesenden erwarteten in jedem Augenblicke seine Auflösung. Aber am Ende erwachte er wieder von dem Schlafe, und als man ihn fragte, weßhalb er so schwer geseufzt habe, antwortete er: „Ich habe früher, während meiner gesunden Tage, viele Kämpfe bestanden und viele Anläufe des Satans, aber jetzt hat mich der brüllende Löwe gar wüthend angegriffen und alle seine Kraft angewandt, mich zu verschlingen und mich auch einmal zu verderben. Oft hat er auch vorher schon meine Sünden mir vor Augen gestellt, oft versucht, mich zur Verzweiflung zu bringen, oft Alles aufgeboten, mich durch die Reize der Welt zu verlocken, aber diese Waffen waren durch das Schwert des Geistes zerbrochen worden, welches ist das Wort Gottes, und er konnte mir Nichts anhaben. Jetzt hat er mich auf andre Weise angefaßt: die listige Schlange bemühte sich, mich zu überreden, daß ich den Himmel und die ewige Seligkeit durch die treue Verwaltung meines Amtes verdient hätte. Aber gesegnet sei Gott, der mich fähig gemacht hat, diesen feurigen Pfeil auszulöschen, indem er mir Stellen der Schrift vor Augen führte, wie die folgenden: „Was hast du, daß du nicht empfangen hättest? Durch Gottes Gnade bin ich, was ich bin! Nicht aber ich, son-

dern die Gnade Gottes in mir!" Als er so sein Vornehmen vereitelt sah, verließ er mich. Deßhalb danke ich Gott durch Jesum Christum, daß es ihm gefallen hat, mir den Sieg zu geben, und ich bin überzeugt, daß der Versucher mich nicht wieder angreifen wird, sondern in kurzer Zeit werde ich, ohne große körperliche Schmerzen und Angst der Seele, dieß sterbliche und elende Leben mit der ewigen Seligkeit vertauschen durch Jesum Christum meinen Herrn!"

Dann lag er einige Stunden lang ruhig da, ausgenommen daß er dann und wann begehrte, seinen Mund mit etwas schwachem Bier zu benetzen. Um zehn Uhr lasen die Anwesenden den Abendsegen, was sie über die gewöhnliche Stunde hinausgeschoben hatten, weil sie ihn im Schlafe nicht stören wollten. Als sie damit fertig waren, fragte ihn Dr. Preston, ob er das Gebet gehört habe. „Wollte Gott," erwiederte er, „daß Ihr und alle Menschen es gehört hätten, wie ich es gehört habe! ich danke Gott für den himmlischen Ton!" — Der Doctor stand auf und Kinyeancleugh nahm seinen Platz am Bette ein. Gegen elf Uhr seufzte der Kranke tief auf und sprach: „Nun ist es da!" Bannatyne kam sogleich herbei und bat ihn, an die trostreichen Verheißungen unsres Heilandes Jesu Christi zu denken, welche er Anderen ja so oft verkündigt habe, und als er wahrnahm, daß Knox sprachlos war, forderte er ihn auf, ihnen ein Zeichen zu geben, daß er in Frieden sterbe. Darauf hob Knox eine seiner Hände zum Himmel empor und indem er das Zeichen zweimal wiederholte, entschlief er ruhig und ohne allen Kampf.

Knox starb im 67. Jahre seines Alters — die unausgesetzten Anstrengungen so viele Jahre hindurch hatten seine Kräfte vor der Zeit gebrochen. „Wenige Menschen, sagt M'Crie, sind wohl jemals so vielen Gefahren ausgesetzt gewesen und durch solche Trübsale hindurch gegangen. Von der Zeit an, wo er den reformirten Glauben ergriff, bis zu seinem letzten Athemzuge erfreute er sich nur selten der Ruhe und tauchte vielmehr aus einer Gefahr nur auf, um in eine andre verwickelt zu werden, und oftmals in eine nur noch schlimmere. Gezwungen, von St. Andrews zu fliehen, um der Wuth des Cardinals Beaton zu entgehen, fand er eine Zuflucht in Ost-Lothian, von wo er durch den Erzbischof Hamilton vertrieben wurde. Er lebte dann mehre Jahre hindurch als ein Geächteter, in täglicher Furcht, in die Hände derer zu fallen, welche so eifrig nach seinem Leben trachteten. Auf die wenigen Monate, während welcher er sich des Schutzes in der Burg von St. Andrews erfreute, folgte eine lange und harte Gefangenschaft. Nachdem er in England einige Ruhe gehabt hatte, wurde er wieder in die Verbannung getrieben und wanderte fünf Jahre auf dem Festlande als ein Heimathloser umher. Als er dann nach seinem Vaterlande zurückkehrte, war es nur, um sich in einen Kampf der gefährlichsten und schwierigsten Art zu stürzen. Als aber die Reformation durchgeführt und er in der Hauptstadt angestellt war, sah er sich in einen fortwährenden Streit mit dem Hofe verwickelt, und als er end-

lich von diesem Kampfe befreit wurde und dachte, nun seine Tage in Frieden zu beschließen, wurde er doch bald auf's Neue in's Feld gerufen und, obgleich kaum im Stande zu gehen, sah er sich doch gezwungen, seine Heerde zu verlassen und der Wuth seiner Feinde dadurch zu entgehen, daß er auf's Neue die Verbannung suchte. Er wurde zu wiederholten Malen wegen Ketzerei verdammt und geächtet, dreimal war er wegen Hochverraths angeklagt und zweimal wurde er aus diesem Grunde vor Gericht gestellt. Ein Preis war öffentlich auf seinen Kopf gesetzt worden; man hatte Meuchelmörder gedungen, ihn zu tödten, und sein Leben war bedroht worden mit dem Pistol und mit dem Schwerte. Dennoch entkam er aus allen diesen Gefahren und vollendete seinen Beruf in Frieden und ehrenvoll. Kein Wunder, daß er der Welt müde war, und „Lust hatte, abzuscheiden," und im eigentlichen Sinne konnte von ihm bei seinem Tode gesagt werden, „daß er ruhete von seiner Arbeit." Wir dürfen hinzusetzen, daß er sich, was doch die Hauptsache ist, durch alle Gefahren nicht schrecken ließ, treu und unbeweglich für seinen Herrn und Heiland einzustehen, und daß er das Alles muthig und geduldig ertrug, nur um die Sache Dessen zu fördern, von dem er wußte, daß „er allein der Herr sei zur Ehre Gottes des Vaters."

Am Mittwoch, den 26. November, wurde er auf dem Kirchhofe von St. Giles begraben[1]). Es war damals gerade das Parlament in Edinburg versammelt, welches an dem Tage, wo der Reformator starb, dem Grafen Morton die Regentschaft übertragen hatte, und Morton sowohl, wie der ganze in der Hauptstadt anwesende Adel nebst einer großen Menge Volks folgte dem Leichenzuge. Als der Sarg in die Erde gesenkt war, sprach der Regent die kurzen, aber den Charakter des Mannes bezeichnenden Worte „Da liegt der, der niemals das Antlitz eines Menschen gefürchtet hat!" Er fürchtete die Menschen nicht, weil er Den fürchtete, der der Herr ist aller Menschenkinder, und weil ihm in Christo die Welt und die Angst der Welt überwunden war. Es war in der That ein „Großer in Israel" gefallen. —

Der Reformator war eingegangen zum Frieden Dessen, dem er sein Leben lang unter so viel Kämpfen gedient hatte, nicht aber durfte auch sein Vaterland und die von ihm gegründete Kirche sich schon des Friedens erfreuen. Schottland blieb vielmehr noch ein volles Jahrhundert hindurch der Schauplatz der heftigsten Streitigkeiten sowohl um seine politische, als auch um seine kirchliche Freiheit, und erst nachdem die Stuarts für immer den Thron beider Reiche der britischen Insel verloren hatten, war es der reformirten Kirche Schottlands vergönnt, die Früchte der Gerechtigkeit, die in Christo ist, in Frieden anzubauen.

Was zunächst die politischen Händel anlangt, so kam bald nach dem Tode des Reformators, hauptsächlich durch Vermittlung des englischen Ge-

1) Die Stätte, wo er ruht, ist, wie die Calvins, nicht mehr bekannt.

sandten Killigrew, zwar eine Vereinigung beider Parteien zustande. Der Regent Morton und die Anhänger der Königin, die Hamiltons und Gordons, wurden zu Friedensverhandlungen vermocht und vertrugen sich zu Perth dahin, daß eben sowohl die Ermordung Darnley's, als auch die des Garfen Lennox vergeben und vergessen sein und daß die Autorität des König Jakob VI. allgemein anerkannt werden sollte. Aber wenn in dieser Weise auch die großen Parteihäupter Frieden mit einander machten, so weigerten sich doch diejenigen, welche das Schloß von Edinburg „im Namen der Königin" besetzt hielten, Kirkaldy von Grange und Lethingthon, auf diesen Vertrag einzugehen und die Festung dem Regenten zu überliefern, und nun erfüllte sich an ihnen, was der sterbende Knox vorausgesagt hatte.

Von den Engländern unterstützt, ließ der Regent die Belagerung des Schlosses beginnen, unter Anführung des Gouverneurs von Berwick, Sir W. Drury, und als die „Castellaner" auf die Aufforderung, sich zu ergeben, erklärten, sie würden sich lieber unter den Ruinen der Burg begraben lassen, erfolgte der Sturm. Tapfer war allerdings die Gegenwehr der Angegriffenen, aber eine Bastion nach der andern wurde in Trümmern gelegt, und da der Besatzung am Ende auch die Munition ausging, sah sich Kirkaldy doch zuletzt gezwungen, Friedenserbietungen zu machen. Er verlangte freien Abzug sowohl für sich, als auch für Lethington und Lord Hume, so wie die Erlaubniß, daß die Letzteren sich nach England begeben, er selbst aber unangefochten auf seinen Gütern leben dürfe.

Morton war jedoch nicht geneigt, darauf einzugehen. Seine entschiedensten Gegner waren nahe daran, in seine Hände zu fallen, sollte er sie entschlüpfen lassen? Er verlangte deßhalb Seitens der Häupter der Besatzung Unterwerfung auf Gnade und Ungnade, nur die Soldaten sollten das Schloß ohne Waffen verlassen und sich hin begeben dürfen, wohin sie wollten: es war klar, daß der Regent keine Schonung üben werde. Deßhalb brachen die Belagerten auch die Verhandlungen ab, erklärend, daß sie lieber mit den Waffen in der Hand sterben wollten. Aber die Soldaten weigerten sich jetzt, länger Widerstand zu leisten. Es entstand ein Aufruhr unter der Besatzung, und namentlich Lethington wurde bedroht, erhängt zu werden, wenn er nicht innerhalb sechs Stunden den Laird von Grange dahin brächte, die Burg zu übergeben. So war Alles verloren, und als letztes Rettungsmittel ergriff Kirkaldy den Ausweg, daß er die Engländer in die Burg einließ und erklärte, sich den Händen Drury's, nicht aber denen Mortons überliefern zu wollen.

Doch auch das sollte ihm wenig helfen. Morton wollte sich seine Beute nicht entgehen lassen und forderte deßhalb, daß die Gefangenen, die die Hauptanstifter aller Verwirrungen in Schottland gewesen seien, ihm zur Bestrafung überlassen würden, ein Begehren, das Killigrew nach Kräften unterstützte und das auch nach einigen Verhandlungen mit dem englischen Hofe

gewährt wurde. Zwar hatten sich auch Lethingthon und Kirkaldy an Cecil gewandt und dessen Schutz und Fürsprache angerufen, aber — vergeblich. Die Gefangenen wurden dem Regenten ausgeliefert und von diesem zum Tode durch den Strang verurtheilt. Lethington entging der Exekution nun zwar durch einen raschen, vermuthlich durch Gift herbeigeführten Tod, aber obgleich die Verwandten Kirkaldy's alle Anstrengung machten, diesen zu retten — sie boten dem Regenten eine jährliche Rente von 3000 Mark für das Leben des Mannes und verhießen, sich in ewige Dienstbarkeit des Hauses Douglas begeben zu wollen, wenn Morton Gnade ergehen lassen würde — so blieb der Regent doch unerbittlich. Der Laird von Grange nebst seinem Bruder Jakob Kirkaldy wurden am 3. August 1573 auf öffentlichem Markte zu Edinburg durch den Strang hingerichtet, als ein Warnungszeichen für Alle, die der Autorität des Königs noch fernerhin widerstreben würden, und so erfüllte sich, was Knox vorher gesagt hatte[1]).

Kirkaldy erinnerte sich dieser Weissagung vor seinem Tode, und namentlich, daß Knox hinzugefügt habe, „wie ihn der Herr versichere, daß für seine Seele noch Gnade sein werde." Er bat den Prediger Lindsay, der ihm vordem die Botschaft des Reformators überbracht hatte, ihn zum Richtplatze zu begleiten und ihm dort die Worte seines früheren Freundes zu wiederholen. „Ich hoffe," sagte er zu Lindsay, „daß wenn die Leute glauben, daß es mit mir zu Ende sei, es mir möglich sein wird, noch ein Zeichen zu geben, daß der Herr meiner Seele gnädig ist, wie jener Mann Gottes verkündigt hat." Und so geschah es auch. Als er gehängt war und Alle ihn schon todt glaubten, hob er plötzlich seine zusammengebundenen Hände auf und ließ sie langsam wieder sinken, als wolle er Gott preisen für die ihm widerfahrene Gnade[2]).

Die letzten Anhänger Maria's waren auf diese Weise in Schottland vernichtet, und Mortou herrschte eine Zeitlang unangefochten im Namen des unmündigen Königs. Doch auch ihn sollte am Ende sein Schicksal ereilen. Habsüchtig und gewaltthätig, wie er war, brachte er bald den größten Theil des Adels gegen sich auf und wurde gezwungen (6. März 1578), die Regentschaft in die Hände des jungen, kaum 12 Jahre alten Königs niederzulegen. Er that diesen Schritt in der Form der Freiwilligkeit, um so seine Gegner, an deren Spitze die Grafen Argyle und Athol standen, zu beschwichtigen, und für den Augenblick rettete er sich auch dadurch, aber auch nur für den Augenblick. Jakob gerieth bald in die Hände von Günstlingen, besonders des Esme Stewart Lord d'Aubigné, den er zum Herzoge von Lennox, und des Jakob Stewart, eines mißrathenen Sohnes des Lords Ochiltree, den er zum Grafen Arran ernannte, und auf deren Anstiften wurde Morton

1) Vgl. über das Alles Mignet, II, 198 ff. Tytler, VII, 338 ff.
2) Vgl. J. Melville, Autobiography and Diary, 34 ff. M'Crie, II, 223 ff.

(1581) der Mitschuld an dem Tode Darnley's angeklagt und zum Tode verurtheilt. Er starb mit großem Muthe, aber auch „mit der Ergebung und Zuversicht eines gläubigen Christen", und bekannte dem ihm zum Tode vorbereitenden Geistlichen, daß er allerdings Kenntniß von dem Complotte gegen das Leben Darnley's gehabt, aber da er zugleich Gewißheit darüber erhalten, daß die Königin dasselbe billige und selbst Urheberin des Anschlags sei, keine Möglichkeit gesehen habe, den Mord zu hindern [1]). — Es sind in der That erschütternde Gerichte, welche wir da über die Gewaltthätigen ergehen sehen [2]). — —

Und die Kirche? Wir können die mancherlei Kämpfe, durch die sie auch nach des Reformators Tode noch hat hindurch gehen müssen, hier nicht weiter verfolgen, nur so viel sei gesagt, daß das Abscheiden Knox' in eine Zeit fiel, wo das Werk, das der Herr ihm anvertraut hatte, den größten Gefahren ausgesetzt war und daß man es mit Recht als eine ernste „Calamität" für die Kirche Schottlands bezeichnet hat [3]), ihres unerschütterlichen Wächters von nun an entbehren zu müssen. So lange Knox lebte und seine Stimme für die Selbstständigkeit des kirchlichen Wesens erheben konnte, war auch sein Ansehen zu groß, als daß nicht auch Morton selbst auf ihn hätte Rücksicht nehmen sollen, jetzt aber glaubte der Regent ohne Scheu seine hochkirchlichen und habsüchtigen Tendenzen gegenüber dem Presbyterialismus durchsetzen zu können. Er fuhr fort, Bischöfe und Prälaten nach seiner Weise einzusetzen und namentlich dadurch, daß er diese hohen Würdenträger der Kirche über die Autorität der Presbyterien und Synoden erhob, eine große Verwirrung in das kirchliche Wesen zu bringen. Zwar fand er auch jetzt noch bei den Predigern den lebhaftesten Widerstand, und besonders war es ein Mann, der jetzt gewissermaßen in die Stelle Knox' trat und die Absichten des Regenten mit allen gesetzlichen Mitteln zu vereiteln suchte: Andreas Melville [4]) — die Synoden erhoben, von ihm geleitet, fortwährend Protest gegen die ihnen aufgedrungene bischöfliche Gewalt — aber freilich vergeblich. Morton hielt seinen Willen aufrecht, und die Bischöfe blieben in der Kirche bestehen, so daß denn allerdings die Kirche von Schottland um diese Zeit einen seltsamen Anblick darbot mit dem ihr aufgedrungenen Bischofthume, während sie selbst doch presbyterianisch blieb. Und dieser Zustand dauerte auch noch fort, als Morton bereits gestürzt war, durch die ganze Zeit der Stuarts hindurch. Wenn es auch wohl für eine Zeit lang gelang, den Widerstand der Kirche gegen das in ihre Ordnungen hinein getragene bischöfliche Element zu brechen und zum Schweigen zu bringen, ein wirk-

1) Vgl. Robertson, hist., II, 70.
2) Vgl. Röm. 11, 22.
3) Vgl. Rudloff, I, 167.
4) Vgl. über denselben M'Crie, life of Andrew Melville, II Vol. Edinburg, 1824.

licher Frieden kam niemals zu Stande, und die Kirche als solche betrachtete die Bischöfe stets nur ihre unrechtmäßigen Herren, deren Joch abzuwerfen sie nicht nur bereit war, sondern auch für ihre Pflicht erkannte. Schwere Leidensjahre sind auf diese Weise über die schottischen Kirche gekommen, Jahre der Verfolgungen, wie sie nur je eine Kirche erduldet hat, aber auch Jahre der Bewährung und die nur dazu dienten, die Anhänglichkeit an die auf das Wort Gottes gegründete Ordnung der Kirche, wie sie von Knox festgestellt war, im Schottischen Volke zu befestigen. Als dann endlich der König Karl I. wagte, auch noch tiefer in das Leben der schottischen Kirche einzugreifen und seine mit allerlei römischen Irrthümern erfüllte Liturgie ihr aufzudrängen, brach der lange verhaltene Sturm los und die fremdartigen Elemente mußten weichen. Auf dem Grunde presbyterialer und synodaler Ordnung ist seit jenen Zeiten ein Leben in der Kirche von Schottland erblüht, das „als ein in der christlichen Welt unerreichtes Muster dasteht[1]“, daß das aber geschehen konnte, verdankt sie dem, der mit nüchternem Geiste und reinlicher Hand den Grund dazu gelegt hat: Johann Knox.

Zweiunddreißigstes Kapitel.

Des Reformators Charakter.

Daß der Charakter eines Mannes, wie Knox, der so mitten in die Kämpfe seiner Zeit hinein gestellt war, auch von den verschiedenen Parteistandpunkten aus eine höchst verschiedene Beurtheilung erfahren hat, ist durchaus nicht zu verwundern. Während die Einen mit hoher Bewunderung und Verehrung auf ihn blickten, seinen Muth, seine Treue, seine klare und unbestechliche Erkenntniß, wie seinen festen, nimmer wankenden Glauben über Alles erhebend, haben dagegen die Andren nicht genug Schlimmes von ihm zu sagen gewußt und ihn eben so in den Abgrund der Hölle verdammt, wie das Werk, dessen hauptsächlichster Förderer er war. Doch ist dabei wohl zu bemerken, daß diejenigen, die ihm Uebles nachgeredet haben, im Anfang und auch noch die erste Zeit nach seinem Tode nur die Römischen gewesen sind, während selbst seine Gegner in der englischen Kirche nicht umhin konnten, dem Charakter des Reformators ihre Hochachtung zu bezeugen, daß aber später, als unter den Stuarts der Kampf zwischen der englischen und schot tischen Kirche entbrannt war, auch die Anhänger des Episkopalsystems sich nicht gescheut haben, das Andenken eines Mannes zu verunglimpfen, der der

1) Vgl. Gemberg, die schott. Nationalkirche u. s. w. S. 3 f.

entschiedenste Vertreter des Presbyterialismus gewesen war, und daß von daher auch so manche ungünstige Urtheile in die Darstellungen selbst solcher Geschichtsschreiber gekommen sind, die an dem Streite des 16. Jahrhunderts unbetheiligt waren. Wir lassen eine geschichtliche Uebersicht der verschiedenen Beurtheilungen des Reformators hier folgen, wie dieselbe von M'Crie[1]) zusammen gestellt worden ist und in mancher Beziehung von Interesse sein dürfte.

Während der Lebenszeit des unerschrockenen Zeugen von der Wahrheit und dem Heile in Christo waren es die Römischen, welche ihn auf alle Weise anzugreifen und deßhalb nicht blos seine Absichten zu verdächtigen, sondern auch die unwürdigsten Dinge von ihm, seinen Lebenswandel betreffend, zu verbreiten suchten. Wie man römischer Seits auf Luther und Calvin die abscheulichsten Verläumdungen zu häufen sich bemüht und ihr ganzes Bestreben so dargestellt hat, als sei es nur der Ausfluß ihrer zügellosen Leidenschaften und Gelüste gewesen, die sie getrieben hätten, die Fesseln der römischen Kirche und namentlich des priesterlichen Cölibats zu durchbrechen[2]), so hat auch Knox solchen Nachreden nicht entgehen können. Nicht nur, daß man ihn der Ketzerei und des Abfalles von der „wahren Kirche" beschuldigt und ihm vorgeworfen hat, er sei ein Mensch von unruhiger, gewaltthätiger Gemüthsart gewesen, der am Aufruhr gegen die bestehenden Gewalten seine Freude gehabt habe, nicht nur, daß man es anstößig gefunden, daß er, als ein geweihter Priester, zwei Mal in die Ehe getreten ist: das allerabscheulichste Bild, wie es nur die unreinste, durch Parteileidenschaft angestachelte Phantasie zu erfinden vermag, hat römische Lästersucht von seinem Leben zu entwerfen gesucht. „Er ist schamlos dargestellt worden", sagt M'Crie, „als ein Mann oder vielmehr als ein Ungeheuer von ruchlosestem Charakter, der mit Nichtswürdigkeiten geprahlt und ohne Scheu sich den größten Lastern ergeben hätte." Namentlich waren es fleischliche Ausschweifungen, die man ihm Schuld gab, und zwar in einem Grade, der alles denkbare Maß zu überschreiten scheint, wie dann auch das hauptsächlich in diesen Schmähschriften hervor tritt, daß man ihn beschuldigt, einen Bund mit dem Bösen gemacht und durch dessen Hilfe den Einfluß gewonnen zu haben, dessen er sich auf seine Landsleute erfreute[3]). „Keines Menschen Andenken ist mehr

1) M'Crie, l. c. II, 234 ff. ff., doch geben wir nur einen Auszug, was für unsern Zweck hinreichen dürfte.

2) Bis in die neueste Zeit kehren diese Beschuldigungen ja bei römischen Schriftstellern wieder.

3) Unter den römischen Schriftstellern, welche in der angegebenen Weise das Andenken Knox' zu beschimpfen gesucht haben, führt den Reigen an der schon erwähnte Arch. Hamilton in seinem Dialogus de Confusione Calvinianae Sectae etc. (Parisiis 1577), und in der Calvinianae Confusionis Demonstratio etc. (Par. 1581), womit er die Responsio Sme-

mit solchen Verläumdungen besudelt worden, als das unseres Reformators, aber — diese Erzählungen haben längst allen Glauben verloren und dienen nur noch dazu, von dem Geiste der Lüge und des frechen Betrugs ein Zeug-

toni ad Virulentum Dialogum Hamiltonii zu widerlegen suchte. Jhm folgte dann eine ganze Reihe ähnlicher Scribenten, die seine Verleumdungen, wo möglich, noch zu überbieten suchten: So Burne (Disputation concerning the Controversit Headdis of Religion, Par. 1581), James Laing (de Vita et Moribus atque Rebus Gestis Haereticorum nostri temporis, Par. 1581), John Hamilton (Facile Traictise, contenand ane infallible reul to discern trew from fals religion, Louvain, 1600) ein Ungenannter P. D. M. (the Image of bothe Churches, Jherusalem and Babell, Tornay 1623), Father Alex. Baillie (True Information of the Unhallowed Offspring, Progress, and Impoisond Fruits of our Scottish-Calvinian Gospel and Gospellers, Wirtsburgh 1628), u. A. Wir führen aus diesen Schmähschriften Beispiels halber nur einzelne Stellen an: 1) Arch. Hamilton, nachdem er erzählt hat, wie Knox nach dem Tode Eduards VI. mit einer edlen und reichen Dame „aus England geflohen sei," fügt hinzu: „qua simul et filia matris pellice familiariter usus fuisse putabatur (Dial. p. 65). 2) Derselbe sagt (Demonstr. p. 253): „Pueritiam prematura venere et polluto insuper patris thoro infamem notavi. Jnde adolescentiam perpetuis assuetam adulteriis designavi. Post hanc maturioris aetatis apostasin etc. descripsi etc." und „Itane vero in maledictis ducitis, quae impurus homuncio non uno, aut paucis, sed multis, et fere dicam omnibus attestantibus, designavit? patris thorum infami incestu pollutum, et tot commissa adulteria, quot in aedibus, intra quas admittebatur, relicta vestigia etiam nunc recitant Laudonienses omnes nobiles, juxta et ignobiles." 3) Burne, Disput. p. 102: „Johne Kmnox your first apostel, quha caused ane young woman in my lord Ochiltrees place fal almaist dead, because sche saw his maister Satthan in ane black mannis likeness with him, throuche ane bore of the dure: quha was also ane manifest adultare bringand forth of Jngland baith the mother and the dochter whom he persuadit that it was lesum to leve her housband and adhere unto him, making ane flesche of himself, the mother, and the dochter, as if he wald conjoyne in and religione the auld synagoge of the Jeuis with the new fundat Kirk of the Gentiles." 4) Ibid. p. 143: „That renegat and perjurit priest schir Johane Kmnox, quha after the death of his first harlot, quhilk he mareit incurring eternal damnation be breking his vou and promise of chastitie, quhen his age requyrit rather that with tearis and lamentations he sould have chastised his flech and bewailit the breaking of his vou, as also the horribil incest with his godmother in ane killogie of Haddingtoun." 5) Laing (de vita etc. fol. 133 ff.): „Statim ab initio suae pueritiae omni genere turpissimi facinoris infectus fuit. Vix excesserat jam ex ephebis, cum patris sui uxorem violarat, suam novercam vitiarat, et cum ea, cui reverentia potissimum adhibenda fuerat, nefarium stuprum fecerat. — Deinde non modo cum profanis, sed etiam cum quibuscunque scelratissimis, perditissimis, et

niß abzulegen, von welchem jene Schriftsteller geleitet wurden, und von dem tiefen und tödtlichen Hasse, welchen sie gegen Knox empfanden, weil derselbe durch seine unverdrossenen und erfolgreichen Bemühungen dem Aberglauben und der Bedrückung des Papismus ein Ende gemacht hatte." Ohne Zweifel verdienen diese Anschuldigungen keiner Widerlegung, da sie doch eigentlich schon sich selbst widerlegen und nicht nur das Zeugniß derer, die dem Reformator nahe gestanden haben, sondern auch seine uns hinterlassenen Schriften und namentlich die zahlreichen, an seine Freunde gerichteten Briefe uns ein ganz anderes Bild von dem Manne vor die Augen stellen, den die Römischen hinsichtlich seines Lebenswandels mit Koth bewerfen mußten, weil sie gegen seine Lehren und Grundsätze nicht aufzukommen vermochten.

Das Bild, das in außerrömischen Kreisen von dem Reformator entworfen worden ist, ist ganz anderer Art. Nicht nur, daß diejenigen, die mit ihm der gleichen Ueberzeugung waren, ihn auch in hohen Ehren hielten — so Calvin, wie die an Knox gerichteten Briefe des Genfer Reformators bezeugen, Beza, der von ihm sagt, daß sein „unbeflecktes Leben durch einen seligen Tod gekrönt" worden sei[1]), Smeton, dessen Vertheidigung des Reformators durch die Verläumdungen des Arch. Hamilton hervorgerufen wurde[2]), und namentlich auch Bannatyne, der, als sein Schreiber, ihm sehr

---

potissimum omnium haereticis est versatus, et quo quisque erat immanior, sceleratior, crudelior, eo ei carior et gratior fuit. — Ne unum quidem diem scelratissimus haereticus sine una et item altera meretrice traducere potuit. — Continuo cum tribus meretricibus, quae videbantur posse sufficere uni sacerdoti, in Scotia convolat. — Ceterum hic lascivus caper, quem assidue sequebatur lasciva capella, partim perpetuis crapulis, partim vino, lustrisque ita confectus fuit, ut quotiescunque conscendere suggestum ad maledicendum, velim precandum (vel imprecandum) suis, opus erat illi duobus aut tribus viris, a quibus elevandus atque sustentandus erat." — Doch sapienti sat. Aus diesem Tone reden alle die genannten Schmähschriften. Vgl. M'Crie, II, Note S. — Ueber die verleumderischen Berichte römischer Schriftsteller in Betreff des Todes des Reformators vgl. M'Crie, II, Note AA. — Bedarf solch Zeug noch einer Widerlegung? —

1) Icones, Ee, iij.

2) Smeton (Responsio ad Hamilt. Dial. p, 95) sagt: „Ich weiß nicht, ob jemals so viel Frömmigkeit und geistige Begabung in einem so schwächlichen und gebrechlichen Körper gewohnt haben. Gewiß aber bin ich, daß es schwer sein würde, Jemanden zu finden, in welchem die Gaben des heil. Geistes so glänzend hervorleuchteten zur Erquickung der Kirche von Schottland. Niemand schonte sich weniger im Ertragen von körperlichen und geistigen Anstrengungen, Niemand war eifriger, die Pflichten zu erfüllen, welche die Vorsehung ihm auferlegt hatte." Und (p. 115) den Calumniater Hamilton anredend: „diesen erleuchteten, ich sage: erleuchteten Diener Gottes, Joh. Knox, will ich von euren erdichteten Anklagen und Schmähungen reinigen und zwar nicht sowohl durch meine eigenen Behauptungen,

nahe stand und deßhalb Gelegenheit hatte, ihn in seinem ganzen öffentlichen und häuslichen Leben zu beobachten[1]) — auch die Zeitgenossen Knox' in der englischen Kirche und selbst Diejenigen, welche die Kirche von England gegen die Ausstellungen des schottischen Reformators vertheidigen zu müssen meinten, haben nicht umhin gekonnt, der Reinheit seines Charakters ihre Achtung zu bezeugen und ihn zu den bedeutendsten ihrer eigenen Reformatoren zu rechnen. So widmete der Bischof Bale, obwohl er einer der Gegner Knox' zu Frankfurt war, ihm und Alexander Aleß gleichwohl sein Werk über die schottischen Schriftsteller und spricht sich in jeder Weise anerkennend über ihn aus[2]), so bezeugt Aylmer in seiner gegen „den Trompetenstoß" ver-

als durch das Zeugniß einer ehrwürdigen Versammlung. Diese fromme Pflicht, als Lohn für ein wohl verbrachtes Leben, müssen Alle gern übernehmen gegen ihren trefflichen Lehrer in Christo Jesu. Dieß Zeugniß der Dankbarkeit sind ihm Alle schuldig, ihm, von dem sie wohl wissen, daß er bis zum letzten Athemzuge nicht aufgehört hat, ihnen Allen zu dienen. Erlöst von einem in christlichem Streit erschöpften Körper und eingegangen zu seliger Ruhe, wo er den süßen Lohn seiner Arbeit empfangen hat, triumphirt er nun mit Christo. Aber hüte dich, Sykophant, ihn im Tode noch zu lästern, denn er hat noch eben so viele Vertheidiger seiner Ehre zurückgelassen, als es Leute giebt, die durch seine lautere Predigt aus dem Abgrunde der Unwissenheit zur Kenntniß des Evangeliums gelangt sind."

1) Bannatyne sagt (Journal, p. 427 ff.) in dem Bericht über den Tod des Reformators: „So starb dieser Mann von Gott: das Licht Schottlands, der Trost der Kirche in diesem Lande, der Spiegel der Gottseligkeit und ein Muster und Vorbild für alle treuen Diener in Reinheit des Lebens, in Lauterkeit der Lehre, und in dem Muthe, die Bösen zu strafen; Einer, den die Gunst der Menschen nicht kümmerte, wie groß sie auch waren. Welche Gewalt des Predigens, welche Kühnheit im Strafen, welcher Haß der Sünde in ihm war, kann meine unwissende Schwachheit nicht gehörig darstellen, und wenn ich das unternehmen sollte, so wäre es, als wenn Einer ein Licht anzünden wollte, um den Leuten die Sonne zu zeigen. Doch sind alle diese Tugenden der Welt ja auch tausend Mal besser bekannt, als ich im Stande bin, sie ins Licht zu stellen." Und Bannatyne ist als Hausgenosse Knox' jedenfalls ein unverdächtiger Zeuge, zumal er keineswegs blindlings an dem Reformator hing. In einer an die General-Synode, 10. März 1571 gehaltenen Rede sagt er: „Es hat Gott gefallen, mich zu einem Diener (d. h. Schreiber) jenes Mannes Joh. Knox zu machen, welchem ich diene, wie Gott mein Zeuge ist, nicht sowohl um weltlichen Nutzens willen, als wegen der Lauterkeit und Aufrichtigkeit, welche ich stets und auch jetzt noch bei ihm gefunden habe, namentlich was die Verwaltung seines Amtes und die Predigt des Wortes Gottes betrifft, und — wenn ich sähe, daß er ein falscher Lehrer, ein Verführer und Anstifter von Aufruhr wäre, oder Einer, der in die Kirche Gottes Zwiespalt brächte, wie er in früheren Anklagen beschuldigt ist, so würde ich ihm nicht dienen für alle Schätze in Edinburg. Vgl. Journal, p. 104 f.

2) Bale sagt: „Te vero, Knoxe, frater amatissime, conjunxit mihi Anglia et Germania, imprimis autem doctrinae nostrae in Christo

öffentlichten Abhandlung seine Achtung sowohl vor den Kenntnissen, als auch vor der Sittenreinheit und Aufrichtigkeit seines Gegners [1]), und Ridley, der mehr, als einer seiner Zeitgenossen, an den Ceremonien der Hochkirche hing und über den Widerstand, den Knox der Einführung des englischen Gebetbuches in Frankfurt entgegen setzte, sehr unwillig war, nennt ihn gleichwohl „einen Mann von Verstand, trefflichen Kenntnissen und ernstem Eifer[2])." Wie wenig auch die Würdenträger der englischen Kirche mit Knox über die Gestalt, welche das kirchliche Wesen anzunehmen habe, einverstanden sein mochten, sie ließen sich nicht nur seine Wirksamkeit während seines Aufenthaltes in England gern gefallen, sondern hielten ihn auch in hohen Ehren, wie das Anerbieten eines Bisthums, das sie ihm machten, hinreichend beweist, und wie namentlich auch aus der Zuneigung hervor geht, die König Eduard gegen ihn hegte [3]). Namentlich aber in hohem Ansehen hat Knox immer bei denen gestanden, welche in England die Gegner der Hochkirche waren, bei den Puritanern. Wie er nicht blos mit den hauptsächlichsten Vertretern dieser Richtung zur Zeit seines Lebens in persönlichem Verkehr stand, sondern als Einer von Denen zu betrachten ist, welche den Grund zu derselben in England gelegt haben, so haben die Puritaner auf ihn und seine Schriften auch stets große Stücke gehalten [4]).

Bald aber veränderte sich die Stimmung gegen ihn in England bei den Männern der Hochkirche, namentlich seit der Zeit, als der Episkopalismus und Presbyterialismus sowohl in dem einen, als in dem andern Reiche der britischen Insel feindselig auf einander stießen, und von dieser Zeit an finden wir deßhalb auch mancherlei mißachtende und selbst verleumderische Urtheile über Knox in den Schriften der Episkopalen. Der Erste, der in dieser Weise das Andenken des schottischen Reformators angriff, war Dr. Bancroft, der nachmalige Erzbischof von Canterbury [5]), und nach ihm wurde es Mode bei der hierar-

---

Domino fraterna consensio. Nemo est enim qui tuam fidem, constantiam, patientiam, tot erumnis, tanta persecutione, exilioque diuturno et grave testatam, non collaudet, non admiretur, non amplectatur." Scriptos. Illustr. Major. Britanniae poster. pars. p. 175 f.

1) Harborowe for Taithful and Frewe Subjects B. B. 2. C. C. 2. Life of Aylmer, 238.

2) Vgl. Strype, life of Grindal, 19 f.

3) S. oben S. 86 ff.

4) Gerade die englischen Puritaner haben sich um die Sammlung der Schriften des Reformators große Verdienste erworben. — John Field, der Herausgeber von Knox' Exposition of the Temptation of Christ, sagt: „If ever God shall vouchsafe the church so great a benefite; when his infinite letters, and sundry other treatises shall be gathered thogether, it shall appear, what an excellent man he was, and what a wonderfull losse that church of Scotland susteined, when that worthie man was taken from them. Vgl. M'Crie, II, 240.

5) Bancroft griff Knox zuerst in einer Predigt an, die er am 9. Febr. 1588 vor

hischen Partei, eben sowohl die Ordnungen der Kirche von Schottland, als uch namentlich Denjenigen herabzusetzen, der diese Ordnungen gegründet atte, besonders weil auch die Stuarts die von den Hochkirchenmännern gegen Knox geführten Streiche nicht nur billigten, sondern dieselben auch hervor-zurufen suchten. Jakob VI. war zwar von Buchanan erzogen worden, aber r wurde doch bald ein erklärter Gegner jener kirchlichen Einrichtungen, urch welche Knox die Gemeinde des Herrn vor der Willkür der Gewalthaber u sichern gesucht hatte, und noch ehe er den Thron Elisabeths bestieg, trat r mit Bancroft in Verbindung, um mit diesem die Einführung des Epis-opalsystems in Schottland zu betreiben. Den presbyterianischen Predigern iber, welche das Andenken ihres Reformators den englischen Prälaten gegen-über zu vertheidigen gesucht hatten[1]), bezeugte er seinen höchsten Unwillen, ndem er ihnen geradezu sagte, „Knox, Buchanan und Murray könnten nicht anders, als von Verräthern und aufrührerischen Theologen vertheidigt werden[2])". Auch ließ er nicht nur die „Geschichte der schottischen Reforma-tion" von Bachanan durch einen Parlamentsbeschluß unterdrücken, sondern veranlaßte auch, daß Geschichtswerke über die Reformation geschrieben wur-den, in denen die Männer, welche sie zu Stande gebracht hatten, sich nicht uf das Glimpflichste behandelt sahen[3]), wie denn auch seine Nachfolger ganz dieselben Wege gegen den Presbyterianismus einschlugen. „Während

---

dem Parlamente von England über 1. Joh. 4, 1, hielt. Später behan-delte er denselben Gegenstand in zwei Abhandlungen: 1) Dangerous Positions; or Scottish Genevating, and English Scottising; und 2) A Survey of the Pretended Holy Discipline.

1) Bancroft empfing eine Antwort durch John Davidson, Pfarrer zu Libber-ton und dann zu Prestonpans: „Dr. Bancroft's Rashness in Railing against the Kirk of Scotland.

2) M'Crie, II, 242. Andr. Melville antwortete dem Könige, jene Männer seien diejenigen, die ihm die Krone aufgesetzt hätten, und sie hätten deß-halb eine bessere Behandlung von seiner Seite verdient. Jakob dagegen beklagte sich, daß Knox unehrerbietig von seiner Mutter geredet habe, wor-auf ihm Patrick Galloway, einer der Prediger Edinburgs, entgegnete: „Wenn ein König oder eine Königin Mörder sind, warum sollen sie dann nicht so genannt werden?" Walter Balcanquhal, ein andrer Prediger der Hauptstadt, hatte auf der Kanzel diejenigen zurückgewiesen, die das An-denken des Reformators beschimpften. Jakob war darüber sehr aufge-bracht und rief dem Prediger zu: „er wolle seine Krone verlieren, oder Mr. Walter solle widerrufen!" worauf Balcanquhal „Gott bat, dem Kö-nige die Krone zu bewahren," aber hinzusetzte, „so lange er bei Verstande sei, wolle er lieber den Kopf verlieren, als Etwas von dem zurücknehmen, was er gesagt habe."

3) Hauptsächlich war es Campdens Geschichte von Schottland, welche die Dinge nach dem Gefallen des Königs darstellte. Auch suchte Jakob den französischen Geschichtsschreiber de Thon, wiewohl vergeblich, zu gewin-nen. M'Crie, II, 243.

der Regierungszeit Karls I. bildete passiver Gehorsam, Arminiasnismus und halbe Papisterei die Religion des Hofes, Calvinismus dagegen und Presbyterialismus wurden auf das Höchste verabscheut und als politische und religiöse Ketzereien verworfen" und „als der zweite Karl auf dem Throne saß, vereinigten sich der Hof, die Gerichte, die Kanzel, die Presse und die Schaubühne darin, die Presbyterianer mit jeder Art von Vorwürfen zu überhäufen, indem man sie als eine finstere, ungesellige, ungestüme und fanatische Sekte darstellte und namentlich Knox zur Zielscheibe solcher Schmähungen machte." Er, hieß es, habe die verderblichen „Grundsätze dieser Sekte von Genf mitgebracht und sie in sein Vaterland verpflanzt, von wo sie dann auch in England verbreitet worden seien."

Zwar fuhren die Landsleute Knox' nun doch, allen Schmähungen zum Trotz, fort, das Andenken ihres Reformators in Ehren zu halten. Wie sie ihn gegen Jakob VI. und dessen Historiographen in Schutz genommen hatten, so vergaßen sie auch hernachmals nicht, was sie ihm schuldig waren, und selbst als bereits das Episkopalsystem in Schottland durchgesetzt war, bekannten auch die Prälaten sogar, daß sie mit Dankbarkeit und Verehrung auf ihn zurückblickten. Noch lange Zeit nach der Revolution behandelten die schottischen Presbyterianer die Libells, welche die englischen Hochkirchler gegen Knox veröffentlicht hatten, mit Verachtung und hatten es gar kein Hehl, daß sie einen Mann bewunderten, dessen Bemühungen sie ein Kirchenwesen zu verdanken hätten, das nicht blos freier, sondern auch schriftmäßiger sei, als dasjenige, dessen ihre Nachbarn sich rühmten. Aber allmälig drangen die schiefen Urtheile der Hochkirchlichen doch auch bis nach Schottland vor, namentlich seit der Zeit, wo eine Uniou zwischen beiden Reichen zu Stande gekommen war. „Die kurzlebige Eifersucht," sagt M'Crie[1]), „welche bei der Gelegenheit manche unsrer Landsleute über den Vorrang der Engländer empfanden, führte sie dahin, daß sie es unsern südlichen Nachbarn in allen Stücken gleich zu thun sich beeiferten, und so begierig waren wir geworden, ihre gute Meinung davon zu tragen, und so ängstlich, uns dieselbe zu bewahren, daß wir uns nicht weigerten, ihrem Geschmacke und ihren Vorurtheilen die Gefühle zum Opfer zu bringen, welche die Wahrheit sowohl, als auch die nationale Ehre uns hätte antreiben sollen, auch fernerhin zu pflegen." Schottische Schriftsteller fingen jetzt an, in demselben Tone mit den englischen Hochkirchlern über ihre Reformatoren zu reden und die Irrthümer und Verkehrtheiten nachzuerzählen, welche Dr. Bancroft und dessen Nachfolger über Knox und seine Genossen verbreitet hatten.

Und diesen Vorurtheilen gegen den Reformator Schottlands, wie sie tendenziöser Weise zuerst von der Hochkirche herauf beschworen sind, begegnen wir seit der Zeit bis auf den heutigen Tag. Es kommen uns wenige Ge-

1) l. c. II, 245.

chtsbücher in die Hände, in denen Knox und die Presbyterianer über-
upt nicht als rohe Fanatiker dargestellt würden, die in mißverstandenem
er für das Wort Gottes jeder berechtigten Gewalt in Staat und Kirche
gegen getreten wären und weder Rücksichten gekannt, noch menschliche
fühle geachtet hätten. Als Aufrührer auf der einen, als Leute von eng-
ziger und finsterer Gemüthsart auf der andren Seite werden sie geschildert,
d zwar von Schriftstellern, die den verschiedensten Parteistellungen an-
hören. Das freilich versteht sich von selbst, daß Solche, deren Interesse
Vertheidigung rein willkürlicher Fürstengewalt ist, durch das Auftreten
es Mannes sich nicht erbaut fühlen werden, der sich nicht scheute, auch
er Königin gegenüber die Dinge beim rechten Namen zu nennen, und —
nn Andre es unternommen haben, Maria Stuart von allen ihren offen-
idigen Vergehungen rein zu waschen, so war das kaum anders möglich,
indem sie „dem Gegenstande ihrer Verehrung alle diejenigen Charaktere
n Opfer brachten, welche in jener Zeit durch Gelehrsamkeit, Patriotis-
is, Sittenreinheit und Frömmigkeit hervorragten[1]). Aber auch Leute von
gegengesetzter Parteirichtung haben über Knox und seine Mitstreiter kaum
andres Urtheil gehabt, als daß sie Nichts, als rohe Fanatiker gewesen
en, und — auch das kann uns nicht verwundern, wenn wir bedenken, daß
r seit länger als einem Jahrhundert in einem Zeitalter leben, wo jeder
istliche Ernst in Leben und Denkungsart nicht Wenigen schon als ein
achronismus gilt. So fällt Hume in seiner Geschichte Englands über
n schottischen Reformator kaum ein anderes Urtheil, als die Eifrigsten
ter den Anhängern der Stuarts, aber Hume steht ja auf einem Stand-
nkte, auf welchem ihm die verschiedenen Religionen und Glaubensrich-
ngen nur als eben so viele verschiedene Formen des Irrthums und des
erglaubens gelten, und wie hätte er da einen Mann verstehen können,
r um Christi Willen Alles auf das Spiel setzte? Er ist von der Schuld
aria's durchaus überzeugt, aber doch hat er für das Verfahren Knox' ihr

1) „Am meisten ist Knox durch solche Scribenten verunglimpft, welche es unternommen haben, das „Unrecht, welches der unvergleichlichen und unbefleckten Maria, Königin von Schottland angethan ist,“ zu bestrafen und ihre Unschuld in's Licht zu stellen. Nachdem sie in ihrer Phantasie das Bild einer idealen Göttin aufgerichtet haben, haben sie demselben alle die Charaktere geopfert, welche damals durch ihre Gelehrsamkeit, ihres Patriotismus, ihre Sittenreinheit und Frömmigkeit hervorragten. Als wenn die Sache, die sie vertraten, sie den gewöhnlichen Gesetzen wissenschaftlichen Streites überhoben und ihnen das unbedingte und unantastbare Privilegium gegeben hätte, nach Gefallen zu verleumden und zu lästern, haben sie Jeden, der gegen die Königin geredet, geschrieben oder gehandelt hat, als einen Heuchler oder einen Schuft verschrieen“ 2c. M'Crie, II, 246 f. — Dahin gehört unter den Neueren auch Tytler. Ihm ist Knox nur ein Fanatiker und ein Feigling.

gegenüber keine andere Bezeichnung, als daß es roh und rücksichtslos gewesen wäre. Und in der gleichen Weise urtheilen heutiges Tages noch immer gar Viele, die Nichts weniger, als Lobredner der unglücklichen Königin sind, die aber doch auch eigentlich keinen Sinn für dasjenige haben, was des Reformators Triebfeder war bei Allem, was er that[1]).

Was aber muß nun unser Urtheil sein? Wenn wir es kurz formuliren dürfen, so lautet es also: Knox hat sich allerdings oft eine Verfahrungsweise erlaubt, die unter gewöhnlichen Verhältnissen ohne Zweifel durchaus ungerechtfertigt sein würde, aber er lebte eben auch nicht in gewöhnlichen Verhältnissen, und wenn er da, wo das Evangelium durchaus auf dem Spiele stand, auch für das Evangelium Alles eingesetzt hat und denen, die dasselbe zu unterdrücken trachteten, mit aller Rücksichtslosigkeit, weß Standes sie auch waren, aber auch mit aller unverstellten Offenheit entgegengetreten ist, so hat er damit lediglich gethan, was unter den ihn umgebenden Verhältnissen seine Schuldigkeit war. Damit soll freilich nicht gesagt werden, daß er in dem Eifer für die Sache seines Herrn nicht auch hier und da Mißgriffe begangen hätte, die besser unterlassen worden wären, aber daß es der reine Eifer für den Herrn war, was ihn trieb, auch da, wo uns seine Schritte bedenklich erscheinen möchten, das sollte doch Niemand verkennen, so wie auch daß in damaliger Zeit ein solcher Mann für Schottland nöthig war, wenn nicht die Papisterei dort doch wieder die Oberhand gewinnen sollte. Gedenken wir des weit um sich greifenden Abfalles vom Evangelium, dessen sich die Edelleute, durch die Künste Maria's verführt, schuldig machten, und daß eigentlich Knox damals der Einzige war, der sich nicht verblenden ließ, sondern immerfort als der unbestechliche Wächter der kirchlichen Freiheit dastand, die auf das Evangelium allein sich gründete, so haben wir gewiß alle Ursache, dem Herrn für dies sein Rüstzeug zu danken, und „diejenigen, welche so leichthin die Schmähungen aufgegriffen haben, die über den Reformator verbreitet worden sind“ mögen sich doch hüten, daß „sie nicht voreilig Maßregeln verdammen, von denen man bei näherer Prüfung doch finden muß, daß sie nothwendig waren, um dem schottischen Volke die Segnungen zu verschaffen und zu sichern, deren es sich jetzt erfreut.“ War Maria schuldig und gingen ihre Absichten, wie Niemand im Ernste bezweifeln kann, auf völlige Unterdrückung des Evangeliums in ihrem Reiche hinaus, dann mußte ihr Knox entgegen treten, und daß er es gethan hat auf alle Gefahren hin, mit denen ein solches

1) Auch Robertson bringt dadurch die Reformationspartei in Schottland in ein ungünstiges Licht, daß er, obwohl Maria's Verbrechen nicht verschweigend, doch durch seine romantischen Schilderungen derselben, namentlich ihres Todes, die Leser für die Königin einnimmt. — Mignet zeigt für die Reformation und ihre Träger offenbar kein Verständniß. Knox ist ihm nur der Fanatiker, wie ihm Murray nur der Ehrgeizige ist. Mignet steht hier offenbar zu sehr in Abhängigkeit von Tytler.

Verfahren bedroht war, macht ihn gewiß nicht verdammungswerth, zumal er, bei aller Entschiedenheit und Offenheit, doch weder die übliche Höflichkeit gegen die Königin aus den Augen gesetzt, noch auch gemeint gewesen ist, in politischen Dingen ihrer Gewalt zu nahe zu treten[1]), und zumal doch auch gesagt werden muß, daß Manches von dem Verfahren des Reformators, das uns jetzt anstößig erscheint, weil unsre Sitten andre geworden sind, damals in der Ordnung war, weil es auf der allgemeinen Sitte beruhte[2])

Knox war jedenfalls ein ganz andrer Mann, als wie er so häufig dargestellt wird. Weit entfernt, in die Klasse jener beschränkten und engherzigen Fanatiker zu gehören, die nur ihre Art gelten lassen wollen, weil sie für die Weise Anderer kein Verständniß haben, zeigt er sich uns vielmehr zunächst als einen der hellsten und für alles Wahre und Gute empfänglichsten Köpfe nicht blos seines Volkes, sondern auch seines Jahrhunderts, der es wohl verdient, jenen großen Geistern an die Seite gestellt zu werden, welche die gewaltige Umwälzung im Leben und Denken der Völker zu Wege gebracht haben, die wir die Reformation nennen. Er war eben sowohl befähigt, der Wahrheit auf den Grund zu sehen, als er sich getrieben fühlte, sie mit allem Eifer zu ergreifen und zu vertreten, und schon von früh an ragte er durch geistige Begabung und Drang nach Erkenntniß unter seinen Genossen hervor. Wie er als Student zu St. Andrews bald in alle Irrgänge der scholastischen Philosophie eingedrungen war, so daß er die Aufmerksamkeit nicht blos der Universität, sondern auch der kirchlichen Würdenträger auf sich zog[3]), so trieb ihn sein Eifer nach voller Erkenntniß des Heiles auch bald über den durch die damalige kirchliche Wissenschaft gezogenen Kreis hinaus, bis er zu einem durchgebildeten Verständniß rechter christlicher Lehre gelangt war, und obwohl seine Jugendbildung mangelhaft genug sein mochte und das unstäte Leben, zu dem er sich gezwungen sah, ihm kaum die Muße gab, um die Lücken in seinem Wissen auszufüllen, so sehen wir doch, daß er nicht blos bis in sein höheres Alter hinein, und wo sich ihm Gelegenheit dazu bot, seine Kenntnisse zu vermehren suchte, sondern

---

1) Wenigstens so lange Maria nicht auf die Bahn der Verbrechen gerathen war, hören wir Knox wiederholt bezeugen, daß er ihre königliche Gewalt nicht anzutasten gedenke, — und er war ein zu offener Charakter, als daß man in solche Versicherungen Mißtrauen setzen dürfte.

2) Man bedenke doch, wie auch Luther mit Fürsten und Herren zu reden pflegte. Das war damals dem Bewußtsein dieser Leute eingeprägt, daß es vor Gott und vor dem Worte Gottes kein Ansehen der Person gebe und daß die Höchsten, wie die Niedrigsten, sich ihm unbedingt zu beugen hätten. Sie hatten nicht zweierlei Gesetz für die Einen und die Andren, und in diesem Sinne redeten sie deßhalb auch offen und geradezu, wo sie sahen, daß Redens Zeit war.

3) Vgl. oben Kap. III.

daß es ihm auch unter den ungünstigsten Verhältnissen gelungen ist, sich der Wissenschaften seiner Zeit zu bemächtigen. Keiner von den Zweigen der Gelehrsamkeit, die damals von Theologen gepflegt wurden, ist ihm fremd geblieben, und wenn er auch, ergriffen von dem Ernste des Evangeliums und der Verhältnisse, in die er sich gestellt sah, ein Feind alles dessen war, was in Wissenschaft und Kunst blos der Ueppigkeit diente, so war er doch einer edleren Bildung nicht abgeneigt. Wir vernehmen[1]), daß er während seines letzten Aufenthaltes zu St. Andrews sogar bei einer dramatischen Aufführung Seitens der Studenten gegenwärtig gewesen ist, und wenn er auch selbst Anderes zu thun hatte, als z. B. die Dichtkunst zu pflegen, so finden wir doch bei ihm kein Wort, mit welchem er auch solche Bestrebungen getadelt hätte, vielmehr gehörten die Poeten jener Epoche, Buchanan und Lindsay, zu seinen vertrautesten Freunden.

Freilich ging sein Bestreben durchaus in dem Kampfe für das Evangelium auf, und wie er mit seiner wissenschaftlichen Befähigung auch den Drang verband, die erkannte Wahrheit auszubreiten, so setzte er, nachdem ihm das Heil in Christo aufgegangen war, auch alle seine Arbeit daran, seine Landsleute von den Irrthümern und Mißbräuchen des Papstthums zu befreien. Dafür scheute er keine Mühe und keine Gefahr, vielmehr erkannte er das als die Aufgabe, die ihm von Gott gestellt sei, und in dieser Beziehung steht er groß und bewundernswürdig da, wie nur irgend einer seiner Zeitgenossen. Aber wenn es denen, die über die Gegensätze des 16. Jahrhunderts hinaus zu sein meinen, auch wohl scheinen mag, daß Knox in durchaus einseitiger Weise und rein rücksichtslos eben nur seine Meinungen habe zur Herrschaft bringen wollen — auf dieser Ansicht beruht doch allein der ihm gemachte Vorwurf des Fanatismus — so vergessen sie, daß das, was sie die besonderen Meinungen des Knox nennen, doch nichts Andres, als die evangelische Wahrheit selbst ist, und daß diejenigen, gegen die er so rücksichtslos auftrat, Niemand, als die erklärten Feinde Jesu Christi und seines Wortes waren. So durchaus war dieser Mann in seinem ganzen Bewußtsein von Demjenigen bestimmt, den er als den alleinigen Mittler zwischen Gott und Menschen erkannt hatte, daß ihn auf der anderen Seite auch der tiefste Abscheu gegen Alles erfüllte, was sich zwischen den Herrn und seine Kirche einzudrängen gewußt hatte, und — war das Fanatismus? Wir meinen, es sei nur diejenige Bestimmtheit des Glaubens gewesen, wie sie dem Christen gezieme, wie sie für Denjenigen vollends nöthig war, der den Kampf mit dem hergebrachten Wesen und Betruge der römischen Kirche auszukämpfen hatte, wir meinen, daß diese Klarheit und Unbestechlichkeit seines im Evangelium lebenden Bewußtseins und diese Unbeweglichkeit, mit der er an der erkannten Wahrheit hing, ein Vorzug des

1) M'Crie, II, Note G.

Reformators war, der den verwaschenen Seelen unseres Zeitalters zum Muster und zur Beschämung dienen sollte.

Knox, wie er Wahrheit und Irrthum auf das Nüchternste zu unterscheiden wußte, war eben so fest gegenüber den Drohungen seiner Feinde, als den Verlockungen von Seiten derer, die zu ihm hielten, und wenn er auch bereit war, wie er das oft genug ausspricht, für seinen Herrn sein Leben einzusetzen, so war er doch auch besonnen genug, Gefahren, wo es ging, zu vermeiden, und alle die Vorsicht zu gebrauchen, die ohne Verleugnung der Wahrheit möglich war. Nicht wie ein Schwärmer suchte er blindlings die Gefahr, um darin unterzugehen, sondern mit seinem Eifer verband er die klarste Besonnenheit, und wenn er durch seine begeisterten Reden auch die Massen des Volkes mit sich fortzureißen verstand, so wußte er doch auch wieder den unzeitigen Drang seiner Anhänger zu zügeln und in die Bahnen der Besonnenheit zu leiten, durch welche allein ein Gelingen möglich war. In dieser Beziehung ist es ein unvergleichliches Talent, die Bewegung im Volke nicht blos hervorzurufen, sondern auch zu leiten und zu organisiren, was uns in dem Reformator entgegen tritt, und dieser Gabe verdankt er zum großen Theil seine Erfolge. „Wir müssen sagen," sagt M. Crie[1]), „daß die von ihm angegebenen Maßregeln, das Evangelium zum Siege zu führen, eben so weise angelegt, als muthig ausgeführt worden sind."

Sein Amt als Diener am Worte verwaltete er mit der größten Sorgfalt und Treue. Keine Verhinderung oder Kränklichkeit konnte ihn vom Predigen abhalten. Das Wort Gottes zu verkündigen war vielmehr seine liebste Beschäftigung, und er war dazu in jeder Weise auf das Höchste befähigt, sowohl durch seine ausgebreitete Kenntniß der Schrift, als auch durch die Geschicklichkeit in Anwendung derselben auf die obwaltenden Verhältnisse der Kirche und der Zuhörer. Er verstand es im höchsten Grade, die Gewissen zu schärfen und den Eifer wach zu rufen, aber er wußte auch den Trost des Evangeliums den Seelen nahe zu bringen und die Angst Derer zu stillen, welche von dem Bewußtsein ihrer Schuld gequält waren oder unter den gewöhnlichen Lasten des Lebens seufzten. Gerade in der Weise zeigte er sich als einen Solchen, dem bei allem Ernst und aller Strenge doch auch die Milde nicht fehlte, und während er die Laster unnachsichtig strafte, es sei an Freunden oder an Feinden, wußte er doch auch Diejenigen aufzurichten, die zerschlagenen Herzens waren. Namentlich die Briefe, die er an seine Bekannten geschrieben hat, zeugen nicht blos von seiner tiefen Frömmigkeit, sondern auch von der innigen Theilnahme, die er mit Menschen und menschlichen Schicksalen empfand; sie zeigen uns, daß

1) l. c. II, 252.

das innerste Herz dieses unbeugsamen Mannes doch voll Wohlwollen und Menschenfreundlichkeit war, wie er denn ja auch selbst bezeugt, daß er „niemals Gefallen gehabt habe an den Schmerzen irgend einer Kreatur" und daß er auch seine Strenge nur gebraucht habe, um die Seelen für Christum zu gewinnen.

Ein sehr schönes Verhältniß bestand zwischen ihm und seinen Genossen im Amte. Wie er es stets sorgfältig vermied, die ihm gegebene Stellung zur Ausübung einer Herrschaft über die Kirche zu mißbrauchen — er wollte eben nur Diener sein, arbeiten, nicht herrschen — so lebte er auch stets mit seinen Collegen in Freundschaft und Einigkeit. Wir lesen nirgend, bezeugt sein Biograph, von den geringsten Irrungen zwischen ihm und seinen Brüdern im Amte, und während er von den Leichtfertigen und Ungläubigen bedroht und gehaßt wurde, weil er deren Laster in keiner Weise schonte, fühlte dagegen der fromme und rechtschaffene Theil seiner Landsleute eine Verehrung für ihn, welche eben sowohl auf seine tadellose Redlichkeit, als auf seine Talente als volksthümlicher Prediger gegründet war. Im Privatleben war er von seinen Freunden und Hausgenossen geliebt und verehrt, und wenn er auch, in Folge seiner Kränklichkeit, wohl an Verstimmungen litt, so that das doch dem guten Einvernehmen mit seinen Freunden keinen Eintrag. Er wußte auch fröhlich mit den Fröhlichen zu sein und hatte Nichts gegen unschuldige Vergnügungen, ja, er erging sich in Freundeskreise nicht selten selbst in Witz und Laune, wozu er bei all seinem Ernst doch eine große Neigung hatte. „Diejenigen, welche ihn der Fühllosigkeit angeklagt haben, sind in einem großen Irrthum: er war ernst, nicht gefühllos, rauh, nicht roh, heftig, nicht rachsüchtig," und wenn ihn sein Eifer auch wohl fortriß, wo es noth war, so wußte er doch auch die Menschen, wenn es sein konnte, zu dulden und zu tragen.

Zwar hatte Knox — und das möchte ihm in den Augen Mancher in unseren Tagen wohl hauptsächlich zum Vorwurfe gereichen — auch an den politischen Verwicklungen seiner Zeit seinen Antheil gehabt, und er betrachtete es sogar als seine Pflicht, da seine Stimme zu erheben, wo er sah, daß dem Staatswesen Gefahr drohe. Aber — war's denn nicht in jenen Tagen überhaupt so, daß die Theologen auch zugleich Politiker waren? Auch die deutschen und schweizerischen Reformatoren sind dem Staatswesen nicht fern geblieben, und — das war damals auch nicht zu vermeiden. Die römische Kirche war zugleich auch eine weltliche Macht, und in Schottland zumal war das Kirchliche und Politische in einer Weise verflochten, daß derjenige, der auf dem Gebiete der Kirche thätig sein wollte, auch die Staatsangelegenheiten nicht außer Acht lassen durfte. Wo die Staatsgewalt so offen, wie es Maria von Guise und Maria Stuart that, für die Mißbräuche des römischen Wesens Partei ergriff, ja, wo die Prälaten, gegen welche der kirchliche Streit galt, zugleich die politische Gewalt kommandirten, da sah sich der Reformator in

die Nothwendigkeit versetzt, auch selbst Politiker zu sein. Der Unbefangene muß urtheilen: Knox konnte nicht anders, wollte er die Sache des Herrn überhaupt vertreten, als auch mit den Waffen die Feinde des Evangeliums bekämpfen, die sie selbst in's Feld führten, und — wenn er es gethan hat, so hat er es doch stets gethan mit voller Offenheit und Ehrlichkeit und lediglich zu dem einen Zwecke, der Kirche Christi aufzuhelfen und sie von ihren Drängern zu befreien. Auch was er als Politiker that, that er stets nur im Interesse der Reformation, ohne sich auf die Irrwege der Politik verleiten zu lassen und ohne irgend welche selbstische Nebenabsicht, wie solche allerdings bei Manchen der Barone hervortreten. Der Vorwurf aber, daß er Schottland an England verrathen habe, weil er englische Hilfe in Anspruch genommen hat[1]), wird durch die Thatsachen widerlegt. Elisabeth hat eben keinen überwiegenden Einfluß auf den Gang der schottischen Angelegenheiten geübt, und Knox gebrauchte die englische Hilfe, ohne die Selbstständigkeit seines Vaterlandes dadurch zu gefährden. Selbst auf die Gestaltung der Kirche in Schottland hat Elisabeth nicht einzuwirken vermocht, sondern in der Beziehung wußte der Reformator sich und den Seinen sehr wohl die vollste Unabhängigkeit zu bewahren.

Endlich den oft erhobenen Vorwurf betreffend, als sei Maria Stuart auf ihre unglückseligen Bahnen eben durch den ihr von Knox geleisteten rücksichtslosen Widerstand getrieben worden, so dürfte derselbe doch auch wohl auf sein gehöriges Maß zurückzubringen sein. Maria kam nach Schottland, ganz unter dem Einflusse der Guisen stehend und mit der auch dem Reformator gleich Anfangs erklärten Absicht, die Reformation zu unterdrücken. Wenn da Knox das Seinige that, daß dieß nicht geschehe, wenn er auf alle Weise Widerstand that und namentlich bei dem Abfalle der Großen von der Sache des Herrn, der sobald erfolgte, sich bemühte, das Volk wach zu erhalten, mit einem Worte, wenn er sich als den Wächter des bedrohten Evangeliums hinstellte, immer und unermüdlich auf die Gefahren hinweisend, die er vor Augen sah, so that er, sein Wirken im Ganzen betrachtet und einzelne Mißgriffe abgerechnet, lediglich seine Schuldigkeit. Die Königin hatte selbst die Alternative gestellt: „das Evangelium oder ich!" und die Stellung, die da der Reformator einzunehmen hatte, konnte ihm nicht zweifelhaft sein. Maria ist zu Grunde gegangen theils durch ihre eigenen verderbten Neigungen, die sie in Sünde und Verbrechen gestürzt haben, und theils durch die unglückselige Situation, in die sie gestellt war und die sie in ihrer verblendeten Voreingenommenheit nicht zu übersehen vermochte. Hätte sie auf die Warnungen des Predigers, anstatt auf die Eingebungen ihrer Oheime gehört, ihr Schicksal würde ein besseres gewesen sein. —

1) Oft wiederkehrend bei Tytler.

„Wenn wir," sagt M' Crie[1]), „einen Charakter, wie den Knox', betrachten, so ist es nicht sowohl der Mensch, als vielmehr der Reformator, den wir in's Auge fassen müssen. Die Talente, welche für das eine Zeitalter und für diese bestimmte Lebensstellung geeignet sind, möchten für andre Zeiten und Verhältnisse vielleicht nicht passen, aber die Weisheit, welche die Vorsehung gebraucht, indem sie Männer erweckt, die mit Eigenschaften versehen sind, welche sie für das ihnen beschiedene Werk besonders fähig machen, verlangt unsre besondere Erwägung. Wir müssen den strengen und rauhen Reformator bewundern, dessen Stimme einst „in der Wüste" von Judäa erklang, der „mit einem Rocke von Kameelshaaren bekleidet und um seine Lenden mit einem ledernen Riemen gegürtet war," der „weder aß noch trank", sondern „die Axt an die Wurzeln der Bäume legte und ein Geschlecht von Schlangen warnte, damit es dem zukünftigen Zorne entrinne", der dem Tyrannen auf dem Throne zurief: „es ist nicht recht!" und wir müssen ihn für geeignet halten, „den Willen Gottes zu thun unter seinem Geschlechte." Denjenigen, welche sich beklagen, daß sie bei unserm Reformator keine höfischen Sitten und keine gefälligen Manieren finden, möchten wir zurufen mit den Worten des Herrn: Was seid ihr hinausgegangen in die Wüste, zu sehen? Wolltet ihr ein Rohr sehen, das vom Winde hin und her geweht wird? oder was seid ihr hinausgegangen, zu sehen? einen Mann in weichen Kleidern? Siehe, die weiche Kleider tragen und üppig leben, sind in der Könige Häusern. Aber was seid ihr hinausgegangen, zu sehen? einen Propheten? ja, ich sage euch, und mehr als einen Propheten!" Auf die „Leute dieses Geschlechtes" möchte eben sowohl, als auf die Juden zu jener Zeit das Gleichniß von den „Kindern" passen, „die auf dem Markte sitzen und einander zurufen, sprechend: wir haben euch gepfiffen, aber ihr habt nicht getanzt, wir haben euch geklagt, aber ihr habt nicht geweint." Der Unwille über ein Werk verbirgt sich oft unter Angriffen gegen das Werkzeug, durch welches dies Werk zu Stande gekommen ist, aber wäre Knox sanft und zurückhaltend gewesen, so würde er durch dieselben Leute, die jetzt seinen Eifer und seine Strenge in Anspruch nahmen, als ungeeignet für das ihm beschiedene Amt verschrieen werden. „Aber die Weisheit wird gerechtfertigt von allen ihren Kindern!" Vor der Reformation in Schottland Aberglauben, gestützt auf Unwissenheit und bewaffnet mit der Staatsgewalt, mit riesenhafter Uebermacht aufrecht erhalten — Leute von milder Gemüthsart und gefälligem Benehmem würden eben so ungeeignet gewesen sein, das Feld gegen den Feind zu behalten, als ein Kind oder Zwerg, um einen Riesen zu überwinden. Was that Erasmus zu Luthers Zeit? was würde Lowth ausgerichtet haben in den Tagen Wicliffe's oder Blair in denen des Knox? Es ist mit Recht darauf hingewiesen worden, daß dieselben Eigenschaften, welche jetzt unsern Reformator weniger liebenswürdig erscheinen lassen, ihn gerade

2) l, c. II, 257.

zu einem geeigneten Werkzeuge für die Vorsehung gemacht haben, um die Reformation unter einem trotzigen Volke zu Stande zu bringen. Gerade durch sie wurde er ausgerüstet, um den Gefahren zu trotzen und um einen Widerstand zu überwinden, vor welchem ein Mann von sanfterem Geiste zurückgeschreckt wäre. Wenn wir seinen Charakter in diesem Lichte betrachten, so halten wir ihn vielleicht nicht für einen liebenswürdigen Menschen, aber wir müssen ohne Zaudern sagen, daß er ein großer Reformator war." —

Wir schließen mit den Worten, die der Reformator selbst seinem Freunde, dem „guten Regenten", nachgerufen hat: „Selig sind die Todten, die in dem Herrn sterben von nun an! Ja der Geist spricht, daß sie ruhen von ihrer Arbeit und ihre Werke folgen ihnen nach!"

Anhang.

I.

Glaubensbekenntniß von 1560.

Glaubensbekenntniß, bekannt und geglaubt von den Protestanten im Königreiche von Schottland, verkündigt durch dieselben im Parlament und von den Ständen desselben genehmigt und gebilligt als heilsame und gesunde Lehre, gegründet auf die unfehlbare Wahrheit des Wortes Gottes.

Matthäus 24. Und es wird gepredigt werden das Evangelium vom Reich in der ganzen Welt, zu einem Zeugniß über alle Völker, und dann wird das Ende kommen.

Vorrede.

Die Stände von Schottland nebst den Einwohnern desselben, welche das heilige Evangelium Jesu Christi bekennen, an ihre Landsleute und an alle anderen Reiche und Völker, welche den nämlichen Herrn Jesum mit ihnen bekennen, Gnade, Barmherzigkeit und Friede von Gott, dem Vater unsers Herrn Jesu Christi, nebst dem Geiste richtigen Urtheils zur Seligkeit.

Lange hat uns verlanget, theure Brüder, der Welt die Summe der Lehre bekannt zu machen, welche wir bekennen und für welche wir Schande und Gefahr erduldet haben. Aber so groß ist die Wuth des Satans gegen uns gewesen und gegen die ewige Wahrheit Jesu Christi, die jüngst unter uns geboren ist, daß bis auf diesen Tag keine Zeit uns vergönnt war, unsre Ueberzeugung auszusprechen, wie wir es so gern gethan hätten. Denn wie wir das ganze letzte Jahr hindurch heimgesucht gewesen sind, ist, wie wir vermuthen, dem größten Theile von Europa bekannt. Aber nachdem wir durch die unendliche Güte unsers Gottes (der nie zuläßt, daß seine Verfolgten ganz unterdrückt werden) wider Erwarten ein wenig Ruhe und Freiheit erlangt haben, so haben wir nicht zögern wollen, dieß kurze und offene Bekenntniß der Lehre ausgehen zu lassen, wie dieselbe von uns bekannt wird und wie wir sie glauben, theils zur Beruhigung unsrer Brüder, deren Herzen ohne Zweifel durch die schändlichen Verleumdungen solcher Menschen verwundet worden sind,

welche nicht gelernt haben, wohl zu reden, und theils, um den Mund der unverschämten Lästerer zu stopfen, welche frech verdammen, was sie weder gehört, noch verstanden haben. Nicht daß wir meinten, die hartnäckige Bosheit Solcher sei im Stande, durch dies einfache Bekenntniß geheilt zu werden: nein! wir wissen, daß der süße Geruch des Evangeliums den Söhnen des Verderbens zum Tode gereichen muß. Aber wir gedenken hauptsächlich unsrer schwachen und noch nicht hinlänglich befestigten Brüder, denen wir den Grund unsrer Herzen aufschließen möchten, damit sie durch die verschiedenen Gerüchte, welche Satan gegen uns verbreitet, um unser frommes Unternehmen zu vereiteln, nicht betrübt und irre gemacht werden. Wir ersuchen, daß wenn Jemand in diesem Bekenntniß einen Artikel oder eine Meinung nachweisen sollte, die dem heiligen Worte Gottes widerspricht, daß es ihm dann gefallen wolle, nach seiner guten Meinung und um der christlichen Liebe willen uns darauf aufmerksam zu machen, und wir versprechen auf Ehre und Glauben, ihm entweder aus dem Munde Gottes, d. h. aus der heiligen Schrift das Gegentheil zu beweisen oder im anderen Falle das zu verbessern, wovon er nachweisen sollte, daß es verkehrt sei. Denn Gott rufen wir zum Zeugen an, daß wir von Herzensgrunde alle Secten und Ketzereien uud alle Lehrer irrthümlicher Lehreu verabscheuen und daß wir mit aller Demuth Nichts suchen, als die Reinheit des Evangeliums Christi, welches die allein rechte Speise für unsre Seelen und uns deßhalb so theuer ist, daß wir entschlossen sind, das Aeußerste von weltlicher Gefahr zu erleiden, ehe wir dulden wollen, daß wir desselben beraubt werden. Davon sind wir nämlich fest überzeugt, daß wer Jesus Christus verleugnet oder sich seiner schämt vor den Menschen, daß der auch vor dem Vater und seinen heiligen Engeln verleugnet werden wird, und deßhalb, unter dem Beistande des allmächtigen Geistes Jesu Christi, wollen wir fest bis an's Ende in dem Bekenntniß dieses unsers Glaubens beharren.

1. Von Gott.

Wir bekennen einen einigen Gott, dem wir allein anhängen und dienen müssen und auf den wir allein unsre Zuversicht setzen, welcher ist ewig, unendlich, unermeßlich, unergründlich, allmächtig, unsichtbar, einer in seinem Wesen und doch unterschieden in drei Personen, den Vater, den Sohn und den heiligen Geist, durch welchen, wie wir bekennen und glauben, alle Dinge im Himmel und auf Erden, so wohl die sichtbaren, als auch die unsichtbaren geschaffen sind, in ihrem Dasein erhalten und nach seiner unergründlichen Vorsehung so geleitet und regiert werden, wie es seine ewige Weisheit, Güte und Gerechtigkeit beschlossen hat, zur Offenbarung seiner eigenen Herrlichkeit.

2. Von der Schöpfung des Menschen.

Wir bekennen, daß dieser unser Gott den Menschen geschaffen hat, nämlich unsren ersten Vater Adam, von welchem Gott auch das Weib gebildet hat,

zu seinem Bilde und Gleichniß, welchem er gegeben hat Weisheit, Herrschaft, Gerechtigkeit, freien Willen und klare Erkenntniß seiner selbst (Gottes), so daß in der ganzen Natur des Menschen keine Unvollkommenheit sich fand, von welcher Ehre oder Vollkommenheit Beide, Mann und Weib, gefallen sind, die Frau, indem die Schlange sie betrog, der Mann, indem er dem Worte seines Weibes gehorchte, Beide aber sich verschwörend wider die oberste Majestät Gottes, welcher in ausdrücklichen Worteu vorher den Tod gedroht hatte, wenn sie es wagten, von dem verbotenen Baume zu essen.

3. Von der Erbsünde.

Durch diese Uebertretung, gemeiniglich die Erbsünde genannt, wurde das Ebenbild Gottes im Menschen auf das Aeußerste verderbt, und er und seine Nachkommen wurden Feinde Gottes von Natur, Knechte des Satans und Diener der Sünde, in dem Grade, daß ewiger Tod Gewalt und Herrschaft über alle Diejenigen gehabt hat und noch hat, welche nicht wiedergeboren worden sind oder nicht in Zukunft noch wiedergeboren werden, welche Wiedergeburt durch die Kraft des heiligen Geistes vollbracht wird, indem dieser in den Herzen der Erwählten Gottes einen festen Glauben an Gottes Verheißungen wirkt, welche in seinem Worte uns geoffenbart sind; durch welchen Glauben sie Jesum Christum ergreifen nebst der Gnade und den Wohlthaten, die in ihm verheißen sind.

4. Von der Offenbarung der Verheißung.

Deßhalb glauben wir fest, daß Gott, nach dem schrecklichen und abscheulichen Absall des Menschen von seinem Gehorsam, Adam wieder gesucht, ihn gerufen, ihm seine Sünde vorgehalten, ihn von derselben überführt und am Ende ihm ein freudiges Versprechen gegeben hat, nämlich daß der Same des Weibes den Kopf der Schlange zertreten soll, d. h. daß er zerstören soll die Werke des Teufels; welches Versprechen, wie es von Zeit zu Zeit wiederholt und klarer gemacht, so auch mit Freude ergriffen und standhaft festgehalten wurde von allen Gläubigen von Adam an bis auf Noah, von Noah bis auf Abraham, von Abraham bis auf David, und so weiter bis zur Fleischwerdung Jesu Christi, welche Alle (wir meinen die gläubigen Väter unter dem Gesetz) die frohen Tage Jesu Christi sahen und sich darüber freuten.

5. Die Fortdauer, das Wachsthum und die Erhaltung der Kirche.

Wir glauben fest, daß Gott bewahrt, belehrt, vermehrt, geehrt, geschmückt und vom Tode zum Leben gerufen hat seine Kirche zu allen Zeiten, von Adam an bis zur Erscheinung Christi Jesu im Fleisch: denn Abraham rief er aus seines Vaters Lande, belehrte ihn, vermehrte seine Nachkommen, bewahrte dieselben auf wundersame Weise und befreite sie noch wunderbarer

von den Händen Pharao's; ihnen gab er seine Gesetze, Ordnungen und Gebräuche, sie machte er im Lande Canaan ansässig, gab ihnen erst Richter, dann Saul und David zu Königen, welchem Letzteren er das Versprechen that, daß von der Frucht seiner Lenden Einer für immer auf dem königlichen Stuhle sitzen solle. Demselben Volke sandte er von Zeit zu Zeit Propheten, um sie auf den rechten Weg ihres Gottes zurückzuführen, von welchem sie oftmals zum Götzendienst abgewichen waren. Und wegen ihres hartnäckigen Verachtens der Gerechtigkeit wurde er bewogen, sie in die Hände ihrer Feinde zu geben, wie ihnen zuvor durch den Mund Mosis gedrohet war: so sehr, daß die ganze Stadt zerstört, der Tempel verbrannt und das ganze Land wüste gelassen wurde für die Zeit von 70 Jahren; doch aus Gnaden führte er sie wieder nach Jerusalem zurück, wo die Stadt und der Tempel wieder aufgebaut wurden und sie, gegen alle Versüchungen und Anläufe des Satans, blieben, bis der Messias kam, der Verheißung gemäß.

6. Von der Fleischwerdung Jesu Christi.

Als die Zeit erfüllet war, sandte Gott seinen Sohn, seine ewige Weisheit, das Wesen (the substance) seiner eigenen Herrlichkeit, in die Welt, welcher die Natur der Menschheit von dem Wesen (substance) eines Weibes annahm, nämlich einer Jungfrau und dies durch das Werk des heiligen Geistes; und so wurde er geboren, der rechte Samen Davids, der Verkündiger (angel) des großen Rathschlusses Gottes, der wahrhafte verheißene Messias, den wir bekennen und glauben, Emanuel, wahrer Gott und wahrer Mensch, zwei vollkommene Naturen vereinigt und verbunden in einer Person. Durch dieß unser Bekenntniß verdammen wir die verdammlichen und verderblichen Ketzereien des Arius, Martion, Eutiches, Nestorius und solcher Anderer, mögen sie nun die Ewigkeit seiner Gottheit oder die Wahrheit seiner Menschennatur leugnen oder beide vermischen oder auch beide trennen.

7. Warum der Mittler wahrer Gott und wahrer Mensch sein mußte.

Wir bekennen, daß diese wunderbare Verbindung zwischen der Gottheit und Menschheit in Christo Jesu hervorging aus dem ewigen und unveränderlichen Rathschlusse Gottes, wovon auch unsere Seligkeit abhängt und hervorgeht.

8. Von der Erwählung.

Denn derselbe ewige Gott und Vater, welcher aus lauter Gnade uns in Christo erwählet hat, bevor der Welt Grund gelegt ward, hat ihn verordnet, unser Haupt, unser Bruder, unser Hirt und der große Bischof unsrer Seelen zu sein; aber weil die Feindschaft zwischen der Gerechtigkeit Gottes und unsren

Sünden der Art war, daß kein Fleisch durch sich selbst Gott gefallen haben würde, so geziemte es sich, daß der Sohn Gottes zu uns herabstiege und selbst einen Leib von unsrem Leibe, Fleisch von unsrem Fleische, Gebeine von unsren Gebeinen annähme und so der vollkommene Mittler zwischen Gott und den Menschen würde, Macht gebend, wie Vielen ihm beliebte, Söhne Gottes zu werden, wie er selbst es bezeugt: „Ich fahre auf zu meinem Vater und zu eurem Vater, zu meinem Gott und zu eurem Gott;" durch diese heilige Bruderschaft ist uns Alles, was wir in Adam verloren haben, zurück gegeben, und deßhalb scheuen wir uns nicht, Gott unsern Vater zu nennen, nicht sowohl deßhalb, weil er uns geschaffen hat (was wir mit den Verworfenen gemein haben), sondern weil er uns gegeben hat seinen eingeborenen Sohn, unser Bruder zu sein, und weil er uns hat Gnade gegeben, ihn als unsern einigen Mittler zu ergreifen, wie oben gesagt ist. Es kam ferner dem Messias und Versöhner zu, wahrer Gott und wahrer Mensch zu sein, weil er die Strafe erdulden, die wir für unsre Uebertretung verdienten, und sich selbst dem Gerichte seines Vaters statt unser (as in our persone) darstellen mußte, zu leiden für unsre Uebertretung und unsern Ungehorsam, damit er durch den Tod den überwände, der der Urheber des Todes war. Aber weil die Gottheit allein den Tod nicht erleiden, noch auch die Menschheit allein ihn überwinden konnte, so vereinigte er Beide in einer Person, damit die Schwachheit der einen leiden und dem Tode (den wir verdient hätten) unterliegen, und die unendliche und unüberwindliche Kraft der andren, nämlich der Gottheit, den Sieg erlangen und uns Leben, Freiheit und immerwährenden Sieg erkaufen sollte. Und so bekennen und glauben wir auf das Festeste,

9. Christi Tod, Leiden, Begräbniß u. s. w.

daß unser Herr Jesus Christus sich selbst als ein freiwilliges Opfer seinem Vater für uns dargebracht, daß er gelitten hat das Widersprechen der Sünder, daß er verwundet und geschlagen worden ist für unsre Uebertretungen, daß er, obwohl er das reine und unbefleckte Lamm Gottes war, doch von einem irdischen Richter verurtheilt ist, damit wir vor dem Richterstuhle Gottes losgesprochen würden, daß er nicht allein den grausamen Tod am Kreuze (der ihm durch den Rathschluß Gottes verordnet war, sondern auch für eine Zeit lang den Zorn seines Vaters, welchen die Sünder verdient hätten, erduldet hat. Und doch bekennen wir, daß er der allein geliebte und gesegnete Sohn seines Vaters geblieben ist, selbst mitten in seiner Angst und seinen Qualen, welche er an Leib und Seele erlitt, um volle Genugthuung für die Sünden seines Volkes zu leisten. Nach diesem, bekennen und glauben wir, giebt es kein anderes Opfer mehr für die Sünden, und wenn das Einige behaupten, so bekennen wir dreist, daß sie Lästerer des Todes Christi sind und der ewigen Reinigung und Genugthuung, welche uns durch denselben erworben ist.

10. Auferstehung.

Wir glauben ganz zuversichtlich, daß, wie es unmöglich war, daß die Schmerzen des Todes den Urheber des Lebens in ihren Fesseln halten sollten, daß unser Herr Jesus Christus, gekreuzigt, gestorben, begraben und hinabgestiegen zur Hölle, wieder auferstanden ist zu unsrer Rechtfertigung und hat, indem er den, der des Todes Gewalt hatte, vernichtete, uns, die wir dem Tode und den Fesseln desselben verfallen waren, das Leben wieder gebracht. Wir wissen, daß seine Auferstehung durch das Zeugniß gerade seiner Feinde bestätigt worden ist, auch durch die Auferstehung der Todten, deren Gräber sich öffneten und welche hervorgingen und Vielen in der Stadt Jerusalem erschienen. Wir werden ebenfalls bestätigt durch das Zeugniß der Engel und durch die Augen und durch das Urtheil seiner Apostel und Anderer, welche mit ihm redeten und aßen und tranken nach seiner Auferstehung.

11. Himmelfahrt.

Wir zweifeln durchaus nicht, daß der nämliche Leib, welcher von der Jungfrau geboren, gekreuzigt, gestorben und begraben worden und welcher wieder auferstanden war, gen Himmel auffuhr, zur Erfüllung aller Dinge: wo er, in unserem Namen und zu unserem Troste, alle Gewalt im Himmel und auf Erden angenommen hat, wo er sitzt zur Rechten des Vaters, eingesetzt in seine Herrschaft, Fürsprecher und alleiniger Mittler für uns, welche Ehre, Ruhm und Vorrechte er allein unter den Brüdern besitzen wird, bis daß alle seine Feinde zum Schemel seiner Füße gelegt sein werden, wie wir unzweifelhaft glauben, daß sie es beim jüngsten Gerichte werden, zu dessen Ausübung, wie wir sicher glauben, unser Herr Jesus Christus sichtbarlich und offenbarlich wiederkommen wird, wie er gesehen wurde hinauffahrend. Und dann glauben wir fest, daß die Zeit der Erneuerung und der Wiederbringung aller Dinge kommen wird, so daß Diejenigen, welche von Anfang an Gewaltthat, Beleidigungen und Unrecht um der Gerechtigkeit willen gelitten haben, die ewige Seligkeit (the blessed Immortality) erwerben werden, welche von Anbeginn verheißen ist. Dagegen aber die verstockten, grausamen, ungehorsamen Unterdrücker, die schändlichen Leute, Ehebrecher und alle Arten von Ungläubigen werden in den Abgrund äußerster Finsterniß geworfen werden, wo ihr Wurm nicht sterben, noch ihr Feuer verlöschen wird. Dies Gedächtniß an diesen Tag und an das Gericht, welches an demselben vollzogen werden wird, ist für uns nicht blos ein Zaum, der unsre fleischlichen Lüste bändigt, sondern auch ein so unschätzbarer Trost, daß weder die Drohungen irdischer Fürsten, noch die Furcht vor dem leiblichen Tode und die größte Gefahr uns bewegen kann, die gesegnete Gemeinschaft aufzugeben und zu verleugnen, welche wir mit unserm Haupte und alleinigen Mittler Jesus Christus haben, von dem wir bekennen, daß er der verheißene Messias sei, das alleinige

Haupt der Kirche, unser rechter Gesetzgeber, unser einziger Hoherpriester, Fürsprecher und Mittler. Wenn ein Mensch oder Engel sich dessen Ehren und Geschäfte anmaßen wollte, so verabscheuen und verwerfen wir Solche auf das Entschiedenste als lästerlich gegen unsern alleinigen und obersten Herrn Jesus Christus.

12. Glaube an den heiligen Geist.

Dieser unser Glaube und die Gewißheit desselben kommt nicht aus Fleisch und Blut, d. h. aus den natürlichen Kräften in uns, sondern ist die Eingebung des heiligen Geistes, von dem wir bekennen, daß er Gott sei, gleich dem Vater und dem Sohne, welcher uns heiligt und uns in alle Wahrheit leitet durch seine eigene Wirksamkeit, ohne welche wir für immer Feinde Gottes bleiben und von seinem Sohne Jesus Christus Nichts wissen würden. Denn von Natur sind wir so todt, so verkehrt und blind, daß wir das Licht weder fühlen, wenn wir davon getroffen werden, noch sehen, wenn es scheint, noch auch dem Willen Gottes zustimmen können, wenn er offenbart wird. Nur der Geist Jesu Christi belehrt den, der todt ist, entfernt die Dunkelheit aus unserm Streben und bringt unsere verstockten Herzen zum Gehorsam gegen seinen heiligen Willen. Und wie wir bekennen, daß Gott der Vater uns geschaffen hat, als wir noch nicht waren, und daß sein Sohn, unser Herr Jesus Christus, uns erlöset hat, als wir seine Feinde waren, so bekennen wir auch, daß der heilige Geist uns heiligt und erneuert, ohne Rücksicht auf ein Verdienst von unserer Seite, sei es vor, sei es nach der Wiedergeburt. Um dieß noch deutlicher auszusprechen: wie wir freiwillig auf alle Ehre und allen Ruhm in Betreff unsrer Schöpfung und Versöhnung verzichten, so auch in Betreff unsrer Heiligung und Wiedergeburt, denn von uns selbst aus sind wir nicht im Stande, auf nur irgend etwas Gutes zu denken, sondern der, der das gute Werk in uns angefangen hat, der ist es auch allein, der es in uns vollendet, zum Preise und Lobe seiner unverdienten Gnade.

13. Die Ursache guter Werke.

Was die Ursache guter Werke anlangt, so bekennen wir, daß es nicht unser freier Wille, sondern der Geist des Herrn Jesus ist, welcher wohnt in unseren Herzen durch treuen Glauben und gute Werke hervorbringt, wie sie Gott uns bereitet hat, um in ihnen zu wandeln. Denn das behaupten wir auf das Dreisteste, daß es eine Lästerung ist, zu sagen, daß Jesus Christus in den Herzen Solcher wohnt, in denen kein Geist der Heiligung gefunden wird, und deßhalb fürchten wir nicht zu behaupten, daß Mörder, Unterdrücker, grausame Verfolger, Ehebrecher, Kuppler, feile Gesellen, Götzendiener, Trunkenbolde, Diebe und Alle, die Unrecht thun, weder rechten Glauben haben, noch irgend Etwas von dem Geiste der Heiligung, der kommt vom Herrn Jesu, so lange als sie hartnäckig in ihrer Schlechtigkeit beharren. Denn

sobald immer der Geist des Herrn Jesu, welchen Gottes erwählte Kinder durch treuen Glauben empfangen, Besitz von dem Herzen eines Menschen ergreift, so bald erneuert er den Menschen und läßt ihn wiedergeboren werden, so daß er anfängt zu hassen, was er vorher liebte, und zu lieben, was er vorher haßte, und daher kommt der fortwährende Kampf, welcher in Gottes Kindern zwischen dem Fleische und dem Geiste besteht, während das Fleisch und der natürliche Mensch, ihrer eigenen Verderbniß zufolge, nach Dingen gelüstet, die dem Gefühle gefallen und angenehm sind, in Widerstreit geräth, und jedem Augenblicke bereit ist, die Majestät Gottes zu beleidigen. Aber der Geist Gottes, der unserm Geiste Zeugniß giebt, daß wir Gottes Kinder sind, läßt uns dem Teufel widerstehen, den elenden Vergnügungen absagen, zu Gott um Befreiung von den Fesseln der Verkehrtheit flehen, und endlich über die Sünde siegen, so daß sie nicht herrscht in unserm sterblichen Leibe. Diesen Kampf hat der fleischliche Mensch nicht, da er von dem Geiste Gottes verlassen ist, sondern er folgt und gehorcht der Sünde immer mehr und ohne Reue, selbst wenn der Teufel und seine verdorbenen Lüste ihn quälen. Aber die Söhne Gottes, wie schon gesagt, kämpften gegen die Sünde, seufzten und trauerten, wenn sie wahrnehmen, daß sie selbst zum Bösen versucht werden, und wenn sie fallen, stehen sie mit Ernst wieder auf und mit ungeheuchelter Reue. Und dieß thun sie nicht in eigener Kraft, sondern die Kraft unseres Herrn Jesus, ohne welche sie Nichts thun können, wirkt in ihnen Alles, was gut ist.

14. Welche Werke gelten vor Gott als gute?

Wir bekennen und glauben, daß Gott den Menschen sein heiliges Gesetz gegeben hat, in welchem nicht allein alle solche Werke verboten sind, welche seiner göttlichen Majestät mißfallen und sie beleidigen, sondern daß er auch solche geboten hat, welche ihm gefallen und die er versprochen hat zu belohnen. Und diese Werke sind zweierlei Art, die einen werden gethan zur Ehre Gottes, die andren zum Nutzen des Nächsten, und beide haben den geoffenbarten Willen Gottes zu ihrer Bestätigung. Zu haben einen Gott, ihn zu ehren und anzubeten, in allen Trübsalen ihn anzurufen, seinen heiligen Namen zu verehren, sein Wort zu hören, es zu lieben, sein heiliges Sakrament zu gebrauchen, das sind die Werke der ersten Tafel. Zu ehren Vater, Mutter, Fürsten, Regenten und Oberherren, sie zu lieben, sie zu unterstützen, ja, ihren Geboten zu gehorchen (sobald sie den Befehlen Gottes nicht zuwider sind), das Leben der Unschuldigen zu retten, Tyrannei zu unterdrücken, die Bedrückten zu vertheidigen, unsre Leiber rein und heilig zu bewahren, in Nüchternheit und Mäßigkeit zu leben, gerecht zu handeln gegen alle Menschen, sowohl in Worten, als in Thaten, und endlich alle Begierde nach unsers Nächsten Besitz zu unterdrücken, sind die guten Werke der zweiten Tafel, welche Gott gefallen und ihm höchst angenehm sind, da diese Werke von ihm selbst befohlen sind. Das Gegentheil davon ist die Sünde, Gott durchaus verhaßt,

welche ihm deßhalb stets mißfällt und seinen Zorn hervorruft, z. B. nicht ihn allein anzurufen, wenn wir in Noth sind, nicht mehr zu hören sein Wort mit Ehrfurcht, es zu verachteu und hintan zu setzen, Götzenbilder zu haben und anzubeten, den Götzendienst aufrecht zu erhalten und zu vertheidigen, den ehrwürdigen Namen Gottes zu mißbrauchen, zu verunehren, zu mißbrauchen oder zu verachten die Sakramente Jesu Christi, ungehorsam zu sein oder Widerstand zu leisten gegen irgend eine Obrigkeit, die Gott eingesetzt hat, (sobald sie die Gränzen ihrer Befugniß nicht überschreitet), zu tödten und darein zu willigen, Haß im Herzen zu tragen oder zu leiden, daß unschuldiges Blut vergossen werde, wenn wir es hindern können, und endlich, irgend ein anderes Gebot der ersten oder zweiten Tafel zu übertreten — wir bekennen und bezeugen, daß das Sünde sei, durch welche Gottes heißer Zorn gegen die trotzige und undankbare Welt entflammt wird, so wie wir auch bekennen, daß gute Werke allein diejenigen sind, welche im Glauben an Gottes Gebot gethan werden, welcher in seinem Worte gesagt hat, welches das sei, das ihm gefällt. Und böse Werke, bekennen wir, sind nicht nur die, welche ausdrücklich gegen Gottes Gebot geschehen, sondern auch diejenigen, welche, in Ansehung der Religion und Verehrung Gottes, keine Gewißheit haben, sondern die Erfindungen und Meinungen der Menschen sind, welche Gott von Anbeginn immer verworfen hat, wie durch den Propheten Jesaias und durch unsern Meister Jesus Christus gelehrt wird in folgenden Worten: „Vergeblich ehren sie mich, indem sie Lehren vorbringen, die nur Menschengebote sind."

15. Die Vollkommenheit des Gesetzes und die Unvollkommenheit des Menschen.

Das Gesetz Gottes, bekennen wir, ist durchaus gerecht, gut, heilig und vollkommen, indem es solche Dinge besiehlt, die, vollkommen erfüllt, im Stande wären, das Leben zu geben und den Menschen ewig selig zu machen. Aber unsre Natur ist so verderbt, so schwach und unvollkommen, daß wir niemals im Stande sind, die Werke des Gesetzes vollkommen zu erfüllen, ja, wenn wir sagen, wir haben keine Sünde (auch nachdem wir wiedergeboren sind), so betrügen wir uns selbst und die Wahrheit Gottes ist nicht in uns. Und darum ist es nöthig, daß wir Jesum Christum ergreifen mit seiner Gerechtigkeit und Genugthuung, welcher das Ende und die Erfüllung des Gesetzes ist für Alle, die da glauben, durch welchen wir in Freiheit gesetzet sind, daß der Fluch des Gesetzes nicht auf uns fällt, obgleich wir dasselbe nicht in allen Stücken erfüllen. Denn Gott der Vater, uns ansehend in dem Leibe seines Sohnes Jesu Christi, nimmt unsern unvollkommnen Gehorsam an, als ob er vollkommen wäre, und bedeckt unsre Werke, welche mit vielen Mängeln beladen sind, mit der Gerechtigkeit seines Sohnes. Wir meinen nicht, daß wir so in Freiheit gesetzet sind, daß wir dem Gesetze keinen Gehorsam schuldig seien (denn das haben wir oben offen bekannt), sondern das behaupten wir,

daß kein Mensch auf Erden (Jesus Christus allein ausgenommen) geleistet hat, leisten und leisten wird den Gehorsam des Gesetzes, den das Gesetz erfordert, sondern wenn wir Alles gethan haben, müssen wir niederfallen und aufrichtig bekennen, daß wir unnütze Knechte sind. Und deßhalb, welche stolz sind auf das Verdienst ihrer eigenen Werke, oder ihr Vertrauen auf die überschüssigen Werke (der Heiligen) setzen, die trotzen auf das, was nicht ist, und setzen ihr Vertrauen auf fluchwürdigen Götzendienst.

16. Von der Kirche.

Wie wir an einen Gott, Vater, Sohn und heiligen Geist glauben, so glauben wir auch auf das Festeste, daß von Anbeginn gewesen ist, noch ist, und bis zum Ende der Welt sein wird eine Kirche, d. h. eine Gesellschaft und Menge von durch Gott erwählter Menschen, welche ihn recht verehren und lieben, durch treuen Glauben an Jesum Christum, der das alleinige Haupt dieser selben Kirche ist, welch auch der Leib und die Braut Christi ist. Diese Kirche ist katholisch, d. h. allgemein, weil sie enthält die Auserwählten aus allen Zeiten, allen Reichen, Völkern und Zungen, mögen sie nun aus den Juden oder aus den Heiden sein, welche Gemeinschaft mit Gott dem Vater und mit seinem Sohne Jesu Christo haben durch die Heiligung seines heiligen Geistes; und deßhalb wird sie genannt die Gemeinschaft nicht der Unheiligen, sondern der Heiligen, welche Bürger des neuen Jerusalems sind, den Genuß der unschätzbarsten Wohlthaten haben, nämlich eines Gottes, eines Herrn Jesu, eines Glaubens und einer Taufe, außer welcher Kirche es weder Leben, noch ewige Seligkeit giebt. Und deßhalb verabscheuen wir im höchsten Grade die Lästerung derer, welche behaupten, daß Menschen, die der Gerechtigkeit und Tugend gemäß leben, selig werden würden, was für eine Religion sie auch immer bekennen möchten. Deun wie außer Christo Jesu kein Leben und Heil ist, so soll daran auch Niemand Theil haben, es seien denn diejenigen, welche der Vater seinem Sohne Jesum Christum gegeben hat, und diese kommen in der Zeit zu ihm, bekennen seine Lehre, und glauben an ihn (wir meinen die Kinder mit den gläubigen Aeltern). Diese Kirche ist unsichtbar, Gott allein bekannt, welcher allein die kennt, die er erwählt hat, und welcher allein auch (wie gesagt) die Erwählten bewahrt, die Gestorbenen (gewöhnlich die triumphirende Kirche genannt) wie die, welche noch leben und gegen Sünde und Satan kämpfen und auch in Zukunft leben werden.

17. Die Unsterblichkeit der Seelen.

Die gestorbenen Erwählten sind im Frieden und ruhen von ihrer Arbeit; nicht daß sie schlafen und in eine gewisse Vergessenheit versinken (wie einige schwärmerische Köpfe behaupten), sondern daß sie befreit sind von aller Furcht, aller Qual und aller Versuchung, welcher wir und alle Erwählten Gottes in diesem Leben unterworfen sind, und deßhalb auch den Namen der streitenden

Kirche tragen. Dahingegen die gestorbenen Verworfenen und Ungläubigen alle Zeit Angst, Qual und Pein haben, welche nicht ausgesprochen werden kann; so daß weder die Einen, noch die Anderen in solchem Schlafe sich befinden, daß sie nicht fühlen sollten die Freude oder die Qual, wie die Parabel Christi Lukas am 16., seine Worte zu dem Diebe und die Worte der Seelen unter dem Altar, welche rufen: „O Herr, Du, der Du bist recht und gerecht, wie lange willst Du nicht rächen unser Blut an denen, welche auf der Erde wohnen," es auf das Deutlichste bezeugen.

18. Von den Kennzeichen, durch welche die wahre Kirche von der falschen sich unterscheidet, und wer der Richter über die Lehre sein soll.

Weil Satan von Anbeginn sich bemüht hat, seine verderbliche Synagoge unter dem Titel der Kirche Gottes zu verbergen, und hat entflammt die Herzen grausamer Mörder, zu verfolgen, zu quälen und zu ängstigen die wahre Kirche und die Glieder derselben, wie Kain den Abel, Ismael den Isaak, Esau den Jakob und die ganze Priesterschaft der Juden Jesum Christum selbst und seine Apostel nach ihm verfolgt haben, so ist es durchaus nöthig, daß die wahre Kirche von der schändlichen Synagoge unterschieden werde durch klare und vollkommen deutliche Kennzeichen, damit wir nicht betrogen werden und zu unsrer eigenen Verdammniß die eine für die andre nehmen und uns zu ihr halten. Die Kennzeichen, Merkmale und sicheren Unterscheidungszeichen, durch welche die unbefleckte Braut Jesu Christi von der schrecklichen Hure, der Kirche der Uebelthäter, unterschieden werden kann, sind, wie wir bekennen, weder das Alter, angemaßter Titel, ununterbrochene Succession, ein bestimmter Ort, noch die Menge Derer, welche einen Irrthum billigen, denn Kain war durch Alter und Titel dem Abel und Seth voraus, Jerusalem hatte Vorrechte vor allen Orten der Erde, wo auch die Priester waren, die in grader Linie von Aaron herkamen, und eine größere Menge folgte den Schriftgelehrten, Pharisäern und Priestern, als aufrichtig an Jesum Christum glaubten und seiner Lehre zustimmten, und doch, wie wir überzeugt sind, wird kein Mensch von gesundem Urtheil behaupten, daß irgend welche von den eben Genannten die Kirche Gottes waren. Die Kennzeichen der wahren Kirche Gottes, glauben, bekennen und behaupten wir deßhalb, sind zuerst die lautere Predigt des Wortes Gottes, in welchem Gott sich selbst uns geoffenbart hat, wie es die Schriften der Apostel und Propheten bezeugen; zweitens die rechte Verwaltung der Sakramente Jesu Christi, welche mit dem Worte und den Verheißungen Gottes verbunden sind, um dieselben in unseren Herzen zu befestigen und zu bestätigen, und endlich die recht verwaltete kirchliche Zucht, wie Gottes Wort sie vorschreibt, wodurch das Laster unterdrückt und die Tugend gepflegt wird. Wo nun diese eben genannten Zeichen gefunden werden und in irgend einer Zeit fortdauern (mag die Anzahl auch nicht mehr als zwei

oder drei sein), da ist ohne allen Zweifel die wahre Kirche Christi, welcher seiner Verheißung nach mitten unter ihnen ist, nicht unter dem großen Haufen im Allgemeinen (von welchem wir oben gesprochen haben), sondern im Besondren unter Solchen, wie sie in Corinth, Galatien, Ephesos und anderen Orten sich befanden, wo der Dienst am Worte durch Paulus eingerichtet war und welche von ihm die wahre Kirche Gottes genannt wurden. Und solche Kirchen bekennen wir, die Einwohner des Königreiches Schottland, die wir Jesum Christum bekennen, in unsern Städten, Burgen und Ortschaften hergestellt zu haben. Denn die Lehre, welche in unsrn Kirchen gelehrt wird, ist in dem geschriebenen Worte Gottes enthalten, nämlich in den Büchern des Alten und Neuen Testamentes. Auf diese Bücher, welche von Alters her als kanonisch betrachtet sind, stützen wir uns und behaupten, daß Alles, was dem Menschen zu seiner Seligkeit zu glauben nothwendig ist, in ihnen ausgesprochen ist, die Auslegung derselben bekennen wir, kommt weder einem Privatmanne, noch einer öffentlichen Person zu, noch auch irgend einer besonderen Kirche, welche persönliche oder örtliche Vorzüge und Vorrechte vor den anderen hätte, sondern sie gebührt allein dem heiligen Geiste, durch welchen auch die Schrift geschrieben ist. Wenn daher Streit entsteht wegen des rechten Verständnisses einer Stelle oder eines Ausspruchs der Schrift oder wegen der Abschaffung eines Mißbrauches in der Kirche Gottes, so müssen wir nicht sowohl darauf sehen, was Menschen vor uns gelehrt oder gethan haben, sondern auf das, was der heilige Geist in dem Ganzen der Schrift einmüthig redet, und auf das, was Jesus Christus selbst gethan und zu thun befohlen hat. Denn das wird allgemein anerkannt, daß der Geist Gottes, der ein Geist der Einheit ist, in keinem Stücke sich selbst widerspricht. Wenn daher die Auslegung, Aufstellung und Meinung (sentence) eines Gelehrten, einer Kirche oder eines Concils mit dem klaren Worte Gottes streitet, welches an einem andren Orte der Schrift geschrieben steht, so ist es gewiß, daß die Meinung jener nicht das rechte Verständniß und die Meinung des heiligen Geistes ist, auch wenn Concilien, Königreiche und Völker jene Meinungen angenommen und gebilligt hätten. Denn wir dürfen keine Auslegung annehmen und zulassen, welche geradezu einem Hauptstücke des Glaubens oder einem andren klaren Worte der Schrift oder auch der Regel der Liebe entgegen ist.

19. Die Autorität der Schrift.

Wie wir glauben und bekennen, daß die Schriften Gottes hinreichend sind, um die Menschen Gottes zu belehren und vollkommen zu machen, so behaupten und bekennen wir auch, daß die Autorität derselben von Gott sei und weder von einem Menschen noch von einem Engel abhängt. Wir bezeugen daher, daß diejenigen, welche vorgeben, die Schrift habe keine Autorität, sondern das, was von der Kirche angenommen sei, Gott lästern und die wahre Kirche beleidigen, welche immer nur hört auf die Stimme ihres eigenen

Bräutigams und Hirten und ihr allein gehorcht, aber sich nicht anmaßt, seine Herrin zu sein.

20. Von den allgemeinen Kirchenversammlungen, ihrer Macht, ihrem Ansehen, und weßhalb sie zusammen kommen.

Wie wir das nicht ohne Weiteres verdammen, was fromme Männer, welche auf allgemeinen Concilien in gesetzlicher Weise zusammen gekommen sind, uns gerathen haben, so dürfen wir ohne genaue Prüfung doch auch nicht annehmen, was den Menschen auferlegt wird unter dem Namen von allgemeinen Concilien. Denn es ist klar, daß, da sie Menschen waren, auch Einige von ihnen offenbar geirrt haben, und zwar in Sachen von höchster Wichtigkeit und Bedeutung. In sofern daher die Concilien die Bestimmungen und Gebote billigen, welche in dem klaren Worte Gottes enthalten sind, in sofern ehren wir sie und nehmen an, was sie befehlen. Aber wenn Menschen unter dem Namen eines Concils sich anmaßen, uns neue Artikel des Glaubens vorzuschreiben oder Gesetze zu erlassen, welche dem Worte Gottes widersprechen, dann weisen wir dieselben entschieden zurück, als eine Lehre des Teufels, welcher unsre Seelen von der Stimme unsres alleinigen Gottes hinweg locken will, um den Lehren und Befehlen der Menschen zu folgen. Die Ursache daher, weßhalb ein Concil zusammen gekommen ist, war weder, ein immerwährendes Gesetz zu machen (welches Gott zuvor nicht gemacht hätte), noch neue Artikel des Glaubens aufzubringen, noch auch dem Worte Gottes Autorität zu verleihen, noch vielweniger zu machen, daß es das Wort Gottes sei, oder auch die wahrhafte Auslegung derselben zu geben, welche vorher nicht durch seinen heiligen Willen in seinem Worte wäre ausgesprochen gewesen; sondern die Ursache der Concilien (wir meinen solche, die den Namen von Concilien verdienen) war theils die Widerlegung der Ketzereien, theils ein öffentliches Bekenntniß ihres Glaubens für die Nachwelt abzulegen, welches Beides sie thaten unter der Autorität des geschriebenen Wortes Gottes, nicht unter dem Vorgeben und dem Vorrechte, daß sie nicht irren könnten, weil sie ein allgemeines Concil wären. Und dieß halten wir für die hauptsächlichste Ursache der allgemeinen Concilien. Die andre war, daß gute Ordnung und Aufsicht in der Kirche eingeführt und gehandhabt werde, in welcher, als in dem Hause Gottes, es sich geziemt, daß Alles ordentlich und ehrlich zugehe. Nicht daß wir dächten, eine Einrichtung und Ordnung der Gebräuche könne für alle Alter, Zeiten und Oerter festgesetzt werden, denn was die Gebräuche betrifft (solche, die von Menschen geordnet sind), so sind sie blos zeitlich und dürfen und müssen deshalb geändert werden, wenn sie mehr den Aberglauben nähren, als daß sie die Kirche, die sich ihrer bedient, erbauten.

21. Von den Sakramenten.

Wie die Väter unter dem Gesetz, die Opfer abgerechnet, zwei haupt-

sächliche Sakramente hatten, nämlich die Beschneidung und das Passa, deren Verächter nicht zum Volke Gottes gerechnet wurden, so bekennen wir, daß wir jetzt, in der Zeit des Evangeliums, allein zwei Sakramente haben, eingesetzt durch den Herrn Jesus und befohlen, daß sie von allen Denen gebraucht würden, welche als Glieder seines Leibes gelten wollen, nämlich die Taufe und das Abendmahl, oder der Tisch des Herrn, genannt „die Gemeinschaft seines Leibes und Blutes.“ Und diese Sakramente (sowohl des A., als des N. Test.) sind von Gott eingesetzt, nicht allein um eine sichtbare Unterscheidung zwischen seinem Volke und denen zu machen, die außerhalb seines Bundes sind, sondern auch um den Glauben seiner Kinder zu üben, und durch die Theilnahme an diesen Sacramenten in ihren Herzen die Gewißheit seiner Verheißung zu befestigen und die der gesegneten Verbindung, Gemeinschaft und Einheit, welche die Erwählten mit ihrem Haupte Jesus Christus haben. Und so verdammen wir entschieden die Eitelkeit derer, welche behaupten, die Sakramente seien Nichts als nackte und leere Zeichen. Nein, wir glauben fest, daß wir durch die Taufe Jesu Christo einverleibt werden, um Theilnehmer an seiner Gerechtigkeit zu sein, durch welche unsre Sünden bedeckt und vergeben sind, und ebenso, daß im Abendmahl, recht gebraucht, sich Jesus Christus so mit uns verbindet, daß er die wirkliche Nahrung und Speise für unsre Seelen wird. Nicht daß wir uns irgend eine Verwandlung des Brodes in Christi natürlichen Leib und des Weines in sein natürliches Blut einbildeten (wie die Papisten verderblicher Weise gelehrt und verdammlicher Weise geglaubt haben), sondern diese Einheit und Gemeinschaft, welche wir mit dem Leibe und Blute Christi beim rechten Gebrauche des Abendmahls haben, wird durch die Wirkung des heiligen Geistes zu Stande gebracht, welcher im rechten Glauben uns über alle Dinge erhebt, die sichtbar und irdisch sind, und uns den Leib und das Blut Jesu Christi zu genießen giebt, welches einst für uns gebrochen und vergossen wurde, jetzt aber im Himmel ist und dort vor dem Vater für uns erscheint. Und doch, ungeachtet der Entfernung, welche zwischen seinem nun im Himmel befindlichen verklärten Leibe und uns Sterblichen auf der Erde ist, doch glauben wir fest, daß das Brod, das wir brechen, ist die Gemeinschaft des Leibes Christi und daß der Kelch, den wir segnen, ist die Gemeinschaft seines Blutes, so daß wir bekennen und zuversichtlich glauben, daß die Gläubigen, beim rechten Gebrauch des Tisches des Herrn, so den Leib Jesu Christi essen und sein Blut trinken, daß er in ihnen und sie in ihm bleiben, ja, daß sie so Fleisch von seinem Fleisch und Bein von seinem Gebein werden, daß, wie die ewige Gottheit dem Fleische Jesu Christi (welches nach seiner eigenen Natur und Wesenheit sterblich und verderbbar war) Leben und Unsterblichkeit verliehen hat, daß so das Fleisch und Blut Jesu Christi, von uns gegessen und getrunken, uns dieselben Vorzüge giebt, von denen wir jedoch auch bekennen, daß sie uns nicht gegeben werden allein für die Zeit (des Genießens), noch auch durch die eigenthümliche Kraft und Fähigkeit des Sakramentes selbst, sondern

wir bezeugen, daß der Gläubige beim rechten Gebrauch des Abendmahls eine solche Verbindung mit dem Herrn hat, wie sie der sterbliche Mensch nicht fassen kann; ja, und ferner bezeugen wir, daß, wenn auch die Gläubigen wegen Nachlässigkeit und menschlicher Schwachheit aus der eben vorgehenden Handlung des Abendmahls nicht so viel Nutzen haben, als sie wohl möchten, es doch später solche Früchte bringen wird, wie lebendiger Samen in einem guten Boden; denn der heilige Geist, welcher niemals von der rechten Einrichtung des Herrn Jesus geschieden werden kann, wird die Gläubigen der Frucht dieser geheimnißvollen Handlung nicht berauben. Aber dieß Alles, sagen wir, kommt durch treuen Glauben, welcher Jesum Christum ergreift, der allein sein Sakrament in uns wirksam macht, und daher, wer uns verleumdet, daß wir behaupteten oder glaubten, die Sakramente seien nur nackte und leere Zeichen, der beleidigt uns und redet gegen eine offenbare Wahrheit. Aber das müssen wir frei und offen bekennen, daß wir einen Unterschied machen zwischen Jesus Christus in seinem natürlichen Wesen (substance) und zwischen den Elementen in den sacramentlichen Zeichen, so daß wir weder die Zeichen anbeten anstatt dessen, was durch sie bezeichnet wird, noch auch sie verachten und sie als nutzlos und eitel bezeichnen, sondern wir gebrauchen sie mit aller Ehrfurcht, uns selbst sorgsam prüfend, bevor wir so thun, weil wir durch den Mund der Apostel versichert werden, daß „Diejenigen, welche unwürdig von dem Brode essen und von dem Kelche trinken, des Leibes und Blutes Jesu Christi schuldig sind.“

22. Von rechter Verwaltung der Sakramente.

Daß Sakramente recht verwaltet werden, dazu, meinen wir, gehören zwei Dinge: 1) daß sie durch rechtmäßige Diener verwaltet werden, von denen wir behaupten, daß nur die es seien, welche zum Predigen des Worts ernannt sind oder in deren Mund Gott eine Rede der Ermahnung gelegt hat, wenn es Leute sind, die dazu ordnungsmäßig von einer Kirche erwählt sind. 2) daß sie mit solchen Elementen und auf solche Weise verwaltet werden wie es Gott verordnet hat. Sonst behaupten wir, daß sie aufhören, rechte Sakramente Jesu Christi zu sein. Und daher kommt es, daß wir die Genossenschaft mit der papistischen Kirche fliehen und an ihren Sakramenten nicht Theil nehmen, 1) weil ihre Diener nicht Diener Jesu Christi sind, ja, was schrecklicher ist, sie leiden, daß Frauen taufen, von denen der heilige Geist doch nicht will, daß sie in der Gemeinde lehren, und 2) weil sie sowohl das eine wie das andere Sakrament mit ihren eigenen Erfindungen verdorben haben, daß kein Theil der Handlung Christi in seiner ursprünglichen Reinheit geblieben ist, denn Oel, Salz u. dergl. der Taufe sind nur menschliche Erfindungen, Anbetung, Verehrung, über die Straßen und durch die Städte tragen und das Brod in Büchsen aufbewahren sind Entheiligungen des Sakramentes Christi und nicht ein Gebrauchen desselben, denn Jesus Christus sagt:

„Nehmet und eßt u. s. w. und Solches thut zu meinem Gedächtniß“, durch welche Worte und Befehl er Brod und Wein geweihet hat, das Sakrament seines Leibes und Blutes zu sein, zu dem Zweck, daß das Eine gegessen und das Andere von Allen getrunken werden sollte, und nicht, daß sie sollten aufbewahrt werden, um als Gott angebetet und verehrt zu werden, wie die blinden Papisten bisher gethan haben, welche auch Kirchenraub begangen haben, indem sie dem Volke einen Theil des Sakraments, nämlich den gesegneten Kelch, gestohlen haben. Ferner wird, damit die Sakramente recht verwaltet werden, erfordert, daß die Absicht und der Zweck, weßhalb die Sakramente eingesetzt sind, auch verstanden und beachtet werde, sowohl von dem Diener, als auch von dem Empfänger, denn wenn der Empfänger die Meinung verkennt, so hört der rechte Gebrauch auf, welches durch die Verwerfung der Opfer klar wird (eben so wie wenn der Lehrer falsche Lehre lehrt), welche Gott verhaßt und abscheulich waren (obgleich sie auf seiner eigenen Verordnung beruhten), weil die gottlosen Menschen sie zu einem andren Zwecke gebrauchten, als wozu sie Gott verordnet hatte. Dasselbe behaupten wir von den Sakramenten der päpstlichen Kirche, in welcher, wie wir behaupten, die ganze Handlung Christi verändert ist, sowohl in der äußerlichen Form, als auch in Zweck und Absicht. Was Jesus Christus that und zu thun befohlen hat, ist offenbar durch die drei Evangelien, welche von dem Sakrament reden, und durch Paulus, was dagegen der Priester an seinem Altar that, brauchen wir nicht noch zu sagen. Der Zweck und die Absicht der Einrichtung Christi und weßhalb dieselbe geübt werden soll, wird in diesen Worten ausgedrückt: „Solches thut zu meinem Gedächtniß. So oft ihr von diesem Brode esset und von diesem Kelche trinket, sollt ihr des Herrn Tod verkündigen“ (d. h. erzählen, predigen, preisen) „bis daß er kommt.“ Aber zu welchem Ende und in was für Meinung die Priester ihre Messe lesen, das mögen ihre Worte, wie ihrer eigenen Doctoren Schriften bezeugen, nämlich daß sie als Mittler zwischen Christus und seiner Kirche Gott dem Vater ein Sühnopfer für die Sünden der Lebendigen und der Todten darbringen, welche Lehre, als lästerlich für Christus und sein Opfer als ungenügend darstellend, das zu einem Wohle für die Reinigung Aller, die geheiligt werden, dargebracht ist, wir durchaus verabscheuen, verwerfen und zurückweisen.

23. Wem die Sakramente zugehören.

Wir bekennen, daß die Taufe sowohl den Kindern der Gläubigen zukommt, als auch denen, welche schon bei Jahren sind und Verständniß haben, und so verdammen wir die Irrthümer der Anabaptisten, welche leugnen, daß die Taufe den Kindern zukomme, bevor sie Glauben und Verständniß hätten. Aber des Herrn Abendmahl, bekennen wir, gehört nur denen zu, welche bereits im Glauben stehen (as have bein of the houshold of faith), sich selbst versuchen und prüfen können, sowohl was ihren Glauben, als auch ihre Pflichten

gegen den Nächsten betrifft. Die, welche an des Herrn Tische ohne Glauben essen oder in Streit und Zwietracht mit ihren Brüdern sind, essen unwürdig, und deßhalb geschieht es, daß in unsern Kirchen unsre Diener öffentliche oder geheime Prüfungen Betreffs der Kenntniß und der Aufführung derer halten, welche zum Tische des Herrn Jesus hinzu gelassen werden wollen.

24. Von der bürgerlichen Obrigkeit.

Wir bekennen, daß Kaiserthümer, Königreiche, Herrschaften und Städte von Gott eingerichtet und verordnet sind, daß die Gewalten und Obrigkeiten in denselben (sei es der Kaiser in ihren Kaiser-, der König in ihren Königreichen, der Herzöge und Fürsten in ihren Herrschaften oder andrer Obrigkeiten in freien Städten) auf Gottes Ordnung beruhen, angeordnet zur Offenbarung seiner eigenen Herrlichkeit und zum besondern Vortheil und Nutzen der Menschen, so daß, wer den heiligen Stand der bürgerlichen Gewalt abschaffen oder umstürzen wollte, welcher nun schon lange aufgerichtet ist, nicht allein, wir wir behaupten, ein Feind des Menschengeschlechts ist, sondern auch gegen Gottes ausdrücklichen Willen streitet. Wir bekennen ferner, daß so diejenigen Personen, welche die Gewalt haben, geliebt, geehrt, gefürchtet und im höchsten Ansehn gehalten werden müssen, weil sie die Statthalter Gottes sind, bei deren Berathungen Gott selbst gegenwärtig ist und urtheilt (ja, auch die Richter und Fürsten selbst richtet) und denen von Gott das Schwert gegeben ist zu Lob und Vertheidigung der Guten und zur Strafe über die Uebelthäter. Königen und noch mehr Fürsten, Regierern und Magistraten, behaupten wir, kommt hauptsächlich und vor allen Dingen die Verbesserung und Reinigung der Religion zu, so daß sie nicht allein zur Handhabung der bürgerlichen Ordnung eingesetzt sind, sondern auch zur Aufrechthaltung der wahren Religion und zur Unterdrückung des Götzendienstes und Aberglaubens aller Art, wie an David, Josaphat, Hisdia, Josia und andren, wegen ihres Eifers in dieser Hinsicht hochberühmten Leute ersehen werden kann. Und deßhalb bekennen und bezeugen wir, daß diejenigen, welche der höheren Macht (sobald diese thut, was ihres Amtes ist) widerstehen, Gottes Ordnung verletzen und deßhalb nicht geduldet werden können. Ferner bekennen wir, daß diejenigen, welche ihnen ihre Hilfe, Rath und Beistand versagen, während die Fürsten und Regierer sorgfältig sich bemühen, ihre Pflicht zu thun, daß die selben Menschen ihre Hilfe, Unterstützung und Rath Gott selbst versagen, der durch seinen Statthalter sie von ihnen fordert.

25. Die freien Gaben an die Kirche.

Obwohl das Wort Gottes lauter gepredigt, die Sakramente recht verwaltet und die Zucht gemäß dem Worte Gottes die sicheren und untrüglichen Zeichen der wahren Kirche sind, so meinen wir doch nicht, daß Jeder, der mit einer solchen Gemeinde verbunden ist, ein erwähltes Glied Jesu Christi

sei. Denn wir bekennen, daß Dornen, Diesteln und Spreu mitten unter den Weizen gesäet werden, aufwachsen und in großem Ueberfluß daliegen mögen, d. h. der Verworfene mag wohl in die Gesellschaft der Erwählten treten und äußerlich mit ihnen die Wohlthaten des Wortes und der Sakramente gebrauchen; aber da Solche nur für eine Zeit lang Bekenner mit dem Munde und nicht mit dem Herzen sind, so fallen sie zurück und beharren nicht bis ans Ende, und daher haben sie keine Frucht des Todes, der Auferstehung und Himmelfahrt Christi. Aber diejenigen, welche aufrichtig mit den Herzen glauben und mit dem Munde den Herrn Jesus muthig bekennen (wie wir oben gesagt haben) werden auf das Zuversichtlichste folgende Gaben empfangen: 1) in diesem Leben Vergebung der Sünden, und zwar allein durch den Glauben an das Blut Jesu Christi, in der Art, daß, obgleich Sünde unaufhörlich zurückbleibt in unserm sterblichen Leibe, sie uns doch nicht zugerechnet wird, sondern vergeben und mit Christi Gerechtigkeit bedeckt ist. 2) Im allgemeinen Gericht wird jedem Manne und jedem Weibe Auferstehung des Fleisches verliehen werden, denn das Meer wird seine Todten heraus geben und die Erde diejenigen, die in ihr liegen, ja, der Ewige, unser Gott, wird seine Hand über den Staub ausstrecken und die Todten werden hervorgehen unverweslich, und zwar in der Substanz desselben Fleisches, das Jedermann jetzt hat, zu empfangen nach ihren Werken Herrlichkeit oder Strafe. Denn diejenigen, welche jetzt in Eitelkeit, Grausamkeit, Schändlichkeit, Aberglauben oder Götzendienst hinleben, werden zu unauslöschlichem Feuer verurtheilt werden, in welchem sie ewig gequält werden sollen, sowohl an ihren Leibern, als auch an ihren Seelen, welche sie jetzt dem Teufel hingeben, ihm zu allen Schlechtigkeiten zu dienen. Aber was diejenigen betrifft, welche im Gutesthun verharren bis an's Ende, Jesum Christum muthig bekennen, so werden seinem verklärten Leibe alle seine Ausetwählten ähnlich sein, wenn er zum Gerichte wiederkommen und das Reich Gott dem Vater überantworten wird, welcher dann sein und immer bleiben wird Alles in Allen Gott gesegnet in Ewigkeit. Ihm nebst dem Sohne und dem heiligen Geiste sei Ehre und Preis jetzt und in Ewigkeit! Amen!

Mache Dich auf, o Herr, und schlage Deine Feinde! laß fliehen vor Deinem Angesichte, die Deinen göttlichen Namen hassen! Gieb aber Deinen Dienern Kraft, mit Muth zu reden Dein Wort, und laß alle Völker zu Deiner rechten Erkenntniß gelangen!

II.

Knox an seine geliebten Brüder, das Volk von Schottland.

Seinen geliebten Brüdern, dem Volke von Schottland, wünscht Johann Knox Gnade, Barmherzigkeit und Frieden, nebst dem Geiste richtigen Urtheils!

Was ich von der Königin, den Ständen und dem Adel, als den gegenwärtigen Häuptern des Reiches, gefordert habe, das kann ich nicht aufhören, auch von euch zu verlangen, geliebte Brüder, die ihr ja die Gemeinde und der Körper des Staates seid, nämlich daß es euch gefallen möge, ungeachtet des falschen und grausamen Urtheils, welches eure verkehrten Bischöfe gegen mich gefällt haben, mir die Gunst zu erweisen, unparteiisch meine gerechte Vertheidigung anzuhören. Wenn, daß ihr das thut, Gott eure Herzen ernstlich bewegt (wie ich denn nicht zweifle, daß euer Vornehmen zum Preise seines heiligen Namens ausschlagen werde), so bin ich gewiß, daß ihr sammt euren Nachkommen davon ganz besonderen Trost, Erbauung und Gewinn haben werdet. Denn wenn ihr hören werdet, um was es sich handelt, so werdet ihr leicht einsehen und erkennen, auf welchem Grunde der Glaube ruht, der jetzt unter euch mit Feuer und Schwert verfolgt wird. Was mich anbetrifft, so bin ich auf das Festeste überzeugt, daß Alles, was in der päpstlichen Kirche getrieben wird, mit Christi segensreicher Ordnung streitet und Nichts ist, als tödtliches Gift, und — wer davon trinket, der trinket sich, wie ich ebenfalls fest überzeugt bin, damit Tod und Verdammniß, es sei denn, daß er durch aufrichtige Umkehr zu Gott davon gereinigt wird. Aber weil nun durch das lange Stillschweigen des Wortes Gottes in allen Klassen der Menschen Unwissenheit eingerissen ist, und weil Unwissenheit, verbunden mit langer Gewohnheit, in Mancher Herzen den Aberglauben befestigt hat, deßhalb verlange ich im Namen unseres Herrn Jesu Christi, daß ich Gehör finde sowohl von eurer Seite, als des Volkes, meine Brüder, als auch von Seiten des Adels und der Stände des Reiches, damit ich für die öffentliche Predigt hinreichend Raum habe, um meine Meinung über alle religiösen Streitigkeiten in dieser Zeit aussprechen zu können. Und ferner wünsche ich, daß ihr mit dem Adel gemeinsame Sache machet und eure Bischöfe und Geistliche zwinget, ihre Tyrannei fahren zu lassen, und eben so, daß ihr, um bessere Zuversicht und Belehrung für eure Gewissen zu haben, eure besagten Bischöfe und falschen Lehrer zwingt, nach Gottes Wort auf diejenigen Beschuldigungen und Anklagen zu antworten, welche gegen ihre nichtige Religion, ihre falsche Lehre, ihr sündiges Leben und ihre lästerlichen Reden

erhoben werden. Ich weiß, daß mir der Vorwurf gemacht werden wird, ich fordre etwas Unvernünftiges von euch, nämlich eure Religion in Zweifel zu ziehen, welche durch so lange Dauer und die Zustimmung so vieler Menschen vor euch bestätigt und befestigt sei. Aber darauf antworte ich kurz, daß weder die lange Dauer der Zeit, noch die Menge der Menschen genügend ist, um unsre Religion als vor Gott giltig zu beglaubigen. Denn wie einige der ältesten Schriftsteller bezeugen, kann weder die lange Folge der Zeit einen Irrthum rechtfertigen, noch kann durch die Menge derer, welche ihm anhangen, sein Wesen verändert werden. Sondern wenn es ein Irrthum im Anfang war, so ist's auch ein solcher am Ende, und je mehr ihn annehmen, desto verderblicher ist er und um so mehr muß man ihn fliehen. Denn wenn Alter oder die Menge der Menschen eine Religion rechtfertigen könnte, so wäre der Götzendienst der Heiden oder der Frevel der Türken eine gute Religion, denn das Alter billigt die einen und eine große Menge hat den andern angenommen und vertheidigt.

Aber es werden auch wohl fromme Menschen sich wundern, aus welcher Quelle die Meinung fließt, daß Niemand seinen Glauben und seine Religion an Gottes Wort prüfen dürfe, sondern ruhig Alles glauben und annehmen müsse, was Alter und eine große Menge gebilligt hat. Der Geist Gottes lehret es uns anders. Denn die Weisheit Gottes, Jesus Christus selbst, verweist seine Gegner auf Moses und die Propheten, um an ihnen zu prüfen, ob seine Lehre von Gott sei oder nicht. Die Apostel Paulus und Petrus gebieten den Menschen, die Religion, welche sie bekennen, an Gottes klarem Worte zu untersuchen, und preisen Diejenigen, welche Solches thun. St. Johannes gebietet geradezu, daß wir nicht einem jeden Geiste glauben sollen, sondern er will, daß wir die Geister prüfen, ob sie aus Gott sind oder nicht. Nun, weil dem so ist, daß dieß klare Zeugniß des heiligen Geistes uns bestelt, unsern Glauben und unsere Religion nach Gottes offenbarem Wort zu prüfen, so ist es ein Wunder, daß die Papisten nicht einwilligen wollen, daß ihre Religion und Lehre demselben zur Prüfung unterworfen werde. Wenn der Ausspruch Christi wahr ist (und er ist durchaus wahr, weil er aus der Wahrheit selbst kommt), daß wer böse ist, das Licht hasset, und nicht an das Licht kommt, damit seine bösen Werke nicht geoffenbaret und bestraft werden, so verdammen unsere Papisten durch ihre eigene Meinung sich selbst und ihre Religion. Denn in sofern sie eine Untersuchung und Prüfung verweigern, erklären sie, daß sie wohl einige ihrer Fehler kennen, welche das Licht an den Tag bringen würde; dieß ist die Ursache ihrer Furcht und weßhalb sie an ihr Vorrecht sich anklammern, daß Niemand über ihre Religion disputiren darf, die Wahrheit und Aufrichtigkeit, ähnlich dem feinen, geläuterten Golde, fürchtet nicht die Feuerprobe, aber die Stoppeln und die Spreu der Menschenerfindungen, wie ihre Religion, können die Flammen des Feuers nicht aushalten. Es ist wahr, daß Mahomet den Be-

fehl gegeben hat, daß Niemand bei Todesstrafe über den Grund seiner Religion disputiren oder denselben untersuchen soll, und dieß Gesetz ward durch Satans List bis auf den heutigen Tag von den Türken beobachtet, zu ihrer eigenen tödtlichen Verblendung und zu schrecklicher Lästerung Jesu Christi und seiner wahren Religion. Und von Mahomet (oder vielmehr vom Satan, dem Vater aller Lügen) hat der Papst und seine Gesindel dieß gelernt, nämlich daß über ihre Religion niemals disputirt werden darf, sondern was die Väter geglaubt haben, das sollen und müssen die Kinder billigen. Und in solcher List ermangelt der Satan der Vorsicht nicht. Denn Nichts hat mehr die Herrschaft des römischen Antichristen befestigt, als diese höchst arge Verordnung, nämlich daß Niemandem erlaubt war, über seine Macht nachzudenken und seine Gesetze in Zweifel zu ziehen. Das ist gewiß, daß, wenn jemals die päpstliche Religion einer Prüfung unterzogen wird, daß sie dann erfunden werden wird als eine solche, die keinen anderen Grund hat, als die Mahomets, nämlich menschliche Erfindung, List und Träumerei mit einem Firniß von Gottes Wort überstreichen. Und deßhalb, Brüder, weil es mit der Religion ist, wie sich der Magen zum Körper verhält, daß, wenn dieser verderbt ist, er alle Glieder vergiftet, so ist es nöthig, daß sie geprüft werde, und wenn sie erfunden wird als mit verderblichen Säften angefüllt, ich meine, mit Menschenerfindungen, dann ist es nothwendig, daß dieselbe gereinigt werde, sonst wird Seele und Leib für immer verderben.

Dieserhalb wollte ich, ihr wäret auf das Festeste überzeugt, daß eine verdorbene Religion das ganze Leben des Menschen befleckt, scheine sie noch so heilig zu sein. Auch möchte ich nicht, daß ihr meintet, die Sorge für die Religion und ihre Verbesserung komme euch weniger zu, weil ihr weder Könige, Regierer, Richter, Adlige seid, noch Gewalt habt. Geliebte Brüder, ihr seid Gottes Geschöpfe, geschaffen und gemacht zu seinem eigenen Bilde und Gleichniß, für deren Errettung das theure Blut seines eingebornen geliebten Sohnes vergossen ist, welchen er sein Evangelium und frohe Botschaft zu predigen befohlen und für die er die himmlische Erbschaft bereitet hat, möchtet ihr deßhalb doch ja die Mittel nicht halsstarrig zurückweisen und verachten, welche er verordnet hat, um das Erbe zu erlangen, nämlich sein gesegnetes Evangelium, welches er euch jetzt anbietet, damit ihr gerettet werden möget. Denn das Evangelium und die frohe Botschaft vom Reiche Gottes, lauter gepredigt, ist die Kraft Gottes zur Seligkeit für Alle, so daran glauben, welche zu glauben und anzunehmen ihr, das Volk, nicht weniger berufen seid, als eure Regenten und Fürsten. Denn obwohl Gott einen Unterschied zwischen dem Könige und den Unterthanen, den Regierenden und dem Volke angeordnet hat, was das Regiment und die Verwaltung der bürgerlichen Angelegenheiten betrifft, so hat er in der Berufung zum ewigen Leben doch Alle gleich gemacht. Denn so wie an Jesus Christus die Juden kein größeres Vorrecht haben, als die Heiden, der Mann als die Frau, der Gelehrte

als der Ungelehrte, der Herr als der Knecht, sondern Alle eins in ihm sind, so giebts auch nur einen Weg und ein Mittel, um zur Theilnahme an seinen Wohlthaten und geistlichen Gaben zu gelangen, nämlich ein lebendiger Glaube, der durch die Liebe thätig ist. Und deßwegen sage ich, geliebte Brüder, daß es nicht weniger euch zugehört, versichert zu sein, daß euer Glaube und eure Religion auf das wahre und unzweifelhafte Wort Gottes gegründet sei, als euren Fürsten und Regierern. Denn wie euer Körper dem leiblichen Tode nicht entgehen kann, wenn ihr mit euren Fürsten und Regierern tödtliches Gift esset und trinket (sei es aus Unwissenheit oder Nachlässigkeit), so werdet ihr auch nicht dem ewigen Tode entgehen, wenn ihr mit ihnen eine verderbte Religion bekennet. Ja, ohne daß ihr im Herzen glaubt und mit dem Munde bekennet, daß Jesus Christus der einzige Erretter der Welt sei, welches ihr nicht könnt, wenn ihr nicht das angebotene Evangelium annehmet, so könnt ihr dem Tode und der Verdammniß nicht entgehen. Denn so wie der Gerechte durch seinen eigenen Glauben lebt, so verdirbt der Ungläubige durch seinen Unglauben, und so wie der wahre Glaube durch die lautere Predigt des Evangeliums Christi in den Herzen von Gottes Auserwählten erweckt, genährt und unterhalten wird, so wird Untreue und Unglaube begünstigt durch Verbergung und Unterdrückung derselben. Und wenn ihr also das ewige Leben sucht, so müßt ihr prüfen, ob ihr im Glauben seid, und wenn ihr eines wahren Glaubens sicher sein wollt, so muß euch nothwendig Jesus Christus wahr gepredigt werden. Und dieß ist die Ursache, theure Brüder, weßhalb ich so oft wiederhole und standhaft behaupte, daß es euch nicht weniger zugehört, als euren Königen oder Fürsten dafür zu sorgen, daß Jesus Christus wahr unter euch gepredigt werde, weil ohne seine rechte Erkenntniß Keiner von euch Beiden zum Heile gelangen kann. Dieß ist der Punkt, worin, sage ich, alle Menschen gleich sind.

So wie Alle von Adam abstammen und durch dessen Sünde und Ungehorsam der Tod in die Welt gekommen ist, so geziemt es Allen, welche das ewige Leben erhalten sollen, einverleibt zu werden dem Einen, nämlich dem Herrn Jesus, welcher, da er gerecht ist, durch seine Erkenntniß Viele gerecht macht, nämlich Alle, die aufrichtig an ihn glauben.

Ueber diese Gleichheit, daß Gott von dem Unterthanen, sei er noch so arm, in Sachen der Religion Nichts weniger fordert, als von dem Fürsten und reichen Leuten, hat er im Gesetze Mosis eine deutliche Erklärung gegeben. Als nämlich die Stiftshütte gebaut, eingerichtet und in Ordnung gebracht war, bestimmte Gott, wie sie und Alles, was zu ihr gehörte, erhalten werden solle, damit sie nicht in Verfall gerathe. Und diese Unterhaltungskosten (obschon Himmel und Erde seinem Befehle gehorchen) wollte er nicht von den geheimen und verborgenen Schätzen nehmen, welche zerstreut liegen in den Adern der Erde, noch wollte er sie nehmen von den Reichen und Mächtigen seines Volkes, sondern er befahl, daß Jedermann von den Söhnen Israels, ob reich oder arm, wenn er in das Alter von 20 Jahren und dar-

über käme, jährlich einen halben Säckel als Opfergabe für den Herrn zur Erinnerung an ihre Erlösung und als Sühnopfer oder Lösegeld für ihre Seelen geben sollte, welches Geld nach Gottes Befehl zum Schmuck und zu den Bedürfnissen der Stiftshütte verwendet werden sollte. Ferner gab er die Vorschrift, daß die Reichen zu diesem Behuf nicht mehr geben sollten, als die Armen, noch daß die Armen in dieser Hinsicht weniger darreichen sollten, als die Reichen. Dieß Gesetz mag nach menschlichem Urtheil sehr unvernünftig erscheinen. Denn einige Reiche hätten ja eher tausend Säckel, ohne es zu fühlen, geben können, als ein Armer einen halben, aber Gott machte doch Alle gleich, und wollte, daß der Eine nicht mehr, als der Andre, der Arme nicht weniger, als der Reiche bezahlen sollte. Dieß Gesetz, sage ich, mag sehr unbillig erscheinen. Aber wenn wir den Grund, den Gott angiebt, in Erwägung ziehen, so müssen wir darin die große Gnade und unschätzbare Weisheit Gottes erkennen, dieser Grund ist in folgenden Worten enthalten:

„Dieß Geld, von den Kindern Israels empfangen, sollst du geben zum Dienst der Hütte, auf daß es für die Kinder Israels eine Erinnerung an ihren Herrn sei, daß er euren Seelen gnädig sein will."

Dieser Fall, sage ich, beweist augenscheinlich, daß, so wie das ganze Volk durch die Allmacht Gottes allein aus der Sklaverei Aegyptens befreit war, so war jedes Glied desselben ohne Ansehn der Person durch seine Gnade geheiligt und in dieser Hinsicht der Reiche dem Armen in Nichts vorgezogen, denn nicht das Verdienst oder die Würdigkeit der Menschen bewog ihn, sie zu erwählen und seine Wohnung unter ihnen zu nehmen. All ihr Heil, ihr Vorzug und die Ehre vor allen andern Nationen entsprang allein aus dem Quell seiner ewigen Güte, welche sie frei liebte, so daß er frei sie aus allen Nationen der Erde erwählt hatte, sein priesterliches Königreich und heiliges Volk zu sein. So sie zu ehren, daß er in ihrer Mitte wohnen wollte, dazu war er, sage ich, weder durch die Weisheit der Weisen, noch durch den Reichthum der Mächtigen, noch durch die Tugend oder die Heiligkeit irgend eines Standes unter ihnen bewogen, sondern aus lauter Gnade liebte er sie und mit seiner Gegenwart ehrte er das ganze Volk, und deßhalb, um ihnen Allen seine allgemeine Liebe vor Augen zu stellen und jede Gelegenheit zu Streit und Gewissenszweifeln abzuschneiden, wollte er zur Unterhaltung der Stifshütte, durch welche seine Gegenwart und Wohnung unter ihnen versinnbildlicht würde, von den Reichen nicht mehr nehmen, als von den Armen. Denn wenn der Reiche dem Armen vorgezogen worden wäre, so würde Jener vor Stolz aufgebläht worden sein, als wenn er durch seine reichere Gabe vor Gott angenehmer sei, und eben so würde das Gewissen des Armen beunruhigt und geängstigt worden sein, in dem Gedanken, daß seine Armuth ein Hinderniß sei, bei Gott in der völligen Gunst zu stehen, wie der Reiche, weil er nicht fähig sei, so viel zur Unterhaltung der Hütte *zu geben*, wie Jener. Aber er, der aus Gnade (wie gesagt) seine Wohnung

unter ihnen nahm und der am besten weiß, was im Menschen ist, bestimmte das Heil für den Einen, wie für den Anderen, in dieser Beziehung sie gleich machend, die doch in andern Dingen so sehr ungleich waren. Denn wenn der Arme sich durch die Taxe beschwert gefühlt hätte und darüber, daß ihm so viel aufgelegt sei, als dem Reichen, so hätte er doch nicht weniger Ursache zur Freude darüber gehabt, daß Gott ihm in Betreff der Unterhaltung der Stiftshütte mit den Reichsten und Mächtigsten in Israel gleich geachtet und gleich gestellt hatte. Wenn nun diese Gleichheit bei der Unterhaltung der vergänglichen Stiftshütte von Gott befohlen worden ist, die doch nur ein Schatten von dem Besseren war, das kommen sollte, ist nicht dieselbe auch von uns gefordert, die wir jetzt das Wesen haben, nämlich Jesus Christus, welcher, angethan mit unsrer Natur, zum Immanuel gemacht worden ist, d. i. Gott mit uns! Obgleich sein natürlicher Leib in den Himmel aufgenommen ist, wo er bleiben muß, bis Alles erfüllt ist, was die Propheten geweissagt haben, so hat er doch versprochen, bei uns zu sein bis an das Ende der Welt.

Und zu diesem Zwecke und zu größerer Versicherung seines Versprechens hat er unter uns hier auf Erden die Zeichen seiner eigenen Gegenwart bei uns aufgerichtet, seine geistliche Stiftshütte, nämlich die lautere Predigt seines Wortes und die rechte Verwaltung seiner Sakramente. Zu deren Aufrechterhaltung ist der Unterthan nicht weniger verbunden, als der Fürst, der Arme nicht weniger, als der Reiche. Denn wie der Preis, der für Vieler Erlösung gegeben, derselbe ist, so fordert Gott von euch vor Allen, welche Theilhaber der Gnade sein sollen, dieselbe Pflicht, nämlich das aufrichtige Bekenntniß, daß wir allein durch Jesum Christum wieder erlangt haben, was in Adam verloren gegangen ist. Von dem Fürsten fordert Gott, daß er sich selbst verleugne und Christo nachfolge, und von den Unterthanen fordert er ganz dasselbe. Von den Königen und Richtern wird verlangt, daß sie „den Sohn küssen," d. h. daß sie ihm Ehre, Gehorsam und Unterwerfung zollen, aber von solcher Ehrerbietung nimmt Gott auch den Unterthanen nicht aus, der gerettet werden soll. Und dieß ist die Gleichheit, die zwischen Königen und Unterthanen, zwischen den Reichsten oder Vornehmsten und den Aermsten und Leuten des niedrigsten Standes besteht, nämlich so wie der Eine verpflichtet ist, im Herzen zu glauben und mit dem Munde zu bekennen, daß Jesus Christus der Herr und der einzige Heiland der Welt ist, also auch der Andre. Weder ist Jemand von Gottes Kindern (wenn sie die Jahre der Unterscheidung erreicht haben) so arm, daß er nicht zur Erhaltung und zum Schmuck der geistlichen Stiftshütte beitragen sollte, wenn es die Noth erfordert, noch Jemand so reich, daß Gott von seiner Hand mehr verlangt hätte. Denn obgleich David große Mittel sammelte zum Bau des Tempels, obgleich Salomo mit großem Fleiß und unglaublichen Kosten denselben aufrichtete und vollendete, obgleich Hiskia und Josia die Religion

reinigten, welche vorher verunreinigt worden war, so war ihnen doch Gott mit seiner Gnade um deßwillen nicht näher, als dem Niedrigsten aus der gläubigen Nachkommenschaft des gläubigen Abraham. Denn ihr Fleiß, ihr Eifer und ihre Werke legten vielmehr nur vor den Menschen ein Zeugniß und Bekenntniß davon ab, welche Ehrfurcht sie vor Gott hatten, welche Liebe zu seinem Worte und welche Verehrung für seine Religion, nicht aber daß eins der Werke, die sie thaten, ihnen das Wohlgefallen und die Gnade Gottes verdient hätte, sondern er liebte sie frei in Christo seinem Sohne, ehe der Welt Grund geleget war. Wie nun jene eben Genannten durch ihre Werke ein Zeugniß ihres aufrichtigen Glaubens geben, so thut dasselbe auch der Aermste, der aufrichtig und offen Jesus Christus bekennt, seine fröhliche Botschaft annimmt, Aberglauben aber und die Abgötterei verabscheut und flieht.

Der Aermste und Niedrigste, der in diesen Tagen schrecklicher Verfolgung fest an Christus glaubt und ihn vor diesem argen Geschlechte muthig bekennt, ist nicht weniger angenehm vor Gott, noch hat er vor Gottes Angesichte weniger gethan in Beförderung der Sache Christi, als der König, welcher durch das Schwert und die Macht, die er von Gott empfangen hat, den Götzendienst ausrottet und so die Ehre Christi befördert. Doch um auf meine frühere Behauptung zurückzukommen, wird, sage ich, von den Unterthanen nicht weniger gefordert, an Christus zu glauben und seine wahre Religion zu bekennen, als von den Fürsten und Königen, und deßhalb behaupte ich, daß es euch vor Gottes Angesicht nicht entschuldigt, wenn ihr vorgebt, ihr seiet keine Häupter und Regenten und deßhalb komme auch die Sorge für die Religion und ihre Verbesserung euch nicht zu.

Ihr, theure Brüder, seid, wie gesagt, die Geschöpfe Gottes, geschaffen zu seinem Bilde und Gleichniß, welchen befohlen ist, auf die Stimme eures himmlischen Vaters zu hören, seinen Sohn Jesus Christus anzunehmen und dagegen alle Lehren und alle Religion zu fliehen, welche er nicht durch seinen eigenen, in seinem segensreichen Worte geoffenbarten Willen gebilligt hat. Nach seinem Willen und Befehle werdet ihr, wenn ihr als ungehorsam erfunden würdet, in eurer Bosheit umkommen, als widerspänstige und verstockte Knechte, welche keine Lust haben, dem heiligen Willen ihres obersten Herrn zu gehorchen, der so liebevoll Gehorsam von ihnen fordert. Und deßhalb, Brüder, kommt es in dieser Beziehung euch zu, wachsam und thätig zu sein. Denn die Frage betrifft keine irdischen Dinge, welche, wenn sie auch wohl mit Gefahren verbunden zu sein scheinen, doch durch Fleiß und den Verlauf der Zeit wohl noch eine günstige Wendung nehmen mögen, sondern es handelt sich um das Verderben eures Leibes und eurer Seele und um den Verlust des ewigen Lebens, welches, einmal verloren, nie wieder erlangt werden kann. Und deßhalb, sage ich, kommt es euch zu, achtsam und thätig in dieser so wichtigen Sache zu sein, damit ihr nicht, indem ihr die Gelegenheit, die Gott euch darbietet, vorüber gehen laßt, hernachmals mit Seufzern und

Thränen nach einer ähnlichen verlangt und sie euch doch nicht zu Theil wird. Aber damit es euch nicht verborgen bleibe, welche Gelegenheit ich meine, so will ich es euch mit wenigen Worten sagen.

Nicht ich allein, sondern auch verschiedene andre fromme und gelehrte Männer bieten euch unsre Dienste an, euch treu in den Wegen unsres, des ewigen Gottes und in der Lauterkeit seines Evangeliums zu unterweisen, welches zu dieser Zeit durch das verfluchte Geschlecht des Antichrists (ich meine, durch den Papst und seine gottlosen Priester) beinahe ganz vor den Augen der Leute verborgen gehalten wird. Wir bieten euch an, unser Leben für das Heil eurer Seelen zu wagen und an dem offenbaren Gotteswerk, die Religion, welche unter euch jetzt mit Feuer und Schwert aufrecht erhalten wird, als nichtig, falsch und teuflisch darzuthun. Wir fordern Nichts von euch, als daß ihr geduldig unsre Lehre anhört, welche nicht die unsrige, sondern die Lehre von der Seligkeit ist, die durch den eingebornen Sohn Gottes ist geoffenbaret worden, und daß ihr unsre Gründe untersuchet, mit welchen wir uns zu beweisen erbieten, daß die päpstliche Religion vor Gott ein Gräuel ist. Und endlich fordern wir, daß durch eure Macht diese schrecklichen Bestien (ich meine, Priester und Mönche) gezügelt werden, bis wir unsre Meinung ausgesprochen haben in Betreff aller in dieser Zeit streitigen Religionssachen. Wenn ihr mir dieß in der Furcht Gottes bewilligt, und ebenso es auch Anderen zugesteht, welche mit lauterem Herzen es zu eurem Heile und zur Ehre Gottes fordern, so bin ich gewiß, daß ihr von Gott gesegnet werdet, was auch immer der Satan gegen euch erfinden möge. Aber wenn ihr Gott verachtet und den zurückweist, der euch so liebevoll Heil und Leben anbietet, so werdet ihr weder zeitlicher Plage entgehen, welche bald über euch kommen wird, noch auch der Qual, die dem Teufel und seinen Engeln bereitet ist, es sei denn, daß ihr durch schnelle Reue zu dem Herrn zurückkehrt, den ihr jetzt zurückweisen würdet, wenn ihr die Boten seines Wortes im Stiche laßt.

Noch aber, glaube ich, zweifelt ihr, was ihr thun sollt in einer so wichtigen Sache. Mit wenigen Worten will ich euch sagen, was ich meine. Ihr müßt die Ehre Gottes, die Beförderung des Evangeliums Christi und die Errettung eurer Seelen allen irdischen Dingen vorziehen, und ihr dürft, obgleich ihr Unterthanen seid, gesetzlich von euren Vorgesetzten, sei es der König, seien es eure Herren, Regierer und Gewalthaber, fordern, daß sie euch mit treuen Predigern versorgen und solche entfernen, die unter dem Namen von Hirten die Heerde verschlingen und zerstreuen und nicht sie weiden, wie Jesus Christus es befohlen hat. Und wenn in diesem Falle eure Vorgesetzten nachlässig sind oder sogar verlangen, daß ihr Tyrannen in ihrer Tyrannei aufrecht erhalten sollt, so mögt ihr gerechter Weise euch selbst mit treuen Predigern versorgen, sei es in euren Flecken, Städten oder Dörfern, dieselben unterhalten und sie vertheidigen gegen Alle, welche sie verfolgen und

sich dadurch bemühen, euch um die trostreiche Nahrung für eure Seelen, um die treue Predigt des Evangeliums Jesu Christi zu betrügen.

Ihr mögt überdies die Zehnten und Einkünfte zurückhalten, welche eure falschen Bischöfe und Priester bisher ungerechter Weise von euch bezogen haben, bis zu der Zeit, wo sie gezwungen werden, ihren Beruf und dessen Pflichten gewissenhaft auszuüben, nämlich euch Jesus Christus lauter zu predigen, seine Sacramente recht zu verwalten, in Uebereinstimmung mit seiner eigenen Einsetzung, und so für die Seligkeit eurer Seelen zu wachen, wie es von Jesus Christus selbst und von seinen Aposteln Paulus und Petrus gefordert wird. Wenn Gott eure Herzen antreibt, in seiner wahren Furcht dieß Alles zu beginnen und es von euren Vorgesetzten zu fordern und zu begehren, was ihr mit vollem Rechte thun könnt, dann zweifle ich nicht, daß er in seiner großen Güte und freien Gnade die Augen eures Geistes erleuchten und daß seine unzweifelhafte Wahrheit eures Fußes Leuchte sein wird, euch auf alle die Wege zu leiten, welche seine göttliche Weisheit billigt. Er wird eure Feinde zittern machen vor eurem Angesichte, er wird aufrichten sein gesegnetes Evangelium unter euch zur Seligkeit und zu ewigem Troste für euch selbst und eure Nachkommen. Aber wenn (was Gott verhüten möge) die Liebe der Freunde, die Furcht vor euren Fürsten, die Weisheit der Welt euch von Gott und seinem Sohne Jesus Christus abwenden sollten, so seid fest überzeugt, daß ihr den Becher seines Zornes trinken müßt, und zwar so Viele, fürwahr, als diesen liebevollen Ruf unseres himmlischen Vaters verachten und verschmähen. Es wird euch nicht entschuldigen, theure Brüder, vor dem Angesichte Gottes, noch auch wird es euch Etwas nützen in den Tagen seiner Heimsuchung, zu sagen: „Wir waren nur einfache Unterthanen, wir konnten die Fehler und Laster unsrer Oberen, Bischöfe und Priester nicht bessern; wir verlangten nach Besserung und wünschten dieselbe, aber die Brüder der Lords waren Bischöfe, ihre Söhne waren Aebte und die Freunde der Großen waren im Besitz der Kirche, und so waren wir gezwungen, Allem zu gehorchen, was sie forderten". Diese leeren Entschuldigungen sage ich, werden euch vor dem Angesichte Gottes Nichts nützen, welcher nicht weniger von den Unterthanen, als von den Regenten fordert, daß sie von dem Bösen ablassen und Gutes thun, daß sie entsagen dem Götzendienst, dem Aberglauben, den Lästerungen, dem Morde und anderen solchen schrecklichen Lastern, welche sein Gesetz verbietet und die doch nichts desto weniger öffentlich getrieben und hinterlistig vertheidigt werden in diesem beklagenswerthen Lande. Und wenn ihr denkt, ihr wäret unschuldig, weil ihr nicht die Hauptanstifter solcher Bosheiten seid, so seid ihr höchlichst betrogen. Denn Gott bestraft nicht blos die Hauptthäter, sondern auch diejenigen, welche das Böse billigen und Alle billigen dasselbe, welche, wenn sie die Gottlosigkeit vor Augen sehen, nicht das Zeugniß ablegen, daß ihnen dieselbe mißfällt. Um diese Sache recht in das Licht zu stellen: wenn eure Fürsten und Regenten mit euren Bischöfen

mit schuldig sind an all der begangenen Abgötterei und dem unschuldigen Blute, welches um des Zeugnisses der Wahrheit Christi willen vergossen ist, weil sie dieselben in ihrer Trannei unterstützt haben, so seid ihr (ein Jeder von euch, der kein offenes Bekenntniß vom Gegentheil ablegt) derselben Verbrechen mit euren Fürsten und Regenten schuldig, weil ihr dieselben unterstützet und in ihrer blinden Wuth erhaltet und nicht erklärt, daß ihr ihre Tyrannei verachtet.

Diese Lehre, das weiß ich wohl, befremdet die blinde Welt, aber die Wahrheit derselben ist geoffenbart worden in allen ernsten Strafgerichten vom Anfang der Welt an. Wenn die erste Welt durch Wasser unterging, wenn Sodom und Gomorrha durch Feuer verzehrt, und endlich wenn Jerusalem auf schreckliche Weise zerstört wurde, meint da wohl Jemand, daß Alle gleich böse waren in den Augen der Welt? Es ist augenscheinlich, daß sie es nicht waren, wenn sie nach ihren äußerlichen Handlungen gerichtet wurden. Denn einige waren jung und konnten noch keine Grausamkeiten verüben, noch sich beflecken durch unnatürliche und viehische Lüste, Andre waren fromm und edel von Natur und dürsteten nicht nach dem Blute Christi, noch nach dem seiner Apostel. Aber entgingen wohl Einige der Strafe und Rache, welche über die Menge kam? Laßt die Schrift zeugen und betrachtet die Erzählungen, welche klar bezeugen, daß durch das Wasser alles Fleisch auf Erden umkam (Noah und seine Familie ausgenommen), daß Niemand in Sodom und den andern umliegenden Städten entrann, außer Lot und seinen beiden Töchtern. Und unzweifelhaft ist es, daß in der berüchtigten Stadt Jerusalem bei der letzten schrecklichen Zerstörung Niemand der Rache Gottes entkam, wenn nicht diejenigen, die schon vorher zerstreut worden waren. Und was ist die Ursache solcher Strenge, da doch nicht alle gleiche Uebelthäter waren? Laßt doch das Fleisch aufhören, mit Gott zu rechten! und möchten doch die Menschen an diesen Beispielen lernen, bei Zeiten die Gesellschaft und Gemeinschaft der stolzen Verächter Gottes zu fliehen, auf daß sie nicht am Ende mit in ihre Strafe gerathen. Der Grund ist klar, wenn wir uns ohne Murren dem Gerichte Gottes unterwerfen wollen, welches in sich selbst heilig und gerecht ist. Denn in der ersten Welt wurde Niemand gefunden, der der Tyrannei und Grausamkeit, welche allgemein geübt wurde, widerstanden, noch dieselbe ernstlich getadelt hätte. In Sodom gab es Keinen, der der wüthenden und viehischen Menge entgegen getreten wäre, welche das Haus Loth's umringte und belagerte. Doch wollte Loth nicht glauben, daß die Stadt zerstört werden würde. Und endlich in Jerusalem war Niemand, der sich bemüht hätte, die Tyrannei der Priester zu unterdrücken, welche sich gegen Christum und sein Evangelium verschworen hatten, sondern Alle verzagten (ich nehme immer Solche aus, welche durch ihr Blut oder ihre Flucht Zeugniß gaben, daß solche Gottlosigkeit ihnen mißfiel), Alle beobachteten Stillschweigen, durch welches sie die Bosheit billigten, und reichten ihre Hände den Tyrannen, und so vereinigte sich dann Alles zu einem

Kampfe gegen den Allmächtigen und seinen Sohn Jesus Christus. Denn wer nicht mit Christus sammelt in den Tagen der Ernte, der wird dafür angesehen, daß er zerstreue, und deßhalb wurden Alle einer gleichen Strafe theilhaftig.

Diese Dinge, von denen ich euch geredet habe, sollten euch zu ernstem Nachdenken über eure Pflichten in dieser letzten und gefährlichen Zeit bewegen. Die Bosheit eurer Bischöfe ist nur zu offenbar, ihr unreines Leben verpestet die Luft, das unschuldige Blut, welches sie vergießen, schreiet um Rache zu den Ohren Gottes, die Abgötterei und die Frevel, welche sie öffentlich treiben und ungestraft begehen, verderben und beflecken das ganze Land, und Niemand unter euch hat den Muth, solche Gräuel hinweg zu thun. Wird euch da Gott für unschuldig halten? Betrügt euch nicht, lieben Brüder! Gott hat nicht blos die stolzen Tyrannen, die argen Verbrecher und trotzigen Mörder, sondern auch die, welche mit ihnen an einem Strange der Bosheit zogen, sei es indem sie ihren Schandthaten schmeichelten, oder ihren Befehlen gehorchten oder Nachsicht mit ihren Gräueln hatten, alle Solche, sage ich, hat Gott sammt den Hauptverbrechern bestraft. Seid versichert, Brüder, daß, wie Gott unveränderlich in seinem Wesen ist, daß er so auch euch nicht verzeihen wird, was er so strenge an Anderen gestraft hat, und am wenigsten euch, weil er euch so deutlich vor der Gefahr gewarnt hat und hat euch seine Gnade angeboten, bevor er seinen Zorn und Unwillen auf die Ungehorsamen ausgießen will.

Gott, der Vater unsers Herrn Jesu Christi, welcher ist der Vater der Herrlichkeit und der Gott alles Trostes, gebe euch den Geist der Weisheit und offenbare euch die Erkenntniß seiner selbst durch seinen theuren Sohn, durch welchen ihr zu der Hoffnung und Zuversicht gelangen möget, daß ihr nach den Trübsalen dieses vergänglichen Lebens Theil haben werdet an dem Reichthume jenes herrlichen Erbes, welches denen bereitet ist, die sich selbst verleugnen und unter dem Panier Jesu Christi streiten in den Tagen dieses seines Kampfes. In ernster Betrachtung alles dessen möget ihr lernen, die unsichtbaren und ewigen Freuden den eitlen Vergnügungen des gegenwärtigen Lebens vorzuziehen. Gott gebe euch ferner seinen heiligen Geist, recht zu bedenken, was ich in seinem Namen von dem Adel und von euch, dem Volke, gefordert habe, und er bewege euch Alle mit einander, so zu antworten, daß meine Bitte nicht ein Zeugniß eurer gerechten Verdammniß werde, wenn der Herr Jesus Christus erscheinen wird, um das Blut seiner Heiligen und die Verachtung seines heiligen Wortes zu rächen. Amen!

Schlaft nicht in Sünden, denn die Rache ist nahe allen Ungehorsamen! Fliehet aus Babylon, wenn ihr nicht an seinem Verderben Theil haben wollt!

Seid Zeugen meiner Berufung!

Gnade sei mit euch!

Euer Bruder in der Gottseligkeit

Genf, den 14. July 1558. Joh. Knox.

